Wanderzüge

und

Staatengründungen

der

Ost- und Westgermanen.

Erzählungen griechischer, römischer und deutscher Geschichtschreiber.

Von

Dr. Georg Erler.

Leipzig, 1882.
Verlag von Alphons Dürr.

Auszüge aus den Urteilen der Presse.

— — Den Gedanken, die Geschichtschreiber unserer Vorzeit einmal selbst uns die deutsche Geschichte erzählen zu lassen, also abweichend von der bisherigen Gepflogenheit, die Quellen selbst reden zu lassen, diesen glücklichen Gedanken zu verwirklichen, hat sich ein Werk zur Aufgabe gestellt, welches gegenwärtig im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig erscheint und dessen erste beide Lieferungen uns vorliegen. Die „Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber“ von Dr. Georg Erler unternimmt es, unserem Volke die Geschichtschreiber seiner Vorzeit unmittelbar vorzuführen, in schlichter, getreuer Übertragung aus ihren eigenen Worten den Gang der deutschen Geschichte während des ganzen Mittelalters erkennen und schätzen zu lernen. Mit feinsinnigem Verständnis für die rechteigentliche Aufgabe des Werkes, ein Volksbuch edelster Art zu werden, welches sich an alle Kreise wendet, hat der Verfasser stets solche Abschnitte aus den Quellenschriftstellern vorgeführt, welche in besonders prägnanter und anschaulicher Form der Darstellung den Lesern ein unmittelbares Bild der behandelten Zeitepoche zu geben geeignet erscheinen. Den einzelnen Abschnitten gehen dabei stets kurze, den Zusammenhang der Ereignisse klarlegende und zugleich den Wert der angezogenen Quellen charakterisierende Einleitungen voraus. — — (Hamburger Nachrichten.)

Neben der großen Ausgabe der Monumenta Germaniae hist. läuft bekanntlich eine kleine Oktavausgabe der hauptsächlichsten Geschichtsquellen, sowie eine deutsche Übersetzung der vorzüglichsten Historiker unter diesen her. Wo die Beschaffung der letzteren zu kostspielig scheint, da ist das Erlersche in Lieferungen zu 1 Mark erscheinende Buch am Platze: es will in ca. 18 Lieferungen in den Worten der Hauptquellen die deutsche Geschichte bis zum Schluß des Mittelalters erzählen. Der Gedanke ist gut und seine Ausführung in den ersten bisher erschienenen Lieferungen vortrefflich. (Korrespondenzbl. d. Westdeutsch. Zeitschr. f. Geschichte u. Kunst.)

Wir haben bereits bei dem Erscheinen des ersten Heftes dieses neuen Geschichtswerkes Gelegenheit genommen, auf die neue Methode der Behandlung der Historie und auf deren voraussichtlich nicht fehlenden Erfolg hinzuweisen. Wir sind erfreut, so rasch nach der ersten auch die zweite Lieferung zu erhalten und bekennen, daß wir, je mehr wir uns in diese Behandlung der Dinge hineinlesen, um so mehr davon durchdrungen sind, daß ein wesentlicher Fortschritt namentlich dadurch gemacht wird, daß dem Leser selbst die älteren und ältesten Quellen vorgeführt werden und er sich somit ein sozusagen originäres Urteil bilden kann. — — (Breslauer Zeitung.)

Von Georg Erlers Deutscher Geschichte in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber liegt uns die dritte Lieferung vor. Jede weitere Folge überzeugt den Leser mehr und mehr, ein wie guter Gedanke es war, die Quellen selbst reden zu lassen. Es ist der frische Atem unverfälschter Geschichte, der uns hier entgegenweht. — — Wir glauben, daß Erlers Werk dazu beitragen wird, den Sinn für die Geschichte unseres Volkes in immer weiteren Kreisen zu wecken. (Kölnische Zeitung.)

Ein glückliches Unternehmen. Keine Darstellung ist imstande, ein so lebensvolles Bild vergangener Zeiten zu entrollen, wie die Lektüre der zeitgenössischen Schriftsteller selbst. Es ist bekannt, in welcher Weise Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit dies Moment benutzt hat, um die kulturgeschichtlichen Zustände der letzten Jahrhunderte in ihren wichtigsten Seiten vorzuführen. Auch von Schulmännern, namentlich von den Anhängern der Herbartschen Pädagogik, ist schon mehrfach die Notwendigkeit betont worden, den Geschichtsunterricht durch Einführung in die Quellen selbst zu erweitern und zu beleben. — — Die Auswahl der Stücke ist, nach den bis jetzt vorliegenden Lieferungen zu urteilen, mit Geschick getroffen, die Übersetzungen sind bei aller Treue gewandt und gut lesbar, und auch die eignen Zuthaten des Verfassers zeichnen sich durch eine geschmackvolle sprachliche Darstellung aus. So können wir dem auf ca. 18 Lieferungen berechneten Werke, aus dessen fesselnder Lektüre der Leser ganz nebenbei eine hübsche Quellenkenntnis unsrer mittelalterlichen deutschen Geschichte und somit zugleich einen Einblick in den wissenschaftlichen Aufbau derselben gewinnt, nur den besten Fortgang wünschen. (Grenzboten.)

Im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig erscheint in ungefähr 18 monatlichen Lieferungen unter dem Titel „Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters von Dr. Georg Erler“ ein in seiner Art

Deutsche Geschichte

von der

Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters

in den

Erzählungen deutscher Geschichtschreiber.

Von

Dr. Georg Erler.

Erster Band.

Wanderzüge und Staatengründungen der
Ost- und Westgermanen.

Leipzig, 1882.
Verlag von Alphons Dürr.

Wanderzüge

und

Staatengründungen

der

Ost- und Westgermanen.

Erzählungen griechischer, römischer und deutscher Geschichtschreiber.

Von

Dr. Georg Erler.

Leipzig, 1882.
Verlag von Alphons Dürr.

Leipzig,
Druck von Otto Dürr.

Inhalt.

Drittes Kapitel: Die Vandalen.

Viertes Kapitel: Die Ostgoten.

Fünftes Kapitel: Die Langobarden.

Sechstes Kapitel: Die Franken.

Druckfehler.

Seite 110, Z. 16 lies Rufinus statt Honorius, S. 117, Z. 13 Gesandten statt Barbaren, S. 147, Z. 13 zeichnete statt zeichnet, S. 196, Z. 16 Justinian I. statt Justinian II., S. 243, Z. 25 Amalarich statt Amalrich, S. 281, Z. 16 Konstantinus statt Konstantius, S. 319, Z. 18 vaterlandslose statt vaterländische, S. 334, Z. 4 zu erheben statt erheben, S. 392, Z. 4 Sachsen statt Franken, S. 416, Anm. Jumièges statt Gorze.

Vorwort.

In überwiegender Mehrzahl verweilen die populären Darstellungen der deutschen Geschichte verhältnismäßig nur kurze Zeit bei den früheren Epochen unserer Vergangenheit. In der Absicht, nur einen Überblick zu geben, begnügen sie sich mit der Darlegung der charakteristischen geistigen Strömungen und der Aufzählung der wichtigsten Ereignisse und verzichten darauf, die Quellen selbst reden zu lassen. Und doch kann nur nach diesen ein lebensvolles Bild früherer Jahrhunderte entworfen werden und vermag nur eine tief ins Einzelne eindringende Schilderung der unendlichen Mannigfaltigkeit und Bedingtheit des historischen Lebens ganz Genüge zu leisten. Es ist daher kein Wunder, wenn in weiteren Kreisen des deutschen Volkes nur selten Vorliebe für die Geschichte des Mittelalters gefunden wird und es wenige giebt, in denen der Wunsch rege geworden ist, die bedeutendsten Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit selbst zu lesen. Der großen Menge der Gebildeten sind sicher die Quellen unserer Geschichte vollständig unbekannt.

In früheren Jahren wurde allerdings das Studium des deutschen Mittelalters wesentlich durch den Mangel an guten Ausgaben und durch das Zerstreutsein der Quellen erschwert. Auch war manche wertvolle Schrift überhaupt noch nicht durch den Druck veröffentlicht. Heute ist jedoch ein solches Hindernis nicht mehr vorhanden. Denn mit Vorliebe hat sich seit Beginn dieses Jahrhunderts die historische Kritik den reichen literarischen Schätzen unseres Mittelalters zugewendet, sie ausgebeutet und nutzbar gemacht und damit neue Fundgruben von überraschendem Reichtum für die Erkenntnis der Vorzeit unseres Volkes erschlossen.

Es war in der großen Zeit des Erwachens deutschen Nationalgefühls, nach den glorreichen Siegen der Freiheitskriege, als der Grundstein zu der großen Sammlung der mittelalterlichen Geschichtswerke

Deutschlands, den Monumenta Germaniae, gelegt wurde. Nicht unbekannt ist es, mit welchem Eifer und welcher Opferfreudigkeit der Freiherr vom Stein das gewaltige Unternehmen unterstützte, welches die Aufgabe haben sollte, „den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern und hierdurch zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und dem Gedächtnis unserer großen Vorfahren beizutragen". Bis dahin hatte die politische Zerstückelung Deutschlands alle Versuche, eine Sammlung der Quellenwerke, wie sie Muratori Italien und die Benediktiner von St. Maur dem französischen Volke gegeben hatten, scheitern lassen. Jetzt mußte durch das neue Band, welches die Völker Deutschlands umschloß, ein solches nationales Werk gefördert werden, und fand es auch anfänglich bei den deutschen Regierungen nicht die erhoffte Unterstützung, und machten sich auch sonst unerwartete Schwierigkeiten geltend, allmählich nahm es doch einen erfreulichen Fortgang. In mustergiltiger Weise sind hier die Quellen zur Geschichte des deutschen Mittelalters herausgegeben. Während die Monumente noch ihrer Vollendung entgegen gehen, haben zahlreiche Zeitschriften, Jahrbücher von historischen Gesellschaften und literarischen Vereinen Jahr für Jahr neue Ausgaben, Verbesserungen und Ergänzungen gebracht. Böhmer, der Herausgeber der Regesten des Kaiserreichs, veröffentlichte in seinen Fontes Rerum Germanicarum eine Reihe wichtiger Quellenwerke, welche nach dem Plane der Monumenta Germaniae für spätere Jahre vorbehalten waren, und Philipp Jaffé vereinigte Quellen, die sich um einen Ort oder eine Persönlichkeit gruppierten, zu einem abgerundeten Ganzen. Von den Chroniken der deutschen Städte, deren Herausgabe die historische Kommission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu München leitet, erschienen die Chroniken der Städte Nürnberg, Augsburg, Braunschweig, Magdeburg, Straßburg u. s. w. Eine Menge anderer Sammlungen wurden veranstaltet. Wir gedenken nur der Geschichtsquellen des Bistums Münster und der Sammlungen der badischen, lübischen, bremischen, hamburgischen, holsteinischen, schlesischen, preußischen, österreichischen Geschichtschreiber, der Urkundensammlungen und Veröffentlichungen historischer Volkslieder.

Eine Fülle des kostbarsten Materials ist in diesen Sammelwerken, von denen wir nur einige hervorgehoben haben, enthalten. Aber obgleich Wattenbach (Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, Berlin 1858) und Ottokar Lorenz (Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, Berlin

1870) treffliche Führer boten, um sich über die vorhandenen Quellen zu orientieren, und obgleich unsere Geschichtschreibung der Sichtung und Herausgabe der Quellen reiche Anregung und Förderung verdankt, so ist doch im großen und ganzen das, was hier gefunden worden ist, für die weiteren Kreise des deutschen Volkes noch nicht zur Genüge nutzbar gemacht, liegt hier eine Fülle von Erzählungen, von Schilderungen aus dem staatlichen und kirchlichen Leben, dem Walten unserer Vorfahren in Krieg und Frieden als ein ungehobener Schatz, der wohl geeignet wäre, die Kenntnis unserer Vorzeit zu fördern und die Liebe zur Geschichte unseres Volkes zu wecken.

Das Bedürfnis, wenigstens die wichtigsten Quellen unverändert lesen zu können, hat sich schon frühe geäußert, und durch Einzelausgaben wie Sammlungen hat man diesen Wunsch zu befriedigen versucht. Wir übergehen hier diejenigen Werke, die in der Sprache des Originals entweder eine Sammlung einzelner Abschnitte aus den Quellen bieten, wie Raumer (Handbuch merkwürdiger Stellen aus den lateinischen Geschichtschreibern des Mittelalters, Breslau 1813) und Fritsche (Quellenbuch zur Geschichte des deutschen Mittelalters, Leipzig 1873) oder einzelne hervorragende Autoren unverkürzt geben, wie Pertzs Scriptores Rerum Germanicarum in usum scholarum (Hannover, Hahn) und Holders Germanischer Bücherschatz (Freiburg, Mohr). Da jene Herausgeber nicht die Quellen übersetzten, so blieben ihre Werke auf die gelehrten Kreise beschränkt.

Der erste, der allerdings zunächst nur zur Belebung des historischen Unterrichts an den Schulen Einzeldarstellungen aus den Quellen in deutscher Sprache veröffentlichte, war K. Fr. W. Lanz (Historisches Lesebuch 2. Teil. Erzählungen aus der Geschichte des Mittelalters, Leipzig 1839). Aber ganz abgesehen davon, daß Lanz nur eine Sammlung unzusammenhängender Lesestücke bot, die des erklärenden Wortes eines kundigen Lehrers bedurften, so schloß er vor allem die eigentliche deutsche Geschichte ganz aus und brachte aus ihr nur einige Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Ein treffliches Hilfsmittel für das Studium der mittelalterlichen Geschichte und die Kenntnis der Quellen versprach ein anderes Unternehmen zu geben, welches bestimmt war, in Berücksichtigung der überwiegend großen Zahl unserer deutschen Landsleute, welche nicht Lateinisch verstehen, die wichtigsten lateinisch geschriebenen Quellen deutscher Geschichte in deutschen Übersetzungen allgemein zugänglich zu machen.

Seit 1849 erschienen „Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung unter dem Schutze Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV.“, herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm u. a. (Berlin, Besser, jetzt Leipzig, Franz Duncker). Doch auch diese verdienstvolle Sammlung, die jetzt bereits mehr als ein halbes Hundert Hefte zählt, kann mit Vorteil nur in solchen Kreisen benützt werden, die bereits mit der Geschichte vertraut sind. Dazu bieten die übersetzten Werke große Partieen, die, an sich trocken und unbedeutend, nur für den Forscher von Interesse sind. Andererseits gewähren „die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ zu wenig. Sie beschränken sich auf eine bestimmte Auswahl von Schriftstellern und ziehen andere Quellen wie die deutschen Chroniken, ferner historische Volkslieder und rechtliche Satzungen nicht heran.

So blieb denn der Wunsch, die anziehendsten Erzählungen aus den mittelalterlichen Geschichtsquellen gesammelt zu sehen, auch nach dem Erscheinen der „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ lebendig.

Auf das nachdrücklichste betonte vor allem Peter (Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien, Halle 1848) die Notwendigkeit, den Geschichtsunterricht durch Mitteilungen aus den Quellen zu erweitern, und entwarf zugleich ein Verzeichnis derjenigen Geschichtschreiber, die ihm nach Inhalt und Form für die heranwachsende Jugend passend erschienen. Ihm folgte mit einer ähnlichen Forderung Aßmann (Beitrag zur Methodik des Geschichtsunterrichts, nebst einem Auszuge aus Jornandes de Gothorum origine et rebus gestis, Braunschweig 1855), und noch neuerdings hat G. Richter in seinen „Zeittafeln der deutschen Geschichte im Mittelalter von der Gründung des fränkischen Reiches bis zum Ausgange der Hohenstaufen mit durchgängiger Erläuterung aus den Quellen“ (Halle 1881) ein vorzügliches Hilfsmittel für die Einführung in die Quellen der deutschen Vorzeit geschaffen.

Indessen haben Peter, Aßmann und Richter nur die Bedürfnisse der Gelehrtenschulen ins Auge gefaßt. Anders stellte sich Onno Klopp (Geschichten, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Volksstämme aus der Zeit der Völkerwanderung bis zum Vertrage von Verdun, [1851] und Geschichten und Charakterzüge der deutschen Kaiserzeit von 843—1125. [1852]) seine Aufgabe. Angeregt durch Gervinus, der in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur den Wunsch ausspricht, daß die langobardischen Sagen einmal für die Jugend bearbeitet würden, entschloß sich Onno Klopp, eine Sammlung der schönsten Sagen und Erzählungen aus der deutschen Vorzeit zusammenzustellen.

Doch hat er vielfach seine Quellen überarbeitet, verändert und ergänzt und zum Teil nur mangelhafte Ausgaben bei der Übersetzung benutzt, so daß sein Werk heute als veraltet angesehen werden muß.

Wer könnte an dieser Stelle, wo es sich darum handelt, die Werke, welche durch Mitteilungen aus den Geschichtschreibern früherer Jahrhunderte beabsichtigten, das Verständnis für unsere Vorzeit zu beleben, Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" vergessen, die, in einer Reihe von Auflagen verbreitet, ein Lieblingsbuch der deutschen Nation geworden sind? Durch eine Reihe gleichzeitiger Zeugnisse suchte Gustav Freytag uns Eigentümliches der Kultur und des Gemütes in seinem Werden, Wirken, Vergehen ähnlich vor Augen zu führen, wie wir gesetzliche Wandlung an Baum und Blüte begreifen, und bei seinem Beherrschen des historischen Stoffes wie dem feinen Verständnis, welches er für das geistige Leben der einzelnen Epochen zeigt, ist es ihm gelungen, in glänzender Weise seiner Aufgabe gerecht zu werden. Doch hat Freytag seine Aufgabe beschränkt. Seine Absicht war, wie er sagt, lediglich an Aufzeichnungen vergangener Menschen aus den letzten Jahrhunderten einige der großen Gedanken darzustellen, welche das Leben unserer Nation gerichtet haben, und einige der klugen Lehren, welche aus dem Strome der Zukunft geschöpft werden können.

Ausführlich habe ich aller derjenigen Werke gedacht, welche darauf ausgingen, die Kenntnis unserer deutschen Geschichtsquellen weiteren Kreisen zu vermitteln, nicht bloß um auszusprechen, nach welcher Seite hin die Aufgabe bisher noch nicht vollständig gelöst schien, sondern um auch der Pflicht des Dankes zu genügen, welche ich für die vielfache Anregung und Unterstützung, die ich durch sie empfangen habe, vollen Herzens empfinde. Daß ich außerdem, von den Quellenausgaben ganz abgesehen, durch die neueren Bearbeitungen der deutschen Geschichte unterstützt worden bin, bedarf wohl kaum der Erwähnung, ebenso wenig wird es der Entschuldigung bedürfen, wenn ich es unterlasse, sämtliche Hilfsmittel hier anzuführen.

Es bleibt mir noch übrig, darzulegen, wie ich meine Aufgabe zu lösen gedenke, eine Geschichte des deutschen Mittelalters in den Erzählungen der deutschen Geschichtschreiber zu verfassen. Es kam mir in erster Linie darauf an, die zuverlässigsten Berichte über die großen Begebenheiten unserer Vorzeit, vor allem die Berichte von Augenzeugen oder Mithandelnden aus den Quellen hervorzuheben und chronologisch mit einander zu verbinden. Ich bin mir dabei jederzeit bewußt gewesen, daß das

Werk, welches auf diese Weise aus den Zeugnissen vergangener Jahrhunderte zusammenwuchs, keine Geschichte sei im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern eine Sammlung von Geschichten, und daß meine Thätigkeit nicht die des Geschichtschreibers war, sondern sich etwa mit der jener mittelalterlichen Chronisten vergleichen ließe, die möglichst wortgetreu das, was sie an anderer Stelle lasen, in ihr Werk aufnahmen. Auch bin ich nicht darauf ausgegangen, neue Thatsachen mitzuteilen oder Bekanntes unter neuen Gesichtspunkten darzustellen, noch auch habe ich mich gescheut, Allbekanntes zu wiederholen. Was ich in schlichter Übersetzung aus den Geschichtschreibern des deutschen Volkes vorzuführen gedenke, ist längst gedruckt, zum Teil auch schon trefflich übersetzt und für jeden, der sich mit geschichtlichen Studien beschäftigt hat, unschwer aufzufinden. So will mein Buch lediglich wiedergeben, was vor vielen Jahrhunderten die Menschen von den Weltbegebenheiten aufzeichneten und was sie über jene dachten. Über den Wert zeitgenössischer Aufzeichnungen kann kein Zweifel sein. Nur wer die ursprünglichen Darstellungen von Augenzeugen und Mithandelnden gelesen hat, ist imstande, ein anschauliches Bild vergangener Zeiten zu gewinnen, wie es ihm nicht der lebendigste mündliche Vortrag oder die beste Bearbeitung gewähren kann. Wer die Quelle liest, der wird sich in die Zeit, welche sie schildert, hinein zu leben vermögen, er wird sie sich gegenwärtig machen, und indem die gewonnenen Anschauungen zu Begriffen sich erheben, von ihr eine eigene auf sich beruhende, selbstgegründete Einsicht erlangen. Seine Lust an der Geschichte wird geweckt, wenn er die einzelnen Pfeiler und Grundsteine, auf welche sich die geschichtliche Tradition stützt, kennen lernt, und mit erneutem Interesse wird er jeder neuen Bearbeitung des ihm aus den Quellen bekannten Zeitraumes folgen. Wie unvollkommen also oft unsere Quellen auch sein mögen, wie oft sie das Gepräge einer rohen Zeit tragen, in der sie entstanden sind, für alle Mängel entschädigt uns doch der eine Vorteil, daß sie unter dem unmittelbaren Eindrucke der dargestellten Ereignisse entstanden und daher am ersten geeignet sind, diesen Eindruck weiter auf den Leser zu übertragen.

So habe ich zunächst die Berichte der besten deutschen Geschichtschreiber zusammengestellt. Und an guten unverdächtigen Zeugen des Lebens, der Thaten und Leiden unseres Volkes war kein Mangel. Für die ältesten Zeiten unserer Vergangenheit sind wir allerdings auf die Zeugnisse Fremder, Griechen und Römer, angewiesen. So-

bald aber die Flut der Völkerwanderung vorübergeht, erstehen in den unterworfenen Ländern der Gote Jordanis, der Gallier Gregor von Tours, der Angelsachse Beda und der Langobarde Paulus. Sie alle schildern uns die Kämpfe unserer Vorfahren auf römischem Boden und die Einwirkung römischer Kultur und des Christentums auf das deutsche Volksleben. Mit der Vereinigung der deutschen Volksstämme durch Karl den Großen beginnt dann eine reiche Geschichtschreibung und begleitet in ihrer Fülle die verschiedenen Wandelungen des deutschen Volkes durch die Zeiten der großen Kaisergeschlechter bis zum Sturze der Hohenstaufen und dem Aufkommen der territorialen Gewalten, jenen Epochen, in denen das Leben des deutschen Volkes in engeren Kreisen sich verschließt. Einhard, Thegan, Widukind, Nithard, Ekkehards Chronik von St. Gallen, Hinkmar, Liudprand, Thietmar, Wipo, Otto von Freising, Ragewin bezeichnen die Glanzzeit unserer Geschichte und unserer Geschichtschreibung. Der gewaltige Kampf zwischen Staat und Kirche, der im 11. Jahrhundert anhebt, wird durch die Berichte Lamberts von Hersfeld und Brunos, wie des Biographen Heinrichs IV. geschildert werden, und den Schluß machen wir mit den reichen chronistischen Mitteilungen des großen Ellenhard, des Straßburger Kanonikus Fritsche Closener, des Jakob Twinger von Königshofen, des Heinrich Truchseß von Diessenhoven, des Abtes Hermann von Nieder-Altaich und Johanns von Victring, anderer nicht zu gedenken.

Ein überreicher Stoff bot sich mir, und es galt vieles auszuscheiden. Ich habe dabei festgehalten, daß aus dem bunten Gewirr drängender Ereignisse nur immer die wesentlichen Gesichtspunkte hervorzuheben, die bedeutendsten Männer und Institutionen, die größten Schicksalswechsel, die unser Volk erlitten hat, durch die wahrsten und lebendigsten Berichte unserer Quellen zu veranschaulichen seien. Dabei habe ich eine Ungleichheit, die der Geschichtschreiber vermeiden muß, nicht vermeiden können. Wo meine Quellen ausführlicher waren, habe ich sie ausführlich erzählen lassen; wo uns nur dürftige Berichte vorliegen, ließ ich es bei diesen bewenden, selbst wenn die Berichte nicht im Verhältnis zur Bedeutung dessen standen, was sie berichteten.

Die von mir ausgewählten Abschnitte aus den Quellen habe ich möglichst wörtlich und nach den besten Ausgaben übertragen. Ich habe dabei nie verkürzt oder umgearbeitet. Nur ist Nebensächliches und für unser Gefühl Anstößiges übersprungen worden. In der Regel habe ich einen einzigen und zwar den zuverlässigsten Bericht gebracht; nur an wenigen Stellen habe ich mir Abweichungen erlaubt und der zeit-

genössischen Erzählung eine spätere sagenhafte Tradition zur Seite gesetzt, um die Umbildungen durch die Sage darzulegen. Die Sage selbst habe ich nicht ausgeschlossen. Wofern sie wirklich alt ist, giebt sie uns einen lehrreichen Einblick in das Gemütsleben des Volkes.

Ich habe mich aber nicht auf eine bloße Zusammenstellung solcher Erzählungen, die uns am wahrheitsgetreuesten große Ereignisse schildern und solcher Darstellungen, die uns einen Einblick in das Leben unserer Vorfahren gewähren, beschränkt.

Auch jene Augenzeugen, an die ich mich in erster Linie wendete, haben sich getäuscht oder haben andere täuschen wollen. Haß und Liebe führten ihre Feder, und selbst die klar Sehenden unter ihnen sind nicht immer imstande gewesen, die Thaten, deren Zeugen sie waren, in ihrer Tragweite zu würdigen. Es erwuchs mir daher notwendigerweise die Aufgabe, kurz die Stellung anzugeben, welche jeder Geschichtschreiber zu den Ereignissen, die er schildert, einnahm. Dann aber schien auch die Bedeutung der erzählten Begebenheiten nicht klar genug, wollte ich nicht den Zusammenhang zwischen den einzelnen den Quellen entnommenen Abschnitten selbst vermitteln. Ich mußte also selbst den Faden aufnehmen, der Ereignis an Ereignis knüpft.

So ist mein Buch entstanden. Die Erfahrung, daß unsere Zeit mehr als jede frühere für solche Geschichtswerke Vorliebe hat, die unmittelbar aus den Quellen schöpfen, und endlich der reiche Beifall, den auch dichterische Werke gefunden haben, welche den Versuch wagen, uns vergangene Zeiten in lebensvollen Bildern vorzuführen, lassen mich mit meiner Arbeit vor das Publikum treten und mich der Hoffnung hingeben, sie möchte neben den vorzüglichen Bearbeitungen, welche die deutsche Geschichte in der neuesten Zeit gefunden hat, sich noch einen Platz erwerben, in weiteren Kreisen Lust an der Geschichte unseres Volkes erwecken und dadurch die Liebe zum Vaterlande beleben.

Leipzig, im Februar 1882.

Georg Erler.

1. Kapitel.

Die Urzeit.

1. Die Anfänge geschichtlicher Kunde.

Nicht von alters her, wie Tacitus sagt, hat unser Volk die Gegenden bewohnt, in denen es heute noch seinen Sitz hat. Auch ist es nicht unvermischt und von ganz eigentümlicher Art, wie der römische Geschichtschreiber meint. Daß die Germanen nur ein Zweig der großen indogermanischen oder arischen Völkerfamilie sind und ihre erste Heimat in Asien hatten, kann jetzt wohl als eine allgemein bekannte Thatsache gelten.

Wann die Einwanderung nach Europa erfolgt ist, läßt sich nicht genau bestimmen, nur so viel ist sicher, daß sie in eine überaus frühe, vorgeschichtliche Zeit fällt. Von den drei großen nordeuropäischen Stämmen, den Kelten, Germanen und Slaven, welche sich, drei mächtigen Völkerwellen gleich, von Asien her über Europa ergossen, sind die Kelten am frühesten eingewandert. Im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung beherrschen sie den größten Teil von Mitteleuropa. Von hier aus besetzten sie England und drangen in die Pyrenäen- und Apennin-Halbinsel ein. Während aber die Kelten vergeblich mit dem jungen römischen Reich sich maßen, das ihrem Volke noch so gefährlich werden sollte, zogen die Germanen vom Norden her ihnen nach und drängten sie über den Rhein. Zu der Zeit, wo Alexander der Große das persische Reich überwand, am Ende des vierten Jahrhunderts, gelangte die erste Kunde von ihnen zu den Völkern des Südens. Ein griechischer Gelehrter, Pytheas von Massilia, dem heutigen Marseille, unternahm eine kühne Entdeckungsfahrt nach dem Norden, um Gestalt und Größe der Erde kennen zu lernen, — an der Mündung des Rheins entdeckte er die Teutonen.

Wenige und unsichere Angaben über die Germanen haben wir aus den nächstfolgenden Zeiten. Erst zweihundert Jahre später kündet eine Wanderung den Beginn des Weltkampfes an, der dann fünf Jahrhunderte erfüllen und die Geschicke Europas bestimmen sollte.

Im Jahre 113 vor Christi Geburt brachen die Cimbern und Teutonen aus ihren Sitzen zwischen Nord- und Ostsee auf und zogen, reichere und fruchtbarere Äcker suchend, durch Süddeutschland nach der Nordostgrenze Italiens. Ein römisches Heer, das ihnen entgegentrat, wurde vernichtet. Dann brachen sie in Helvetien ein, durchzogen plündernd Gallien und das seit einem Jahrhundert von den römischen Waffen unterworfene Spanien. Auf ihren dreizehnjährigen Hin- und Herzügen schlugen sie fünfmal ihre Gegner, so daß der Schrecken in Rom unermeßlich war und man befürchtete, die Tage möchten zurückkehren, wo Brennus mit seinen Galliern auf den Trümmern Roms hauste. Als aber die Germanen in zwei getrennten Haufen über die Alpen nach Italien einzufallen versuchten, erlagen sie der Kriegskunst des Marius: der erste Wellenschlag der Völkerwanderung war erfolgt.

Damals war es, daß zuerst den Römern die Erkenntnis eines neuen Volksstammes kam, der sich aus der großen Menge der transalpinischen Kelten loslöste. Mit einem keltischen Namen, Germanen, haben sie den neuen Feind genannt. Bald sollte Rom sich von neuem mit dem wilden Gegner messen. Denn schon begann der germanische Volksstrom den Rhein zu überfluten und drohte die alternde keltische Nation zu vernichten. Einzelne Völkerschaften gingen mit Weib und Kind über den Fluß, neue Äcker und Sitze sich zu erkämpfen. Endlich benützte der Suebenfürst Ariovist die Zwietracht zwischen den herrschenden Völkern der Sequaner und Häduer und ließ sich in Gallien nieder. Er konnte sich als der weithin schaltende Herr des Landes betrachten, selbst Rom erkannte seine Herrschaft an und ehrte ihn mit dem Titel König und Freund. Neue Scharen seiner Volksgenossen folgten aus dem Innern. Alles geriet in eine flutende Kriegsbewegung, in eine Wanderung der Völker. Da trat der größte Sohn des römischen Volkes, durch seinen gewaltigen Geist einer jeden Weltbewegung gewachsen, Julius Cäsar, dazwischen und nahm Gallien für das römische Reich in Anspruch. Sogleich sah er, welche ungeheure Gefahr mit der Einwanderung der Germanen Gallien und Italien drohte. Ohne Zaudern überschritt er die Grenzen des römischen Besitzes, überwand erst seiner Römer Furcht und dann die wilde, trotzige Kraft des Ariovist. Was sonst noch von germanischen

Stämmen auf dem linken Rheinufer sich angesiedelt hatte, wurde in den nächsten Jahren mit der Schärfe des Schwertes über den Rhein zurückgewiesen und die Stromgrenze selbst für drei Jahrhunderte geschlossen. Zweimal*) trug Cäsar die römischen Adler über den Strom, nicht um dauernde Eroberungen zu machen, sondern um den Barbaren zu zeigen, was ihnen drohe, wenn sie die Rheingrenze nicht scheuten oder die Gegner Roms mit den Waffen unterstützten. Mit seinem rasch durchdringenden Scharfblicke erkannte er zum ersten Male, daß hier ein neues, von den Galliern durchaus verschiedenes, mächtiges Volk aufgetreten sei, und nach seiner Art bezeichnet er in den Commentaren, die er über seinen gallischen Krieg uns hinterlassen, den Gegensatz beider Nationen in kurzen, festen und klaren Zügen. Er erzählt**) folgendes von den Germanen:

2. Cäsars Bericht über die Germanen.

„Zwischen den Sitten der Germanen und Gallier waltet ein erheblicher Unterschied. Denn weder haben die Germanen Druiden, welche als Priester dem Gottesdienste vorstehen, noch auch haben sie besondere Neigung zu religiösen Feierlichkeiten. Unter die Zahl der Götter haben sie nur jene erhoben, welche sie sichtbar wahrnehmen und durch deren Segnungen sie offenbar gefördert werden: Sonne, Erde und Mond. Die übrigen Gottheiten kennen sie selbst vom Hörensagen nicht. Jagd und kriegerische Übung füllt ihr Leben aus. Schon von klein auf gewöhnen sie sich deshalb an harte Strapazen und üben ihre Ausdauer. Wer am spätesten zum Manne sich entwickelt, trägt unter den Seinen das höchste Lob davon. Das, meinen sie, nähre stattlichen Wuchs, stärke die Kräfte und stähle die Sehnen. Vor dem zwanzigsten Jahre von einem Weibe gewußt zu haben, halten sie für überaus schimpflich; und doch giebt es kein Verbergen, denn ohne Scheu baden sie zusammen in den Flüssen, und zur Kleidung dienen ihnen Felle oder kurze Pelzröcke, die einen großen Teil des Körpers unverhüllt lassen.

Wenig beschäftigen sie sich mit Ackerbau; der größere Teil ihrer Nahrung besteht aus Milch, Käse und Fleisch. Auch hat keiner Ackerland von bestimmtem Umfange oder überhaupt eigenen Grundbesitz, sondern die Häupter des Volkes und die Fürsten teilen auf ein Jahr den Stämmen und Sippen, wie sie zusammengetreten sind, Äcker zu, in

*) Im Jahre 55 und 53 v. Chr. **) Comm. de bello Gallico. L. VI, c. 21—28.

dem Umfange und an dem Orte, wie es ihnen angemessen erscheint, und zwingen sie nach Ablauf des Jahres an eine andere Stelle überzugehen. Viele Gründe führen sie für diesen Brauch an: man wollte verhindern, daß die Gewöhnung an ein seßhaftes Leben dazu verführe, die Lust am Kriege mit der Bebauung des Bodens zu vertauschen, daß jemand weit ausgedehnten Landbesitz zu erwerben trachte und die Mächtigeren die Ärmeren aus ihrem Besitze verdrängten. Nicht sollte man sorgfältiger, um sich vor Kälte und Hitze zu schützen, die Häuser bauen; Habgier nach Geld, in deren Gefolge Parteiungen und bürgerlicher Zwist einhergehen, sollte damit verbannt sein, der gemeine Mann aber in Zufriedenheit erhalten werden, wenn er sähe, daß bei dieser Sitte sein Besitz dem des Mächtigsten gleichstünde.

Als ein hohes Lob gilt es für die Völkerschaften, um ihr Gebiet herum weithin alles Land zu verwüsten und von einer Einöde umgeben zu sein. Ein Zeichen sei es, so glauben sie, männlicher Thatkraft, wenn die Nachbarn, vertrieben von ihren Äckern, in die Ferne zögen und niemand in ihrer Nähe sich anzusiedeln wage. Zugleich glauben sie durch eine solche Maßregel gesicherter und von der Furcht eines plötzlichen Überfalls befreit zu sein.

Rüstet sich eine Völkerschaft zum Angriff oder zur Abwehr, dann wählt sie einen Herzog, welcher den Krieg leiten soll. In seiner Hand liegt die Gewalt über Leben und Tod. Im Frieden dagegen hat sie kein gemeinsames Oberhaupt, sondern die Fürsten der Landschaften und Gaue sprechen unter den Ihrigen Recht und schlichten den Zwist.

Kein Makel haftet dem Raube an, sobald er außerhalb der Grenzen der Völkerschaft vollführt wird. Durch ihn, glauben sie, werde die junge Mannschaft geübt, der Müßiggang aber gemindert. Und sobald einer von den Fürsten in öffentlicher Versammlung erklärt, daß er die Führung übernehmen wolle: es möchten die sich melden, die ihm zu folgen gedächten, erheben die sich, die mit der Sache und mit dem Manne einverstanden sind, und versprechen ihren Beistand. Lob wird ihnen von der Menge zu Teil. Wer aber von diesen dann nicht folgt, der wird als ein Ausreißer und Verräter betrachtet, und jedes Vertrauen wird ihm fernerhin entzogen.

An dem Gastfreund sich vergreifen, dünkt sie Frevel. Wer aus irgend einem Grunde zu ihnen kommt, den schützen sie vor Unbill und halten ihn für unverletzlich. Alle Häuser stehen ihm offen, und der Lebensunterhalt wird mit ihm geteilt.

Es gab einst eine Zeit, wo die Gallier den Germanen überlegen waren, sie aus freien Stücken bekriegten und wegen Übervölkerung und Mangel an Land Kolonien über den Rhein sandten. So haben die Volker-Tektosagen die fruchtbarsten Gegenden Germaniens, die am Hercynischen Wald liegen, der, wie ich sehe, schon dem Eratosthenes*) und einigen Griechen vom Hörensagen bekannt gewesen ist, — Orcynia nannten sie ihn — in Besitz genommen und sich daselbst niedergelassen. Noch jetzt wohnt dieses Volk in jenen Sitzen und ist rühmlichst bekannt durch seinen gerechten Sinn und seine kriegerische Tüchtigkeit. Jetzt freilich lebt es in derselben Mittellosigkeit, Armut und Genügsamkeit wie die Germanen dahin und hat dieselbe Lebensweise und Tracht. Den Galliern aber giebt die Nähe der römischen Provinzen, die Kenntnis überseeischer Dinge vieles zum Wohlstand und zur Befriedigung von mancherlei Bedürfnissen, aber sie haben sich auch daran gewöhnt, überwunden zu werden und können, in vielen Treffen besiegt, sich selbst nicht mehr mit jenen an Tapferkeit vergleichen ..."

Wir vervollständigen dieses Bild durch den Bericht, den uns Cäsar an anderer Stelle**) von den Sueben giebt. Was er von diesen sagt, gilt ohne Zweifel auch von den übrigen Germanen.

„Der Stamm der Sueben ist der bei weitem größte und kriegslustigste von allen Germanen. Hundert Gaue soll er zählen, und aus jedem ziehen jährlich tausend Krieger zum Kampfe über die Grenze. Die übrigen, welche zu Hause bleiben, erwerben für sich und jene die Nahrungsmittel. Im folgenden Jahre stehen diese zur Abwechselung unter den Waffen und bleiben jene in der Heimat. So wird weder der Ackerbau noch das Kriegshandwerk vernachlässigt.

Aber getrennte, bestimmten Personen zugehörige Äcker giebt es nicht. Auch ist es nicht gestattet, an einem Orte um des Ackerbaues willen länger als ein Jahr zu bleiben. Nicht sowohl von Getreide, sondern von Milch und Fleisch leben die Sueben zum größten Teil. Das Weidwerk betreiben sie mit Vorliebe. Diese Beschäftigung nährt durch die Art der Speise wie durch die tägliche Übung und Ungebundenheit des Lebens — denn schon von Kindheit an sind sie an keine Pflicht oder Zucht gewöhnt und thun überhaupt nichts wider ihren Willen — ihre Kräfte und macht sie zu Menschen von ungewöhnlicher Körpergröße. Dazu sind sie

*) Eratosthenes von Kyrene, 275—194 v. Chr.

**) Comm. de bello Gallico L. IV, c. 1—3.

gewöhnt, trotz des kalten Himmelstriches, außer Fellen, die wegen ihrer geringen Größe einen beträchtlichen Teil des Körpers unbedeckt lassen, keine Kleidung zu tragen und in den Flüssen zu baden.

Den Kaufleuten gestatten die Sueben nur aus dem Grunde den Zutritt, um jemand zu haben, an den sie ihre Kriegsbeute verkaufen können, nicht aber, als ob sie nach der Einfuhr von irgend etwas Verlangen trügen. Ja selbst der Pferde, von denen die Gallier große Liebhaber sind und auf deren Kauf sie bedeutende Summen wenden, bedienen sie sich nicht, wenn sie aus der Fremde kommen. Klein und häßlich sind zwar die einheimischen, doch durch tägliche Übung fähig, die größten Anstrengungen zu ertragen.

Im Reitertreffen springen sie oft von den Pferden herab und kämpfen zu Fuß. Die Pferde sind dabei gewöhnt, an derselben Stelle stehen zu bleiben. Zu ihnen ziehen sie sich schnell zurück, wenn es die Notwendigkeit erfordert. Nichts gilt nach ihrem Brauche für schimpflicher oder feiger, als den Sattel zu gebrauchen. Daher wagen sie denn auch, selbst wenn ihrer nur wenige sind, jede beliebige Zahl von Sattelreitern anzugreifen.

Die Einfuhr von Wein dulden sie überhaupt nicht, denn sie glauben, daß er den Menschen zum Ertragen von Strapazen unfähig mache und verweichliche.

Für ein Volk, meinen sie, sei es das höchste Lob, wenn um sein Gebiet herum weite Strecken wüst lägen; dadurch werde bezeugt, daß eine große Anzahl von Völkerschaften seinen Angriffen nicht hätten standhalten können. So soll vom Lande der Sueben aus nach der einen Seite hin das Land in einer Ausdehnung von ungefähr 60,000 Schritten unangebaut sein. Auf der andern Seite schließen sich die Ubier an. Groß und blühend war einst dieses Volk, wenigstens nach germanischen Begriffen. Auch sind sie jetzt noch von etwas höherer Bildung als ihre Stammesgenossen. Denn nahe sind ihre Wohnsitze dem Rhein. Mancherlei trägt der Kaufmann handelnd zu ihnen, und wegen der Nachbarschaft haben sie gallische Sitten angenommen. Dieses Volk konnten die Sueben, wie oft sie es auch mit Krieg überzogen, wegen seiner Größe und Bedeutsamkeit nicht aus seinem Gebiete vertreiben. Aber sie machten es zinspflichtig, beraubten es seiner angesehenen Stellung und verringerten seine Macht."

3. Die Züge des Drusus und Tiberius.

Es war ein Zustand des Überganges, in welchem Cäsar die Germanen traf. Sie waren eben dabei, die Nomadenkultur abzustreifen und zur Ansässigkeit überzugehen. Noch ist alles in ihren Einrichtungen unstät und flüssig. Noch besteht kein Sondereigentum, noch ist der Stamm nicht dauernd an ein Gebiet, der Gemeindegenosse nicht an eine bestimmte Ackerhufe gekettet. Noch wird der Ackerbau ohne die Absicht dauernder Niederlassung betrieben und gewähren Viehzucht und Jagd, nicht der Pflug die Hauptmasse der Nahrung. Doch zeigen sich schon die ersten Spuren der beginnenden Umwälzung. Man war gleichsam auf dem Sprunge, die alte Lebensweise zu verlassen, ja die dem Rheine am nächsten wohnenden Völker, wie die Ubier, mochten in dieser Entwickelung den anderen voraus sein. Mitten in der Wanderung hatte jetzt Cäsar den germanischen Stämmen Halt geboten. Wohl oder übel mußten sie auf dem Boden, den sie betreten hatten, sich einrichten.

Auf Cäsars Angriff folgten 40 Jahre der Ruhe für die Germanen. Zu sehr war Rom mit sich selbst beschäftigt, als daß es an eine Ausdehnung seines Gebietes hätte denken können. Unter blutigen Bürgerkriegen brach die Republik zusammen, und auf ihren Trümmern erhob sich siegreich die monarchische Gewalt. Erst der Erbe von Cäsars Macht, Augustus, begann den Kampf gegen die Germanen von neuem. Nicht die Erweiterung, nur die Erhaltung und Sicherung der Grenzen war auch sein klar erkanntes Ziel.

Darum sandte er im Jahre 15 v. Chr. die beiden Brüder Tiberius und Drusus, seine reichbegabten Stiefsöhne, über die Alpen, um die Pässe und Zugänge Italiens zu sichern. Bald waren siegreich alle Völker keltischen und rhätischen Stammes bis zur Donau hin unterworfen.

So war auch diese Stromlinie gegen die Wanderung der Germanen gesperrt und Germanien selbst von zwei Seiten her durch römische Angriffsstellungen umschlossen. An diesen Dämmen mußte fürs erste das ungestüme Drängen des Volkes nach südlicheren Landstrichen zur Ruhe kommen. Eine Völkerschaft nach der andern lagerte sich hier ab. Notgedrungen mußten sie zu größerer Seßhaftigkeit, zu festeren politischen Formen gelangen. Langsam erfolgte natürlich der Übergang, aber sicher ist, daß der bleibende Wohnsitz seinen Einfluß bald auf jeder Seite des Volkslebens geltend machte.

Doch trat der Frieden nicht sogleich an der Rhein- und Donaugrenze ein. Vielmehr gingen die Römer jetzt ihrerseits zum Angriffe auf das innere Germanien über. Denn ohne Besitz des vorliegenden Landes ließen sich, wie man bald erfuhr, die großen Flußlinien nicht verteidigen und war eine dauernde Sicherheit für die dahinter liegenden römischen Provinzen nicht zu erhoffen. Damals drohte dem deutschen Volke eine schwere Gefahr. Ihm gegenüber stand ein Weltreich, das noch jeden Feind bezwungen hatte, unerschöpfliche Streitkräfte mit vortrefflichen Waffen und einer ausgebildeten Kriegskunst, die Überlegenheit einer hochentwickelten Kultur und der gebietende Wille einer eben befestigten, machtvollen Alleinherrschaft. Nichts der Art brachten die Germanen in den Kampf mit. Sie hatten keine geordnete Kriegführung, keine Kunst, keine Erfahrung und nur armselige Waffen. Dazu waren sie selbst in eine Menge kleiner, unverbundener, oft zwieträchtiger Völkerschaften zersplittert, und in diesen selbst herrschte Uneinigkeit. Denn wie viele Genossen sagten sich nicht los von der Sache der Freiheit und folgten dem Rufe der fremden Macht, die reichen Gewinn verhieß und lockende militärische Ehren? Nichts hatten sie einzusetzen als ihre Kampfesfreude, ihre wilde Tapferkeit und Freiheitsliebe und die trotzige Körperkraft, und nur ein Bundesgenosse stand ihnen zur Seite: der undurchdringliche Wald mit seinen tückischen Sümpfen und Mooren, der alle Zeit, wenn der Gegner ins Land fiel, unzählige Schlupfwinkel und Verstecke bot und Holz genug hatte, die verbrannten Hütten wieder aufzubauen.

War es also eine allzukühne Hoffnung, wenn die Römer glauben konnten, daß es ihnen ebenso leicht werden würde, über das zwiespältige Volk zu triumphieren, wie sie den Stamm der Kelten besiegt hatten?

In der That entsprach der erste Erfolg den Erwartungen. Drusus, der sich im Feldzuge gegen die Donauvölker schon bewährt hatte, ein ehrgeiziger, feuriger Jüngling, sicherte die Rheinlinie durch eine stattliche Menge von Kastellen. Viermal ging er über diese Linie in den Jahren 12—9 v. Chr. zum Angriffe vor. Lässig war der Widerstand, den er fand, und zersplittert. Niemand erkannte die Gefahr, die der Gesamtheit drohte. So wurden die Sugambrer*), Chatten**), Cherusker***)

*) Zwischen Sieg und Ruhr.

**) Zu beiden Seiten der Eder im jetzigen Hessen.

***) Zwischen Weser und Elbe, Harz und Aller.

geschlagen, ein Stamm nach dem anderen überwältigt, ein Gau nach dem anderen besetzt. Immer weiter bis in das Herz Deutschlands drang Drusus vor. Schon erreichte er bei seinem vierten Zuge die Elbe. Da ereilte ihn sein Geschick. Bei dem Rückmarsche stürzte er zwischen Saale und Rhein mit dem Pferde, brach den Schenkel und verletzte sich so, daß er wenige Wochen darauf im Lager starb.

Tiberius, der bis dahin hauptsächlich gegen die pannonischen und dalmatischen Stämme in den Alpen gekämpft hatte, wurde beauftragt, das Werk seines Bruders am Rhein fortzusetzen. Dreimal weilte er längere Zeit in Deutschland, zuerst in den Jahren 8—7 v. Chr., dann wieder 4—5 n. Chr. und noch einmal nach der Niederlage des Varus. Seinem Bruder ungleich im Wesen, aber ein Mann von weitem staatsmännischen Blick und großem Feldherrntalent, wußte er durch kluge Politik zu vollenden, was Drusus als Heerführer begonnen hatte, und durch vorsichtige und schonende Behandlung des unterworfenen oder mit den Römern verbündeten Landes Roms Herrschaft zu befestigen.

Schon wagten römische Truppen jenseits des Rheines im Winterquartiere zu bleiben, römische Flotten liefen in die Elbe ein, und um das Jahr 2 n. Chr. vermochte der Feldherr Domitius Ahenobarbus mit einem Heere durch Nordschwaben, Franken bis zur Elbe und Havel vorzudringen und von da westwärts bis zum Rhein zu marschieren. Ohne Widerstand zu finden, wie im Frieden zog er durch ein unterworfenes Land.

Vellejus Paterculus, ein Kriegsmann, der unter Tiberius diente, hat in schwülstiger, gezierter Redeweise und ohne Verständnis für den Zusammenhang der Dinge einen Abriß der römischen Geschichte geschrieben. Je näher er seiner Zeit kommt, um so ausführlicher behandelt er die Ereignisse.

Wir heben aus seiner phrasenreichen Erzählung eine Episode*) hervor, welche in die zweite Anwesenheit des von Vellejus verherrlichten Tiberius fällt. Sie zeigt uns, wie weit die Römer gefahrlos in Deutschland vordringen konnten, und wie sehr der blendende Glanz des römischen Weltreichs die Germanen bezauberte.

*) M. Vellei Paterculi Historiae Romanae ad M. Vinicium cos. Liber II, 106—107.

„Ihr guten Götter, welche Fülle von Thaten haben wir unter der Führung des Tiberius Cäsar vollbracht! Ganz Germanien haben unsere Heere durchzogen. Besiegt wurden Völker, deren Namen uns bisher fast unbekannt waren, gewonnen wurden die Stämme der Chauken*). Ihre ganze junge Mannschaft, unendlich an Zahl, riesenhaft an Wuchs des Körpers, durch ihren Wohnsitz von jeder Gefahr geschützt, legte die Waffen nieder. Zugleich mit ihren Führern beugte sie inmitten des in Waffenglanz strahlenden Heeres unserer Krieger das Knie vor dem Richterstuhl des Imperators. Gebrochen wurde die Gewalt der Langobarden, eines Volkes, wilder als selbst germanische Wildheit. Endlich wurden, was man nie zuvor zu hoffen gewagt hätte, geschweige denn, daß kühne That es versuchte, die Feldzeichen der römischen Legionen 400 Meilen weit vom Rhein bis zum Elbfluß, der am Gebiet der Semnonen und Hermunduren vorüberfließt, geführt. Und zugleich lief die Flotte, geleitet durch das wunderbare Glück und die sorgsamen Anordnungen des Feldherrn, nachdem sie unter kluger Berücksichtigung der Zeiten die Busen des Oceans durchschifft hatte, aus einem Meere, von dem man bis dahin nichts gehört, das man nicht gekannt hatte, mit einem reichen Vorrat von Lebensmitteln in die Elbe ein und vereinigte sich mit dem siegreichen Cäsar und seinem Heere.

Ich kann es mir nicht versagen, die Geschichte so großartiger Ereignisse mit der Erzählung folgenden Vorfalls zu unterbrechen. Wir lagerten am Ufer der Elbe. Von drüben her hatten noch soeben die Waffen der feindlichen Krieger herübergeglänzt. Doch waren die Gegner geflohen, sobald unsere Schiffe sich ihnen nahten. Da bestieg einer der Barbaren, ein Greis von stattlicher Gestalt und von hohem Ansehen, wie sein Schmuck bewies, einen nach der Sitte dieses Volkes gehöhlten Baumstamm. Allein das Fahrzeug rudernd, fuhr er bis in die Mitte des Stromes. Von hier aus bat er, daß es ihm gestattet sein möchte, ungefährdet an dem von uns besetzten Ufer zu landen und den Tiberius zu sehen.

Man gab ihm die Erlaubnis. Darauf ließ er den Kahn ans Ufer stoßen. Lange betrachtete er schweigend den Sohn des Kaisers. Dann sprach er: ‚Wahrlich, rasend ist unsere Jugend. Seid ihr abwesend, verehrt sie euch als Götter, und seid ihr nahe, so fürchtet sie lieber eure

*) An der Küste der Nordsee, zwischen Ems und Elbe. Sie zerfallen in die großen und die kleinen Chauken.

Waffen, anstatt mit euch ein Bündnis zu schließen. Ich aber verdanke es deiner Güte und deiner Erlaubnis, o Cäsar, daß ich heute die Götter gesehen habe, von denen mir früher nur eine Kunde kam. Nie habe ich je einen glücklicheren Tag in meinem Leben mir gewünscht, nie einen glücklicheren je erblickt.'

Da er darum bat, wurde ihm gestattet, des Tiberius Hand zu berühren. Dann trat er wieder in sein Fahrzeug und, den Blick unverrückt auf den Cäsar gerichtet, fuhr er an das andere Ufer zu den Seinigen zurück.

Als Sieger über alle Völker und Länder, welche sein Fuß betreten hatte, führte Tiberius seine Legionen in das Winterlager. Keinen Verlust hatte sein Heer erlitten. Nur einmal überfielen die Feinde ihn hinterlistig, aber es war zu ihrem Verderben."

4. Marobod.

Die Römer konnten glauben, ihr Ziel erreicht zu haben. Kein Widerstand erhob sich gegen ihre Waffen, und schon durfte man daran denken, wie in einem unterworfenen Lande dauernde Einrichtungen für die Werke des Friedens zu treffen, als gleichzeitig zwei Männer hervorzutreten begannen, welche dem Geschicke der Germanen die Wendung geben sollten. Unter den Fürstensöhnen, die Augustus halb als Zöglinge, halb als Geiseln nach Rom hatte bringen lassen, waren der Markomanne Marobod und der Cherusker Armin. Beide hatten in Rom mit offenen Augen gelernt, beide hatten das Ziel der römischen Herrschaft, aber auch die Mittel zum Widerstand erkannt, und da sie in die Heimat zurückkehrten, konnten sie bald bemerken, wie der lange Aufenthalt der Römer allmählich bei den Germanen das Bewußtsein gemeinsamer Interessen gegen die Fremdlinge geweckt hatte, wie es ein gemeinsames kriegerisches Auftreten erforderte.

Erfüllt mit ehrgeizigem Streben nach Macht, Ansehen und Herrschaft, wußte Marobod sich die Führerschaft seines Volkes zu erringen. Gefährdet war das Land der Markomannen. Zwischen Oberrhein und Oberdonau gelegen, war es den römischen Waffen nahe und ihrem Angriffe offen. Darum bewog Marobod das Volk zum Abzug und bestimmte es, in Böhmen, welches nach der Auswanderung der keltischen Bojer verödet war, sich niederzulassen. Von hier aus brachte er teils durch Krieg, teils durch Vertrag fast alle Stämme der Sueben, einschließlich der Sem-

nonen im Nordosten und der Langobarden in Nordwesten, unter seine Botmäßigkeit. Ein römisch organisiertes Reich war es, das er errichtete. An ihm allein hatte das deutsche Volkstum noch einen Hort.

Da machte fünf Jahre nach Christi Geburt Rom gewaltige Anstalten, auch dieses Reich zu erobern. Wäre der Zug von Erfolg gekrönt gewesen, dann hätten die Römer allerdings mit dem letzten noch fehlenden Glied zwischen Pannonien*) und dem unterjochten nordwestlichen Deutschland die Kette geschlossen und alle Völker bis zur Oder hin unter ihre Herrschaft vereinigt.

Hören wir hierüber Vellejus**):

„Schon gab es in Germanien kaum ein Volk mehr, welches hätte besiegt werden können. Frei war allein nur noch das Volk der Markomannen, welches unter der Führung Marobods seine Sitze verlassen hatte, um in das Innere zu ziehen, und jetzt die vom hercynischen Wald umschlossene Ebene***) bewohnte. Mag der Raum uns auch noch so eng zugemessen sein, nichts darf uns veranlassen, diesen Mann mit Stillschweigen zu übergehen.

Marobod, ein Mann von edlem Geschlecht, kraftvollem Körper, wildem Sinn und mehr der Abstammung als seiner Natur nach Barbar, hatte eine nicht ungeordnete, nicht zufällige, nicht vorübergehende und nur auf dem freien Willen der Gehorchenden beruhende Herrschaft unter den Seinen sich erworben, sondern eine feste und königliche Gewalt gegründet. Er hatte sich entschlossen, sein Volk weit von den Römern hinweg und dorthin zu führen, wo er entfernt von dem mächtigen Nachbar seinem Reiche Macht und Ansehen zu geben vermochte.

Nachdem er also das oben erwähnte Land besetzt hatte, unterwarf er alle angrenzenden Völker oder machte sie sich durch Vertrag unterthan. Er umgab sich mit einer Leibwache und brachte, indem er auch sein Heer auf römische Weise organisierte und einübte, seine Macht in kurzer Zeit zu solcher Höhe, daß es auch unserem Reiche gefährlich wurde. Dabei verhielt er sich so den Römern gegenüber, daß er sie zwar nicht zum

*) Die wichtige Provinz Pannonien lag zwischen Donau und Save einerseits, Donau und Wiener Wald andererseits.

**) L. II, 108—110.

***) Der hercynische Wald ist das deutsche Mittelgebirge. Hier sind insbesondere die Böhmen umschließenden Gebirge darunter zu verstehen.

Kriege herausforderte, aber dennoch deutlich zu verstehen gab, daß wenn er angegriffen werden sollte, es ihm an Kraft und Lust zum Widerstande nicht fehlen würde.

Bald empfahlen die Gesandten, welche er an den Kaiser schickte, ihn mit demütigen Bitten, bald aber sprachen sie wie im Namen eines Gleichgestellten. Völkern und Männern, welche von uns abfielen, gewährte er eine Zufluchtsstätte. Nur schlecht verhüllt zeigte er seine Nebenbuhlerschaft. Das Heer, welches er auf 70,000 Fußgänger und 40,000 Reiter gebracht hatte, übte er durch fortwährende Kriege gegen seine Nachbarn und bereitete es dadurch offenbar zu einer größeren Aufgabe vor, als er sie damals hatte. Da Germanien zu seiner Linken und vor seinem Angesicht, Pannonien zur Rechten, im Rücken aber seines Landes Noricum*) lag, so schien er noch gefährlicher. Schon durch seine Stellung flößte er allen Furcht ein. Schien es doch, als könne er in jedem Augenblick gegen alle vorrücken.

Selbst Italien konnte nicht ohne Besorgnis die Vergrößerung seiner Macht betrachten. Lag doch sein Reich von den höchsten Alpenjochen, welche Italiens Gebiet begrenzen, nicht mehr als 200,000 Schritt entfernt.

Diesen Mann, dieses Land beschloß Tiberius Cäsar im nächsten Jahre von zwei Seiten her zugleich anzugreifen. Sentius Saturninus erhielt den Auftrag, durch das Gebiet der Chatten und durch die Hercynien benachbarten Waldgebirge sich mit den Legionen einen Weg nach Boiohoemum — also heißt das Land, welches Marobod bewohnte — zu bahnen. Er selbst begann von Carnuntum, einem Orte Noricums, der von dieser Seite dem Königreich am nächsten lag, mit dem Heere, welches in Illyricum stand, gegen die Markomannen vorzurücken.

Es zerstört zuweilen das Geschick der Menschen Pläne, zuweilen hemmt es sie. Schon hatte Cäsar die Vorbereitungen für die Winterlager an der Donau getroffen, schon stand sein Heer nur noch fünf Tagemärsche von der Vorhut des Feindes entfernt, schon sollten die Legionen, welche Saturninus auf seinen Befehl heranführte, und die jetzt beinahe nur in gleicher Entfernung von Marobod wie Tiberius sich befanden, an einem verabredeten Orte mit dem Cäsar sich vereinigen, als die Völker ganz Pannoniens, übermütig gemacht durch die Segnungen

*) Noricum lag westlich von Pannonien, zwischen Inn, Donau, dem Wiener Wald und der Save.

eines langen Friedens und im Vollgefühl ihrer Kräfte, sich mit den Bewohnern Dalmatiens verbanden und zu den Waffen griffen.

Da wich der Ruhm der harten Notwendigkeit. Denn nicht sicher erschien es, während das Heer im Innern stand, Italien ungeschützt einem so nahen Feind zu überlassen."

So hatte der Ausbruch des pannonischen Krieges Deutschland gerettet. Erlag, wie man voraussetzen konnte, das festgegliederte Markomannenreich dem Heere Roms, dann war auch von der Donau her der Weg in das Herz Deutschlands eröffnet und damit die Gefahr geschaffen, daß die Germanen, wie ein halbes Jahrhundert zuvor die Gallier, Freiheit, Sprache und Volkstum an die Römer verloren. Jetzt aber war, als die Schreckenskunde erscholl, daß ganz Pannonien und Dalmatien in hellem Aufstand gegen das römische Reich sich befänden, die Sachlage wie mit einem Schlage verändert. Gegenüber der neuen, so nahen Gefahr durfte, zumal Italien selbst bedroht war, nicht ein Krieg begonnen werden, für den im tiefsten Frieden schon die umfassendsten Rüstungen geboten erschienen. Man mußte froh sein, unter billigen Bedingungen mit dem gefährlichen Suebenkönige einen Frieden abschließen zu können, der es ermöglichte, die Legionen auf einem anderen Kriegsschauplatze zu verwenden.

Drei Jahre fortwährenden Kampfes bedurfte Tiberius, um die Aufständischen an der Donau und der Küste des Meeres zu unterwerfen. Endlich war nach großen Anstrengungen der Sieg errungen. Er befreite Rom von schweren Sorgen.

5. Arminius.

Kaum hatte man die letzte Hand an die Vollendung des Krieges gelegt, als die große Trauerbotschaft aus Germanien ankam, Varus sei gefallen, und drei Legionen mit anderen Hilfstruppen seien hingeschlachtet.

Von dem Urheber der Niederlage, dem Cheruskerfürsten Arminius, in welchem persönlicher Ehrgeiz und hohe Vaterlandsliebe das Streben weckten, die Herrschaft der Römer zu brechen, erzählt uns Vellejus Folgendes*):

„Arminius, ein Jüngling von edler Geburt, tapferer Hand, schnellem

---

*) II, 118.

Sinn, gewandt an Geist, mehr als es sonst der Barbar ist, mit einem Antlitz und Auge, aus welchem das Feuer seines Geistes hervorleuchtete, Sohn Segimers, eines Fürsten jenes Volkes, in früheren Zeiten auf unseren Feldzügen unser steter Gefährte, römischer Bürger und römischer Ritter, benützte die Zuversicht des Feldherrn zu einer furchtbaren That, indem er klug voraussetzte, daß niemand leichter zu bewältigen sei, als wer unbesorgt sei, und daß die Veranlassung zu einem Unglücksfalle gewöhnlich in dem Gefühle der Sicherheit liege.

Zuerst machte er einige wenige, bald mehrere zu Genossen seines Anschlags. Sturz der römischen Herrschaft: das ist das Ziel seiner Worte, seiner Überredung. An den Entschluß knüpft er die That. Der Zeitpunkt des Überfalls wird bestimmt.

Dies wird dem Varus durch einen ergebenen Mann desselben Volkes, von hohem Ansehen, den Segestes, hinterbracht. Aber das waltende Schicksal stand der menschlichen Überlegung entgegen, es hatte den Geist des Feldherrn verdunkelt. Denn so verhält es sich, daß die Gottheit, die das Glück wandeln will, die menschlichen Entschlüsse fehlgehen läßt und also trauriger Weise bewirkt, daß dasjenige, was sich ereignet, nach Verdienst sich ereignet zu haben scheint und das Unglück zur Schuld wird."

Vellejus, der damals in Pannonien weilte, verspricht einen ausführlicheren Bericht über jene verhängnisvollen Tage. Doch ist dieser entweder nie geschrieben oder verloren worden. Glücklicherweise ist uns eine andere Erzählung über die Varusschlacht in dem Werke des Griechen Cassius Dio, der im Anfange des dritten Jahrhunderts seine große römische Geschichte in 80 Büchern schrieb, erhalten. Freilich haben wir nicht die Schilderung des Cassius selbst, sondern nur einen Auszug aus derselben von Johannes Xiphilinos, der als Mönch im 11. Jahrhundert zu Konstantinopel lebte, und dieser Auszug hat noch in der Mitte eine Lücke von bedeutendem Umfange. Zum Glück für uns hat aber ein anderer Byzantiner, Johannes Zonaras, der auf der Grenze des elften und zwölften Jahrhunderts als hoher Staatsbeamter in Konstantinopel, zuletzt in der Stille eines Klosters lebte, ebenfalls Cassius Dio bei der Abfassung eines großen historischen Werkes benutzt. Er folgt ihm so genau, daß wir berechtigt sind, da, wo in dem Auszuge des Xiphilinos der Zusammenhang abbricht, mit Zonaras' Worten den Zusammenhang zu ergänzen.

Wie unvollständig der so wiederhergestellte Bericht des Cassius Dio*) auch sein mag, für uns ist er von hohem Werte.

6. Die Schlacht im Teutoburger Walde.

„Die Römer besaßen in Germanien einige feste Plätze. Nicht einander benachbart lagen diese, sondern zerstreut, wie sie der Zufall in ihre Hand gebracht hatte. Hier standen römische Soldaten im Winterquartier und gründeten Kolonien. Schon nahmen die Barbaren ihre Sitten an. Zu den Märkten stellten sie sich ein und lebten mit den Römern in friedlichem Verkehr. Doch nicht ganz hatten sie die väterlichen Sitten, ihre angeborene Art, ihre Freiheit und die Macht ihrer Waffen vergessen. Während sie allmählich, Schritt für Schritt und mit größter Behutsamkeit an die neuen Verhältnisse gewöhnt wurden, empfanden sie die Veränderung ihrer Lebensweise nicht drückend; ja sie fühlten selbst nicht, daß sie andere wurden. Als aber Quintilius Varus, der nach Verwaltung Syriens zum Statthalter Germaniens ernannt worden war, die Verwaltung des Landes übernahm und jenes Volk mit einem Male umzuwandeln sich entschloß, Befehle wie an Unfreie erteilte und wie von Untergebenen Geld forderte, da ertrugen die Germanen sein Beginnen nicht. Die Häuptlinge sehnten sich nach der verlorenen Herrschaft zurück, das Volk aber zog die gewohnte Verfassung fremder Zwingherrschaft vor.

Sie sahen aber, daß viele Römer am Rheine, viele auch in ihrem Lande sich aufhielten, und wagten daher nicht, sich öffentlich zu erheben. Darum nahmen sie Varus so auf, als wollten sie allen seinen Befehlen gehorchen. Weit ab vom Rheine wurde er von ihnen gelockt, in das Gebiet der Cherusker und zum Weserflusse. Hier lebten sie in Frieden und in Freundschaft mit dem Statthalter und brachten ihn zu dem Glauben, als könnten sie auch ohne die Hilfe der Waffen das Joch der Knechtschaft ertragen.

Daher hielt denn Varus seine Soldaten, was in Feindesland hätte geschehen müssen, nicht an einem Orte zusammen, sondern überließ viele der Seinigen Leuten, welche der Hilfe bedurften und um Schutz baten, sei es einen Ort zu sichern, sei es um Räuber zu ergreifen oder um Getreidetransporte zu begleiten.

Es waren aber die Häupter unter den Verschworenen, die Führer

---

*) Cass. Dion. Histor. Rom. 56, 18—24. Ioannis Zonarae Annal. X, 37.

des Anschlages und der Empörung, Arminius und Segimer. Immer waren sie mit Varus zusammen und oft zu seiner Tafel geladen. Der Statthalter aber war guten Mutes und argwöhnte nichts Böses. Denen, welche die Gefahr, wie sie war, argwöhnten und ihn zur Vorsicht mahnten, schenkte er kein Vertrauen. Ja, er schalt sie noch, als ob sie ohne Grund für ihr Leben fürchteten und jene Männer verleumdeten.

Da plötzlich erhoben sich die Germanen, welche weiter im Inneren des Landes wohnten, auf Verabredung. War doch Varus, wenn er gegen sie zog, leichter zu überfallen, da er in Freundesland zu marschieren glaubte. Empörten sich aber alle plötzlich zu gleicher Zeit, dann mußte er vorsichtig und auf der Hut sein. Wie man vorausgesetzt hatte, so geschah es. Varus zog mit seinem Heer gegen den Feind. Sie ließen ihn geleiten, blieben aber selbst zurück, unter dem Vorwande, sie würden Hilfstruppen ausrüsten und ihm schnell zu Hilfe nachkommen. Dann riefen sie die Genossen, die an einem bestimmten Platze versammelt waren, herbei, töteten die römischen Soldaten, die bei ihnen sich befanden und die sie erst von Varus erbeten hatten, um sich dann auf jenen zu stürzen, als er mitten durch einen pfadlosen Wald zog. Und da sogleich wurde offenbar, daß sie den Kampf der Knechtschaft vorzogen. Viele furchtbare Thaten aber wurden von ihnen verübt.

Von tiefen Thälern und Schluchten waren die Berge durchschnitten, der Wald undurchdringlich dicht und voll gewaltiger Stämme. Bäume mußten gefällt, Wege gebahnt und, wo es not that, Brücken geschlagen werden. Noch ehe der Feind über sie kam, ermattete den Römern die Kraft. Wie in tiefem Frieden führten sie viele Wagen und Saumtiere mit sich. Auch folgten dem Heere nicht wenige Kinder und Weiber und ein großer Troß. Deshalb zog es ohne Ordnung einher. Unterdessen strömten auch Regengüsse nieder, und brachen furchtbare Stürme herein. Lockerer wurden die Reihen der Römer, schlüpfrig der Boden unter den Bäumen und zwischen den Wurzeln, unsicher der Schritt. Baumwipfel zerbrach der tobende Sturm und schmetterte sie herab, die Verwirrung zu erhöhen.

Während unter solchen Schwierigkeiten die Römer sich in hilfloser Lage befanden, eilten die Germanen, kundig der Fußpfade, von allen Seiten ihnen durch das dichteste Gebüsch nach und umstellten sie plötzlich. Anfangs schleuderten sie nur von weitem ihre Geschosse. Dann aber, da niemand an entschlossene Abwehr dachte, und viele verwundet zu Boden sanken, drangen sie kühner heran.

Ohne geschlossene Reihen, in buntem Gemisch, zwischen Wagen und Waffenlosen zogen die römischen Soldaten, unfähig, sich zu sammeln. Wenige wurden allenthalben von einer Überzahl angegriffen. Daher erlitten sie viele Verluste, ohne Gleiches mit Gleichem vergelten zu können.

So schlugen sie denn an einem Orte, der so geeignet war, als man ihn immer auf einem mit dichtem Wald bedeckten Berge finden konnte, ein Lager auf. Hier verbrannten sie den größeren Teil ihrer Wagen und was sie vom Gepäck entbehren konnten oder ließen es zurück.

Am Tage darauf brach man in einem etwas besser geordneten Zuge auf und rückte auf eine baumlose Ebene vor, doch nicht ohne schwere Verluste zu erleiden. Von dort aus gelangte man wieder in den Wald. Machten die Römer den Versuch, sich gegen die heranstürmenden Feinde zu verteidigen, dann schlug auch dies zu ihrem Verderben aus. Denn da das Heer auf einem kleinen Raum zusammengedrängt war, damit zugleich Fußvolk und Reiterei in dichter Kolonne den Feind abwehren könnten, so fügten sie einander selbst vielen Schaden zu. Auch aus den Wipfeln der Bäume wurden Geschosse auf sie geschleudert.

Als sie mit Tagesanbruch sich wieder auf den Weg machten, strömten Regengüsse hernieder und erhob sich ein furchtbarer Sturm. Weder vorwärts konnten sie dringen noch sich sammeln und Halt machen. Selbst der Schutz der Waffen wurde ihnen geraubt. Nicht Bogen und Pfeil, nicht Wurfspeer und Schild waren zu gebrauchen: sie trieften vor Nässe. Weniger trafen diese Nachteile die Feinde. Leichtbewaffnet waren die meisten, und gedeckt vermochten sie anzugreifen und sich zurückzuziehen.

Dazu kam, daß jetzt auch die Zahl der Germanen anwuchs; denn viele, die vorher geschwankt hatten, eilten ihnen, schon um der Beute willen, zu Hilfe. Leichter vermochten sie nun die Römer, welche schon in den früheren Treffen viele der Ihrigen verloren hatten, zu umzingeln und niederzuhauen.

In solcher Lage fürchteten Varus und andere angesehene Männer, welche schon verwundet waren, daß sie lebendig in die Hand des Feindes geraten oder von dem erbitterten Gegner grausam getötet werden könnten, und legten, eine furchtbare, aber notwendige That vollbringend, Hand an sich selbst.

Als die Kunde davon sich verbreitete, dachte niemand mehr an Verteidigung, selbst dann nicht, wenn er die Kraft dazu hatte. Die einen folgten dem Beispiel ihres Führers, die andern warfen die Waffen weg und boten sich freiwillig dem Tode dar. Denn zu entfliehen hätte keiner,

hätte er es auch noch so gern gewünscht, vermocht. So konnte denn furchtlos alles niedergemetzelt werden, Männer und Rosse . . .

Alle festen Plätze fielen in die Hand der Barbaren, einen*) ausgenommen. Diesen versuchten sie durch Belagerung zu gewinnen, und daher überschritten sie nicht den Rhein, machten sie keinen Einfall in Gallien. Aber sie vermochten dieses Kastell nicht zu nehmen, teils weil sie unerfahren im Belagerungskrieg waren, teils weil die Römer eine große Anzahl von Bogenschützen hatten. Durch diese wurden sie zurückgeworfen und erlitten sie viele Verluste. Als sie danach erfuhren, daß die Römer längs des Rheins Besatzungen aufstellten und Tiberius mit einem großen Heere heranrücke, zog der größere Teil der Germanen ab. Die Zurückbleibenden aber hielten sich in gewisser Entfernung, um durch die Ausfälle der Belagerten keinen Schaden zu erleiden. Sie besetzten alle Zugänge, in der Hoffnung, der Mangel an Lebensmitteln werde die Römer zur Übergabe zwingen.

Die Eingeschlossenen blieben, so lange die Vorräte an Lebensmitteln ausreichten, in dem Kastell, Entsatz erwartend. Da ihnen aber niemand zu Hilfe kam und der Hunger sie bedrängte, so brachen sie in einer stürmischen Nacht heraus, der Waffenlosen mehr denn der Soldaten. Glücklich kamen sie bei dem ersten und dem zweiten Wachtposten vorüber. Bei dem dritten aber wurden sie entdeckt und wären wohl alle getötet worden, hätten die Barbaren nicht, von Begierde nach Beute verblendet, sich auf den Troß geworfen . . . So geschah es, daß, wer die Kraft dazu hatte, entfliehen konnte. Dazu bliesen die Trompeter, welche bei den Römern waren, das Signal zum Vormarsch und erweckten dadurch bei dem Feinde die Befürchtung, die von Asprenas gesendete Hilfe nahe sich, denn es war Nacht, und man konnte nichts sehen.

Dies bewog die Germanen, von der Verfolgung abzustehen. Sobald aber Asprenas die Kunde hiervon erhalten hatte, brachte er in der That den Seinigen Hilfe.

In späterer Zeit wurden auch einige der Gefangenen wieder frei. Ihre Verwandten kauften sie zurück. Man gestattete dies**) unter der Bedingung, daß die Losgekauften außerhalb Italiens lebten. Doch dies geschah späterhin.

---

*) Es war Aliso an der Lippe, welches Lucius Cädicius verteidigte.

**) Es war sonst nicht Sitte, Soldaten, welche in Kriegsgefangenschaft geraten waren, loszukaufen.

Als Augustus die Nachricht von der Niederlage des Varus erhielt, zerriß er, wie einige erzählen, sein Gewand und brach in laute Klage aus um die Gefallenen und wegen der Gefahren, welche Germanien*) und Gallien bedrohten. In seiner Furcht erblickte er barbarische Horden schon auf dem Marsche nach Italien und Rom. Dazu war die junge Mannschaft der Römer an Zahl gering, die Truppen der Bundesgenossen aber, die nur irgend zu gebrauchen waren, sehr zusammengeschmolzen.

Nichtsdestoweniger traf er alle Maßregeln, welche die Lage erheischte. Da wer kriegspflichtigen Alters war, sich nicht ausheben lassen wollte, so ließ er auslosen und befahl von denen, welche noch nicht das fünfunddreißigste Lebensalter erreicht hatten, jeden fünften, von den älteren aber jeden zehnten, wie das Los traf, des Vermögens zu berauben und für ehrlos zu erklären. Als zuletzt viele auch durch eine solche Strafe sich nicht zum Gehorsam verstanden, so verurteilte er einige zum Tode.

Nachdem er aus den Ausgedienten und den Freigelassenen viele durch das Los ausgehoben hatte, sandte er sie sogleich unter Tiberius nach Germanien. Damals lebte eine große Anzahl von Galliern und Germanen zu Rom, teils als Fremde, teils als Soldaten der Leibwache. Augustus fürchtete, daß sie auf Aufruhr sännen. Deshalb schickte er die einen auf verschiedene Inseln, den anderen befahl er, die Waffen abzulegen und die Stadt zu verlassen.

Solche Vorkehrungen wurden zu dieser Zeit von Augustus getroffen. Von dem, was sonst üblich war, geschah nichts. Selbst die Feste wurden nicht gefeiert. Als der Kaiser aber hörte, daß einige von den Soldaten sich gerettet hätten und Germanien**) durch Truppen gesichert sei, ja der Feind nicht einmal wage an den Rhein vorzurücken, da schwand sein Entsetzen und gewann er ruhige Überlegung wieder."

In furchtbaren Szenen der Grausamkeit hatte sich der leidenschaftliche Haß der Germanen gegen die besiegten Feinde Luft gemacht. Man hat in den heiligen Hainen, welche in der Nähe des Schlachtfeldes waren, die Anführer und Hauptleute des überwundenen Heeres den Göttern geopfert und viele Kriegsgefangene einen schimpflichen Tod am

*) Dies bezieht sich auf die linksrheinische Provinz Germanien.

**) Das linksrheinische Germanien.

Galgen sterben lassen. Andere mußten gräßliche Verstümmelungen erleiden. Selbst die Toten scheute die Wut des Siegers nicht. Die Leiche des Varus wurde mißhandelt, der Kopf ihr abgeschlagen und an Marobod als Siegeszeichen gesandt.

Was aber Augustus gefürchtet hatte, daß die Germanen, den Rhein überschreitend, Gallien zum Aufstand fortreißen würden, erfüllte sich nicht. Varus war nicht einer allgemeinen Erhebung der deutschen Stämme unterlegen, denn die Friesen und Chauken im Norden, die Sueben und Markomannen im Süden und Osten hatten teilnahmlos abseits gestanden, nur Chatten, Brukterer, Marser und Cherusker waren durch die hinreißende Beredsamkeit und die feurige Thatkraft des Arminius zum Kampfe für ihre Freiheit entflammt worden. Und als jetzt Not und Bedrückung mit dem Joch der Knechtschaft abgeschüttelt waren, war auch unter jenen die Begeisterung für die gemeinsame Sache dahin. Kaum bedurfte das römische Reich der imponierenden Umsicht und rastlosen Thätigkeit, mit welcher Tiberius die Grenzen sicherte, — die Germanen zerstreuten sich wieder und dachten nicht daran, ihre Waffen über den Rhein zu tragen. Von neuem begannen die Kämpfe unter den Häuptlingen der Cherusker, und nicht immer hatte Arminius die größeren Massen auf seiner Seite. Ja er geriet in die Gefangenschaft des Segestes, des Römerfreundes, seines Nebenbuhlers in der Gunst des Volkes. Wohl vermochte er zu entkommen und seinem Gegner dasselbe Schicksal zu bereiten. Auch dieser entfloh. Eine wilde Fehde entbrannte, die heftiger wurde als alle früheren, weil jetzt den politischen Gegensatz noch ein persönlicher Streit verschärfte. Armin liebte Segests Tochter Thusnelda, und Segestes hatte sie einem andern verlobt. Aber Thusnelda ließ sich entführen und wurde Armins Weib.

Allein — der Kampf im Teutoburger Walde hatte Germanien seine Freiheit wiedergegeben. Es war im Jahre 9 n. Chr. Geburt, achtzehn Jahre nach dem Tode des Drusus, daß die Schlacht geschlagen wurde. So lange also hatte Roms Herrschaft gedauert, und nur die Unfähigkeit und der Leichtsinn des Varus hatte ihren Sturz möglich gemacht.

Und das Ereignis war von großer Tragweite. Nach zwanzigjährigem Ringen stand man genau auf demselben Punkte, wo Drusus begonnen hatte. Die ungeheuren Anstrengungen waren vergeblich gemacht worden und unendlich viel Blut vergeblich geflossen. Aber die Varusschlacht bedeutet auch einen großen Wendepunkt in der römischen Geschichte überhaupt. Mit wem auch die Römer in ihren Kämpfen um

die Weltherrschaft sich gemessen hatten, jeder war noch unterlegen. Mochte auch Rom noch so schwere Niederlagen anfangs erlitten haben, zuletzt hat der Triumph seinen Waffen nie gefehlt. Jetzt aber war es das erste Mal, daß die Römer von der Eroberung eines Landes abstanden, daß sie die Offensive mit der Defensive vertauschten und sich begnügten, die deutschen Stämme von Einfällen in ihr Gebiet abzuschrecken.

Die Varusschlacht mußte noch eine Reihe blutiger Nachspiele im Gefolge haben. Verzichtete Rom auch auf Eroberungen, so galt es doch vor allem, Rache zu nehmen und die vier Hauptstämme, welche bei der Niederlage zusammengewirkt hatten, Marser, Brukterer, Chatten und Cherusker zu züchtigen.

7. Die Feldzüge des Germanicus.

Noch im letzten Lebensjahre des Kaisers Augustus hatte der jugendliche Sohn des Drusus, der die Liebenswürdigkeit und die glänzenden Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, den Oberbefehl über die Truppen am Rhein übernommen. Ein schwerer Anfang war ihm beschieden. Auf die Nachricht vom Tode des Kaisers erhoben sich die niederrheinischen Legionen, und es bedurfte der ganzen Entschlossenheit des Feldherrn, den Aufstand zu dämpfen. Sobald aber die Truppen vollständig beruhigt waren, begann Germanicus seine Rachekriege. Drei große Feldzüge hat er in den Jahren 14—16 geführt, den ersten gegen die Sugambrer, welche bei Tacitus unter dem Namen der Marser erscheinen, den zweiten gegen die Chatten, den dritten gegen die Cherusker. Meilenweit hat er das offene Land verwüstet und die Ansiedlungen verbrannt, Tausende wurden in den blutigen Feldschlachten der Rache geopfert. Der Zweck, den jene Unternehmungen hatten, wurde, so gut es den Umständen nach möglich war, erreicht, die Eroberung aber nicht wieder versucht.

Die Feldzüge des Germanicus sind uns in der Darstellung des Tacitus erhalten, die durch ihren reichen Inhalt, durch ihre scharfe Beobachtung, wie auch durch die offene Bewunderung, welche dem Gegner gezollt wird, für uns die höchste Bedeutung haben.

Cornelius Tacitus ist nach der gewöhnlichen Annahme zu Interamna, dem heutigen Terni an der Nera, geboren, sein Geburtsjahr vermutlich 54 n. Chr. Wenig wissen wir von seinem Leben. In der Jugend hörte er mit großem Eifer die bedeutendsten Redner seiner Zeit, Marcus

Aper und Julius Secundus, und bildete sich so für das Staatsleben aus. Im Jahre 88 war er Prätor und Mitglied der Kommission der Fünfzehner, eines der höchsten Priesterkollegien. In dieser doppelten Würde hatte er die Säkularspiele zu besorgen, welche Domitian halten ließ. Nach der Prätur scheint er eine kaiserliche Provinz verwaltet zu haben. Bald nach dem Jahre 93 wieder nach Rom zurückgekehrt, wurde er im Jahre 97 Consul suffectus und damit Amtsgenosse des Kaisers Nerva. Den Tod Trajans hat er noch erlebt. Wann er gestorben ist, läßt sich nicht genau bestimmen. Von seinen Schriften fällt der Dialogus de oratoribus wahrscheinlich in die ersten Jahre Domitians. 98 schrieb er eine Rede auf die Verdienste des Agricola, seines Schwiegervaters, in demselben Jahre die Germania. Von seinen Geschichtswerken scheint er die Historien gleich nach Domitians Tode begonnen zu haben. Sie gingen in vierzehn Büchern vom Jahre 69 bis zum Tode des Domitian. Wir besitzen nur die ersten vier Bücher und den Anfang des fünften, welche die Jahre 69 und 70 nicht vollständig umfassen. Später ergänzte er sein Werk durch die Geschichte von Augustus' Tode bis zum Jahre 68 in den sogenannten Annalen, den sechzehn Büchern „Geschichte seit dem Tode des Augustus“, die, wie es scheint, zwischen 115 und 117 herausgegeben wurden. Erhalten ist jedoch nur das erste und letzte Drittel des ganzen Werkes, die vier ersten Bücher mit Teilen des fünften und sechsten, sodann, aber am Anfang und Ende verstümmelt, Buch elf bis sechzehn. Für uns kommt zunächst nur das letztere Werk in Betracht.

Tacitus hat nicht als Zeitgenosse die Kämpfe zwischen den Römern und Germanen geschildert. Einhundert Jahre waren seit jenen Ereignissen vergangen, da er sein Werk verfaßte. Aber die Quellen, welche er benutzte, waren gut, und mit sorgsamer, behutsamer Kritik hat er die Überlieferung gesichtet. Was er bei gewissenhafter Prüfung als Ergebnis fand, spricht er unverhohlen aus, während er die eigene Ansicht nur durch eine Färbung der Ausdrücke zu erkennen giebt. Mit Eifer sucht er den Zusammenhang in den Dingen, er findet ihn teils in den Verhältnissen, teils in den Menschen und in der Entwickelung der Ereignisse; in der Charakterzeichnung der handelnden Personen zeigt er eine Meisterschaft ohne Gleichen. Trüb und bitter ist der Grundton seiner Darstellung, entsprechend dem Zeitalter, in welchem der wehmütig Resignierende den allgemeinen Verfall sah, poetisch gefärbt die Schreibweise und von epigrammatischer Kürze.

Die Schilderung der germanischen Verhältnisse gewährt uns Deutschen einen besonderen Reiz. Hier fesselte ihn die Heldengestalt des Arminius und rang ihm warme Bewunderung ab. Wohl sind die Reden, die er ihm in den Mund legt, nur Reden des Geschichtschreibers. Er läßt ihn sprechen, wie er ihn sich dachte, und leicht konnte die reiche Phantasie des Römers in Gefahr kommen, ein glänzenderes als wahres Bild des Helden zu geben. Aber gewiß ist, daß hier Tacitus sich nicht von Parteilichkeit beherrschen ließ, und wo dies nicht war, da verstand er die Thatsachen scharf zu erfassen und die Grundzüge des Bildes mit großer Wahrscheinlichkeit zu zeichnen.

Wir heben aus seiner Erzählung die Geschichte*) des zweiten und dritten Feldzuges hervor.

„Unter dem Konsulat des Drusus Cäsar und Cajus Norbanus**), wurde dem Germanicus ein Triumph zuerkannt, obwohl der Krieg noch nicht beendet war. Mit aller Macht rüstete Germanicus, um im nächsten Sommer den Feldzug erfolgreich beginnen zu können. Doch begann er ihn schon im Anfang des nächsten Frühjahrs mit einem plötzlichen Einfall in das Land der Chatten. Denn es hatte die Hoffnung sich seiner bemächtigt, daß der Feind geteilt auf des Arminius und Segestes Seite stehe, die beide allbekannt waren, jener durch seine Hinterlist gegen uns, dieser durch seine treue Ergebenheit. Arminius war es, der das Feuer des Aufruhrs in Germanien geschürt hatte. Segestes dagegen hatte oft und namentlich noch bei dem letzten Gastmahl, nach welchem man zum Kampfe auszog, dem Varus hinterbracht, daß man zu einer Erhebung sich rüste, und geraten, ihn selbst, Arminius und die übrigen Fürsten in Fesseln zu legen; ohne seine Führer werde das Volk kein Wagnis versuchen, und Varus selbst werde Gelegenheit haben, die Schuldigen von den Unschuldigen zu unterscheiden. Aber Varus erlag seinem Geschick und des Arminius unwiderstehlicher Gewalt.

Zwar wurde auch Segestes durch den einmütigen Willen seines Volkes zur Teilnahme am Kriege gezwungen, blieb aber gleichwohl den Seinen abgeneigt. Noch gesteigert wurde sein Groll durch persönliche Kränkung zu bitterem Haß. Denn Arminius hatte ihm die Tochter***),

*) Ab excessu divi Augusti I, 55—68 und II, 9—18.

**) 15 n. Chr.

***) Nach Strabo hieß sie Thusnelda.

die einem anderen verlobt war, entführt. Verhaßt war ihm der Schwiegersohn, dieser ein Feind seines Schwiegervaters. Was sonst bei Einträchtigen ein Band der Liebe ist, wurde hier ein Stachel zum Zorn bei den Erbitterten.

So übergiebt denn Germanicus dem Cäcina vier Legionen, fünftausend Mann Hilfstruppen und das Aufgebot der diesseits des Rheines wohnenden Germanen. Ebenso viele Legionen, die doppelte Anzahl der Bundesgenossen führt er selbst. Nachdem er auf den Resten der Verschanzung, die sein Vater auf dem Taunusgebirge aufgeworfen, ein Kastell erbaut hatte, zog er mit dem Heere ohne alles Gepäck in das Gebiet der Chatten. Um die Straßen in gutem Zustande zu erhalten und Brücken über die Flüsse zu schlagen, blieb Lucius Apronius zurück. Denn anhaltend trocknes Wetter und der niedere Wasserstand — unter jenem Himmelsstrich eine große Seltenheit — hatten ihm gestattet, ungehindert seinen Weg schnell zurückzulegen. Für den Rückmarsch jedoch waren Regengüsse und ein Steigen der Flüsse zu befürchten.

So unerwartet kam er den Chatten, daß, was schwach war durch Alter oder Geschlecht, sogleich gefangen oder niedergehauen wurde. Nur der wehrhaften Mannschaft gelang es, sich durch Schwimmen auf das jenseitige Ufer der Adrana*) zu retten. Von hier aus suchte sie die Römer, welche eine Brücke zu bauen begannen, bei der Arbeit zu hindern. Allein sie wurde durch Speerwürfe und einen Pfeilregen verscheucht. Einige liefen, nachdem sie vergeblich versucht hatten, Friedensverhandlungen anzuknüpfen, zu Germanicus über. Die anderen zerstreuten sich, ihre Gaue und Dörfer im Stich lassend, in die Wälder.

Germanicus brannte Mattium**), den Hauptort des Volkes, nieder und verheerte das offene Land. Dann wandte er sich zum Rheine zurück, ohne daß es der Feind gewagt hätte, den Marsch zu stören, was doch sonst sein Brauch ist, wenn er mehr aus kluger Berechnung als aus Furcht sich zurückgezogen hat.

Wohl hatten die Cherusker die Absicht gehabt, die Chatten zu unterstützen, aber Cäcina, der bald hierhin, bald dorthin seine Waffen trug, schreckte sie davon ab. Die Marser aber, die es gewagt hatten, den Kampf aufzunehmen, hielt er durch ein glückliches Treffen darnieder.

Nicht lange nach diesem Zuge erschienen Gesandte von Segestes

*) Die Eder.

**) Im Norden der Eder.

und baten um Hilfe gegen die Gewalt seiner Volksgenossen, die ihn bedrängten, denn einflußreicher war bei ihnen des Arminius Ansehen. Trieb er doch zum Kampfe. Je kühner und verwegener aber einer ist, um so mächtiger erscheint er in stürmisch bewegter Zeit. Den Gesandten hatte Segestes seinen Sohn Segimundus zugesellt. Voll Bedenken nahte sich der Jüngling, im Bewußsein seiner Schuld. Denn in dem Jahre, da Germanien abfiel, hatte er, der bei dem Altar der Ubier*) Priester war, die Zeichen seiner Würde, die Binden, abgerissen und war zu den Aufrührern geflohen. Allein man hatte ihm Vertrauen zur Gnade der Römer eingeflößt, und so war er gekommen, die Aufträge seines Vaters zu überbringen. Gütig wurde er aufgenommen und unter Bedeckung auf das gallische Ufer geschickt.

Germanicus hielt es der Mühe für wert, das Heer umkehren zu lassen. Es kam zu einem Kampf gegen die Bedränger. Segestes wurde gerettet, zugleich mit ihm eine große Menge von seiner Sippe und seinen Mannen. Edle Frauen waren dabei, unter ihnen die Gattin des Arminius, des Segestes Tochter, mehr dem Gatten als dem Vater an Gesinnung ähnlich. Keine Thräne vergoß sie, kein Laut des Schmerzes entrang sich ihrer Brust. Die Hände in die Falten ihres Gewandes drückend, schaute sie wortlos — sie war gesegneten Leibes — auf den Boden.

Herbeigebracht wurden auch Waffenstücke aus der Varusschlacht, die vielen von denen, welche jetzt sich ergaben, als Beuteanteil überlassen worden waren. Zugleich erschien Segestes selbst, ein Mann von ungeheurer Größe, würdig und im Bewußtsein seiner treuen Bundesgenossenschaft unerschrocken.

Seine Worte an Germanicus lauteten ungefähr folgendermaßen: ‚Nicht ist dies das erste Mal, daß ich dem römischen Volke Treue und Ausdauer beweise. Seitdem Augustus mich mit dem Bürgerrechte beschenkte, habe ich mir Freunde und Feinde nur mit Rücksicht auf euren Vorteil gewählt, nicht von Haß getrieben gegen mein Vaterland — ist doch der Verräter auch bei denen verhaßt, zu denen er übertritt — sondern weil ich glaubte, daß Römern und Germanen ein und dasselbe förderlich sei, und weil ich den Frieden dem Kriege vorzog. Deshalb allein habe ich den Räuber meiner Tochter, den Empörer gegen eure

*) In der Stadt der Ubier, später Colonia Agrippinensis, dem heutigen Köln. Der Altar war wahrscheinlich dem Augustus geweiht.

Herrschaft, den Arminius, bei Varus, der damals euer Heer führte, angeschuldigt. Als der saumselige Feldherr mich auf die Zukunft vertröstete, habe ich, weil bei den Gesetzen kein Schutz zu finden war, darum gebeten, daß er mich und Arminius und die Mitverschworenen in Fesseln lege. Zeuge ist jene Nacht*) — wäre sie doch die letzte meines Lebens gewesen! Was darauf folgte, kann nicht verteidigt, kann nur beweint werden. Übrigens habe ich auch den Arminius in Gefangenschaft gehalten und Gefangenschaft von seiner Partei erduldet. Jetzt aber, sobald du dich zeigtest, ziehe ich meine alte Gesinnung der aufgedrungenen, den Frieden dem Aufruhr vor, nicht um schnöden Lohnes willen, sondern um mich von dem Verdacht der Treulosigkeit zu befreien, zugleich dem Volk der Germanen ein geeigneter Vermittler, falls es Reue lieber will als sein Verderben.

Für meines Sohnes jugendlich unüberlegten Fehltritt bitte ich um Verzeihung. Meine Tochter — ich gestehe es — hat nur der Zwang hierher geführt. Deine Sache wird es sein, zu entscheiden, was mehr Gewicht hat, daß sie des Arminius Weib, oder daß sie meine Tochter ist.‘

Mit Milde antwortete Germanicus. Er versprach ihm für seine Kinder und Verwandte Schutz und Sicherheit, ihm selbst einen Wohnsitz in der alten Provinz**). Das Heer führte er heim und nahm den Imperatortitel an, den ihm Tiberius verlieh.

Das Weib des Arminius schenkte einem Knaben das Leben. Zu Ravenna wurde er aufgezogen. Mit welch widrigem Geschick er bald zu kämpfen hatte, werde ich zu seiner Zeit erzählen***).

Die Kunde, daß Segestes sich ergeben habe und gnädig aufgenommen worden sei, verbreitete sich durch Germanien wie ein Lauffeuer. Je nachdem man dem Kriege abgeneigt war oder ihn ersehnte, wurde sie mit Hoffnung begrüßt oder schmerzlich beklagt. Arminius aber wurde außer von der angeborenen Leidenschaftlichkeit durch den Gedanken, daß ihm sein Weib geraubt und die Frucht ihres Leibes der Knechtschaft verfallen sein solle, zu wahnsinniger Wut entflammt. Hin und her flog er durch das Cheruskerland, zu den Waffen gegen Segestes, gegen Germanicus rufend. Auch des Tadelns und der schmähenden Worte enthielt

*) Die Schlacht im Teutoburger Walde.

**) D. i. auf dem linken Rheinufer.

***) Das Schicksal des Thumelicus — so hieß nach Strabo des Arminius Sohn — ist nicht bekannt, der Bericht des Tacitus nicht erhalten.

er sich nicht: das sei ein trefflicher Vater, ein erhabener Feldherr, ein tapferes Heer, durch deren zahlreiche Hände ein einziges hilfloses Weib fortgeschleppt worden sei. Ihm seien drei Legionen und ebenso viele Legaten erlegen. Aber nicht durch Verrat, auch nicht gegen Weiber kämpfe er, sondern in offener Feldschlacht und gegen bewaffnete Krieger führe er den Krieg. Noch könne man in den heiligen Hainen der Germanen die römischen Feldzeichen sehen, die er den heimischen Göttern zur Weihe aufgehängt habe. Möchte Segestes auf dem unfreien Ufer des Rheines wohnen und seinem Sohn zu einem Priesteramt bei den Feinden wieder verhelfen. Für die Germanen aber gebe es niemals eine Entschuldigung, daß sie zwischen Elbe und Rhein Ruten, Beile und Toga gesehen hätten. Andere Stämme, welche die römische Herrschaft nie kennen gelernt, wüßten nichts von Todesstrafen, unbekannt seien ihnen Abgaben. Jetzt, wo sie alles dies abgeschüttelt hätten, wo unverrichteter Sache ihr unter die Götter versetzter Augustus, jener vor allen auserkorene Tiberius abgezogen seien, sollten sie sich doch nicht vor einem unerfahrenen Jüngling, nicht vor einem aufsässigen Heer fürchten. Liebten sie ihr Vaterland, ihre Vorfahren und ihre alte Sitte mehr denn die Zwingherrn und deren Burgen im Lande, dann sollten sie ihm, dem Arminius, dem Führer zum Ruhme und zur Freiheit, nachfolgen und nicht dem Segestes, dem Urheber schimpflicher Herrschaft.

Durch solche Reden wurden nicht nur die Cherusker aufgereizt, sondern auch die ihnen benachbarten Völkerschaften. Auch Inguiomerus wurde gewonnen, ein Mann, der altbegründetes Ansehen bei den Römern besaß. Es wuchs daher des Germanicus Besorgnis. Damit aber das drohende Kriegswetter nicht mit ganzer Wucht, nicht mit einem Male auf ihn sich entlade, sandte er Cäcina mit vierzig römischen Kohorten durch das Gebiet der Brukterer zum Flusse Amisia*), um so die Streitkräfte des Feindes an der Vereinigung zu hindern. Zugleich führte Pedo die Reiterei durch das Land der Friesen**). Er selbst schiffte seine vier Legionen auf der Rheinflotte ein und fuhr über die Seen***). Zu gleicher Zeit trafen Fußvolk, Reiterei und Flotte an dem erwähnten Flusse zusammen. Die Chauken versprachen Hilfe und wurden zu Waffengefährten angenommen. Die Brukterer aber verheerten mit Feuer ihr eigenes Gebiet. Gegen sie wurde Lucius Stertinius mit einer leicht-

*) Die Ems.

**) An den Küsten der Nordsee, von der Rheinmündung bis zur Weser hin.

***) Gemeint ist der Zuydersee, der damals noch aus mehreren Seen bestand.

gerüsteten Schar ausgesendet. Er schlug sie. Während des Blutbades und der Plünderung fand er den Adler der neunzehnten Legion, der mit Varus verloren worden war. Von da zog das Heer bis in das entfernteste Gebiet der Brukterer, alles Land zwischen Amisia und Lupia*) verwüstend. So kam man bis in die Nähe des Teutoburger Waldes, wo, wie das Gerücht ging, die Überreste des Varus und seiner Legionen unbestattet liegen sollten.

Daher wurde Germanicus von dem Verlangen ergriffen, den Soldaten und dem Feldherrn die letzte Ehre zu erweisen. Auch das ganze Heer, das zugegen war, wurde von Mitleiden bewegt. Man gedachte an die gefallenen Verwandten und Freunde, endlich auch an die Wechselfälle des Krieges und das unsichere Menschenlos. Cäcina wurde vorausgesendet, um das Dunkel des Waldgebirges zu durchforschen und Brücken und Dämme dort herzustellen, wo es Gewässer und Moorboden erforderten. Dann rückte man hinter ihm her und betrat jene Stätten der Trauer, dem Auge wie der Erinnerung gleich schrecklich. Das erste Lager des Varus mit weitem Umfange und wohl abgesteckten Quartieren zeigte, daß noch drei Legionen daran gearbeitet hatten. Sodann erkannte man an einem halb eingestürzten Wall und geringen Graben, daß hier die schon geschwächten Reste Halt machten. Inmitten des Blachfeldes lagen bleichende Gebeine; wie die Angegriffenen geflohen, wie sie Widerstand geleistet hatten, so hier zerstreut, so dort in Haufen beisammen liegend. Daneben fanden sich zerbrochene Geschosse und Knochen von Pferden. Zugleich erblickte man an den Bäumen Menschenschädel hängend. In den benachbarten Wäldern stieß man auf barbarische Altäre, an denen die Tribunen und die Centurionen höheren Ranges hingeschlachtet worden waren.

Soldaten, welche das Blutbad überlebt hatten und dem Kampfe oder der Gefangenschaft entflohen waren, gaben Bericht von den einzelnen Hergängen: Hier seien die Legaten gefallen, dort habe man den Legionen die Adler entrissen. Sie zeigten die Stelle, wo Varus seine erste Wunde empfangen, wo er durch den Stoß seiner unseligen Hand den Tod gefunden, von welcher Anhöhe herab Arminius zu den Seinen gesprochen habe. Sie erzählten ferner, wie viele Galgen für die Gefangenen angelegt worden seien, wie viele Gruben, die Gegner lebendig zu begraben, und wie man frech die Feldzeichen und Adler verhöhnt habe.

---

*) Die Lippe. Zwischen Lippe und Ems waren die Wohnsitze der Brukterer.

So bestattete denn das anwesende römische Heer sechs Jahre nach der Niederlage die Gebeine der drei Legionen, und da niemand wissen konnte, ob er die Überreste des Feindes oder der Seinen der Erde anvertraue, begruben sie alle Gebeine wie von Verbündeten, von Blutsverwandten, mit gesteigertem Zorn gegen den Feind, voll tiefer Trauer und zugleich erbitterten Hasses. Und da man einen Erdhügel aufschüttete, legte Germanicus das erste Rasenstück darauf. Den Toten erwies er damit einen willkommenen Dienst, den Anwesenden zeigte er damit, daß er ihren Schmerz teile . . . .

Nach dieser Totenfeier folgte Germanicus dem Arminius, der sich vor ihm in unwegsame Gegenden zurückzog. Als sich ihm einmal die Gelegenheit zum Kampfe bot, befahl er der Reiterei, vorzusprengen und den Feind von der baumlosen Ebene, auf welcher er Halt gemacht hatte, zu vertreiben. Arminius jedoch hieß die Seinen, sich eng zusammenzuschließen und den Waldrand zu gewinnen. Dann aber machte er plötzlich eine Schwenkung und gab zugleich den Kriegern, die er im Bergwald in einen Hinterhalt gelegt hatte, das Zeichen zum Hervorbrechen. Erschreckt durch das Erscheinen dieser neuen Truppen, geraten die Reiter in Verwirrung. Die Kohorten, die den Rückhalt der Reiterei bildeten, werden zur Unterstützung vorgeschickt, aber, von den fliehenden Schwadronen mit in die Flucht fortgerissen, vermehren sie nur die Bestürzung. Schon drängen sie nach einem Sumpf hin, der den Siegern wohl bekannt war. Er hätte den unkundigen Römern Verderben bringen müssen, wenn nicht Germanicus seine Legionen vorgeführt und in Schlachtordnung aufgestellt hätte. Das flößte dem Feinde Schrecken, dem römischen Soldaten aber Vertrauen ein. So kam es, daß man unentschiedenen Kampfes auseinander ging.

Bald darauf kehrte Germanicus mit dem Heere zur Ems zurück, während ein Teil der Reiterei den Befehl erhielt, an der Küste des Ozeans entlang nach dem Rhein zu marschieren.

Dem Cäcina, der eine eigene Heeresabteilung führte, wurde eingeschärft, obwohl er durch eine bekannte Gegend seinen Rückmarsch antrat, so schnell als möglich die „langen Brücken" zu passieren. Es ist dies ein schmaler, fester Weg zwischen weit ausgedehnten Sümpfen, einst von Lucius Domitius*) hergestellt. Alles übrige Land ringsumher war

*) L. Domitius Ahenobarbus stellte im Jahre 3 v. Chr. Geburt, also 17 Jahre zuvor, jenen Weg, einen Knüppeldamm, her, dessen Reste sich im Burtangermoor gefunden haben.

sumpfiger, zäher, von Wasserläufen durchzogener Moorboden, unsicher und gefährlich zu betreten. Zu beiden Seiten des Moores zogen sich bewaldete niedere Höhenzüge, welche damals Arminius, der auf kürzerem Wege und in Eilmärschen dem mit Gepäck beschwerten römischen Heere zuvorgekommen war, besetzt hatte. Cäcina war wohl eine Zeit lang im Zweifel, ob er die durch das Alter morsch gewordenen Holzdämme wieder herstellen und zugleich des Feindes sich erwehren könne. Zuletzt beschloß er ein befestigtes Lager an Ort und Stelle aufzuschlagen, damit der eine Teil seines Heeres imstande sei, die Angriffe des Feindes zurückzuweisen, der andere die Arbeiten am Brückendamme zu beginnen.

Sogleich strebten die Feinde danach, die Postenketten zu durchbrechen und sich auf die Arbeiter am Damm und Lager zu werfen. Sie greifen auf jedem Punkte an, bald in der Front, bald auf den Flanken, bald im Rücken. Ringsum ertönt verworrenes Geschrei der Arbeiter und Kämpfenden. Alles schien zum Verderben der Römer sich vereinigt zu haben: das Terrain, ein grundloser Morast, in dem man beim Stehenbleiben versank, beim Vordringen ausglitt, der Panzer, der den Körper beschwerte; und mit dem Pilum vermochte man auf dem schwankenden Boden nicht zu zielen. Die Cherusker waren dagegen den Kampf auf dem Moor gewöhnt. Lang und schlank von Gestalt, führten sie gewaltige Speere mit denen sie selbst aus der Ferne sicher ihr Ziel trafen. Schon gerieten die Legionen ins Schwanken, als endlich die Nacht dem nachteiligen Gefecht ein Ende machte.

Die Germanen fühlten, da ihnen das Glück günstig war, keine Ermüdung und gönnten sich keine Ruhe. Die auf den rings sich erhebenden Höhen entspringenden Gewässer leiteten sie in das Thal und die Ebene. Jetzt wurde der Boden hier unter Wasser gesetzt. Was an Verschanzungen hergestellt war, stürzte zusammen. So erwuchs den Soldaten doppelte Mühe.

Vierzig Jahre lang hatte Cäcina schon gedient, teils als Soldat, teils als Offizier. Glück und Unglück hatte er genug in solchem Maße erfahren, daß den unerschrockenen Mann nichts zu erschüttern vermochte. Nachdem er alle Möglichkeiten in Erwägung gezogen, fand er keinen anderen Ausweg, als den Feind im Walde festzuhalten, bis die Verwundeten und der ganze schwere Troß einen Vorsprung gewonnen hätten. Zwischen den Bergen und Mooren lag nämlich vor ihm eine kleine Ebene, auf welcher zur Not das Heer in Schlachtreihe aufgestellt werden konnte. Daher wird die fünfte Legion für die rechte Flanke, die einundzwanzigste

für die linke als Deckung bestimmt. Die erste übernimmt die Vorhut, die zwanzigste erhält die Nachhut.

Die Nacht, welche dem mühevollen Tage folgte, ließ niemand zur Ruhe kommen. Die Barbaren feierten ihren Sieg bei festlichem Mahle und fröhlichem Gesange. Wüst und wild schallte ihr Geschrei ins Thal hinab und rief den Widerhall der bewaldeten Höhen wach. Bei den Römern verbreiteten halberlöschende Feuer ein düsteres Licht, hörte man nur abgebrochene, verworrene Laute. Zerstreut lagerten die Soldaten am Walle, zwischen den Zelten irrten sie herum, schlaflos mehr und unruhig, als vorsichtig wachsam.

Dem Feldherrn raubte ein gräßliches Traumbild den Schlaf. Er glaubte nämlich den Quintilius Varus zu sehen, wie er, mit Blut überströmt, aus dem Sumpfe hervortauchte, und zu hören, wie er ihn zu sich rief. Er aber folgte ihm nicht und stieß die Hand des Varus, als er ihn zu sich hinabziehen wollte, zurück.

Endlich dämmerte der Tag. Die Legionen, welche auf die Flanken beordert waren, verließen aber, sei es aus Furcht, sei es aus Ungehorsam, zu schnell ihre Stellung auf dem trügerischen Moorboden und rückten eilends auf die Blöße vor, welche jenseits des Sumpfgebietes lag. Jetzt hätte ungehindert der Angriff erfolgen können, aber nicht sogleich brach Arminius hervor, sondern erst da der Troß durch den morastigen Boden und Wassertümpel aufgehalten wurde, die Soldaten ringsherum in Verwirrung gerieten, da die Ordnung der Abteilungen sich löste und ein jeder, wie es bei einer solchen Gelegenheit zu geschehen pflegt, auf seine eigene Rettung bedacht und taub gegen die Befehle seiner Vorgesetzten war, befahl er den Germanen den Angriff mit dem Rufe: ‚Sehet hier! Varus und seine Legionen zum zweiten Male demselben Schicksale verfallen.‘ So ruft er und mit einer Schar auserwählter Krieger wirft er sich auf die Marschkolonne der Legionen. Er giebt den Seinen die Weisung, namentlich den Pferden Wunden zuzufügen. Jene gleiten in ihrem eigenen Blute und auf dem schlüpfrigen Sumpfboden aus, werfen ihre Reiter ab, rennen die ihnen in den Weg kommenden Krieger um und zertreten die am Boden liegenden. Der heißeste Kampf entbrennt um die Legionsadler, mit welchen man weder gegen den Hagel der Geschosse vorwärts zu dringen, noch auf dem sumpfigen Boden Halt zu machen vermochte. Dem Cäcina selbst wird, während er die Schlacht leitet, das Pferd unter dem Leibe erstochen. Er stürzt zu Boden und wäre verloren gewesen, hätte nicht die erste Legion sich dem Feinde ent-

gegengeworfen. Da rettete uns eins: die Habsucht der Feinde, die vom Kampfe abließen, um ihre Beutelust zu befriedigen. Als der Abend hereinbrach, hatten sich mühselig die Legionen auf das offene Feld und den festen Boden durchgearbeitet.

Aber auch hier sah man noch nicht das Ende der Leiden. Ein Wall muß errichtet, Dammerde herbeigeführt werden. Dazu kommt, daß die Werkzeuge verloren sind, mit denen man die Erde ausgräbt, die Grasstücke aussticht. Kein Zelt findet der Soldat, der Verwundete kein Linderungsmittel für seine Leiden. Die mit Schlamm und Blut bedeckten Lebensmittel werden geteilt, und laute Klage erhebt sich über die furchtbare Finsternis und über das Geschick, nach dessen Ratschluß dieser Tag für so viele Tausende der letzte gewesen zu sein schien.

Ein böser Zufall läßt ein Pferd seine Fesseln zerreißen. Es irrt herum; durch Zuruf erschreckt, rennt es einige Leute, die ihm entgegenlaufen, nieder. Schon glaubt man, die Germanen seien im Lager. So groß wird die Bestürzung, daß alles nach den Thoren eilt, sich zu retten, besonders nach dem dekumanischen Thore, welches, dem Feinde abgewendet, für die Flucht größere Sicherheit zu gewähren schien. Als Cäcina in Erfahrung gebracht hatte, daß es nur ein leerer Schrecken sei, versuchte er durch sein Ansehen, durch Bitten, selbst durch Waffengewalt die Soldaten zurückzuhalten. Vergebens. Da warf er sich endlich auf die Schwelle des Thores nieder und verschloß so durch das Mitleid, welches er erweckte — denn man hätte über den Körper des Legaten gehen müssen —, den Weg. Zu gleicher Zeit riefen die Tribunen und Centurionen den Soldaten zu, daß ihr Schrecken unbegründet sei.

Dann versammelte Cäcina die Soldaten auf dem Hauptplatze des Lagers, hieß sie seine Worte in größter Stille anhören und erinnerte sie an das, was die Zeit und Umstände erforderten: Auf den Waffen allein beruhe die Rettung, aber diese müßten mit Besonnenheit und Überlegung geführt werden. Im Lager müsse man bleiben, bis der Feind, in der Hoffnung, es zu erobern, heranrücke. Dann müsse man auf allen Punkten zugleich einen Ausfall machen, und dieser werde sie zum Rheine führen. Wollten sie das Heil in der Flucht suchen, so würden sie nur mit neuen Wäldern, tiefen Sümpfen und der Kampfeswut der Feinde zu ringen haben. Fiele ihnen dagegen der Sieg zu, so würden ihnen Ehre und Ruhm zu teil. Er erinnerte sie an ihre Lieben in der Heimat und ihre kriegerische Ehre, verschwieg aber ihr widriges Mißgeschick. Hierauf ließ er seine und der Legaten und Tri-

bunen Pferde, ohne Rücksicht auf den Rang, den tapfersten Kriegern geben, damit erst diese, dann das Fußvolk sich auf den Feind stürze.

Nicht geringere Unruhe als hier herrschte drüben im Lager der Germanen. Hoffnung auf Sieg und Vernichtung der Feinde, Begierde nach Beute, die einander widerstreitenden Meinungen der Führer brachten alles in Erregung. Arminius gab den Rat, man solle den Feind herausmarschieren lassen und dann auf sumpfigem, schwer passierbarem Boden umzingeln, während Inguiomerus einer anderen, gewaltsameren, aber den Barbaren angenehmeren Ansicht war: sie sollten das Lager angreifen, sicher sei dann die Eroberung, mehr Gefangene, reichere Beute werde ihnen dann zu teil.

So begannen sie denn, als der Tag graute, die Gräben auszufüllen, Reisigbündel hineinzuwerfen. Schon klimmen sie die Höhe des Walles hinan. Wenige Soldaten zeigen sich oben. Von Furcht scheinen sie gelähmt zu sein. Als aber die Germanen zwischen den Befestigungswerken an freier Bewegung gehemmt sind, erhalten die Kohorten ein Zeichen. Hörner und Trompeten ertönen. Mit einem Male erschallt der Schlachtruf und werfen sich in mächtigem Anlauf die Römer den Germanen in den Rücken. Zornig rufen sie ihnen zu, nicht Wälder, nicht Sümpfe seien hier, sondern auf gleichem Boden gelte es einen gleichen Kampf und eine gerechte Entscheidung. Dem Feinde aber, der sich das Werk der Vernichtung leicht vorgestellt und gewähnt hatte, wenige halbbewaffnete Gegner zu finden, jagte der Klang der Trompeten, der Glanz der Waffen um so größeren Schrecken ein, je weniger er solches erwartet hatte. Er unterlag wie im Glück unersättlich, so unvorsichtig im Unglück. Arminius verließ unversehrt, Inguiomerus nach schwerer Verwundung den Kampfplatz. Die Masse wurde hingeschlachtet, so lange die Kampfeswut währte und der Tag dauerte. Erst bei Nacht kehrten die Legionen in ihr Lager zurück. Wohl schmerzten die Wunden und drückte der Mangel an Lebensmitteln, wie am Tage vorher. Aber Kraft, Gesundheit, Überfluß, alles fanden sie im Gefühl des Sieges."

Auch Germanicus' Rückfahrt war nicht ohne Gefahr. Ein Unwetter erhob sich und fügte seiner Flotte großen Schaden zu.

Mit dem Frühjahre*) stand er aber schon wieder im Felde.

„Noch trennte die Weser allein die Römer von den Cheruskern. Am Ufer stand mit den übrigen Edlen seines Volkes Arminius. Er

*) 16 n. Chr.

fragte, ob Germanicus angelangt sei. Da er die Antwort erhielt, er sei zugegen, bat er, daß man ihm eine Unterredung mit seinem Bruder gestatte. Dieser Bruder — Flavus hieß man ihn — diente im Heere. Allbekannt war er durch seine bewährte Treue gegen die Römer wie durch seine Einäugigkeit. Wenige Jahre zuvor hatte er in den Kämpfen unter Tiberius durch eine Verwundung ein Auge verloren. Auf die Erlaubnis des Feldherrn hin tritt er an das Ufer vor und wird von Arminius begrüßt. Dieser ließ seine Begleiter weit zurücktreten und forderte, daß auch die Bogenschützen zurückgezogen würden, die längs des Ufers, welches die Unsrigen besetzt hatten, aufgestellt waren. Sobald dies geschehen, fragte er den Bruder, woher die Verunstaltung seines Antlitzes rühre. Jener nennt Ort und Schlacht. Darauf fragt er, welche Belohnungen er dafür erlangt habe. Flavus erwähnt seine Solderhöhung, einen goldenen Kranz und andere Dienstauszeichnungen. Arminius aber höhnt: billig sei doch fürwahr die Knechtschaft zu kaufen. Ein Wortstreit der beiden erhebt sich. Der eine spricht von der Herrlichkeit des römischen Reiches, der Macht des Kaisers, der strengen Strafe, welche den Besiegten treffe, und der Gnade, mit der man ihn aufnehmen würde, wenn er freiwillig sich unterwerfe. Auch sein Weib, sein Kind würden nicht feindlich behandelt. Dagegen redet Arminius von den Verpflichtungen, die man dem Vaterlande schulde, und erinnert ihn an die angestammte Freiheit, die heimatlichen Götter Germaniens, an die Mutter, die mit ihm seine Rückkehr erflehe. Nicht solle er sein Haus, seine Sippe, nicht sein Volk verlassen, um an denen zum Verräter zu werden, deren Haupt und Führer er sein könne.

Allmählich ging man zu gereiztem Wortwechsel über. Selbst der Fluß hätte sie nicht am Zweikampf gehindert, wäre nicht Stertinius hinzugeeilt, um Flavus, der voller Zorn Waffen und Roß forderte, zurückzuhalten. Von drüben vernahm man Arminius, der unter wilden Drohungen den Kampf verhieß. Man konnte ihn verstehen. Mengte er doch viele lateinische Worte unter seine Rede. Im römischen Lager hatte er sie gelernt, als er einst hier als Anführer seiner Volksgenossen Kriegsdienste leistete."

Am anderen Tage sendete Germanicus seine Reiterei über die Weser. Mit schlechtem Erfolg; sie wurde geschlagen. Darauf schritt er selbst über den Fluß, um den Entscheidungskampf, zu welchem die Germanen sich rüsteten, aufzunehmen. Die gute Stimmung der Soldaten, welche

er, am Abend in Verkleidung durch das Lager gehend, erkundet hatte, und ein glückverheißendes Traumbild erfüllten ihn mit Siegeshoffnung.

„Zuversichtlicher gemacht, berief er eine Versammlung und legte vor dieser dar, welche weisen und für den bevorstehenden Kampf passenden Vorsichtsmaßregeln getroffen seien; nicht nur ebene Flächen seien für den römischen Soldaten zum Kampfe günstig, sondern, wenn man nur klug die Verhältnisse berücksichtige, auch Wald und Bergschluchten. Denn die gewaltigen Schilde der Barbaren, ihre übermäßig großen Lanzen könnten zwischen Baumstämmen und dem den Boden bedeckenden Strauchwerk nicht so leicht gehandhabt werden, als Pilen und Schwerter. Auch hätten die Römer den Vorzug eines dem Körper dicht anliegenden Panzers. Hieb auf Hieb sollten sie austeilen und mit der Spitze nach dem Gesicht des Feindes stoßen. Keinen Panzer habe der Germane, keinen Helm. Nicht einmal mit Eisenblech oder Leder sei der Schild überzogen, sondern aus Weidengeflecht bestehe er oder buntfarbig angestrichenen Brettern. Höchstens die erste Schlachtreihe führe wirkliche Lanzen, die übrigen hölzerne Speere mit in Feuer gehärteter Spitze oder kurze Wurfspeere. Ihr Körper sei wohl gewaltig anzuschauen, kräftig in kurzdauerndem Angriff, nicht aber stark im Ertragen von Wunden. Ohne Gefühl für die Schande, ohne Rücksicht auf ihre Führer liefen sie davon. Furchtsam, verzagt im Unglück, achteten sie, wenn das Glück ihnen günstig sei, nicht göttliches und menschliches Recht. Wenn die Soldaten der mühevollen Märsche und Seefahrten überdrüssig seien und ein Ende ihrer Strapazen herbeisehnten, — nur hier allein, in dieser Schlacht könne es gewonnen werden. Näher schon sei die Elbe als der Rhein, über diese hinaus drohe kein Krieg mehr*). Möchten sie doch dazu beitragen, daß er, den Fußstapfen seines Vaters und Oheims folgend, in denselben Gegenden den Sieg davontrüge.

Diese Rede erweckte die Kampfeslust. Das Zeichen der Schlacht wurde darauf gegeben. Aber auch Arminius und die übrigen Fürsten der Germanen unterließen es nicht, jeder die Seinen, zum Kampfe anzufeuern. Das seien die Römer, die von Varus' Heer am schnellsten weggelaufen seien, die, um nicht wieder in den Krieg ziehen zu müssen, einen Aufruhr erregt hätten. Ein Teil von ihnen trage noch auf dem Rücken die schimpflichen Wunden, dem anderen seien von Wogen und Stürmen die Gliedmaßen übel zugerichtet. Also träten sie den ergrimm-

*) Jenseits der Elbe begann Marobods Gebiet.

ten Feinden und den feindlich gesinnten Göttern entgegen. Welche Hoffnung auf Glück bleibe ihnen? Nur darum hätten sie ihre Zuflucht zur Flotte genommen und die Einöden des Oceans aufgesucht, um beim Nahen keinem Angriff, bei der Flucht keiner Verfolgung ausgesetzt zu sein. Käme es zum Handgemenge, dann könnten sie, besiegt, sich vergebens nach der Hilfe der Wellen und den rettenden Schiffen umschauen. Gedenken möchten die Germanen an die Habsucht, die Grausamkeit und den Übermut der Feinde. Bleibe ihnen etwas anderes übrig, als die Freiheit festzuhalten oder den Tod der Knechtschaft vorzuziehen?

Beide Feldherrn führten ihre Truppen, die, durch die Anreden entflammt, stürmisch den Kampf begehrten, in die Ebene hinab, welche Idistaviso*) genannt wird. Es liegt diese Ebene mitten zwischen der Weser und den sie begleitenden Höhenzügen und zieht sich, je nachdem der Fluß breit ist oder eingeengt, in ungleichmäßigen Krümmungen hin. Im Rücken der Germanen erhob sich ein Wald von hochragenden Bäumen; zwischen den Stämmen war der Untergrund rein. Das Gefild und den Rand des Waldes hielt das Heer der Barbaren besetzt. Nur die Cherusker allein hatten auf der Höhe Stellung genommen, um von hier aus während des Kampfes sich auf die Römer zu stürzen.

Unser Heer rückte in folgender Ordnung vor: Die gallischen und germanischen Hilfsvölker standen im Vordertreffen, hinter ihnen die Bogenschützen zu Fuß, dann vier Legionen und an der Spitze von zwei Kohorten der Leibwache und einer auserwählten Schar Reiterei der Feldherr Germanicus. Sodann kamen ebenso viele Legionen, die Leichtbewaffneten und die berittenen Bogenschützen. Den Schluß bildeten die übrigen Kohorten der Bundesgenossen. Mit angespannter Aufmerksamkeit war der Soldat darauf bedacht, daß die Zugordnung beim Übergang zur Schlacht nicht gestört werde.

Als man sah, wie die Schlachthaufen der Cherusker in wilder Tapferkeit hervorbrachen, befahl Germanicus dem Kern seiner Reiterei, sie in den Flanken anzugreifen, und dem Stertinius, sie mit den übrigen Reiterschwadronen zu umgehen: er selbst werde zur rechten Zeit in das Gefecht eingreifen. Unterdessen zogen — ein glückliches Wahrzeichen — acht Adler, welche gegen den Wald hin ihren Flug nahmen und in ihm verschwanden, die Blicke des Feldherrn auf sich. Laut ruft er, man

*) Vielleicht Idisiaviso, „die Elfenwiese", nach J. Grimms Erklärung.

möge vorrücken und den Vögeln Roms folgen, den wahren Schützern und Führern der Legionen. Zu gleicher Zeit geht das Fußvolk zum Angriff über und fällt die vorausgesendete Reiterei dem Feind in den Rücken und in die Flanken. Und nun zeigte sich ein überraschender, seltsamer Anblick. Nach zwei Seiten warfen sich die Feinde in regellose Flucht. Die, welche ihre Stellung im Walde gehabt hatten, stürmten in die Ebene, und die hier gestanden, flüchteten eilends in den Wald.

Nach der Flucht der beiden Flügel wurden die Cherusker, die im Centrum standen, von ihrem Hügel herabgedrängt. Kenntlich ragte unter allen Arminius hervor. Durch persönliches Eingreifen, durch ermunternden Zuruf, durch Hindeuten auf die Wunde, welche er soeben empfangen, suchte er den Kampf zum Stehen zu bringen. Vergebens. Nun stürmte er auf die Bogenschützen ein, um ihre Reihen zu durchbrechen. Es wäre ihm geglückt, wenn nicht die rhätischen, vindelicischen und gallischen Kohorten sich ihm entgegengeworfen hätten. Nur ihm gelang es durch die Stärke seines Armes und das Ungestüm seines Streitrosses, durchzubrechen. Mit dem eigenen Blut hatte er sein Gesicht bestrichen, um nicht erkannt zu werden. Einige erzählen jedoch, die Chauken, welche unter den römischen Hilfstruppen sich befanden, hätten ihn erkannt und durchgelassen. Gleiche Tapferkeit oder List rettete Inguiomerus. Die übrigen Germanen wurden allerwärts auf dem Schlachtfelde niedergemacht.

Viele suchten die Weser zu durchschwimmen. Aber die ihnen nachgeworfenen Geschosse trafen sie, oder die Gewalt des Stromes riß sie ins Verderben. Auch die Menge der Nachdrängenden und der Einsturz des Ufers brachte ihnen den Tod. Einige hatten in schimpflicher Flucht sich in die Baumkronen gerettet und suchten hinter den dichtbelaubten Ästen Schutz. Allein es wurden Bogenschützen herbeigeholt und die Geflohenen zur Kurzweil der Verfolger herabgeschossen. Andere tötete man, indem man die Bäume umhieb.

Das war ein herrlicher Sieg für uns und ohne große Opfer gewonnen! Von der fünften Stunde*) des Tages an bis zur Nacht dauerte das Blutbad unter den Feinden. Auf 10,000 Schritte hin bedeckten ihre Leichen und Waffen den Boden. Unter der Beute fand man Ketten, die sie mit sich geführt hatten, um die Römer zu fesseln. So gewiß waren sie ihres Erfolgs gewesen. Auf der Wahlstatt begrüßten

---

*) D. i. 11 Uhr Vormittags.

die Soldaten Tiberius als Imperator. Auch errichteten sie einen Erdhügel und häuften auf diesem die erbeuteten Waffen nach Art einer Trophäe auf. Eine Unterschrift nannte die Namen der besiegten Völker."

Mochten auch in offener Feldschlacht die Germanen der höheren Kriegskunst und der besseren Bewaffnung unterlegen sein, an eine Unterwerfung war nicht zu denken. Schon wenige Tage später treten sie den Römern wieder in einer großen Schlacht entgegen. Wieder müssen sie das Feld räumen. Aber auch dieser Sieg war ohne Folgen. Denn der Einbruch des Winters, welcher Germanicus zur Rückkehr über den Rhein trieb, duldete kein Ausnützen der errungenen Vorteile. Kurz vor seinem Rückmarsch hatte Germanicus aus der feindlichen Waffenbeute ein Siegesdenkmal errichten lassen, welches die stolze Aufschrift trug: ‚Nachdem das Heer des Kaisers Tiberius die Völkerschaften zwischen Rhein und Elbe in glänzendem Kriege völlig niedergeworfen, hat es dies Siegesdenkmal dem Mars, dem Jupiter und dem Augustus geweiht.' Was jene Aufschrift besagte, war eine Übertreibung. Aber Germanicus mochte wohl noch hoffen, die Eroberung zu vollenden. Da rief ihn mitten aus seinem kriegerischen Unternehmen der Befehl des Kaisers ab: die Niederlage des Varus sei gerächt, die Ehre Roms völlig wieder hergestellt, man solle die Germanen wieder ihren eigenen Zwistigkeiten überlassen. Tacitus sieht in dieser Begründung nur einen nichtigen Vorwand. Aus Neid und Mißgunst habe Tiberius, so meint er, den Neffen aus der begonnenen Ruhmeslaufbahn gerissen. Er habe es ihm nicht gegönnt, glänzend zu vollenden, was er so groß angefangen habe. Und doch war es kein Vorwand. Ungeheuer waren die Opfer, welche der Krieg verschlang, und noch war ein Ende nicht vorauszusehen. Man konnte wohl plündernd und mordend Germanien durchziehen, aber das Volk doch nicht bezwingen. Mächtig hatte sich seit der Varusschlacht nationales Bewußtsein und Freiheitsgefühl geregt, und Roms Rachekriege hatten nur dazu beigetragen, sie lebendig zu erhalten.

Daß aber das deutsche Volkstum nicht unterging, ist das Werk des Arminius gewesen.

Ein glänzender Triumph lohnte im folgenden Jahre (17 n. Chr.) den siegreichen Germanicus. Zwei Jahre später sank er in das frühe Grab. Was aber Tiberius mit staatsmännischem Blick vorausgesehen

hatte, sollte sich bald genug erfüllen. Es kam zum Kampfe in Germanien*).

8. Der Kampf zwischen Marobod und Arminius.

„Als die Römer abgezogen und die Germanen frei von der Furcht eines neuen Angriffs waren, hatten diese nach der alten Sitte ihres Volkes und damals noch besonders aus Eifersucht wegen des errungenen Ruhmes die Waffen wider einander erhoben. Die Macht der Völker, die Tapferkeit der Führer war gleich groß. Aber Marobod war durch den Namen eines Königs, den er trug, bei seinen Landsleuten verhaßt, während den Arminius die allgemeine Gunst zum Kämpfer für die Freiheit machte. So nahmen nicht nur die Cherusker und ihre Bundesgenossen, die alten Waffengefährten des Arminius, den Krieg wieder auf, sondern auch aus Marobods Königreich fielen suebische Stämme, Semnonen und Langobarden, zu ihm ab. Durch diesen Zuwachs verstärkt, hätte er das Übergewicht gehabt, wäre nicht Inguiomerus mit einer Schar seiner Männer zu Marobod übergegangen, aus keinem anderen Grunde, als weil der greise Oheim es für unter seiner Würde hielt, dem jugendlichen Sohne seines Bruders zu gehorchen.

Zur Schlacht gerüstet, stehen die Heere einander gegenüber. Gleich ist die Hoffnung beider Führer auf Erfolg. Nicht suchen sie, wie es einst der Gebrauch der Germanen war, die Entscheidung in ungeregeltem Ansturm, im Kampf vereinzelter Haufen, sondern der lange Kriegsdienst gegen die Unsrigen hat sie gewöhnt, den Feldzeichen zu folgen, sich durch einen Rückhalt zu sichern, auf des Feldherrn Befehl zu hören.

Da ritt Arminius durch die Reihen der Seinigen, alles durchmusternd. An wen er herankam, den erinnerte er an die wiedergewonnene Freiheit, an die Niederlage der Legionen und an die Waffen und Geschosse, die man den Römern entrissen hatte und die er jetzt in ihren Händen sah. Den Marobod nannte er einen Feigling, unerfahren sei er in der Feldschlacht, in den Schlupfwinkeln des Hercynischen Waldes habe er Schutz gesucht und bald durch Geschenke und Botschaften ein Bündnis erbeten, ein Verräter sei er am Vaterlande, ein Trabant des Kaisers. Mit demselben Haß, mit dem man Quintilius Varus getötet habe, müsse man ihn vernichten. Sie sollten sich die vielen Treffen ins

*) Corn. Taciti Ab excessu divi Augusti l. II, 44—46.

Gedächtnis zurückrufen. Ihr Ausgang, zuletzt die Vertreibung der Römer habe zur Genüge gelehrt, wessen Werk die glückliche Vollendung des Krieges gewesen sei.

Auch Marobod enthielt sich nicht der Prahlerei und der Scheltworte gegen den Feind. Inguiomerus an der Hand haltend, bezeugte er, daß jenem allein der Ruhm der Cherusker zu danken sei. Nach seinen Ratschlägen sei geschehen, was glücklichen Erfolg gehabt habe. Wahnwitzig und ohne Erfahrung, eigne Arminius fremdes Verdienst sich an. Drei arglose Legionen unter einem Führer, der auf eine List nicht gefaßt gewesen sei, habe jener durch Betrug hintergangen, zum Schaden Germaniens und zu eigener Schmach, da sein Weib, sein Sohn noch in der Knechtschaft lebten. Er jedoch, gegen den unter Tiberius zwölf Legionen ins Feld gezogen, habe unverletzt den Ruhm Germaniens bewahrt. Unter billigen Bedingungen habe er sie wieder davon ziehen lassen, und er bereue dies nicht. Denn in seiner Hand liege es nun, unter ungetrübten Aussichten den Krieg gegen die Römer zu beginnen oder einen unblutigen Frieden zu genießen.

Die durch diese Reden angestachelten Heere wurden noch durch eigene Beweggründe zum Kampf getrieben, da von den Cheruskern und Langobarden für die alte Ehre oder die neugewonnene Freiheit und von den Gegnern für die Vermehrung der Alleinherrschaft gestritten wurde. Nie sind anderswo Heere mit größerer Wucht auf einander gestoßen, nie auch ist mit zweifelhafterem Ausgang gestritten worden, denn auf beiden Seiten wurde der rechte Flügel geworfen.

Man konnte eine Erneuerung der Schlacht erwarten, hätte nicht Marobod sein Lager auf eine Hügelkette zurückgezogen. Damit räumte er seine Niederlage ein. Und da überdies sein Heer durch Überläufer sich verringerte, so zog er sich in das Land der Markomannen zurück und schickte Gesandte an Tiberius, die um Hilfe bitten sollten. Sie erhielten zur Antwort: nicht billiger Weise rufe der die römischen Waffen gegen die Cherusker an, der die Römer, als sie denselben Feind bekämpft hätten, ohne Hilfe gelassen habe."

Jene Schlacht, welche an der westlichen Abdachung des Erzgebirges stattfand, hat die Macht Marobods schwer erschüttert. Bald darauf fiel ein vornehmer Jüngling, der Gote Katwalda, in Böhmen ein und gewann sich das Volk der Markomannen. Als Bittflehender erschien Maro-

bod, einst der mächtigste Germanenkönig, vor dem selbst Rom gezittert hatte, an der Grenze Italiens. In Ravenna hat er noch achtzehn Jahre ruhmlos, den Seinen tief verhaßt, gelebt. Auch Katwalda vermochte sich in dem Besitze der angemaßten Herrschaft nicht zu halten. Von dem Hermundurenkönig Vibilius vertrieben, flüchtete auch er ins Römerreich. In Forum Julii gab man ihm eine Wohnstätte.

Unterdessen war Arminius gestorben. Über sein Ende berichtet Tacitus*) Folgendes:

9. Das Ende des Arminius.

„Ich finde bei gleichzeitigen Schriftstellern, welche dem Senat angehörten, man habe im Senat einen Brief des Chattenfürsten Adgandestrius vorgelesen, in welchem er den Arminius zu töten versprach, wenn man ihm zur Vollführung des Mordes Gift übersende. Man habe darauf geantwortet, nicht mit Hinterlist und Heimlichkeiten, sondern offen und mit den Waffen in der Hand räche sich das römische Volk an seinen Feinden. Durch diese rühmliche Handlungsweise stellte Tiberius sich ebenbürtig den alten Imperatoren**) zur Seite, welche einen Vergiftungsversuch gegen König Pyrrhus verboten und verrieten.

Arminius übrigens hatte, als er nach dem Abzuge der Römer und Besiegung Marobods nach königlicher Herrschaft strebte, den Freiheitsinn seiner Volksgenossen gegen sich. Mit den Waffen angegriffen, kämpfte er mit wechselndem Erfolg. Endlich erlag er einem hinterlistigen Anschlag seiner Verwandten. Ohne Zweifel ist er der Befreier Germaniens. Um so höher aber erglänzt sein Ruhm, da er nicht gegen die beginnende Macht des römischen Volkes wie andere Könige und Feldherrn, sondern gegen das Reich kämpfte, als es in seiner Blüte stand. In der Feldschlacht nicht immer des Erfolges sicher, blieb er im Kriege unbesiegt. Auf siebenunddreißig Jahre brachte er sein Leben, zwölf Jahre behauptete er seine Macht. Noch wird sein Ruhm bei den barbarischen Völkern besungen, aber unbekannt ist er den Jahrbüchern der Griechen, welche nur für das, was bei ihnen geschieht, Sinn und Bewunderung haben, und bei uns Römern nicht nach Gebühr gepriesen, die wir nur die Vorzeit rühmen und um die Gegenwart uns wenig kümmern."

---

*) Corn. Taciti Ab excessu divi Augusti l. II, 88.

**) Die Konsuln Gajus Fabricius und Quintus Aemilius im Jahre 278 v. Chr.

10. Der Bericht des Tacitus.

Trotz der unaufhörlichen Kämpfe, in denen sich die Germanen zerfleischten, waren die Römer nicht zu bewegen, aus ihrer Defensivstellung herauszutreten. Sie begnügten sich, die Grenzen ihres Reiches am Rhein und der Donau durch verschanzte Lager zu sichern. Jeder Gedanke auf Eroberung des rechten Rheinufers war aufgegeben. So waltete denn beinahe anderthalb Jahrhunderte hindurch ein fast ununterbrochener Friede zwischen den beiden Völkerkreisen, der nur einmal ernstlich gestört wurde, als der Bataver Claudius Civilis in den Jahren 69—71 die Waffen gegen die römische Herrschaft erhob. Doch vergeblich war sein Kampf, er unterlag.

Das Schicksal der Germanen schien damit besiegelt zu sein. Die Möglichkeit, über den Rhein zu gehen, war ihnen abgeschnitten. So mußten sie denn zu dauernden Wohnsitzen sich an der sorglich bewachten Grenze niederlassen. Mehr Sorgfalt mußte dem Ackerbau zugewendet werden, und die veränderte Lebensweise konnte nicht ohne Einfluß auf Sitte und staatliches Leben bleiben. Gleichzeitig drang die Kultur auch in ihr Land ein. Römische Kaufleute und Händler kamen über den trennenden Strom und machten sie mit den Erzeugnissen eines verfeinerten Lebens bekannt. Mancher Germane folgte ihnen, um seine Kampfeslust unter römischen Feldzeichen zu befriedigen und Ruhm und Lohn davonzutragen. Trieb ihn die Sehnsucht zur Heimat zurück, dann brachte er reiche Erfahrungen, aber auch Bedürfnisse heim, die man vordem hier nicht kannte.

Aus den ersten Jahren jenes Friedens, vom Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. ist uns ein Bericht über Germanien von unschätzbarem Werte erhalten, der in der Schilderung fremder Nationalitäten seinesgleichen in keiner Literatur hat: die „Germania" des Tacitus. Im Winter des Jahres 98 auf 99 mag der römische Geschichtschreiber das Werk geschrieben haben, zur selben Zeit, da die Angelegenheiten der Germanen den neugewählten, schmerzlich erwarteten Kaiser Trajan von der Hauptstadt fern hielten. Kannte er auch Germanien nicht aus eigener Anschauung, so schöpfte er doch aus reichen und zuverlässigen Berichten. Nach allen Seiten hin ist ihm das Leben der Germanen bekannt. Er entwirft die Grundzüge ihrer Verfassung, ihres militärischen Brauches, ihrer Religion und Sitte. Wohl mag der Geschichtschreiber sich in diesem oder jenem täuschen oder mangelhaft unterrichtet sein, wohl mag auch

seine knappe, zugespitzte und poetische Schreibweise oft den Sinn verdunkeln: jede Zeile, die er geschrieben hat, zeugt von dem ernsten Sinn und scharfen Blick, dem Interesse für den Gegenstand und der Liebe, mit welcher die Arbeit unternommen worden ist, und ist für uns von der höchsten Wichtigkeit.

Die Germania ist nicht frei von Tendenz. Nicht als ob Tacitus eine Satire auf Rom habe schreiben oder das Ideal eines Volkes habe schildern wollen, wie es besser, reiner, edler nicht gedacht werden könnte — denn auch widrige Züge mischt er den schönen bei —, aber „es liegt über seinem Berichte etwas von der Stimmung des Hirtengedichts, womit der Kulturmensch seine Sehnsucht nach ursprünglicher Unschuld in der Phantasie befriedigt.“ Die ungebrochene, frische Kraft dieses Naturvolkes erschien ihm, dem Anhänger der Stoa, als ein Ideal der Sittenstrenge, dem Aristokraten, der das Joch unwürdiger Kaiser schwer empfunden hatte, als ein Ideal der Freiheit, dem weitblickenden römischen Patrioten als eine drohende Gefahr. So entwarf er zugleich ein Gegenbild von der übermäßigen Verfeinerung mit allen ihren moralischen Folgen, wie sie die ungeheure Weltstadt und das Reich zeigten. So hat er den Einrichtungen, welche er bei den Germanen fand, oft einen tieferen sittlichen Gedanken untergelegt, aber von einer Verfälschung ist er ganz sicherlich frei.

Für die germanische Altertumskunde giebt es keine wichtigere Schrift, und wir müssen es als eine ganz besondere Gunst des Schicksals betrachten, daß sie nicht, wie so viele andere, verloren gegangen ist.

Lange Zeit war sie verschollen. Da wurde sie um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts aus dem Staube der Hersfelder Klosterbibliothek hervorgezogen. Ihr Erscheinen wurde mit Jubel aufgenommen. Gleich in der ersten Ausgabe wurde dieses Werk des römischen Geschichtschreibers ein Libellus aureus genannt, und dies „goldene Büchlein“ ist die Grundlage für unsere Kenntnis der deutschen Vorzeit geworden und geblieben.

Wir entlehnen der Germania Kapitel 1—27, den allgemeinen Teil des Werkes.

„Germanien im Ganzen ist von Gallien, Rhätien und Pannonien durch die Ströme Rhein und Donau, vom Lande der Sarmaten*) und

*) Das europäische Sarmatien dehnt sich nach Ptolemäus von Germania und Dacia bis zum Don, das asiatische vom Don bis zur Wolga aus.

Daken*) durch gegenseitige Furcht oder durch Gebirge geschieden. Im übrigen umströmt es der Ocean, welcher weite Busen und unermeßliche Inselräume umfaßt. Noch vor kurzem erst haben wir hier Völker und Könige kennen gelernt, zu denen uns der Krieg den Weg wies. Der Rhein entspringt auf einem unzugänglichen und steilen Gipfel der rhätischen Alpen und ergießt sich nach einer mäßigen Biegung nach Westen hin in den Ocean. Die Donau fließt von der sanft und gelinde ansteigenden Höhe des Abnobagebirges**) herab und berührt viele Länder, bis sie in sechs Armen zum pontischen Meere strömt; die siebente Mündung verliert sich in Sümpfen.

Ich möchte glauben, daß die Germanen Ureinwohner sind und sich keinesfalls durch Einwanderung und Verbindung mit anderen Völkern vermischt haben, weil vor Zeiten nicht zu Lande, sondern zu Schiffe ankam, wer seinen Wohnsitz ändern wollte, der unermeßliche und feindliche Ocean droben im Norden aber von Schiffen aus unseren Breiten selten berührt wurde. Wer sollte ferner, von der Gefahr eines schrecklichen und unbekannten Meeres abgesehen, Asien, Afrika oder Italien verlassen, um in Germanien zu wohnen, dem unfreundlichen Lande, das mit seinem rauhen Himmel unwirtlich, düster, unheimlich jedem erscheinen muß, dem es nicht das Vaterland ist?

In alten Liedern, durch die allein jenes Volk die Erinnerung vergangener Zeiten bewahrt, singen sie von einem erdgeborenen Gotte Tuisto und seinem Sohne Mannus, den Urvätern und Gründern ihres Geschlechts. Dem Mannus verleihen sie drei Söhne, nach deren Namen die dem Ocean zunächst wohnenden Germanen Ingävonen, die in der Mitte Herminonen, die übrigen Istävonen heißen sollen. Andere dagegen zählen, wie ja die graue Vorzeit leicht gestattet, mehr Göttersöhne und mehr nach ihnen genannte Stämme auf, die Marser, Gambrivier, Sueben, Vandalen: das seien die echten, alten Namen. Dagegen sei die Bezeichnung Germanen jünger und erst vor kurzem aufgekommen. Der Stamm nämlich, welcher zuerst den Rhein überschritten und die Gallier verdrängt habe, die jetzigen Tungrer, hätte früher allein den Namen Germanen getragen. Dieser Name eines Stammes, nicht des ganzen Volkes, habe dadurch allmählich sich Geltung verschafft, daß zunächst die Sieger, um den Galliern Schrecken einzuflößen, das ganze Volk Germanen

*) Dacien umfaßt das heutige Rumänien, die Bukowina und Siebenbürgen.
**) Der Schwarzwald.

genannt hätten, dieses aber selbst mit der Zeit sich des neuen Namens bedient habe.

Auch Herkules soll, wie ihre Sagen erzählen, bei ihnen gewesen sein. Ihm gilt vor allen Helden ihr Gesang, wenn sie in die Schlacht ziehen. Übrigens besitzen sie noch eine andere Art von Kriegsgesängen, durch deren Vortrag, Barditus genannt, sie sich zum Kampfe begeistern, und deren Klang für den Ausgang der bevorstehenden Schlacht als Vorbedeutung gilt. Denn je nachdem der Gesang durch die Schlachtreihe braust, flößt er dem Feinde Schrecken ein oder erfüllt er sie selbst mit Zagen. Es scheint, als ob er ihnen nicht sowohl den Ausdruck menschlicher Stimmen als kriegerischer Kraft bedeute. Vor allem streben sie nach rauher Wildheit des Tones und dumpf grollendem Widerhall. Deshalb halten sie den Schild vor den Mund, damit die Stimme, an der Wölbung sich brechend, voller und stärker zurückhalle.

Auch Ulixes, glauben einige, sei auf seiner langen, märchenhaften Irrfahrt in dieses Meer verschlagen worden und habe Germanien betreten: Asciburgium*), das am Rheine liegt und noch heute bewohnt wird, sei von ihm gegründet und benannt worden. Daselbst habe man sogar vor Zeiten einen dem Ulixes geweihten Altar, auf dem er des Laërtes Sohn genannt werde, gefunden. Auch Grabhügel und Denkmäler mit griechischer Inschrift soll es noch jetzt auf der Grenze Germaniens und Rhätiens geben: unsichere Angaben, die ich mit eigenen Beweisen weder zu bestätigen noch zu widerlegen gedenke. Mag ein jeder nach seiner Sinnesweise ihnen Glaubwürdigkeit schenken oder versagen.

Ich selbst trete der Meinung derjenigen bei, welche glauben, daß die Bevölkerung Germaniens durch keine Wechselehen mit fremden Stämmen gemischt sei, sondern als ein besonderer, unvermischter und nur sich selbst ähnlicher Volksstamm dastehe. Daher trotz der großen Anzahl der Menschen dieselbe Körperbildung, dasselbe trotzig blickende blaue Auge, das rotblonde Haar, der gewaltige Wuchs der Leiber, die freilich nur zu kriegerischem Angriff geschaffen, ohne Ausdauer in Mühe und Arbeit und am wenigsten fähig sind, Durst und Hitze zu ertragen. An Kälte und Hunger dagegen hat den Germanen sein Himmelsstrich gewöhnt.

Mag auch das Land im einzelnen Abwechselung bieten, im allge-

*) Vielleicht Asberg auf dem linken Rheinufer zwischen Gelduba (Gellep) und Vetera (Xanten).

meinen ist es entweder voll von schaurigen Wäldern oder unheimlichen Mooren. Gegen Gallien ist das Klima mehr feucht, gegen Noricum und Pannonien hin mehr windig. Der Boden ist an Korn ziemlich ergiebig, dem Obstbau nicht günstig, reich an Vieh; doch ist dieses meist von kleinem Schlag. Auch fehlt sogar dem Rind das eigentümliche, stattliche Wesen und der stolze Stirnschmuck. Aber eine zahlreiche Herde ist die Freude des Germanen, sein einziger, sein liebster Reichtum.

Ob die Götter aus Liebe oder im Zorn ihm Silber und Gold verweigert haben, weiß ich nicht. Und doch möchte ich nicht behaupten, daß Germanien nicht eine Ader Silber oder Gold berge, denn wer hat je nachgeforscht? Der Besitz oder Gebrauch des edlen Metalles übt jedenfalls auf die Germanen keine große Gewalt aus. Man kann sehen, wie bei ihnen silberne Gefäße, die ihre Gesandten und Fürsten als Geschenke erhalten haben, nicht anders geschätzt werden als irdene. Unsere nächsten Nachbarn freilich kennen infolge des Handelsverkehrs den Wert des Goldes und Silbers. Sie schätzen und gebrauchen mit Vorliebe einige unserer Münzsorten. Im Innern dagegen gilt noch der einfache und altertümliche Tauschhandel. Von unserm Geld gefallen ihnen am meisten die alten und längst bekannten Stücke: Denare mit gezahntem Rande oder einem Zweigespann. Auch suchen sie mehr das Silber als das Gold, nicht aus besonderer Liebhaberei, sondern weil beim Einkauf von allerhand und billigen Waaren kleine Silbermünze in größerer Anzahl bequemer ist.

Selbst an Eisen ist kein Überfluß, wie man der Beschaffenheit ihrer Waffen entnehmen kann. Nur selten haben sie Schwerter oder lange Lanzen; Speere, in ihrer Sprache Frameen genannt, sind nur mit einer schmalen und kurzen eisernen Spitze versehen, die aber so scharf und zweckmäßig gearbeitet ist, daß diese Waffe, wie es die Lage erfordert, zum Fern- und Nahkampf verwendet werden kann. Der Reiter begnügt sich mit Schild und Framea. Das Fußvolk schleudert auch Wurfspeere, jeder immer mehrere und auf außerordentliche Entfernung hin, ungerüstet oder nur im leichten Feldmantel. Keine prahlerische Kleidung lieben sie. Nur die Schilde malen sie zur Unterscheidung mit verschiedenen Farben an. Wenige nur besitzen Panzer, kaum der eine oder der andere einen Helm oder eine Sturmhaube. Die Pferde zeichnen sich nicht durch Schönheit, nicht durch Schnelligkeit aus. Auch werden sie nicht nach unserer Weise gelehrt, künstliche Wendungen zu machen. Geradeaus wird geritten oder mit einer Wendung nach rechts geschwenkt, und zwar in so geschlossener Form,

daß keiner zurückbleibt. Im allgemeinen liegt im Fußvolk ihre Hauptstärke. Daher kämpft auch das Fußvolk unter den Reitern, denn jene Fußkämpfer, die sie aus der gesamten jungen Mannschaft auswählen und vor die Schlachtreihe stellen, sind durch ihre Behendigkeit imstande, am Reitertreffen sich zu beteiligen. Auch ihre Anzahl ist genau bestimmt. Hundert sind es aus jedem Gau. So heißen sie auch bei den Ihrigen, und was erst nur eine Zahl bedeutete, ist zu einem Ehrennamen geworden.

Die Schlachtordnung wird aus keilförmigen Abteilungen zusammengestellt. Zurückzuweichen, wenn nur wieder ein neuer Angriff erfolgt, gilt mehr für ein Zeichen der List, als der Furcht.

Ihre Toten schaffen sie auch in unentschiedenen Schlachten zurück. Den Schild zu verlieren ist die größte Schmach. Wer davon betroffen wird, wird ehrlos. Keinem Opfer darf er beiwohnen, keine Versammlung besuchen. Mancher, der den Krieg überlebte, hat seine Schande durch den Strang geendet.

Bei der Wahl der Könige entscheidet adelige Herkunft, bei der der Herzöge eigener Thaten Verdienst. Doch herrschen die Könige nicht mit unbeschränkter oder willkürlicher Gewalt; und die Herzöge sichern sich, mehr zum Vorbild als zum Befehle gewählt, ihren Vorrang mehr durch die Bewunderung, die sie erwerben, wenn sie tapfere Thaten vollbringen, sich hervorthun und vor dem Heere kämpfen. Im übrigen ist rügen, fesseln und züchtigen nur den Priestern gestattet, nicht wie zur Strafe, noch auf des Herzogs Geheiß, sondern gleichsam auf den Befehl Gottes, der, wie sie glauben, im Kampfe Beistand leistet. Eine Art von Sinnbildern und Zeichen, die sie den Hainen entnommen haben, führen sie mit in die Schlacht. Am meisten treibt sie aber zur Tapferkeit der Umstand an, daß kein blindes Ungefähr, noch die zufällige Zusammenstellung den Schlachthaufen oder den Keil ordnet, sondern die Familie und die Verwandtschaft. Dazu sind ihre Lieben in der Nähe. Sie hören den Zuruf ihrer Weiber und das Geschrei ihrer Kinder. In ihnen sieht ein jeder seine heiligsten Zeugen, seine größten Lobredner. Zur Mutter, zur Gattin bringt er seine Wunden, und jene scheuen sich nicht, diese zu zählen und nach ihnen zu fragen. Mit Speise und Zuspruch unterstützen sie die Kämpfenden.

Die Geschichte meldet, daß Frauen manche wankende und selbst halbverlorene Schlacht wieder in das Gleichgewicht brachten durch ihr Flehen, durch ihre entgegengehaltene Brust, durch die Hinweisung auf die drohende

Gefangenschaft, die sie um ihrer Frauen willen besonders unerträglich dünkt, derart, daß ein Volksstamm zuverlässiger sein Wort hält, wenn unter den Geiseln, die er zu stellen hat, auch edle Jungfrauen sich befinden. Ja, sie sehen sogar in der Frau ein heiliges, die Zukunft ahnendes Wesen und pflegen weder ihren Rat zu verschmähen, noch ihre Aussprüche zu verachten. Wir selbst haben unter der Regierung Vespasians gesehen, wie Veleda*) bei vielen als eine Gottheit galt. Aber auch schon vor alters haben sie der Aurinia und mehreren anderen göttliche Ehre erwiesen, nicht aus Schmeichelei, noch als ob man Gottheiten aus ihnen machte.

Unter den Göttern genießt Mercurius**) die größte Verehrung. Ihm selbst Menschen an bestimmten Tagen zu opfern, halten sie für frommes Recht. Den Herkules***) und Mars†) machen sie durch Tieropfer sich geneigt. Ein Teil der Sueben opfert auch der Isis††). Woher Anlaß und Ursprung dieses fremden Gottesdienstes, habe ich nicht sicher erfahren, doch weist das Sinnbild der Gottheit selbst, ungefähr wie ein Liburnerschiff gestaltet, darauf hin, daß der Kultus aus der Fremde eingeführt ist.

Die Götter in Tempeln einzuschließen und mit menschlichem Antlitz darzustellen, scheint dem Volke gegen die Würde der Himmlischen. Wälder und Haine weiht es ihnen, und mit Götternamen ruft es jenes geheimnisvolle Wesen an, das nur sein anbetender Geist schaut.

Zeichendeutung und Los spielen bei keinem Volke eine größere Rolle. Einfach ist das Verfahren beim Losen. Ein Reis von einem Fruchtbaum schneiden sie in kleine Stücke, bezeichnen diese mit gewissen Zeichen und streuen sie dann ordnungslos aufs Geratewohl über ein weißes Tuch. Dann hebt, wenn in Staatssachen Befragung geschieht, der Priester des Stammes, wenn es eine Privatangelegenheit gilt, das Haupt der Familie unter Anrufung der Götter, den Blick gen Himmel gerichtet, drei Stücke nach einander auf und deutet sie nach den vorher darauf bemerkten Zeichen. Fallen diese ungünstig aus, so findet an demselben Tage über

---

*) Veleda, eine Jungfrau aus dem Volke der Brukterer, hatte sich nicht nur bei den Ihrigen, sondern auch bei anderen Stämmen hohes Ansehen erworben. Auf den Aufstand des Claudius Civilis hatte sie leitenden Einfluß.

**) Mercurius ist der germanische Wodan.

***) Herkules, ohne Zweifel ist Donar gemeint.

†) Mars, vermutlich Saxnot.

††) Schwerlich ist dies die ägyptische Göttin. Man hat an die Göttermutter Nerthus gedacht, doch ist auch eine alte Göttin Isa nachgewiesen worden.

dieselbe Sache keine Befragung mehr statt. Lautet ihre Antwort günstig, so ist noch eine Beglaubigung durch Götterzeichen erforderlich. Und wirklich ist auch hier jener Brauch bekannt, der Vögel Stimmen und Flug zu befragen. Eigentümlich ist ihnen aber, Weissagung und Rat von den Rossen zu heischen. Von gemeindewegen werden diese in eben jenen Hainen und Wäldern unterhalten. Weiß sind sie von Farbe. Kein irdischer Dienst hat sie je entweiht. Geschirrt an einen heiligen Wagen, werden sie von dem Priester und dem Könige oder Fürsten des Landes geleitet, die auf das Wiehern und Schnauben achten. Keine andere Weissagung hat mehr Glauben, nicht bloß bei dem Volke, sondern auch bei den Vornehmen und Priestern. Denn sich halten jene für Diener der Götter, die Rosse aber für deren Vertraute.

Noch hat man eine andere Art, die Zukunft zu erforschen, durch welche man den Ausgang eines ernsten Krieges zu erraten sucht. Einen Kriegsgefangenen des Volkes, mit dem man im Streite liegt, irgendwie aufgegriffen, lassen sie mit einem Auserwählten aus ihren Genossen, jeden in den Waffen seines Landes, kämpfen. Der Sieg des einen oder des anderen wird als Vorbedeutung für die Entscheidung angesehen.

Über minder wichtige Fragen beraten die Fürsten, über die wichtigeren die Gesamtheit, doch so, daß alles, worüber dem Volke die Entscheidung zusteht, von den Fürsten vorher reiflich erwogen worden ist. Man versammelt sich, wenn nicht ein außergewöhnliches, plötzliches Ereignis dazwischen tritt, an bestimmten Tagen, am Neumond oder Vollmond. Denn dies halten sie für die günstigste Zeit für die Staatsgeschäfte. Nicht nach Tagen, wie wir, sondern nach Nächten rechnet man. So wird die Zeit anberaumt, so ergeht das Gebot. Höhere Bedeutung als der Tag hat bei ihnen die Nacht.

Eine Schattenseite hat ihr Freiheitsgefühl: nie kommen sie gleichzeitig, noch zur gebotenen Frist zusammen. Ein zweiter, ein dritter Tag geht durch das säumige Erscheinen verloren. Wie es der Menge gefällt, nimmt sie Platz. Alle sind in Waffen. Stille gebieten die Priester, denen auch ein Strafrecht zusteht. Dann ergreift der König oder der Fürst, und wem sein Alter, sein Adel, sein Kriegsruhm, seine Beredsamkeit ein Anrecht verleiht, das Wort, mehr durch das Gewicht seiner Gründe, als auf die Gewalt seines Befehls gestützt. Mißfällt eine Ansicht, so verwirft man sie mit lautem Murren, findet sie Beifall, so schlägt man die Frameen klirrend zusammen. Mit Waffenklang die Zustimmung zu geben, ist die ehrenvollste Art des Beifalls.

Die Versammlung nimmt Klagen an und hält Gericht über Leben und Tod. Nach der Art des Verbrechens wird die Strafe bestimmt. Verräter und Überläufer knüpft man an Bäumen auf. Feiglinge, Fahnenflüchtige und mit Unsittlichkeit Befleckte wirft man in Schlamm und Sumpf und erstickt man durch darüber geworfenes Flechtwerk. Die Verschiedenartigkeit der Strafe bezweckt, Verbrechen bei der Vollziehung des Urteils vor Augen zu stellen, Schändlichkeiten aber den Blicken zu entziehen. Aber auch bei kleineren Vergehen findet eine Abstufung der Strafe statt. Wer überwiesen ist, den trifft eine Buße an Pferden und Rindern. Die eine Hälfte fällt dem Könige oder der Gemeinde zu, die andere dem Geschädigten oder seinen Verwandten.

In denselben Versammlungen werden auch die Fürsten gewählt, welche in den Gauen und Dörfern das Recht sprechen. Jedem stehen hundert Gefährten aus dem Volke zur Seite, als ein Beirat zugleich und eine Behörde.

Bei keiner Angelegenheit, einer öffentlichen oder eigenen, erscheint der Germane ohne Wehr und Waffen. Doch keinem gestattet die Sitte, früher die Waffen zu führen, als bis die Gemeinde ihn für waffenfähig erklärt hat. Dann aber macht in der Versammlung einer der Fürsten, der Vater oder einer der Verwandten den Jüngling wehrhaft, indem er ihm Schild und Framea reicht. Das ist bei jenen die Toga, das die erste Zierde der Jugend. Bis dahin erschien er als ein Glied der Familie, von nun an gehört er dem Staate an.

Erlauchter Adel oder der Väter große Verdienste lenken die Aufmerksamkeit des Fürsten auch auf zarte Jünglinge. Neben Älteren und längst Bewährten werden sie in das Gefolge eingereiht, und keiner braucht zu erröten, wenn er im Gefolge eines anderen erscheint. Ja, selbst das Gefolge hat Rangstufen nach dem Urteile des Gefolgsherrn, und unter dem Gefolge ist ein großer Wettstreit, dem Fürsten am nächsten zu stehen, unter den Fürsten aber, das zahlreichste und mutigste Gefolge zu haben. Ansehen und Macht giebt es, immer von einer zahlreichen Schar auserlesener junger Helden umgeben zu sein, im Frieden ein Schmuck, im Kriege ein Schutz und Schirm. Und nicht nur bei seinem Volke, auch bei den benachbarten Gemeinden ist Ruhm und Ehre dem gesichert, dessen Gefolge sich durch Zahl und Tapferkeit auszeichnet. Gesandtschaften suchen ihn auf, und oft schlägt schon der Klang seines Namens einen drohenden Krieg nieder.

Im Getümmel der Schlacht sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen,

ist eine Schmach für den Fürsten, an Tapferkeit es dem Fürsten nicht gleich zu thun, eine Schmach für sein Gefolge, aber gar den Fürsten überlebend aus dem Kampfe zu weichen, ist vollends eine für das ganze Leben entehrende Schande. Ihn zu verteidigen, zu beschützen, die eigenen Heldenthaten seinem Ruhme zu opfern — das ist die erste Kriegerpflicht. Der Fürst kämpft für den Sieg, für den Fürsten das Gefolge. Wenn das Land, in dem sie geboren sind, in allzulangem Frieden und müßiger Ruhe brach liegt, dann suchen die edlen Jünglinge meist die Völker auf, welche gerade einen Krieg führen. Denn die Ruhe behagt diesem Volke nicht. Leichter auch gedeiht der Ruhm unter Kampf und Gefahr, und nur durch Gewalt und Krieg läßt sich ein großes Gefolge zusammenhalten.

Von der Freigebigkeit ihres Fürsten heischen sie jenes kriegerische Roß, jene blutige, siegreiche Framea als Belohnung. Denn reichliche, wenn auch ungeschlachte Schmausereien vertreten die Stelle des Soldes. Zu solchem Aufwande schaffen Krieg und Raub die Mittel. Denn die Erde zu pflügen und der Ernte zu warten, dazu möchte der Germane sich weniger leicht bereit finden lassen, als den Feind herauszufordern und sich Wunden zu holen. Ja, Trägheit und Feigheit heißt es bei ihm, im Schweiße des Angesichts zu verdienen, was man mit seinem Blute gewinnen kann.

Liegt der Germane nicht zu Felde, so bringt er seine Zeit mit Jagd, mehr noch im Müßiggang hin, mit Schlafen, Essen und Trinken. Gerade der tapferste und kriegslustigste Mann liegt in träger Ruhe, die Wirtschaft und Pflege des Hauses, die Bestellung des Ackers den Weibern, den Alten und Schwachen der Familie überlassend. Er selbst bleibt unthätig. Wundersamer Widerspruch der Natur, welche dieselben Menschen die Trägheit lieben und doch die Ruhe fliehen läßt!

Es ist Brauch in den Gemeinden, daß aus freien Stücken jeder dem Fürsten ein Geschenk an Vieh oder Korn bringt. Was von diesem als Ehrengabe angenommen wird, dient zugleich zur Bestreitung des Aufwandes. Willkommen sind vor allem Geschenke von Nachbarvölkern, die nicht von Einzelnen, sondern auch im Namen der Gesamtheit dargebracht werden: auserlesene Rosse, gewaltige Waffenstücke, Pferdegeschirr und Halsketten. Wir haben sie bereits auch gelehrt, Geld anzunehmen.

Daß die Völker germanischen Stammes keine Städte bewohnen, daß sie selbst aneinandergebauten Häusern abhold sind, ist zur Genüge bekannt. Abgesondert und zerstreut liegen ihre Wohnungen, wie gerade ein Quell, ein Feld, ein Hain zur Ansiedelung einlud. Die Dörfer bauen

sie nicht wie wir in geschlossenen Häuserreihen. Mit einem freien Raum umgiebt jeder sein Haus, sei es gegen Feuersgefahr, oder weil man es überhaupt nicht besser versteht. Auch Steinbau und Ziegeldach sind nicht bekannt. Alles ist von Holz, plump und ohne Rücksicht auf die Form und gefälliges Aussehen. Doch bestreicht man einzelne Teile des Baues mit einer Art Thon von so reiner und glänzender Farbe, daß dadurch die Flächen wie mit Bildern und Linienornamenten geschmückt aussehen.

Auch pflegen sie unterirdische Höhlen zu graben, die sie mit vielem Dung bedecken, als Zuflucht für den Winter und Aufbewahrungsort für die Feldfrüchte. Ein solcher Bau macht die Strenge des Winters erträglich. Fällt aber der Feind ins Land, so verheert er doch nur, was offen daliegt; jene verborgenen Schätze in der Tiefe ahnt er entweder nicht, oder sie entgehen ihm schon deswegen, weil sie gesucht sein wollen.

Als Volkstracht dient allgemein ein Mantel. Eine Spange oder, wenn diese fehlt, ein Dorn hält ihn zusammen. Im übrigen unbekleidet, liegen sie ganze Tage lang am Herdfeuer. Die Wohlhabenden zeichnen sich aus durch ein Gewand. Nicht weitfaltig ist es, wie das der Sarmaten oder Parther, sondern anliegend, so daß es die einzelnen Gliedmaßen erkennen läßt. Auch trägt man die Felle wilder Tiere, an den Ufern des Rheines ohne sonderliche Ausschmückung, weiter im Inneren aber nicht ohne wählerischen Geschmack, weil kein Handelsverkehr dorthin sonstigen Schmuck bringt. Dort sucht man die Tierart sorgfältig aus und verbrämt die Pelze mit Fellstücken von Tieren, die vom fernen Ocean und von unbekannten Gestaden kommen.

Nicht viel anders als der Mann kleidet sich die Frau. Nur trägt sie häufiger ein linnenes Gewand, das sie mit einem Purpurstreifen ziert. Diese Kleider haben keine Ärmel. Unter- und Oberarm sind bloß, aber auch der nächste Teil der Brust bleibt unbedeckt.

Streng aber wird hier die Ehe heilig gehalten. Keine ihrer Sitten verdient wohl höheren Ruhm. Denn fast allein unter allen Barbaren nimmt sich der Germane nur ein Weib. Ausnahmen sind sehr selten, und dann hat die Vielehe ihren Grund nicht in der Sinnlichkeit, sondern in der hohen Stellung des Mannes, die ihn der einflußreichen Verschwägerungen wegen mehrere Ehen eingehen läßt.

Eine Mitgift bringt das Weib nicht dem Manne, sondern bietet dem Weibe der Mann. Eltern und Verwandte sind bei der Überreichung zugegen und prüfen die Geschenke, Geschenke — nicht auf die weibliche

Eitelkeit berechnet, noch zum Putze für die Neuvermählte bestimmt, sondern Rinder, ein gezäumtes Roß, ein Schild mit Framea und Schwert. Gegen diese Gaben empfängt der Germane sein Weib, und sie selbst bringt dem Manne ein Waffenstück mit. Solche Gaben gelten ihnen als das festeste Band, als eine geheimnisvolle Weihe und die Schirmgötter der Ehe. Damit das Weib nicht wähne, daß sie außerhalb der kriegerischen Welt, dem wechselvollen Leben des Mannes stehe, wird sie schon an der Schwelle des Ehestandes erinnert, daß sie dem Gatten als eine Genossin der Kämpfe und der Gefahren nahe und in Krieg und Frieden sein Schicksal und seinen Wagemut zu teilen habe. Dies künden ihr das Joch Rinder, das kampfgerüstete Roß, dies das Geschenk der Waffen an. In solchem Geiste soll sie leben und sterben. Ein Pfand empfängt sie, das sie unverletzt und unentehrt dereinst ihren Kindern vererbe, das würdig sei, von einer Schwiegertochter wieder empfangen und auf die Enkel gebracht zu werden.

So lebt die Frau in keuscher Sitte dahin, durch kein lüsternes Schauspiel, kein sinnreizendes Gastgelage verderbt. Die Heimlichkeit brieflichen Verkehrs ist dem Manne wie der Frau unbekannt. Höchst selten kommt Ehebruch bei diesem doch so zahlreichen Volke vor. Die Strafe erfolgt augenblicklich und bleibt dem Manne überlassen. Mit abgeschnittenem Haar, kleiderlos, in Gegenwart der Sippe wird die Schuldige von dem Gatten aus dem Hause gejagt und durch das ganze Dorf gepeitscht. Für entweihte Keuschheit giebt es keine Nachsicht. Nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichtum möchte ihr einen Gatten gewinnen. Dort nämlich lacht man über das Laster nicht, und schlecht mit dem Schlechten sein, heißt man hier nicht den Geist der Zeit.

Noch besser gewiß steht es mit den Völkerschaften, in welchen nur die Jungfrau sich vermählt und mit der Hoffnung und dem Gelübde der Gattin das Leben für immer abgeschlossen liegt, wo sie Einen Gatten empfängt, wie sie Einen Körper und Ein Leben empfangen hat, damit kein Gedanke, kein Verlangen über ihn hinausgehe, damit ihre Liebe nicht sowohl dem Manne als der Ehe gelte.

Die Zahl der Kinder zu beschränken oder ein nachgeborenes zu töten, gilt für schändlich. Mehr aber, als anderswo ein gutes Gesetz, gilt hier die gute Sitte.

So wächst in jeglichem Hause nackt, selbst ohne Sorge für ide Reinlichkeit die Jugend zu jenem Gliederbau, zu jenen Riesengestalten heran, die wir staunend betrachten. Jeden hat die Brust der Mutter

genährt. Keiner blieb Mägden und Ammen überlassen. Herren- und Sklavenkind unterscheidet keine feinere Pflege. Zwischen demselben Vieh, auf dem gleichen Boden kriechen sie herum, bis das Alter sie trennt, und die Tüchtigkeit dem Freien höheren Wert verleiht. Spät lernt der Jüngling die Freuden der Liebe kennen. Daher seine unerschöpfliche Manneskraft. Auch mit den Jungfrauen beeilt man sich nicht. Von derselben Jugendfrische sind sie, von ähnlichem stattlichen Wuchs. Ebenbürtig an Kraft, vermählen sie sich dem Manne, und der Eltern Stärke vererbt sich den Kindern.

Die Söhne der Schwester stehen in derselben Ehre beim Oheim wie beim Vater. Einige meinen sogar, daß dieses Band der Blutsverwandtschaft heiliger und enger sei, und fordern daher mit Vorliebe die Neffen als Geiseln, gleich als wenn diese eine festere Bürgschaft für die Gesinnung und für die Familie in weiterer Ausdehnung wären.

Erben und Nachfolger jedoch bleiben einem jeden die eigenen Kinder, und eines Testamentes bedarf es nicht. Sind keine Kinder vorhanden, so treten die Brüder, die Oheime von väterlicher oder mütterlicher Seite als nächstberechtigte Erben des Besitzes ein. Je größer die Verwandtschaft, je zahlreicher die Schwägerschaft, um so mehr Anerkennung und Liebe genießt der Greis. Kinderlosigkeit verlohnt sich nicht.

Auch die Fehden des Vaters oder eines Verwandten, so gut wie seine Freundschaften, muß der Erbe übernehmen. Doch währen jene nicht unversöhnlich fort. Denn selbst ein Totschlag wird mit einer bestimmten Anzahl von Groß- und Kleinvieh gesühnt. Das ganze Haus des Erschlagenen nimmt die Buße an, eine gute Sitte für das Gemeinwesen, weil Privatfehden, wo Freiheit herrscht, größere Gefahr bringen.

Geselligkeit und Gastfreundschaft liebt kein Volk in ausgedehnterem Maße. Einem Menschen das schützende Obdach zu verweigern, hält es für Sünde. Nach Vermögen bewirtet den Fremden ein jeder. Ist der Vorrat zu Ende gegangen, so wird der Wirt zum Wegweiser nach einem andern gastlichen Hause und zum Begleiter. Ungeladen treten sie in den nächsten Hof. Kein Unterschied zwischen ihnen wird gemacht. Den gleichen freundlichen Empfang finden beide. Ob der Gast bekannt, ob er unbekannt ist, das Gastrecht fragt nicht danach. Beim Abschied ist's Brauch, dem Gaste zu bewilligen, was er etwa begehrt. Ebenso unbedenklich ist eine Gegenforderung. Der Germane hat Gefallen an dergleichen Geschenken, aber was er giebt, rechnet er nicht an, und es verpflichtet ihn nicht, was er erhält.

Gleich nach dem Schlafe, der gewöhnlich bis in den Tag sich hinzieht, wird gebadet, öfter warm, wie es in einem Lande mit vorherrschend kaltem Klima natürlich ist. Nach dem Bade nimmt man Speise zu sich. Jeder hat seinen besonderen Sitz und seinen eigenen Tisch. Dann geht es an die Geschäfte und ebenso oft zum Gelage, stets in Waffen. Tag und Nacht beim Becher zuzubringen, ist für keinen eine Schande.

Häufig kommt es natürlich in der Trunkenheit zu Streitigkeiten. Selten begnügt man sich dabei mit Scheltworten. Meistens endet der Hader mit Totschlag und Blutvergießen. Aber auch über Aussöhnung von Feinden, über die Anknüpfung verwandtschaftlicher Verbindungen, über die Wahl von Fürsten, über Frieden endlich und Krieg pflegt man beim Gelage Rat zu halten, als wenn zu keiner andern Stunde der Geist fähiger sei, einen einfachen Gedanken zu erfassen und für einen großen sich zu erwärmen. So lebt hier noch ein Volk, das ohne Arglist, ohne Verschlagenheit die Geheimnisse der Brust in fröhlicher Stunde erschließt. Klar und offenbar wird die Gesinnung eines jeden. Tags darauf wird eine neue Beratung abgehalten. So ist beiden Zeiten ihr Recht geworden. Wenn sie unfähig sind, zu heucheln, so beraten sie, und sie beschließen, wenn sie nicht irren können.

Ihr Getränk bereiten sie aus Gerste oder Weizen; entfernt ähnlich schmeckt es dem Weine. Die dem Rheine benachbarten Völker kaufen aber auch Wein selbst. Einfach sind die Speisen: wildes Obst, frisches Wildbret und saure Milch. Ohne Aufwand, ohne Leckerbissen stillen sie den Hunger. Dem Durste gegenüber zeigt man sich nicht in gleicher Weise mäßig. Wer hier der Trunksucht Vorschub leistet und soviel herbeischafft, als sie wünschen, der möchte sie ebenso leicht durch dieses Laster als durch Waffengewalt besiegen.

Von Schaustellungen ist ihnen nur eine bekannt, die sich bei jeder Versammlung wiederholt: junge Leute, denen das Spiel Freude macht, tanzen nackt zwischen Schwertern und drohenden Frameen, — die Übung bewirkt ein kunstvolles Spiel, das kunstvolle Spiel Anmut — nicht um des Gewinnes oder Lohnes willen, wenn auch der kühne Scherz nicht unbelohnt bleibt, sondern zur Freude des Zuschauers.

Das Würfelspiel, sonderbar genug, treiben sie wie ein ernstes Geschäft, mit solcher Verwegenheit beim Gewinn und Verlust, daß, wenn alles verspielt ist, sie auf den letzten verzweifelten Wurf ihre Freiheit und Person setzen. Willig folgt der Verlierende in die Knechtschaft. Vielleicht der jüngere und stärkere Mann, läßt er sich doch geduldig

binden und zum Verkaufe führen. Welche Hartnäckigkeit in einer so verkehrten Sache! Sie selbst nennen es Treue dem gegebenen Worte. Knechte dieser Art verhandeln sie weiter, um der Beschämung wegen des Sieges überhoben zu sein.

Ihre Knechte gebrauchen sie übrigens nicht der Art wie wir, daß die verschiedenen häuslichen Geschäfte unter sie verteilt sind. Jeder sitzt dort auf seinem Hofe, am eigenen Herde. Eine bestimmte Menge von Getreide oder Vieh oder Gewändern fordert der Herr von ihm, wie wir von einem Pächter. Hierauf allein beschränkt sich die Pflicht des unfreien Mannes. Die sonstigen Hausgeschäfte verrichten Weib und Kind. Daß der Unfreie gezüchtigt, in Fesseln gelegt und mit Zwangsarbeit bestraft wird, kommt selten vor. Häufiger geschieht es, daß sie ihn töten, nicht aus überlegter Strenge, sondern in der Leidenschaft, im Jähzorn, wie sie etwa den freien Gegner erschlagen; nur steht keine Buße darauf.

Nicht viel höher als der Unfreie steht der Freigelassene. Selten übt er einigen Einfluß im Hause, niemals aber in der Gemeinde aus. Eine Ausnahme finden wir allein bei den von einem Könige regierten Völkerschaften. Denn dort schwingt er sich auch über Freigeborene und Adlige auf. Bei den übrigen ist die untergeordnete Stellung der Freigelassenen ein Beweis für die freie Verfassung des Landes.

Zinsen zu nehmen, ja Zinseszins zu fordern, ist hier eine unbekannte Sache, daher gewissenhafter gemieden, als wenn ein Verbot ausgesprochen wäre.

Die zum Ackerbau bestimmten Felder werden, je nach der Anzahl der Bebauer größer oder kleiner, von der ganzen Gemeinde als Gesamtbesitz angesehen und nach Schätzung unter die Mitglieder verteilt. Bei der großen Ausdehnung der Fluren macht die Teilung keine Schwierigkeiten. Von dem bestellbaren Boden wird abwechselnd immer nur ein Teil für den Ackerbau benutzt, das übrige bleibt brach liegen. Denn sie suchen nicht die Ertragsfähigkeit und den Umfang des angebauten Landes in regem Wetteifer zu steigern, um Obstpflanzungen anzulegen, Wiesengründe auszuscheiden und Gärten zu bewässern. Nur die Saat wird vom Boden gefordert. Daher teilen sie auch das Jahr nicht in so viele Jahreszeiten ein wie wir. Winter, Frühling und Sommer unterscheiden und benennen sie. Der Name des Herbstes wie dessen Segen ist ihnen unbekannt.

Beim Leichenbegängnis überbietet man sich nicht mit eitlem Prunk. Nur dies allein verlangt des Landes Brauch, daß die Leichen bedeutender

Männer mit einer bestimmten Holzart verbrannt werden. Der Holzstoß wird nicht mit Teppichen oder Räucherwerk bedeckt. Nur die Waffen folgen allen, einigen auch das Streitroß in die Flammen.

Über dem Grabe erhebt sich ein Rasenhügel. Die Ehre eines hohen gewaltigen Grabmals verschmähen sie als eine Last für den Toten. Klagen und Thränen entsagen sie schnell, langsam dem Schmerz und Gram. Trauer geziemt der Frau, dem Manne treue Erinnerung."

Wir ergänzen den Bericht des Tacitus durch die kurze Schilderung, welche der ältere Plinius*) (23—79 n. Chr.) von dem Lande der Germanen giebt:

„Im Norden haben wir die Völkerschaft der Chauken gesehen, welche als die großen und die kleinen unterschieden werden. Zweimal erhebt sich bei ihnen in der Zeit von vierundzwanzig Stunden mit ungeheurer Flut der Ocean und bedeckt in stetem Wechsel ein Gebiet von umstrittener Art, zweifelhaft, ob zum Festlande gehörig oder ein Teil des Meeres. Dort wohnt das beklagenswerte Volk auf hohen Dünen oder Holzgerüsten, die mit der Hand nach dem Stande der höchsten Flut errichtet sind. Auf diesen ruhen die Hütten, so daß die Bewohner, wenn das Meer die Umgebung überflutet, wie am Bord eines Schiffes, wenn es aber zurückweicht, wie Schiffbrüchige leben. In der Nähe ihrer Hütten machen sie Jagd auf die mit dem Meer zurückfliehenden Fische. Nicht vergönnt ist es ihnen, Vieh zu halten und sich von dessen Milch zu nähren, wie ihren Nachbarn. Selbst wilde Tiere vermögen sie nicht zu erlegen. Weit und breit fehlt alles Strauchwerk. Aus Schilf und Sumpfbinsen drehen sie Stricke, Netze zum Fischfang daraus zu flechten. Feuchten Schlamm tragen sie mit den Händen zusammen, trocknen ihn mehr mit Hilfe des Windes als an der Wärme der Sonne und bereiten damit eine Feuerstätte, an der sie ihre Speisen kochen und die vom Nordwind erstarrten Glieder erwärmen. Zum Getränk dient ihnen das Regenwasser, das sie in Gruben, die am Eingang zum Hause liegen, sammeln.

Und solche Völkerschaften klagen, wenn sie heutzutage besiegt werden, über Knechtschaft. Aber so ist es. Viele verschont das Schicksal nur, um sie zu strafen.

*) Naturalis historia XVI, 1—3.

Eine wunderbare Erscheinung hat der Urwald. Er erfüllt das ganze auch unbewaldete Germanien mit dichtem Nebel und fügt zur Kälte noch die Dunkelheit. Trotzdem findet man hier, nicht weit von den erwähnten Chauken, vor allem auch an den zwei Seen Eichen von ungeheurer Höhe. An den Ufern selbst wachsen hier gewaltige Bäume dieser Art. Von den Fluten unterwühlt oder vom Sturme losgerissen, führen sie große Stücken von den Wurzeln festgehaltenen Waldlands mit sich fort, und aufrecht stehend, treiben sie, mit dem gewaltigen Geäst, Schiffen mit Mast und Takelwerk vergleichbar, auf dem Meere dahin und setzen oft unsere Flotten in Schrecken. Denn zuweilen werden sie wie mit Vorbedacht von den Fluten gegen unsere Schiffe getrieben, wenn diese vor Anker liegen und kein Mittel wissen, sich gegen den schwimmenden Wald zu schützen.

In den nördlichsten Teilen des hercynischen Waldes übersteigt der unglaubliche Wuchs der Bäume, die durch Jahrhunderte von keiner Menschenhand angetastet worden sind und mit der Welt erschaffen zu sein scheinen, in seiner Unverwüstlichkeit das Wunderbare. Lassen wir beiseite, was nicht zuverlässig bezeugt ist; zu erwähnen genügt, daß die starken Wurzelarme, wo sie aufeinanderstoßen, das Erdreich zu Hügeln emporheben oder über der Erdoberfläche hervorragen, zu den Ästen emporsteigen und dort in wildverwachsenem Geäst zu hohen Bogen sich krümmen, so daß Scharen von Reitern unter ihnen hindurchreiten können."

11. Die Zeit des friedlichen Verkehrs zwischen Germanen und Römern.

Vergleichen wir, was Tacitus sagt, mit dem Berichte Cäsars, so finden wir, daß beide, weit entfernt, sich zu widersprechen, umgekehrt sich ergänzen und unterstützen und nur im Zusammenhange mit einander verstanden werden können.

Wohl nimmt auch nach Tacitus' Schilderung der Ackerbau nur die zweite Stelle ein und besteht die Nahrung noch überwiegend in Wildbret und Waldobst, Milch und Käse, also den Erzeugnissen des Jäger- und Hirtenlebens. Noch besteht auch kein rechtes Privateigentum an Acker. Denn die Gemeinde verteilt in dem Bezirke, den sie einmal besitzt, alljährlich an die einzelnen Genossen das zum Ackerbau bestimmte Land und erneuert jährlich innerhalb ihrer Flur die Verteilung. Aber unter dem Einfluß der in dem letzten Jahrhundert getroffenen Sperrung der

Rhein- und Donaulinie haben sich mancherlei wichtige Änderungen vollzogen. Es kommt nicht mehr vor, daß wie in der vorcäsarischen Zeit der ganze Stamm oder das ganze Geschlecht sich jährlich neue Ansiedlungen sucht. Das Umherschweifen und Vorrücken nach dem Westen hatte ein Ende genommen. Die Zustände der Seßhaftigkeit machten sich geltend.

Zu Cäsars Zeit waren die Germanen noch räuberische, fehdelustige Hirtenstämme, die nur obenhin dem Boden eine Ernte abgewannen. In der Zwischenzeit hat sie die Not, da die Herden nicht ausreichten, die stets wachsende Volksmenge zu ernähren, gezwungen, zu anderen Erwerbsquellen zu greifen, zur Rodung und zu sorgfältigerem Anbau des Landes. Tacitus trifft sie nach anderthalbhundert entscheidungsschweren Jahren im Übergange von der Nomadenkultur zum Ackerbau. So schildert uns Cäsar das Ende der alten, Tacitus den Anfang einer neuen Zeit.

Die eigentliche Ackerwirtschaft mit Aufteilung des Bodens ist bei Tacitus freilich noch nicht erfolgt. Aber ein Wechsel der ganzen Feldflur ist unter den Geschlechtern nicht mehr gewöhnlich. In der gemeinsamen Feldmark wird jährlich ein Ackerland ausgeschieden, welches, um dem erschöpften Boden Ruhe zu gönnen und ihn nicht allzusehr zu entkräften, innerhalb der Feldmark herumwandert, während das überbleibende Land zur Hutung benutzt wird. So konnten feste Niederlassungen und Dorfschaften entstehen, und an Haus und Hof ein wirkliches Privateigentum sich herausbilden. An Stelle der Geschlechter trat aber damit das Dorf, die Gemeinwirtschaft wurde verdrängt durch die Markgenossenschaft, kurz an Stelle der geschlechtlichen Verfassung begannen die räumlichen Verhältnisse sich stärker geltend zu machen.

Zu Cäsars Zeit sehen wir, daß die Fürsten, die Häupter der Hundertschaften oder Gaue, Richter und Heerführer waren; über ihnen gab es in Friedenszeiten keine höhere Behörde des ganzen Volkes, und von gebietenden Rechten der Landgemeinde war wohl keine Rede. Zur Zeit des Tacitus hat sich aber schon eine Art von Centralgewalt für die ganze Völkerschaft ausgebildet. Wohl haben die Fürsten in den Gauen oder Hundertschaften noch dieselben Rechte wie früher; aber sie treten außerdem auch für die Angelegenheit des ganzen Volkes zum Rate zusammen, und neben ihnen steht jetzt die wiederkehrend berufene Landgemeinde. Auf der Versammlung der Landgemeinde, dem Allthing, werden die Fürsten gewählt, aber vermutlich nur von ihren Gaugenossen.

Bei Cäsar erschienen Götterlehre und Gottesdienst noch auf sehr

jugendlicher, sehr unentwickelter Stufe. Auch hier liegt eine Weiterbildung vor. Gallischer wie römischer Einfluß werden bemerkbar. Cäsar leugnet nicht gerade die göttliche Personifikation der Naturkräfte, aber er läßt erkennen, daß die Grenze zwischen Natur- und Götterdienst noch nicht zu klarem Bewußtsein erhoben ist. Bei Tacitus dagegen haben sich die Götter von den Naturerscheinungen, aus welchen sie andächtiger Sinn herausgebildet, losgelöst. Herrschend und lenkend greifen sie in das Dasein des Menschen ein.

Cäsar konnte den Germanen noch die Priester absprechen. Jetzt, wo der Götterglaube einen festen und geschlossenen Inhalt hatte, mußte auch die Notwendigkeit eines Priesterstandes hervortreten. In der That finden wir denn auch bei Tacitus Priester mit geregelter Wirksamkeit und bestimmtem Anteil am öffentlichen Leben.

So zwangen die Römer, als Hüter der Flußgrenzen im Norden ihres Reiches, die Westgermanen, alles, was sie vom Nomaden an sich hatten, abzulegen. Sie wurden zu Ackerbauern, und wenn auch der Wandertrieb nicht ganz erlosch, und später die Not sie zwang, über ihre Grenzen hinauszugehen, gewandert wie jene Ostgermanen, die, durch den Einfall der Hunnen aus ihren Sitzen vertrieben, auf römischem Boden Reiche gründeten, sind sie nicht mehr.

12. Die Schlacht von Straßburg.

Nach Aufgabe der Eroberungskriege gegen Germanien galt es, feste und sichere Grenzen zu gewinnen. Wohl gewährten die beiden Flüsse Rhein und Donau mit ihren festen Legionsquartieren auf große Strecken hin Schutz. Doch gab es eine Lücke in dieser Verteidigungslinie, da wo die beiden Flußläufe sich nähern, auf der Strecke zwischen Donau und Bodensee, und diese Lücke erschien um so gefährlicher, als gerade von hier den Feind nur wenige Tagemärsche nach der Grenze Italiens führten. Da der Rhein die obere Donau umfließt und mit dem eingeschlossenen Lande einen keilförmig einspringenden Winkel bildet, in dessen Mitte die wichtigen Schwarzwaldpässe liegen, so entstand der Gedanke, jenes eingeschlossene Land mit in die Verteidigung zu ziehen. Es geschah dies durch den sechzig Meilen langen Pfahlgraben oder Limes, der etwa von der Mündung der Lahn in den Rhein bis zur Mündung der Altmühl in die Donau reichte, damit den Winkel abschnitt und einen großen Teil von Oberdeutschland noch zum römischen Reiche schlug.

Zur Zeit des Tacitus, unter der Regierung Domitians (81—96) wurde der gewaltige Bau begonnen, Trajan (98—117) führte ihn weiter. Vollendet wurde er aber erst von Hadrian (117—138). Zwei Jahrhunderte lang hat er den Angriffen der Germanen widerstanden. In dem eingeschlossenen Lande, Dekumatenland genannt nach dem Zehnten, welchen die eingewanderte Bevölkerung entrichtete, blühte bald römisches Leben empor, römische Kultur, Sitte und Bildung. Am Rhein, am Neckar erwuchsen aus den Standlagern römischer Legionen reich bevölkerte, blühende Städte. Der unergründliche Wald wich emsigem Anbau, Gärten entstanden, und Rebengelände faßten mit ihrem grünen Schmuck die Ufer der deutschen Flüsse ein. Selbst über die Grenze trug der römische Kaufmann die Erzeugnisse einer verfeinerten Kultur. Welch' reicher Antrieb war hier für ein frisches, bildungsfähiges Volk gegeben! Aber der Germane erwarb nicht nur, er ahmte nicht nur nach, was fremde Hand geschaffen, er verließ seine Wälder und wanderte in Scharen hinüber in das Reich der Römer. Mächtig zog ihn die Herrlichkeit der ewigen Stadt an, die in Gold und Marmor strahlte und von den Denkmalen menschlicher Kunst und Erfindungsgabe leuchtete; mächtig zog ihn die ausgedehnte Herrschaft des römischen Volkes an, der Reichtum und die Blüte der Provinzen des Reichs, die gewaltige Kriegsmacht der Cäsaren, die unermeßliche Gewalt, die in deren Händen ruhte. Er vergaß der engen und dürftigen Verhältnisse in der Heimat und der Freiheit seines Volkes, um unter fremden Feldzeichen Ehre und Gewinn zu suchen und seine kriegerische Lust zu befriedigen. Im Sande der libyschen Wüste, am fernen Euphrat, am heimischen Rheine kämpft er für Roms Macht und Herrschaft, und in der prunkenden Hauptstadt schützt er den Leib des Kaisers vor jeder Gefahr.

Aber die lange Zeit des Friedens hatte auch für die, welche von dem väterlichen Boden sich nicht zu trennen vermochten, weittragende Folgen.

Noch fünfzig verschiedene Völker werden uns von den alten Schriftstellern im inneren Deutschland genannt. Alle wohnen sie selbständig nebeneinander, hadernd im Glücke, einzelne nur im Unglücke verbunden; und wenn auch, wie die Stammsage von den drei Söhnen des Mannus beweist, das Gefühl der Zusammengehörigkeit nie sich verlor, eine Einigung schien ausgeschlossen. Diese Sorglosigkeit für das Allgemeine bei höchster Vorliebe für das lokale und persönliche Interesse wich aber in den Jahrhunderten nach der Sperrung der Rhein- und Donaugrenze allmählich zurück und machte Wandelungen zum Besseren Platz.

Die rasche Zunahme der Bevölkerung, die mit dem Einnehmen dauernder Sitze sogleich eintritt, ließ größere Strecken in Anbau nehmen und die trennenden Grenzwälder verschwinden. Das nähere Aufeinanderrücken führte zu friedlichen Ausgleichen, zu Bündnissen oder Unterwerfung des Schwächeren. Bei Tacitus sehen wir den Uebergang vom Gau zum Staat der Völkerschaft. Jetzt mußten die Völkerschaften, die unmittelbare Nachbarn geworden waren, in näheren, dauernden, auch politischen Verband treten. Ein solcher Verband bildete zwar noch keinen Staat in unserem Sinne, denn er war nur ein Staatenbund von Völkerschaften, wie die Völkerschaft selbst erst ein Bund von Gauen, aber die Vereinigung enthielt doch einen gewaltigen Fortschritt, den Keim zur Weiterentwickelung. An die Stelle der alten Zersplitterung war eine neue Macht getreten.

So verschwinden allmählich die Namen der Tubanten, Usipeter, Tenchterer, Jutungen in dem Bund der Alemannen, der am oberen Main und längs des römischen Limes sich gebildet hat und zur Zeit des Kaisers Probus innerhalb des Grenzwalles bis zum Bodensee erscheint. So verklingen die Namen der Sugambrer, Amsivarier und Chatten am Niederrhein: sie machen dem gemeinschaftlichen Namen der Franken Platz. So gehen Chauken, Angrivarier und Cherusker in dem Bündnis der Sachsen auf, schließen sich Hermunduren, Angeln und Warner zum Volke der Thüringer zusammen und einen sich Markomannen, Heruler, Rugier, Skiren zum Volke der Bayern. Schon im zweiten Jahrhundert beginnt diese Bildung. Im dritten Jahrhundert treten die neuen Namen bereits an der Grenze auf. Vollendet aber wurde dieser denkwürdige Vorgang erst im Anfange des sechsten Jahrhunderts mit Gründung des fränkischen Reiches und der Ankunft der Bayern in ihren jetzigen Sitzen.

Die Seßhaftigkeit war es also, die den Germanen zur Ausbildung höherer politischer Formen zwang. Aber die Seßhaftigkeit hatte noch andere wichtige Folgen. Die gesicherte und regelmäßige Beschaffung der Nahrungsmittel, welche ein dauernder Ackerbau bewirkt, der gesteigerte Wohlstand erleichtert das Schließen der Ehen und verringert die Sterblichkeit unter den Kindern. Die größere Volksmenge zwingt zu einem sorgfältigeren Anbau, aber bald ist der Boden, den man nicht zu düngen versteht, erschöpft und vermag nicht mehr eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren. Die Not war die dauernde Ursache, der Mangel an lohnenden Äckern, nicht Elementarereignisse, Seuchen, Mißwachs oder Angriffe

feindlicher Völker, welche die Germanen zwang, nach einer Unterbrechung von mehreren Jahrhunderten jene Wanderung wieder aufzunehmen, die sie einst aus Asien nach Europa führte.

Diese Umwandlungen im Innern Deutschlands mußten den Bewegungen des Volkes nach außen hin einen anderen Charakter geben. Bisher waren alle Unternehmungen der Germanen nur Überfälle gewesen, die auf die Gunst der Umstände gebaut waren, aber, wenige kühne Streifzüge in das feindliche Land ausgenommen, sämtlich nur zur Verteidigung gegen römische Waffen oder zur Abschüttelung fremden Joches unternommen wurden.

Das änderte sich jetzt. Hatte die Uneinigkeit der deutschen Volksstämme einen großen Angriffskrieg unmöglich gemacht, so waren jetzt Völkerbündnisse entstanden, zur Abwehr wie zum Angriff gleich geeignet. Und hatte früher die reiche Fülle des Bodens ein langsames Vordringen gestattet, so mußte jetzt bei rascher und rascher zunehmender Bevölkerung der Wunsch lebendiger werden, die von den Römern gezogene Grenzlinie zu überschreiten.

Jene Bewegung, welche den germanischen Völkerstrom über die Provinzen des römischen Reiches ergießen sollte, fing an: die Geschichte hat sie vorzugsweise Völkerwanderung genannt.

Unter der Regierung Mark Aurels (161—180) begann der erste Offensivkrieg der Germanen mit neuer Gewalt und Stärke. Vermutlich durch gotische Scharen gedrängt, die von Norden gegen Südosten zogen, gingen Markomannen und Quaden über die Donau. Mit unerhörter Zähigkeit und Ausdauer wurde fünfzehn Jahre lang gekämpft, bis Mark Aurels schwacher Sohn Commodus den Frieden schloß, der die alte Grenze wiederherstellte. Im nächsten Jahrhundert dringen die gotischen Völker in furchtbaren Plünderungszügen über die Donau, die Markomannen erheben von neuem die Waffen. Nach dem Tode des Kaisers Probus im Jahre 282 überschreiten die Alemannen den Pfahlgraben, nehmen das Dekumatenland ein und schicken sich an, über den Rhein zu gehen. Am Mittel- und Niederrhein geraten die Franken in Bewegungen. Sie suchen das nördliche Gallien heim und setzen in Scharen über den Strom, um jenseits reichere und fruchtbarere Äcker zu gewinnen, während die Küsten Galliens und Britanniens durch die Seeräubereien der Sachsen beunruhigt werden.

In diesem Augenblicke, wo die germanischen Stämme die Wanderung gegen das gealterte, in sich durch religiöse Kämpfe, Parteiungen

und Sittenverwilderung schwach gewordene Reich wieder aufnehmen, erscheinen auch die neuen Namen.

Wir heben aus dieser Zeit des Vordringens ein für die Römer glänzendes Ereignis hervor, den Sieg, den sie im Jahre 357 bei Straßburg über die Alemannen erfochten.

Ammianus Marcellinus schrieb am Ende des vierten Jahrhunderts zu Rom eine Fortsetzung des Tacitus, welche die Jahre 96—378, von Nerva bis zum Tode des Valens, umfaßte. Die ersten dreizehn Bücher sind verloren gegangen. Was erhalten ist, ist für uns von hohem Wert, denn der Verfasser, Soldat von Beruf, hatte den Ereignissen vielfach nahe gestanden und ist aufrichtig bemüht, die Wahrheit zu sagen. Seinem Geschichtswerke, das in einer unnatürlich geschraubten Sprache abgefaßt ist, entlehnen wir den Bericht über die Alemannenschlacht.

Durch die Not gezwungen, hatte der unkriegerische Kaiser Konstantius den Julian zum Cäsar erhoben und ihm Gallien und den Schutz des Rheines übertragen. Julian war ein umsichtiger Feldherr und tapferer Soldat, ein begeisterter Patriot, aber von Haß und Verachtung gegen das zur Herrschaft gelangte Christentum erfüllt, dessen Lehre ihm unvereinbar erschien mit dem römischen Staat und seinen besten Tugenden und dessen Anhänger durch ihre Thaten ihm so oft Abscheu eingeflößt hatten. Er war es, der den großen Gedanken Cäsars, Gallien durch den Angriff Germaniens zu verteidigen, noch einmal aufnahm.

Gehorsam dem Rufe des Kaisers, eilte er nach Gallien. Er fand es in voller Auflösung. Bis in das Herz der Provinz waren die Alemannen vorgedrungen, hatten das Land weit und breit verwüstet und die festen Städte mit Schrecken erfüllt. Erst galt es, durch Unerschrockenheit und Thatkraft den zagenden Truppen wieder Mut einzuflößen. Dann rückte der Cäsar gegen den Rhein vor und begann seinen Angriff gegen die Alemannen, die hier im Elsaß, dem „Fremdsitz", ihrem „Neuland", sich schon niedergelassen hatten. Lassen wir Ammian*) selbst erzählen:

„Da hoch und niedrig den Augenblick für günstig zu einer Schlacht hielt und die Kampfeslust nicht nachließ, rief plötzlich ein Fahnenträger: ‚Auf, Cäsar, du Glücklichster von allen, gehe dahin, wohin dein Glück dich führt! Du hast uns endlich wieder die Zuversicht gegeben, daß Tapferkeit und Einsicht in unseren Reihen wohnen. Gehe voran als ein glücklicher und tapferer Vorkämpfer, und du wirst erfahren, was der

*) XVI, 12, 19—29. 33—62.

Soldat unter den Augen eines kriegerischen Führers, der ein Zeuge seiner Thaten ist, mit frischem Muthe leistet, wenn nur die Gnade der Götter mit uns ist!'

Nach solchen Worten gab es keinen Aufschub mehr. Das Heer brach auf und gelangte in die Nähe eines Hügels von mäßiger Höhe, auf dessen Gipfel bereits das reife Korn wogte. Nicht weit war er von den Ufern des Rheins entfernt. Auf der Höhe hielten drei alemannische Reiter die Wacht. Sogleich flogen sie zu den Ihrigen zurück, um den Anmarsch des römischen Heeres zu melden. Ein vierter Posten zu Fuß hatte nicht folgen können. Durch die Raschheit unserer Vorhut wurde er eingeholt und gefangen. Er sagte aus, daß die Germanen drei Tage und drei Nächte gebraucht hätten, um den Fluß zu überschreiten.

Als nun die Führer der Unsrigen das feindliche Heer in der Nähe in keilförmige Stoßhaufen geordnet erblickten, machten sie Halt und stellten die Antepilani, die Hastati und überhaupt die ersten Glieder der Legionen wie eine undurchdringbare Mauer auf. Gleich vorsichtig blieben die Feinde in ihrer keilförmigen Stellung. Da sie sahen, daß die ganze Reiterei auf dem rechten Flügel ihnen gegenüber stand, so drängten sie, was sie an Reiterei hatten, auf ihrem linken Flügel zusammen. Unter dieselbe verteilten sie Fußvolk, behende und leichtbewegliche Leute, wie es die Sache erforderte.

Sie waren sich nämlich wohl bewußt, daß, wenn selbst ein tüchtiger Reiter mit einem unserer Panzerreiter zusammenträfe, der in der einen Hand Zügel und Schild hält, in der anderen die Lanze schwingt, er ihm doch keinen Schaden zufügen könne, weil dieser Kriegsmann ganz in Eisen gekleidet sei. Aber ebenso gut wußten sie, daß ein Mann zu Fuß mitten im dichtesten Kampfgewühl, wo jeder nur den Gegner, mit dem er es zu thun hat, ins Auge faßt, heimlich am Boden hinschleichen, dem Roß die Weichen durchbohren und so den Reiter zu Falle bringen könne, den alsdann zu töten nicht schwer sei. Nachdem in dieser Weise der linke Flügel aufgestellt worden war, legten sie den rechten versteckt in einen Hinterhalt.

Es führten aber alle jene kriegerischen, wilden Scharen Chnodomar und Serapion, die es an Macht den anderen Königen zuvorthaten. Chnodomar war der ruchlose Anstifter des ganzen Krieges. Auf seinem Haupte erhob sich ein Wulst roter Haare. Stolz schritt er dem linken Flügel voraus, verwegen, wie er war, und vertrauend auf die gewaltige Kraft seines Armes: denn hier mußte der heißeste Kampf ent-

brennen. Ungeduldiger als ein schäumendes Streitroß, schwang er einen Speer von riesiger Länge. Weithin sichtbar war er durch den Glanz seiner Waffen, ein erprobter Krieger und vor allen übrigen ein wackerer Feldherr.

Den rechten Flügel führte Serapion, noch ein Jüngling, an dessen Kinn der erste Bart sproßte, aber an Thatkraft seinem Alter überlegen. Er war der Sohn Mederichs, der ein Bruder Chnodomars und sein lebelang ein Mensch voll Treulosigkeit war. Den fremdartigen Namen hatte er erhalten, weil sein Vater lange Zeit vergeiselt in Gallien gelebt hatte. Hier war Mederich in den griechischen Geheimdienst eingeführt worden, und deshalb hatte er später seinem Sohne Agenarich, wie er in der Sprache der Heimat hieß, den Namen Serapion gegeben.

Diesen folgten, der Macht nach am nächsten stehend, fünf Könige, zehn Gaufürsten, eine lange Reihe von Edlen und 35,000 Krieger, die aus verschiedenen Völkerschaften, teils um Sold geworben, teils durch Verpflichtung zur Bundeshilfe gezwungen, herbeigekommen waren.

Schon hatte sich unter furchtbarem Trompetengeschmetter Severus, der den linken Flügel der Römer führte, den Gräben genaht, in welche die Germanen Bewaffnete versteckt hatten, um von hier aus durch einen plötzlichen Angriff Verwirrung in alle Reihen zu tragen, als er Verdacht schöpfte, Halt machte und weder vorwärts noch rückwärts zu gehen beschloß. Der Cäsar bemerkte dies. Sogleich sprengte er, beherzt wie er war und bereit, alle Gefahren mit den Seinigen zu teilen, mit einem Gefolge von 200 Reitern dorthin, wo die größte Gefahr zu erwarten war. Hier ritt er zwischen den Reihen hin und her und richtete ermutigende Worte an die Soldaten . . .

Nachdem er bald diese, bald jene Abteilung angesprochen hatte, stellte er den größeren Teil des Heeres dem ersten Treffen der Barbaren gegenüber. Plötzlich erhob sich unter dem Fußvolke der Alemannen ein unwilliges Geschrei. Einmütig erklang ihr Ruf, die Fürsten sollten von den Pferden steigen und in ihren Reihen kämpfen, damit, wenn der Kampf unglücklich ausfalle, sie nicht leicht den gemeinen Mann verlassen könnten und Gelegenheit zur Flucht hätten. Kaum hörte das Chnodomar, so sprang er sogleich vom Pferde. Ohne Zögern folgten die anderen seinem Beispiel. Keinen gab es unter ihnen, der am Siege gezweifelt hätte.

Hier wie dort riefen die Hörner zum Streite, und hier wie dort rückte man mit großem Eifer zum Angriff vor. Erst schleuderte man die

Wurfgeschosse. Dann aber eilten die Germanen, ohne sich zu besinnen, zum Sturme hervor. In der Rechten die Lanze schwingend, flogen sie in die Geschwader unserer Reiter. Furchtbar ertönte ihr Kampfgeschrei, schrecklich war das wallende Haupthaar zu sehen, aus ihren Augen sprühte das Feuer der Kriegswut. Unerschüttert aber standen abwehrend unsere Soldaten, mit dem Schild sich schützend, mit dem Schwert und der todbringenden Lanze zum Kampfe bereit.

In diesem gefahrvollen Augenblicke scharten sich die römischen Reiter dicht zusammen und deckte das Fußvolk seine Flanken, indem es vor die Brust den Schild hielt, daß Schildrand an Schildrand traf. Dichte Staubwolken stiegen über den Streitenden auf. Hin und her schwankte der Kampf. Bald leisteten die Unsrigen entschlossenen Widerstand, bald wichen sie zurück. Wohl suchten erfahrene Krieger unter den Barbaren den Angriff des Gegners knieend abzuwarten. Aber die Leidenschaft des Kampfes riß auch sie mit sich fort. So kämpfte man mit einander Arm an Arm, Brust an Brust. Der Himmel hallte wider von dem Frohlocken des Siegers und dem Wehruf des Fallenden.

Während aber unser linker Flügel, wacker sich haltend, viele Scharen herandrängender Germanen mit ungeheuerer Kraft zurückdrängt und selbst zum Angriffe gegen die Barbaren vorgeht, kommen unsere Reiter, die auf dem rechten Flügel standen, wider alles Erwarten in aufgelöster Ordnung zurückgeflohen. Einer reißt den anderen mit fort. Erst hinter den Legionen sammeln sie sich, den Kampf von neuem aufzunehmen. Das war aber daher gekommen, daß die Panzerreiter, noch während die Reihen geordnet wurden, sahen, wie ihr Führer verwundet und einer ihrer Kameraden, der rücklings vom Pferde stürzte, durch die Last seiner Waffen erdrückt wurde. Sogleich stoben sie nach allen Seiten auseinander und ritten alles nieder. Ja, sie würden das Fußvolk in Verwirrung gebracht haben, hätte nicht dieses dichtgedrängt und unbeweglich Widerstand geleistet.

Kaum sah der Cäsar, daß die Reiter nur daran dachten, ihr Heil in der Flucht zu suchen, als er auch sein Pferd spornte und sich ihnen entgegenwarf. Man erkannte ihn an dem Purpurwimpel der hochragenden kaiserlichen Drachenstandarte, der von der Spitze der langen Lanze herabflatterte wie eine abgestreifte Schlangenhaut. Sogleich machte der Tribun einer Schwadron Halt. Von Scham und Schrecken ergriffen, wandte er sein Roß, die Reihen zum Kampfe zu ordnen. Wie es in Stunden höchster Gefahr zu geschehen pflegt, ruft sie der Cäsar milder

an: ‚Wohin eilen wir, wackere Krieger? Wißt ihr nicht, daß die Flucht, die nie Rettung bringt, die Thorheit eines vergeblichen Angriffs beweist? Laßt uns zu den Unsrigen, um Gefährten ihres Ruhmes zu sein, zurückkehren und diejenigen, welche für den Staat kämpfen, nicht kopflos im Stiche lassen.‘ Also sprach er, und es gelang ihm, alle zu ihrer Pflicht, den Gefahren des Krieges zu trotzen, zurückzuführen . . .

Schon hatten die Alemannen nach der Besiegung und Flucht unserer Reiter den Angriff auf das erste Treffen unseres Fußvolkes unternommen. Da die Lust zum Widerstande gesunken war, konnten sie glauben, den Sieg leicht zu erringen. Aber als das Handgemenge begann, kam der Kampf eine Zeit lang zum stehen. Denn unsere Cornuti und Braccati*), erprobt in fast täglichen Kämpfen, schreckten sie zurück schon durch ihr Aussehen. Dazu erhoben sie ein furchtbares Kriegsgeschrei. Mit leisem Brummen begann es, wurde allmählich lauter und lauter, bis es dem Donner der Wogen glich, wenn sie brandend an Klippen und Riffe schlagen. Dann schwirrte ein Hagel von Geschossen nieder und erhoben sich Wolken von Staub, alles in Dunkel hüllend. Schild dröhnte an Schild, Brust an Brust wurde gerungen.

Die von zorniger Leidenschaft erfüllten Barbaren entbrannten von wilder Kriegswut, und einem verheerenden Feuerstrome gleich, versuchten sie die festgefügte Schildmauer, den Schutz der Unsrigen, durch ununterbrochene Schwerthiebe zu brechen. Da kamen den Unsrigen ihre Heeresgenossen, die Bataver, mit ihren Königen in schnellem Laufe zu Hilfe, eine furchtbare Schar, wohl imstande, wenn das Glück günstig war, die Eingeschlossenen aus der verzweifelten Lage zu erretten. Unter dem Klange der Hörner wurde mit frischen Kräften gestritten. Aber die kampfesfrohen Alemannen schnaubten vor Wut, als wollten sie in einem Anfall von Raserei alles Widerstrebende vernichten. Speere, Lanzen, erzbeschlagene Pfeile durchschwirrten ununterbrochen die Luft, während im Nahkampf Schwert mit Schwert sich kreuzte und die Harnische von Hieben gespalten wurden. Selbst die Verwundeten, die noch Kräfte hatten, kämpften mit Erbitterung weiter.

Gleichmäßig waren auf beiden Seiten die Kräfte verteilt. Stark waren die Alemannen und von hohem Wuchs, doch waffengeübter unsere Soldaten: jene von wilder, stürmischer Tapferkeit, diese von besonnener Vorsicht, jene auf die gewaltige Körperkraft trotzend, diese ihres aus-

*) Namen für römische Truppengattungen.

harrenden Mutes sicher. Verloren die Römer an Boden, so wußten sie das Verlorene durch das Übergewicht ihrer Waffen wieder zu gewinnen. Sank der Germane endlich vor Ermattung zusammen, so fiel er aufs Knie und schlug noch in dieser Stellung auf den Feind los. Wahrlich ein Zeichen äußerster Hartnäckigkeit!

Plötzlich stürmte kampfbegierig eine Schar Edler, unter welchen man auch Könige erblickte, hervor. Gefolgt von ihrem Volke, brachen sie in unser Heer ein und bahnten sich einen Weg durch dasselbe bis zu der Legion der Primani, die im Mittelpunkte ihre Stellung hatte. In tiefen Reihen, dicht geschlossen standen die Krieger hier, ehernen Türmen an Festigkeit vergleichbar. Mit unerschütterlichem Mute nahmen sie den Kampf auf. Sie verstanden es, geschickt den Wunden auszuweichen, und nach der Weise des Gladiators im Cirkus sich vorsichtig deckend, trafen sie die Brust des Feindes, der in seinem leidenschaftlichen Hasse sich zu decken verschmähte, mit dem gezückten Schwerte. Aber opferfreudig gaben jene im Kampfe ihr Leben für den Sieg dahin und versuchten mutig die feste Aufstellung der Unsrigen zu sprengen. Schon bedeckten ihre Toten in langen Reihen den Boden. Zuversichtlicher wehrte sich der Römer. Aber immer wieder traten neue Germanen in die Lücken, welche die Erschlagenen gelassen, wenn auch das tausendfache Stöhnen der Sterbenden sie mit bangem Grauen erfüllte.

Endlich erlahmte ihre Kraft. Schrecken kam über sie. Hierher und dorthin eilten sie, ihr Heil in der Flucht zu suchen, wie mitten aus den tosenden Fluten des Oceans Schiffer und Ruderer, wohin der Sturm sie auch führt, den rettenden Hafen erstreben. Wer damals zugegen war, der konnte nur sagen, daß der Wunsch, sich zu retten, sie wohl leitete, Hoffnung aber auf Rettung nicht bestand.

Eine gnädige Gottheit verlieh uns den Sieg. Die Soldaten hieben auf die Fliehenden ein. Versagten die Schwerter, krummgebogen durch den häufigen Gebrauch, den Dienst, dann stieß man die Barbaren mit ihren eigenen Waffen nieder. Kein Blut stillte die Wut der Unsrigen, noch erlahmte ihre Hand durch die unzähligen tödlichen Streiche, noch auch schonten sie das Leben eines flehentlich Bittenden. So lagen die Feinde in Scharen am Boden, zum Sterben wund, den Tod als Erlösung ersehnend. Andere, denen schon der Atem entfloh, baten halbtot mit dem Blicke des brechenden Auges ums Leben. Einzelnen hatten balkendicke Geschosse das Haupt vom Rumpfe getrennt, so daß es nur locker an ihm hing. Andere stürzten auf dem blutbedeckten, schlüpfrigen

Boden im Blute der Genossen und hauchten, ohne vom Eisen getroffen zu sein, von der Menge der darüberstürzenden Krieger erstickt, ihr Leben aus.

Sobald ein sicherer Erfolg winkte, drängten die Sieger heftiger nach. Stumpf wurden ihnen von den ununterbrochenen Streichen die Schwerter. Zwischen ihren Füßen lagen glänzende Helme und Schilde.

Die Barbaren fanden den Weg zur Flucht durch die Haufen Erschlagener versperrt. Vom Schicksal ereilt, strebten sie den Fluß zu erreichen, um dort ihr Heil zu versuchen. Er sollte die Leiber derer, die sich gerettet hatten, verschlingen. Denn da unsere Krieger unermüdet sie eilenden Laufes verfolgten, so vertrauten einige, welche glaubten, durch ihre Kunst im Schwimmen sich der Gefahr entziehen zu können, ihr Leben den Fluten an.

Rasch übersah der Cäsar mit Geistesgegenwart die Lage. Durch lauten Zuruf suchte er mit den Tribunen und anderen Offizieren die Unsrigen zu hindern, in allzuhitziger Verfolgung sich in den reißenden Strom zu wagen. Er befahl alsdann, daß die Soldaten vom Ufer aus Geschosse aller Art auf die schwimmenden Germanen würfen. Wen seine Schnelligkeit dem Tode schon entrissen hatte, der versank hier, durch das Gewicht des verwundeten Körpers auf den Grund gezogen. Wie bei einer Theatervorstellung auf offener Bühne, so konnte man hier ungefährdet viel Wunderbares erblicken. Des Schwimmens Unkundige klammerten sich an einzelne gute Schwimmer, andere, deren sich die Gewandten entledigt hatten, trieben dahin wie Baumstämme, während andere durch die Wirbel auf den Grund gezogen wurden. Einige wieder durchschnitten auf ihren Schilden die Wogenmasse und gelangten nach vielen Gefahren glücklich an das andere Ufer.

Schäumend wälzte der Rhein auf blutgefärbten Wogen mißmutig die ungewohnte Last.

Während dies geschah, hatte König Chnodomar Gelegenheit zur Flucht gefunden. Er eilte schnell mit wenigen Begleitern zwischen den Haufen der Erschlagenen hindurch zu dem Lager, welches er im tribokischen Gebiet, nahe bei den römischen Kastellen Tribunci und Concordia, aufgeschlagen hatte, damit er auf dem dort am Ufer liegenden, für alle Fälle bereit gehaltenen Schiffe in Verborgenheit sich rette. Und da er nur mit Überschreitung des Rheines in sein Gebiet gelangen konnte, ging er allmählich zurück, das Haupt sich verhüllend, um nicht erkannt zu werden. Schon hatte er sich dem Ufer genähert und wollte eben eine

sumpfige Stelle umgehen, um an den Fluß zu gelangen. Da geriet er auf weichen Moorgrund und stürzte vom Pferde. Obwohl durch die Last des gewaltigen Körpers herabgezogen, raffte er sich auf, um sich auf einen benachbarten Hügel zu retten.

Da wurde er erkannt. Vergeblich hatte er versucht, sich zu verbergen. Die Größe seines früheren Glückes hatte ihn nur zu kenntlich gemacht. Sogleich eilte ein Tribun mit einer Kohorte herbei. Sorgfältig wurde die bewaldete Höhe mit Posten umstellt, denn man scheute sich, das Gestrüpp zu durchsuchen, weil man fürchten mußte, in einen verborgenen Hinterhalt zu fallen.

Chnodomar erblickte den Feind. Verzagend ergab er sich freiwillig. Aus dem Gehölz trat er hervor, mit ihm sein Gefolge, zweihundert Mannen und drei seiner nächsten Freunde. Für schimpflich hätten sie es gehalten, den König zu überleben oder für den König nicht den Tod zu erleiden, wenn es das Los also füge. Jetzt boten sie sich wie er den Fesseln dar. Und wie der Barbaren angeborene Art ist, demütig im Unglück, im Glücke aber hochfahrend zu sein, ließ er sich, jetzt der Sklave eines fremden Willens, bleichen Antlitzes dahinschleppen, während das Schuldbewußtsein ihn verstummen ließ. Wie unendlich verschieden war er nun von jenem Bilde, das er gewährte, als er nach furchtbaren, trauervollen Schrecknissen auf den Trümmern gallischer Städte frohlockte und wütende Drohungen ausstieß.

So hatte die Schlacht durch der Götter Gunst ein glückliches Ende genommen. Der Tag ging zur Rüste, als das Signal die siegreichen Soldaten von der Verfolgung zurückrief.

An den Uferhöhen des Rheines lagerte man und stärkte sich unter dem Schutze einer dichten Postenkette durch Speise und Schlaf."

Aber so wenig Julian imstande war, das verrottete, inhaltlos gewordene Heidentum aus dem Staube, in den es gesunken, zu neuem Leben zu erwecken, so wenig gelang es ihm, dauernd die Grenzen des römischen Reichs gegen die Germanen zu schützen. Die Wanderung der Alemannen war nur ein Vorspiel gewesen, der Sieg bei Straßburg nur eine Episode, kein Ereignis von weittragender Wirkung. Wenige Jahre vergehen, und wieder sehen wir Völker in Waffen mit Weib und Kind und fahrender Habe die eng gewordene Heimat verlassen. Sie dringen über den Rhein, über die waldigen Vogesen führt ihr Weg sie in die Thäler der Mosel und Maas.

Wohl sank manche Römerstadt in Trümmer, die üppigen Bäder verödeten, die kunstgeschmückten Villen an den Ufern unserer Flüsse zerfielen und die Tempel italienischer und asiatischer Gottheiten, die auf deutschem Boden entstanden waren, wurden gebrochen. Eine alte Welt ging in Scherben. Aber das germanische Volk, das halb gezwungen nach dem Süden, in ein fruchtbareres Land zog, war kein Volk blinder Zerstörungswut. Seine zahlreiche Menge bestellte die verödeten Äcker Galliens und brachte in eine Welt der versiegenden kriegerischen Kraft frische Freudigkeit an Kampf und Ruhm.

Und noch eine andere Aufgabe erwartete das Volk der Germanen. Der ideale Gehalt der Kultur des Altertums war aufgezehrt. Nichts war davon zurückgeblieben als die glänzende Schale, die reiche Fülle der Gedanken und der verschwenderische Reichtum des Ausdrucks. In diese Welt innerer Hohlheit und Friedlosigkeit war ein tiefgreifender Gegensatz geworfen worden, eine neue Grundanschauung alles Irdischen und Göttlichen. Das Christentum hatte mächtig alle Interessen, alles Denken und Fühlen erregt, aber, wenn auch hier und da einzelne erhabene Gestalten, unberührt von der Fäulnis der Zeit, zwischen den Ihrigen wandeln, im ganzen zeigt doch die römisch-christliche Gesellschaft dieselben deutlichen Spuren der Schäden und Gebrechen, an denen die heidnische Welt krankte, so daß sich auch hier das tiefsinnige Wort der Schrift bewahrheitete: „Man soll keinen neuen Wein in alte Schläuche gießen, denn die Schläuche zerreißen und der Wein verdirbt."

In eine solche Welt trat das Volk der Germanen mit jugendfrischen, kräftigen Trieben. Es lieh dem Christentum die Fülle seiner unverdorbenen Kraft, und die auf den tiefsten sittlichen Prinzipien beruhende Kirche gab ihm eine sittliche Erziehung und befähigte es dadurch zu den höchsten Aufgaben.

Ehe wir aber dem Schicksale dieser Westgermanen uns zuwenden, ist es notwendig, der Geschichte der östlichen Völker desselben Stammes zu gedenken. Reicher und farbenprächtiger gestaltet sich diese. Kein ruhiges, fast unmerkliches Vordringen wie bei Alemannen und Franken gewahren wir hier, sondern Unternehmungen voll Wagemut und Kühnheit. In fernen Provinzen des römischen Reiches haben jene Ostgermanen in tapferen Kämpfen neue Staaten gegründet. Der gemeinsamen Mutter aber gingen sie frühe verloren.

Zweites Kapitel.

Die Westgoten.

1. Aus den Sagen der Goten.

An den Küsten der Ostsee tritt uns das Volk der Goten zum ersten Male entgegen, nicht in einem geschlossenen Staate, sondern als eine Gruppe von Völkerschaften, welche durch das Bewußtsein näherer Verwandtschaft und gemeinsamer Abstammung zusammengehalten werden. Unsicher sind Namen und Zahl jener Völker. Ostgoten oder Greuthunger, Westgoten oder Thervinger sind die Hauptstämme. Aber auch Gepiden, Vandalen, Heruler, Rugier, Skiren, Turkilinger, Viktofalen und Taifalen gehören dem großen Gotenvolke an.

Im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt brachen die gotischen Völker aus ihren Wohnsitzen auf. Wohl mögen in einzelnen Fällen Überschwemmungen, Mißwachs und verheerende Seuchen die Veranlassung zur Wanderung gewesen sein, gewiß ist, daß im allgemeinen die bleibende Ursache in der Übervölkerung bestand, die durch den Übergang zur Seßhaftigkeit hervorgerufen wurde und zum Aufsuchen reicherer Gebiete zwang.

Von Osten her waren den Goten die Slaven nachgerückt; im Westen trafen sie auf Langobarden und Burgunder. So zogen denn die gotischen Völker nach Südosten, den Donauländern zu. Der Markomannenkrieg war das erste Zeichen von einer Umwälzung in der Völkerwelt Osteuropas, denn, gedrängt von den Goten, versuchten die Markomannen den Übergang über die Donau.

Mit Anfang des dritten Jahrhunderts gingen die gotischen Völker zu verheerenden Raubzügen gegen das römische Reich über: ein sechzigjähriger furchtbarer Kampf begann, reich an Verwüstungen und kühnen

Fahrten. Damals gingen die Städte Thrakiens und Griechenlands in Flammen auf. Bis zu den Küsten Kleinasiens schweiften als kühne Seefahrer die Goten, plündernd und zerstörend. Scharenweise wurden die Einwohner der erstürmten Städte getötet oder in die Gefangenschaft geschleppt. Wohl war das Glück den Germanen nicht immer günstig; wiederholt wurden sie geschlagen, ja Kaiser Claudius erfocht bei Naissus an der Morawa einen glänzenden Sieg über sie, aber unerschöpflich erschien ihre Menschenmenge. Immer neue Ströme von Barbaren ergossen sich über die römischen Provinzen. Da entschloß sich der kühne Kaiser Aurelian (270—275), ein wackerer Held, trotz seiner Siege, das linke Donauufer preiszugeben und alles Land hier den Goten zu überlassen.

So hatten die Goten wieder anerkannte Wohnsitze errungen, in denen sie rasten konnten. Hundert Jahre lang haben sie nördlich der Donau gesessen, und wenn sie es auch nicht an Kriegen untereinander und an Angriffen gegen das römische Reich fehlen ließen, immerhin brach doch für sie eine Zeit der Ruhe an, in der durch die Stätigkeit des Lebens wie durch die Nähe der Römer mannigfache Veränderungen im Leben des Volkes sich vollziehen mußten. Wohl bilden die Völkerschaften auch jetzt noch kein großes politisches Gemeinwesen. Selbständig saßen die Vandalen in Siebenbürgen, nördlich von ihnen in den Karpathen die Gepiden, östlich von den Vandalen am Pruth, Bug und Dnjestr die Westgoten, östlich davon die Ostgoten. Zwischen ihnen hatten ihre Wohnsitze Jazygen, Taifalen, Heruler, Bastarner und Karper und andere Völkerschaften oder Bruchteile von solchen. Doch trat auch hier das Streben nach Einigung ein. Bei den Ostgoten gelang es dem Amaler Ermanrich, alle Stämme des Volkes in einem Reiche zu vereinen und dann die benachbarten germanischen, finnischen und slavischen Völkerschaften zu unterwerfen. Und so groß war seine Macht, daß die Kunde seines Ruhmes bis in das Innere des römischen Reiches drang. Aber nur locker war das Band, welches jene Stämme zusammenhielt; auch blieben die mächtigen Westgoten, in mehrere Staaten zersplittert, unabhängig. Als die Flut der hunnischen Wanderung die Goten traf, ist Ermanrichs Reich jäh zusammengebrochen.

Wir verdanken unsere Kenntnis von der älteren gotischen Geschichte dem Jordanis, der uns ein Werk „de Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis“, d. h. über den Ursprung und die Thaten der Geten oder Goten hinterlassen hat. Wie Jordanis seine Aufgabe als Geschichtschreiber aufgefaßt hat, darüber spricht er sich im sechzigsten Kapitel seines

Werkes aus: „Wer dies liest,“ so schreibt er, „der wisse, daß ich aus den Schriften alter Geschichtschreiber geschöpft habe, daß ich auf ihren reichen Wiesengründen nur wenige Blumen sammelte, um aus ihnen nach meinem Vermögen einen Kranz für den zu winden, der danach sucht. Möge niemand glauben, daß ich zu gunsten des gotischen Volkes, weil ich ja selbst ihm entsprossen bin, etwas erdichtet habe zu dem, was ich durch Lesen oder Hören in Erfahrung brachte. Auch habe ich nicht alles wiedergegeben, was über dasselbe geschrieben oder erzählt wird, und nicht sowohl zu seinem Lobe mein Werk verfaßt, als zum Ruhme dessen, der über die Goten den Sieg errungen hat.“

Über seine Hauptquelle hat sich Jordanis in der Widmung seines Buches an Castalius ausgesprochen. Danach erscheint seine Arbeit lediglich als ein Auszug aus den zwölf Büchern gotischer Geschichte des Cassiodorius. Nur für drei Tage wurde ihm jenes Geschichtswerk, welches uns nicht erhalten ist, zur Lektüre überlassen. Der Worte, sagt er, erinnere er sich nicht mehr, glaube aber den Sinn und die Thatsachen richtig im Gedächtnis zu haben. Hinzugefügt habe er einiges aus griechischen und lateinischen Schriftstellern und aus eigenem Wissen.

So ist es also das Werk des Cassiodorius Senator, mit dem wir es zu thun haben. Jener Römer aber, der den Barbaren nicht wie so viele seiner Landsleute feindselig gegenübertrat, sondern als Staatsmann an der Seite des Ostgoten Theoderich wie als Gelehrter aufrichtig und unablässig bemüht war, die einander widerstrebenden Elemente im Reiche der Ostgoten zu versöhnen, verfolgte in seiner Gotengeschichte eine klar ausgesprochene Absicht. Einerseits wollte er den Goten die echte Abstammung Athalarichs, des Nachfolgers Theoderichs des Großen, aus dem alten Geschlechte der Amaler nachweisen, andererseits versuchte er den Römern die Herrschaft der Barbaren dadurch erträglicher zu machen, daß er den Goten eine ruhmvolle Vorzeit andichtete. Das letztere erreichte er hauptsächlich dadurch, daß er alles, was von den Skythen und Geten, welche Unkenntnis oft mit den Goten verwechselte, gesagt worden war, auf die Goten übertrug. So rückt er die Sage über die Einwanderung der gotischen Völker nach den Donauländern in graue Vorzeit zurück, so läßt er die Goten von Berig und Filimer ab bis auf Ermanrich ein großes einiges Volk mit einem entwickelten Königtum bilden, so sucht er den Nachweis zu führen, daß das Volk der Goten und das Geschlecht der Amaler den Römern an Alter und Adel, ja sogar an uralter Kultur mindestens ebenbürtig seien.

Jordanis, der die Tendenz seiner Quelle mit deren Inhalt und gelehrtem Aufputz übernahm, ist der erste und einzige gotische Geschichtschreiber, dessen Werke wir besitzen. Unbehilflich und ungeschickt führt er die Feder, seine Erzählung ist ohne Kritik. Ursprünglich Notar, trat er später in den geistlichen Stand. Als katholischer Bischof von Kroton begleitete er 547 den Papst Vigilius während der Kämpfe zwischen König Totila und Kaiser Justinian ins Exil nach Konstantinopel. Hier mag er um 551 seine Geschichte der Goten niedergeschrieben haben. Beseelt ihn auch stolze Freude über die Großthaten seines Volkes, so verherrlicht er doch Justinian, der es damals bekämpfte und besiegte. Es beweisen dies seine Worte am Schlusse seines Buches, das er zum Lobe der Goten nicht sowohl als ihres Besiegers geschrieben zu haben erklärt. Ihm ist auch Totila nicht das wahre Oberhaupt des Volkes, sondern der kaiserliche Prinz Germanus, der die Amalertochter Mataswintha, des Vitigis Witwe, zur Gemahlin hatte, und deren Sohn Germanus. Von dem Sprößling dieser Ehe erwartet er eine glückliche Friedensära für die Völker der Römer und Goten.

Wir entlehnen dem für die Geschichte der Völkerwanderung überaus wichtigen Werke zunächst die vielfach von Sagen überwucherte Erzählung über die Thaten der Goten bis zu ihrem Eindringen in das oströmische Reich*).

„Hoch oben im Nordmeer liegt eine gewaltige Insel, Scandza geheißen. An Gestalt ähnelt sie dem Blatte eines Zitronenbaumes. Denn sie teilt sich in zwei Hälften, die, nach außen gekrümmt, an ihren Enden sich nähern. Ihr gegenüber ergießt sich in drei Armen die Vistula**), welche von dem sarmatischen Gebirge herabströmt und Germanien von dem Lande der Skythen trennt, in den nördlichen Ocean. Nach Osten hin liegt ein ungeheurer See im Innern des Erdkreises. Hier hat der Fluß Vagi seinen Ursprung, der seine Wogen dem Ocean zuführt. Nach Westen hin wird Scandza von einem endlosen Meere umgeben und auch von Norden her durch den unschiffbaren, ungeheuren Ocean bespült, von dem aus ein Meeresarm sich nach Süden erstreckt, welcher das deutsche Meer genannt wird. Dort sollen noch kleinere Inseln in größerer Zahl

*) Jordanis de Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis. Edidit Carol. Aug. Closs. Stuttgartiae 1866. c. 1—24.

**) Die Weichsel.

liegen. Die Meeresarme, welche sie trennen, erstarren zuweilen wegen der ungeheueren Kälte zu Eis. Dann überschreiten die Wölfe die gefrorenen Flächen. Aber man erzählt, daß sie dabei das Augenlicht verlieren. So ist das Land nicht blos ungastlich gegen die Menschen, sondern auch verderbenbringend den Tieren. Auf der Insel Scandza aber können viele und verschiedenartige Völker wohnen. Sieben macht allein Ptolemäus namhaft. Aber die honigbringende Biene wird hier wegen allzu großer Kälte nicht gefunden . . .

Aus dieser Insel Scandza sollen, wie aus einer Werkstätte der Völker, die Goten vor Alters mit ihrem Könige Berig ausgewandert sein. Da, wo sie das Festland betraten, wurde der Ort nach ihnen benannt, und noch heute heißt er, wie man erzählt, Gothiscandza. Von hier aus zogen sie alsbald in das Gebiet der Ulmerugier, die damals am Gestade des Oceans wohnten, schlugen ein Lager auf und verjagten, nachdem sie eine Schlacht geschlagen, das Volk aus seinen Sitzen. Auch deren Nachbarn, die Vandalen, unterwarfen sie und nahmen sie zu Genossen ihrer Siege an. Als aber die Zahl des Volkes immer mehr wuchs, zur Zeit, da ungefähr der fünfte König nach Berig regierte, faßte Filimer, der Sohn des Gandarich, den Entschluß, weiter zu wandern. So gelangte er denn, geeignetes Land, passende Sitze suchend, in das Land der Skythen, das in ihrer Sprache Oium genannt wurde. Hier ergötzte sich das Volk an der Üppigkeit der Gegend.

Dort soll einst eine Brücke, die man über einen Fluß geschlagen hatte, zusammengebrochen sein, so daß niemand vorwärts noch rückwärts gehen konnte. Denn jener Ort wird, wie man sagt, von allen Seiten durch trügerische Sümpfe eingeschlossen und ist von Natur unbetretbar. Doch soll man noch heute dort das Gebrüll der Herden hören und Spuren von Menschen finden. So versichern wenigstens Kaufleute, die solches vom Hörensagen erfahren haben.

Der Teil der Goten aber, der mit Filimer jenen Fluß glücklich überschritt und in das Land Oium kam, fand die ersehnten Äcker. Doch nicht lange verweilten die Goten daselbst. Wieder brachen sie auf und wanderten zu dem Volke der Spalen. Über dieses gewannen sie in einer Schlacht einen Sieg. Als Sieger zogen sie alsdann bis in den fernsten Teil Skythiens, der dem pontischen Meere benachbart liegt. Also erzählen sie gemeinhin in ihren alten Liedern fast in der Weise des Geschichtschreibers . . .

Damals verehrten noch die Goten mit einem grausamen Gottesdienst

vor allem den Mars*). Denn man brachte ihm die Gefangenen zum Opfer dar, in dem Glauben, daß der Gott des Krieges durch Vergießen menschlichen Blutes am leichtesten gnädig gestimmt werden könnte. Ihm weihten sie die Erstlinge der Kriegsbeute, ihm zu Ehren wurden die erbeuteten Waffenstücke an den Bäumen aufgehängt. Besonders teuer war vor allen anderen Völkern ihnen der Dienst dieses Gottes, der ihnen als der Stammvater ihres Geschlechtes erschien.

Erst später, als sie ihre Wohnsitze am pontischen Meere einnahmen, wurden sie milder an Sitten und legten die barbarischen Gewohnheiten ab. Damals teilten sie sich in zwei Völker. Die Westgoten gehorchten der Familie der Balthen, die Ostgoten dem weitberühmten Geschlechte der Amaler . . .

Zu den Goten gehörte auch Maximinus, der, wie Symmachus im fünften Buche seiner Geschichte erzählt, nach Alexander, Mammäas Sohn, den Thron des römischen Reiches bestieg**). Nach dem Tode Kaiser Alexanders, so sagt er, wurde Maximinus vom Heere zum Kaiser erhoben. Von niederer Herkunft, war er in Thrakien geboren. Sein Vater war ein Gote, Namens Micca, seine Mutter eine Alanin, Ababa geheißen. Drei Jahre regierte er, bis er seine Waffen gegen die Christen wandte und Reich und Leben zugleich verlor.

Da Kaiser Severus noch herrschte und einst den Geburtstag seines Sohnes feierte, kam eben dieser Maximin, ein Jüngling, der bis dahin auf dem Acker und der Trift gelebt hatte, in das römische Lager. Der Kaiser ließ gerade kriegerische Spiele abhalten. Als Maximin dies sah und hörte, daß dem Sieger Belohnungen ausgesetzt wären, bat er, obgleich ein halbbarbarischer Jüngling, den Kaiser in der Sprache seines Volkes, ihm die Erlaubnis zum Ringkampf mit den wohlgeübten Soldaten zu geben.

Severus, der über die gewaltige Größe des Goten erstaunte, — betrug doch seine Länge, wie man erzählt, mehr denn acht Fuß, — hieß ihn mit den Troßknechten ringen, damit von dem ungeschlachten Riesen seinen Kriegern kein Leid widerführe. Da warf denn Maximin sechzehn Troßbuben mit Leichtigkeit zu Boden. Nicht einmal bedurfte er zwischen den siegreichen Ringkämpfen einer Erholung.

Man gab ihm daher die Preise, und zugleich gestattete man ihm,

---

*) Wodan ist hier gemeint.
**) 235—238 n. Chr.

in das Heer einzutreten. Zuerst wurde er der Reiterei zuerteilt. Als der Kaiser wenige Tage später in das Lager kam, sah er Maximin nach der Weise der Barbaren sich tummeln. Er befahl daher einem Tribunen, ihn nach römischer Kriegszucht besser zu unterweisen. Sobald aber jener bemerkte, daß der Herrscher von ihm spreche, trat er an ihn heran und begann, obwohl der Kaiser davon ritt, ihn zu Fuß zu überholen. Da trieb Severus sein Roß zu schnellem Laufe an und machte Schwenkungen, bald hierhin, bald dorthin, um den Barbaren zu ermüden.

Aber es gelang ihm nicht. Endlich rief er ihm zu: ‚Willst du, Thrakier, nach dem eiligen Laufe noch ein Ringen versuchen?‘ ‚Wenn du es willst, o Kaiser, gewiß,‘ lautete die Antwort. Sogleich sprang Severus vom Pferde und gab den Befehl, daß die frischesten Soldaten zum Ringkampfe herbei kämen. Aber jener warf sieben Jünglinge, wie stark sie auch waren, zu Boden, und wieder ließ er wie das erste Mal sich nicht einmal nach einem Kampfe Zeit, Luft zu schöpfen.

Darauf beschenkte ihn der Kaiser mit Geld und einer goldenen Halskette und befahl, ihn unter die kaiserliche Leibwache aufzunehmen. Später führte er unter Antoninus Caracalla eine Abteilung und trug durch den Ruhm seiner Thaten den Rang eines Centurio als Preis seiner Tapferkeit davon. Als später Macrinus Kaiser wurde, verließ er beinahe drei Jahre lang den Kriegsdienst und zeigte sich, obwohl er den Rang eines Tribunen hatte, doch nie vor dem Kaiser, weil er dessen Herrschaft, als durch ein Verbrechen erlangt, für unrechtmäßig hielt. Unter Heliogabalus*) kehrte er zu seiner Tribunenstelle zurück und nach dessen Herrschaft kämpfte er unter Alexander**), dem Sohne der Mammäa, in ruhmvoller Weise gegen die Parther. Als aber Severus bei einem Aufstande der Soldaten in Mainz ermordet wurde, erhob das Heer ihn zum Kaiser. Auf dem Throne verdunkelte er jedoch den Glanz seiner Großthaten durch seine abscheuliche Verfolgung der Christen. Von Pupienus in Aquileja getötet, hinterließ er das Reich dem Philippus***).

Während Kaiser Philipp, der im zweiten Jahre seiner Regierung das tausendjährige Fest der Gründung Roms feierte, über das Reich herrschte, hörten die Goten, weil man ihnen den Sold entzog, auf, mit den Römern in Frieden zu leben und bedrohten sie mit ihrer Feindschaft. Es waren nämlich die Goten, wiewohl sie gesondert unter eigenen Königen

*) Bassianus Heliogabalus 218—222.

**) Alexander Severus 222—235.

***) Julius Philippus Arabs 244—249.

lebten, dennoch Bundesgenossen des römischen Staates und hatten jährlich eine bestimmte Summe Geldes von jenem zum Geschenk erhalten.

Es ging aber König Ostrogotha mit den Seinigen über die Donau und suchte Mösien*) und Thrakien**) mit Verwüstung heim. Kaiser Philipp sandte den Senator Decius gegen ihn aus, um ihn zu vertreiben. Aber Decius, der nach Thrakien kam, überwand die Goten nicht. Da entließ er seine eigenen Soldaten zur Strafe, als wenn sie es durch Nachlässigkeit verschuldet hätten, daß die Goten über die Donau gekommen waren, aus dem Kriegsdienste. Darauf kehrte er zu Philipp zurück. Da aber die Soldaten sahen, daß sie nach so vielen Strapazen von den Fahnen entlassen würden, suchten sie ergrimmt bei Ostrogotha, dem Gotenkönige, Hilfe.

Dieser nahm sie freundlich auf und führte, angestachelt durch ihre Reden, 30,000 Mann von den Seinen ins Feld. Auch einige Taifalen und Asdingen stießen zu ihm, und von den Karpern 3000 Mann. Es war dies aber ein Stamm, der jederzeit bereit zum Kriege war und schon oft die Römer bekämpft hatte. Später, unter der Regierung des Diocletian und Maximian, besiegte sie der Cäsar Galerius Maximianus und unterwarf sie dem römischen Reiche. Zu diesen gesellte der König Goten und Peukiner von der Insel Peuke, welche an der Donaumündung im pontischen Meere liegt, und gab ihnen zu Heerführern Argait und Guntherich, die Edelsten seines Volkes. Diese überschritten nun die Donau, verwüsteten zum zweiten Male Mösien und griffen Marcianopolis***), die Hauptstadt dieses Landes, an. Lange hielten sie diese Stadt umschlossen, standen aber, nachdem sie von den Bewohnern Geld empfangen hatten, von der Belagerung ab und kehrten in ihre Heimat zurück.

Wie aber das Volk der Gepiden die Goten reich an Siegen und Beute sah, da erwachte bei ihnen der Neid und bewog sie, die Waffen gegen den verwandten Stamm zu ergreifen.

Fragst du aber, wie Goten und Gepiden verwandt sind, so diene dir folgendes zur kurzen Antwort. Erinnere dich, daß ich im Anfang erzählt habe, die Goten seien aus der Insel Scandza mit ihrem Könige Berig ausgewandert und nur auf drei Schiffen über das Meer nach dem gegenüberliegenden Ufer gefahren. Eines der drei Schiffe langte später

*) Das Land zwischen Donau und Hämusgebirge.

**) Südlich vom Hämus bis zum ägäischen Meere.

***) In der Nähe des heutigen Varna.

an, als die beiden anderen. Dem Volke, welches dies Schiff trug, erwuchs aus dieser Langsamkeit ein Zuname. Denn Gepanda bedeutet in gotischer Sprache ‚träge‘. Allmählich wurde diese Bezeichnung, die einen Schimpf ausdrückt, mit einer geringen Änderung zum herrschenden Namen im Volke, und sie nannten sich selbst Gepiden. Ohne Zweifel stammen sie von den Goten ab, aber weil, wie gesagt, Gepanda faul oder träge bedeutet, entstand zu ihrer Beschimpfung der Name Gepiden. Und ich glaube, daß dies auf Wahrheit beruht. Langsamen Geistes sind sie in der That heute noch und von geringer Gewandtheit des Körpers . . . .

Der König dieser Gepiden also, Fastida, reizte sein friedfertiges Volk zum Kriege auf und vergrößerte sein Reich durch die Gewalt der Waffen. Denn die Burgundionen schlug er fast bis zur Vernichtung und unterwarf noch mehrere andere Völker. Auch die Goten griff er an und zerriß damit durch ungerechte Streitlust das Band der Blutsverwandtschaft. So verringerte er in stolzer Überhebung durch seine Kriege die Menge seiner Volksgenossen, während er neue Länder zu erwerben trachtete. Jener entsandte nun Boten zu Ostrogotha, dessen Herrschaft damals sowohl Ostgoten wie Westgoten, beide Zweige desselben Stammes, gehorchten, und beklagte sich, daß sein Land, von rauhen Bergen eingeschlossen und dichten Wäldern umgeben, dem Volke nicht mehr genüge. Er lasse ihm die Wahl zwischen zwei Entscheidungen: entweder möge er sich zum Kampfe rüsten oder einen Teil seines Landes ihm abtreten. Ostrogotha aber antwortete den Gesandten wie ein Mann standhaften Sinnes: ‚Wohl schaudere ich vor einem solchen Kriege zurück, denn hart ist es und grausam, mit Verwandten kämpfen zu müssen. Land aber trete ich nimmermehr ab.‘

Eilends zogen nun die Gepiden ins Feld. Gegen sie rüstete Ostrogotha, um nicht zu unterliegen, sein Heer aus. Bei der Stadt Galtis, die am Flusse Aucha*) liegt, trafen die Gegner zusammen und stritten, da sie in Art der Waffen und Kampfweise einander ähnlich waren, lange Zeit mit großer Tapferkeit. Aber die bessere Sache und die geistige Überlegenheit entschied den Sieg zu Gunsten der Goten. Schon geriet die Schlachtreihe der Gepiden ins Wanken, als die Nacht dem Treffen ein Ende machte. Da eilte Fastida, der Gepidenkönig, mit Hinterlassung der Toten in sein Land zurück. Bittere Schande beugte jetzt ebenso seinen Sinn, wie vordem der Stolz ihn hoffärtig gemacht hatte.

*) Die Waag.

Die Goten aber kehrten als Sieger heim, zufrieden mit der Flucht der Gepiden, und glücklich lebten sie in ihrem Vaterlande in Frieden, bis König Ostrogotha starb.

Nach dem Tode Ostrogothas theilte Kniva das Heer in zwei Teile. Den einen Haufen entsandte er zur Plünderung Mösiens. Wußte er doch, daß dieses Land durch die Lässigkeit der Kaiser von Verteidigern entblößt war. Er selbst zog mit 70,000 Mann gegen Eustesium, das ist Novä*). Als ihn der Feldherr Gallus von hier vertrieb, rückte er gegen Nikopolis vor, eine sehr berühmte Stadt, die am Jatrosflusse liegt. Doch da Kaiser Decius herbeieilte, wandte er sich in das nahe Hämusgebirge, um von da nach Philippopolis, zu dessen Belagerung er alles vorbereitete, zu gehen. Decius erhielt aber von diesem Zuge Kunde und überschritt, um jener Stadt Hilfe zu bringen, den Hämus. So gelangte er nach Berrhöa**). Während er aber hier Mann und Roß rasten läßt, stürzt plötzlich Kniva mit seinen Goten blitzschnell auf das römische Heer und vernichtet es vollständig. Nur mit wenigen seiner Krieger, die zu entfliehen vermocht hatten, gelangte der Kaiser wieder über das Gebirge nach Öscus***) in Mösien, wo damals Gallus, der Befehlshaber der Grenze, mit einem großen Heere stand. Nachdem er hier von allen Seiten Truppen zusammengezogen hatte, rüstete er sich zu einem neuem Kampfe. Kniva aber drang in das lange umlagerte Philippopolis ein, bemächtigte sich reicher Beute und verband sich mit dem Feldherrn Priscus, der hier stand, zum Kriege gegen Decius. Da es nun zu einer neuen Schlacht zwischen Römern und Goten kam, wurde der Sohn des Decius durch einen Pfeil verwundet und fand ein trauriges Ende. Der Vater sah dies. Um aber zu verhüten, daß seinen Soldaten der Mut sinke, soll er gerufen haben, niemand möge klagen: bedeute doch eines Mannes Tod noch keine Verminderung des Volkes. Allein das Herz des Vaters war schwer getroffen. Mochte er den Tod oder Rache für seinen Sohn suchen, er sprengte mitten unter die Feinde, und da er nach Abritto, einer Stadt Mösiens kam, wurde er von den Goten umringt und niedergehauen. So verlor er Leben und Reich. Noch heute wird die Stelle, wo er vor dem Kampfe den Göttern Opfer brachte, des Decius Altar genannt . . .

---

*) Sistowa auf dem rechten Ufer der Donau, westlich vom Jatros.

**) Zehn Meilen nordöstlich von Philippopel.

***) Lag an der Mündung des Isker in die Donau.

Nach dem Tode des Ariarich und Aorich herrschte Geberich über das Volk der Goten, ein Fürst, gleich ausgezeichnet durch Tapferkeit und edle Geburt. Sohn des Helderich, Enkel Ovidas und Urenkel des Nidada, hat er den Ruhm seines Geschlechts durch seine glorreichen Thaten vermehrt. Er wünschte den Umfang seines Reiches zu mehren auf Kosten des vandalischen Volkes, das unter König Visumar aus dem Stamme der Asdingen stand, einem hervorragenden und, wie sein Name sagt, kriegerischen Geschlecht. Dieses Volk soll nach der Erzählung des Geschichtschreibers Dexippus trotz des ungeheuren Ländergebietes, das zu durchmessen war, in kaum einem Jahre vom Ocean bis zur Grenze des Gotenlandes gekommen sein. Damals hatte es seine Wohnsitze in jenen Gegenden, wo jetzt die Gepiden wohnen, längs der Flüsse Marisia*), Miliare, Gilpil und Grisia, welche letztere an Größe die anderen übertrifft. Nach Osten hin grenzte ihr Land an das der Goten, nach Westen wohnten die Markomannen, nach Norden die Hermunduren. Im Süden war das Gebiet vom Ister begrenzt, der auch Donau genannt wird.

Die Vandalen überzog also der Gotenkönig mit Krieg. An den Ufern der Marisia kam es zu einem blutigen Kampfe. Nicht lange schwankte die Entscheidung. Denn bald lag der König Visumar mit einem großen Teile seines Volkes erschlagen auf dem Felde. Geberich aber, der wackere Gotenführer, kehrte nach Überwindung und Plünderung der Vandalen in sein Reich zurück. Zu dieser Zeit verließen die wenigen Vandalen, die dem Blutbade entronnen waren, mit Weib und Kind ihr unglückliches Vaterland. Sie baten Kaiser Konstantin um Wohnsitze in Pannonien. Hier haben sie 60 Jahre lang unter dem Scepter des Kaisers als seine Unterthanen gelebt. Später fielen sie, von Stilicho, dem Feldherrn, Exkonsul und Patricius gerufen, in Gallien ein, wo sie, ohne bestimmte Sitze zu haben, das Gebiet ihrer Nachbarn verheerten.

Da der König der Goten, Geberich, von hinnen schied, folgte ihm Ermanrich, der edelste aus dem Geschlecht der Amaler, in der Herrschaft. Viele kriegerische Völker des Nordens unterwarf er und zwang sie, seinem Gebot zu gehorchen.... Als er aber hierdurch großen Ruhm sich erworben hatte, ruhte er nicht eher, als bis auch die Reste des Volkes der Heruler, welches Alarich führte, seiner Macht unterthan würden. Dies Volk,

*) Jetzt Marosch. Die übrigen Flüsse sind nicht nachweisbar. Für Grisia ist vielleicht Tisia zu lesen, die j. Theiß.

erzählt der Geschichtschreiber Ablavius, wohnt nahe dem mäotischen See*) in einem Sumpflande. Hele nennen jenes die Griechen. Heruler sind sie daher genannt, ein Stamm, ebenso trotzig wie schnell. Kein Volk gab es damals, das nicht seine Leichtbewaffneten aus ihnen gewählt hätte. Aber mochten sie auch an Gewandtheit von keinem anderen kriegerischen Volke übertroffen werden, der Kraft und Ausdauer der Goten unterlagen sie, und so kam es, daß auch sie unter den übrigen Völkern gotischen Stammes dem Könige Ermanrich gehorchten.

Nach der Besiegung der Heruler zog Ermanrich gegen die Veneter**) ins Feld. Nicht an Waffen berühmt war dieses Volk, aber mächtig durch die große Zahl seiner Krieger. Allein was vermag die große Menge der Unkriegerischen, wenn Gott gegen sie ist und ein Heer kriegerischer Männer zum Werkzeuge seines Willens macht? Darum unterlagen auch die Veneter dem Ermanrich. Auch das Volk der Äster***), welches längs der ausgedehnten Küste des germanischen Oceans wohnt, unterwarf er durch Klugheit und Tapferkeit und herrschte so über alle Völker Skythiens und Germaniens.

Nicht lange darauf brach aber, wie Orosius erzählt, das wilde, trotzige Volk der Hunnen in das Land der Goten ein. Nach alten Sagen soll ihr Ursprung, wie wir vernehmen, folgender sein. Der Gotenkönig Filimer, des großen Gandarich Sohn, der seit dem Auszug von der Insel Scandza als der fünfte König über die Goten herrschte, und, wie wir erzählt haben, mit seinem Volke nach Skythien kam, fand unter den Seinen einige Zauberinnen. Alrunen nennt sie das Volk. Da sie dem König verdächtig erschienen, verbannte er sie und zwang sie, entfernt von ihrem Volke in der Einöde zu leben.

Unreine Geister, geht die Sage, hätten sie irrend in der Wüste gefunden und sich zu ihnen gesellt, und aus dieser Verbindung sei das grausige Volk erwachsen. Anfangs lebte es in Sümpfen, ein kleines, häßliches, dürftiges, kaum menschenähnliches Geschlecht mit einer Sprache, welche der anderer Menschen kaum vergleichbar ist.

Später näherte sich das Volk der Hunnen dem Lande der Goten. Am jenseitigen Ufer des mäotischen Sees hauste das wilde Geschlecht. Jagd war seine Beschäftigung, und keine andere Thätigkeit kannte es,

*) Jetzt das Asowsche Meer.

**) Wenden. So wurden von den Germanen die Slaven genannt.

***) Die Äster oder Ästuer waren ein zwischen Germanen und Slaven, doch letzteren näher stehendes Volk. Der Name ist auf den finnischen Stamm der Ehsten übergegangen.

als es zu einem Volke herangewachsen war, als durch Hinterlist und Raub den Frieden seiner Nachbarn zu stören. Einst lagen Jäger dieses Volkes am jenseitigen Ufer des mäotischen Sumpfes dem Weidwerk ob. Da bemerkten sie plötzlich, wie eine Hirschkuh vor ihnen sich zeigte. Sie wendete sich dem Sumpfe zu, bald lief sie vorwärts, bald hielt sie wieder an, gleich als wollte sie sich zum Führer anbieten. Die Jäger folgten ihrer Spur, und trocknen Fußes gelangten sie durch den Sumpf, den sie bis zu dieser Zeit für undurchschreitbar wie ein Meer gehalten hatten. Wie aber das Land der Skythen vor ihren Blicken auftauchte, war die Hirschkuh verschwunden. Ich glaube, daß es die bösen Geister waren, die Stammväter ihres Geschlechtes, welche aus Haß und Neid gegen die Goten sie durch den Sumpf geleiteten. Die Jäger aber, welche nie gewußt hatten, daß jenseits des mäotischen Sumpfes noch eine Welt liege, bewunderten das Land, welches sie sahen. Sie meinten, daß jener vor dieser Zeit unbekannte Weg ihnen von den Göttern gezeigt worden sei, und kehrten, gewandt, wie sie sind, zu den Ihrigen zurück. Hier erzählten sie ihre Abenteuer, priesen das skythische Land und überredeten das Volk, auf dem Wege, den ihnen die Hirschkuh gewiesen hatte, in jenes Land zu ziehen.

Wen die Hunnen bei ihrem Einfall zuerst trafen, den schlachteten sie zu Ehren des Sieges. Die übrigen wurden unterworfen. Bald überschritten sie in Massen jenes Sumpfland. Wie eine Völkerflut rissen sie die Alipzurer, Alcidzurer, Itimarer, Tunkasser und Boisker, die am anderen Ufer wohnten, mit sich fort. Die Alanen, im Kampfe ihnen gewachsen, unähnlich aber an Bildung, Lebensweise und Aussehen, wurden von ihnen durch unaufhörliche Angriffe ermüdet und endlich bezwungen. Selbst den Völkern, welche im offenen Kampfe vielleicht nie überwunden worden wären, flößte ihr schrecklicher Anblick Furcht ein und trieb sie zur Flucht.

Ihr Gesicht ist von erschreckender Dunkelheit und gleicht mehr einem Fleischklumpen als einem menschlichen Antlitz. Ihre Augen erscheinen darin als feurige Punkte. Dies schreckhafte Aussehen stärkt noch ihr Selbstvertrauen. Deshalb verunstalten sie auch ihre Kinder schon am ersten Tage nach ihrer Geburt. Sie zerschneiden nämlich den Knaben mit einem Messer die Wangen, so daß das Kind hier, ehe es noch die Milch der Mutter trinkt, den Schmerz der Wunden ertragen muß. So altern sie bartlos und entbehren des männlichen Schmuckes. Denn das durch Messer zerschnittene Antlitz läßt wegen der Narben keinen Bart

aufkommen. Klein von Gestalt und von flinken Bewegungen, sind sie die gewandtesten Reiter. Breit von Schultern, wissen sie mit Pfeil und Bogen trefflich umzugehen. Hoch aufgerichtet tragen sie den starken Nacken, und obgleich von menschlicher Gestalt, leben sie doch in tierischer Wildheit dahin.

Als die Goten dies leichte, gewandte, völkerverderbende Geschlecht erblickten, erzitterten sie. Mit ihrem Könige traten sie alsbald in Beratung über die Abwehr. Hatte doch der Gotenkönig Ermanrich so viele Völker überwunden. Während er aber noch wegen der Ankunft der Hunnen auf Rettung sinnt, gelingt es dem treulosen Volke der Rosomonen, welches ihm unter anderen Heeresfolge leistete, ihn bei günstiger Gelegenheit zu überfallen. Eine Frau dieses Stammes, Svanhild mit Namen, hatte der König, da ihr Gemahl treulos ihn verlassen hatte, zur Strafe an wilde Rosse anbinden lassen. Jetzt stießen ihm nun ihre Brüder Sarus und Ammius, um den Tod der Schwester zu rächen, das Schwert in die Seite. Krank an dieser Wunde, schleppte der König, siech an Körper, ein elendes Leben dahin.

Als nun Balamber, der König der Hunnen, von Ermanrichs Schwäche hörte, führte er sein Heer gegen die Ostgoten, von denen sich damals die Westgoten, durch Zwietracht getrennt, geschieden hatten. Da vermochte Ermanrich den Schmerz der Wunde und den Angriff der Hunnen nicht länger zu ertragen. Hochbetagt und des Daseins müde, starb er im 110. Jahre seines Lebens.

Sein Tod aber gab den Hunnen Gelegenheit, die Übermacht über die Goten zu erringen, die im Osten wohnen und Ostgoten genannt werden."

2. Die Lebensweise der Hunnen.

Es war im Jahre 372, als die Hunnen sich auf die am Don und an der Wolga wohnenden Alanen und dann zusammen mit den Alanen auf das Volk der Ostgoten warfen. Unter ihrem Angriff brach jenes sagenhafte Reich des Ermanrich, das einen großen Teil gotischer, skythischer und slavischer Völker umfaßt haben soll, zusammen. Schrecklich erschienen jene barbarischen Horden den Germanen, wie wir aus Jordanis' Erzählung hören.

Nicht minder furchtbar ist das Bild, das der Römer Ammianus Marcellinus von ihnen entwirft*).

*) Ammiani Marcellini Rerum gest. libr. XXXI, 2, 1—11.

„Die Hunnen übertreffen alle Völker an barbarischer Wildheit. Den Kindern durchfurchen sie gleich nach der Geburt mit einem Messer die Wangen, damit auf der narbenzerrissenen Haut kein Bart wachse. So altern sie bartlos ohne Anmut und gleichen Verschnittenen. Alle haben gedrungenen, festen Gliederbau und starken Nacken und sind von ungeheuerlichem Ansehen, wenn auch von geringer Größe. Für zweibeinige Tiere möchte man sie halten oder für roh behauene Holzfiguren, wie man sie an Brückengeländern sieht.

Von Menschengestalt, wenn auch abschreckend häßlicher, fast Tieren vergleichbar, führen sie ein so wildes Leben, daß sie weder Feuer noch Gewürz bei der Zubereitung ihrer Speisen gebrauchen, sondern sich von den Wurzeln wilder Pflanzen und halbrohem Fleische aller beliebigen Tiere ernähren, das sie zwischen ihre Schenkel und den Rücken der Pferde legen und so ein wenig erwärmen. Sie bewohnen kein Haus, sondern vermeiden jedes Gebäude, als wäre es ein Grab. Nicht einmal Hütten haben sie mit einem Rohrdach. Immer schweifen sie durch Berg und Wald. Frost, Hunger, Durst lernen sie von Jugend auf ertragen. Nur wenn die eiserne Notwendigkeit sie zwingt, treten sie unter ein Dach, denn sie glauben nicht, darunter in Sicherheit zu sein. Sie kleiden sich in leinene Gewänder oder Pelze aus den Fellen der Waldmäuse. Kein anderes Kleid tragen sie in der Öffentlichkeit als im Hause, und das geringe Gewand legen sie nie ab und wechseln es auch nicht, bis es ihnen, abgenutzt durch den täglichen Gebrauch, in Lumpen vom Leibe fällt. Mit einer niederen Kappe decken sie das Haupt, die behaarten Beine schützen sie mit Ziegenfellen. Ihre Schuhe sind so formlos, daß sie ein freies Ausschreiten unmöglich machen. Schlecht eignen sich daher die Hunnen zu einem Kampf zu Fuß. An ihre häßlichen, doch ausdauernden Pferde sind sie wie angewachsen. Tag und Nacht leben sie auf ihren Pferden. Dort kaufen und verkaufen sie, dort essen und trinken, dort schlafen und träumen sie, indem sie sich vornüber auf den schmalen Hals des Rosses beugen. Auch die Beratung über ernste Dinge findet zu Pferde statt. Fremd ist ihnen das straffe Regiment eines Königs; in wildem Durcheinander, einen der Häuptlinge voran, stürzen sie auf alles, was ihnen in den Weg tritt. Stets beginnen sie den Angriff, selten erwarten sie ihn; aber immer erheben die Haufen beim Zusammenstoß ein furchtbares Schlachtgeschrei. Von außerordentlicher Gewandtheit und Schnelligkeit, zerstreuen sie sich plötzlich im Kampfe und jagen zurück, um sich zu einem neuen Anlauf zu sammeln

und dann unter den Gegnern unerwartet ein furchtbares Blutbad anzurichten. Eine Verschanzung greifen sie nicht an, ein festes Lager plündern sie nicht. Zum Belagern fehlt ihnen alle Ausdauer. Nichts aber gleicht der Gewandtheit, mit der sie im Kampfe aus der Ferne den Pfeil, der zwar nur in einen spitzigen Knochen ausläuft, aber mit großer Geschicklichkeit gearbeitet ist, abschießen. Im Handgemenge führen sie das Schwert mit rücksichtsloser Verwegenheit. Während der Feind sich gegen ihre Schwerthiebe wehrt, wissen sie ihm mit der linken Hand eine Fangleine überzuwerfen. Ist er gefangen, dann vermag er, Reiter wie Fußgänger, nicht mehr Widerstand zu leisten. Niemand bestellt bei ihnen den Acker, niemand berührt den Pflug. Ohne feste Wohnsitze, ohne Obdach, Gesetz und Sitte ziehen sie umher gleich Flüchtlingen. Ihre Karren dienen ihnen zum Wohnsitz. Dort weben die Weiber das geringe Gewand, dort schließen sie die Ehen, gebären sie Kinder und ziehen sie auf, bis sie erwachsen sind. Keiner kann sagen, wo er geboren ist, anderswo ist er empfangen, anderswo zur Welt gekommen, und wieder an einem anderen Orte auferzogen. Auch während eines Waffenstillstandes sind sie treulos und unbeständig. Zeigt sich ihnen eine Hoffnung auf Gewinn, so brechen sie los und folgen jeder Eingebung mit leidenschaftlichem Eifer. Was ehrbar oder unehrbar ist, wissen sie so wenig wie die Tiere des Waldes. Voller Lüge und Tücke sind sie und ohne alle Religion. An einen Vertrag fühlen sie sich nicht gebunden. Unersättliche Goldgier beherrscht sie allein, und so veränderlich ist ihr Sinn, daß sie an demselben Tage, ohne daß sie gereizt sind, von einem Bundesgenossen abfallen, und ohne daß sie jemand wiederzugewinnen suchte, zurückkehren. Das ist das Wesen dieses behenden, wilden Menschenschlages."

3. Der Übergang der Westgoten über die Donau.

Der Einfall der Hunnen setzte die gotischen Völker wieder in Bewegung und zwang sie, die Sitze, in denen sie hundert Jahre lang gerastet hatten, wieder zu verlassen. Die folgenden Ereignisse bis zum Tode Kaiser Valens' mag uns Ammianus*) erzählen:

„Die Therwinger besetzten unter Führung des Alaviv das Ufer der Donau und schickten Gesandte an Kaiser Valens. Demütig baten sie um

*) Ammiani Marcellini Rerum gest. l. XXXI, 4; XXXI, 12, 1—13, 16.

Aufnahme in das römische Reich und versprachen, in Frieden leben und Hilfsvölker, wenn es die Sachlage erfordere, stellen zu wollen. Während solches an der Grenze des Reiches geschah, verbreitete sich ein schreckliches Gerücht, neue, unerhörte Ereignisse hätten die Völker des Nordens in Bewegung gesetzt, und durch das ganze Land vom Reiche der Markomannen und Quaden bis zum Pontus hin flute, durch einen plötzlichen Angriff aus ihren Wohnsitzen vertrieben, eine zahllose Menge bisher unbekannter Barbarenstämme und ziehe mit Weib und Kind der Donau zu.

Anfangs legten die Unsrigen auf diese Kunde nur wenig Gewicht. War man doch gewöhnt, aus jenen Gegenden nur von Kriegen zu hören, die entweder zu Ende geführt oder ohne Sieg abgebrochen worden waren. Aber man begann doch dem Gerüchte Glauben zu schenken, zumal die Ankunft der gotischen Gesandten ihm Bestätigung verlieh. Flehentlich baten diese, man möge ihr heimatloses Volk in das Land diesseits des Stromes aufnehmen. Doch sahen die Römer nur Grund zur Freude, nicht zum Schrecken hierin. Ja, geschickte Schmeichler benutzten die Gelegenheit, das Glück des Kaisers zu preisen, das ihm aus den entferntesten Gegenden der Welt wider Erwarten neuen Zuwachs zum Heere herbeiführe; durch Vereinigung seiner und der fremden Streitmacht werde er ein unbezwingliches Heer sich gewinnen; für den militärischen Ersatz, den die Provinzen jährlich stellten, könne man nun eine Zahlung verlangen und so den Staatsschatz mit Gold füllen.

In solcher Hoffnung wurden Leute mit dem Auftrage ausgesendet, jenes trotzige Volk in Fahrzeugen über die Donau überzusetzen. Und sorgsam verwendete man Mühe darauf, daß ja kein künftiger Zerstörer des römischen Reiches zurückbliebe, selbst wenn er todkrank war.

So ging denn, nachdem der Kaiser den Goten die Erlaubnis zum Übergang gegeben und ihnen Wohnsitze in Thrakien angewiesen hatte, ein unendlicher Zug über den Strom, ohne Aufhören Tag und Nacht, auf Schiffen und Flößen und gehöhlten Baumstämmen. Der gewaltige Fluß war damals noch durch Regengüsse angeschwollen, und mancher, der wegen zu schwerer Belastung seines Kahnes vergeblich gegen die Strömung ankämpfte, sank in die Tiefe, mancher auch fand beim Schwimmen den Tod.

So wurde mit rastlosem Eifer das Verderben für den römischen Staat herübergeholt. Das steht jedenfalls fest und ist unzweifelhaft, daß die Beamten, welche mit der Überführung der Barbaren betraut

waren, nach einem vergeblichen Versuche, die Zahl der Barbaren durch eine Berechnung festzustellen, von diesem Vorhaben abstehen mußten. ‚Wer sie zu wissen verlangt,‘ wie unser großer Dichter sagt, ‚der verlangt auch der libyschen Ebene Sandgewühl zu erforschen, wie viel im Westen gewälzt wird‘*).

Man wird an jene Erzählungen der Alten erinnert, welche uns den Heereszug der Meder gegen Griechenland schildern**). Ihre Scharen, heißt es in ihnen, hätten den Hellespont überbrückt, den Athos durch einen Kanal vom Festlande getrennt, geschwaderweise sei das Heer bei Doriscus gezählt worden. Wer hätte nicht geglaubt, ein Märchen zu hören? Jetzt aber erfüllten zahllose Mengen von Völkern die Provinzen, verbreiteten sich über weite Strecken und besetzten die Ebenen und die Höhen der Berge: ein neues, wunderbares Schauspiel, für die Wahrhaftigkeit jener Berichte ein schlagender Beweis.

Zuerst wurden Alaviv und Fritigern aufgenommen. Nach dem Befehle des Kaisers sollten sie zunächst Lebensmittel, dann Äcker zum Bebauen erhalten.“

4. Die ersten Kämpfe der Westgoten mit den Römern.

„Das Thor unseres Reiches war geöffnet, und dicht wie die Asche des Aetna fällt, so strömten jetzt aus dem Lande der Barbaren die Züge bewaffneter Krieger über unsere Grenzen. Wohl hätte diese Gefahr einige durch ihre Thaten berühmte und bewährte Feldherrn erfordert, aber, gerade als hätte ein mißgünstiges Geschick die verderbliche Wahl getroffen, — schändliche Menschen führten hier den Oberbefehl über die Truppen, voran der Statthalter Thrakiens Lupicinus und Maximus, beide in Nichtswürdigkeit wetteifernd. Ihre schamlose Habgier war der Grund aller Übel. Denn, um anderes zu verschweigen, was entweder sie selbst oder andere mit ihrer stillschweigenden Erlaubnis in niederträchtiger Weise gegen die wandernden und damals noch von keiner Schuld befleckten Fremden verübten, nur eine Thatsache wollen wir erwähnen. Jammervoll und unerhört, wie sie ist, könnte sie selbst nimmermehr bei dem Richter Verzeihung finden, der in eigener Sache das Urteil spricht.

---

*) Vergil, Georg. II, 105.
**) 480 v. Chr.

Als die über den Strom gesetzten Barbaren durch Mangel an Lebensmitteln litten, verfielen die elenden Feldherrn auf einen schmählichen Handel. So viele Hunde ihre Unersättlichkeit auftreiben konnte, tauschten sie zur ekeln Kost gegen Menschen ein, die sie zu Knechten machten, und darunter befanden sich selbst die Söhne von Edlen . . .

In jenen Tagen kam auch der König der Greuthunger Witherich mit Alatheus und Saphrax, die für ihn die Regentschaft führten, und dem Farnobius an die Donau und ließ durch Gesandte, die er eilends schickte, den Kaiser bitten, ihm dieselbe freundliche Aufnahme zu gewähren. Da eine solche Forderung gegen das Wohl des Staates schien, so beschied man sie abschlägig. So wußten die Ostgoten nicht, was sie beginnen sollten. Athanarich, der Westgote, der gleiche Antwort befürchten mußte, zog ab. Auch erinnerte er sich, daß er einst wenig ehrerbietig dem Valens begegnet sei, als man über einen Vertrag verhandelte. Damals nämlich versicherte er, durch einen Schwur habe er sich verpflichtet, nie den römischen Boden zu betreten, und zwang dadurch den Kaiser, inmitten des Stromes den Frieden zu schließen. Jetzt fürchtete er, daß der Kaiser ihm jenes Auftreten noch nicht vergessen habe. Er wanderte daher mit all' den Seinigen nach Kaukalanda*), einem Landstrich, unnahbar durch Wälder und die Höhe der Berge, aus welchem er die Sarmaten vertrieb.

Die Therwinger aber, welche schon längst die Erlaubnis zum Übergange gebraucht hatten, hielten sich immer noch in der Nähe des Stromes auf. Von einem doppelten Hindernis wurden sie zurückgehalten. Denn man unterstützte sie aus verderblicher Hinterlist nicht mit hinreichenden Nahrungsmitteln und vertröstete sie mit Versprechungen auf die Zukunft. Die Goten bemerkten dies jedoch und begannen über die Treulosigkeit laut zu murren, so daß Lupicinus einen offenen Aufruhr befürchtete und Soldaten aussandte, um sie zu schnellerem Abmarsch von der Donau zu bewegen.

Während so die Römer anderweit beschäftigt waren, ersahen die Greuthunger Witherichs die günstige Gelegenheit und gingen über den Fluß. Sie bemerkten nämlich, daß die Wachtschiffe, die sonst gewöhnlich hin und her fuhren, um sie am Übergange zu hindern, verschwunden waren. Rasch überschritten sie daher auf schlecht gefügten Flössen den Strom und schlugen weit ab von Fritigern ein Lager auf. Mit dem ihm an-

*) Siebenbürgen.

geborenen staatsmännischen Blick wollte der Westgote auf jedes Ereignis hin gerüstet sein, und damit er dem kaiserlichen Befehl nachkomme und doch zugleich die Verbindung mit jenem anderen mächtigen Könige nicht aus den Augen verliere, rückte er langsam vor und gelangte so ganz allmählich nach Marcianopolis. Hier sollte der Funken sich entzünden, der, zum verderblichen Brand anwachsend, das ganze Reich gefährdete.

Lupicin lud Alaviv und Fritigern zu einem Gastmahl ein, stellte aber zugleich Soldaten auf, welche den Barbaren den Eingang in die Stadt verwehren sollten. Die Goten forderten aber den Eintritt, um die zum Leben notwendigen Nahrungsmittel kaufen zu können. Unter dringenden Bitten beriefen sie sich darauf, daß sie unter Roms Herrschaft stünden und mit den römischen Bürgern im Einvernehmen lebten. Auf das strenge Verbot hin kam es zwischen ihnen und den Bewohnern der Stadt zu heftigem Wortwechsel. Bald griff man zu den Waffen. Unter den Barbaren herrschte die leidenschaftlichste Erbitterung, da sie merkten, daß ihnen selbst das Unentbehrlichste vorenthalten werden sollte. Sie erschlugen die Römer und beraubten sie.

Dieses Ereignis wurde von einem Boten dem Lupicinus heimlich hinterbracht, der an schwelgerischer Tafel die Freuden der Musik schon lange genossen hatte und jetzt von Wein und Schlaf trunken war. Um weiterem vorzubeugen, gab er den Befehl, alle Goten, die vor dem Feldherrnzelt der Ehre und des Schutzes wegen die Wache hielten, zu töten. Die Kunde hiervon dringt zu dem Volke, welches vor der Mauer lag, und erregt Schmerz und Erbitterung. Immer mehr schwillt die Menge der Goten an. Schon wird der Ruf laut, die Könige seien gefangen genommen, man müsse sie befreien, und hört man wilde Drohungen. Fritigern war ein Mann von raschem Entschluß. Er befürchtete, man könne ihn mit seinen Genossen als Geiseln zurückhalten. Daher ruft er, man werde einen gefährlichen Kampf heraufbeschwören, wenn ihm und seiner Begleitung nicht gestattet werde, die Stadt zu verlassen und die Menge zu beruhigen, die in dem Glauben, daß das Gastmahl nur ein Vorwand gewesen sei, sie ihrer Führer zu berauben, zu den Waffen gegriffen habe.

Die Bitte wurde ihnen bewilligt. Sie verließen die Stadt und wurden mit Jubel und Beifall von den Ihrigen empfangen. Pferde wurden ihnen gebracht, und sie jagten davon, überall das Feuer des Krieges zu entzünden.

Sobald das Gerücht hiervon, wie gewöhnlich böswillig übertreibend,

sich verbreitet hatte, entbrannte das Volk der Therwinger in heißer Kampfeslust.

Wie sonst zwischen großen Gefahren und in schwerer Kriegsnot, so entrollten sie auch jetzt nach ihrem Brauche die Kriegsbanner und ließen die furchtbar klingenden Heerhörner erschallen. Bald eilten ihre räuberischen Scharen zusammen und bedrohten die Städte mit Plünderung und Brand, mit Mord aber alles Lebendige, was sie fanden. Hastig sammelte Lupicinus seine Truppen; mehr verwegen als bedacht zog er dem Feinde entgegen und bot ihm ungefähr neun Meilen*) vor der Stadt eine Schlacht an. Mit unwiderstehlicher Wucht fielen die Barbaren über die schlecht geordneten Reihen der Unsrigen her, zersprengten die Schildmauer und durchbohrten, was sich ihnen entgegenstellte, mit Lanze und Schwert. In diesem wilden und blutigen Gemetzel fielen die Tribunen und die Mehrzahl der Bewaffneten und gingen die Feldzeichen verloren. Gerettet allein war der unselige Feldherr, der, während die anderen kämpften, nur auf die Flucht bedacht war und mit verhängten Zügeln die Stadt erreichte.

Nach der Schlacht rüsteten sich die Feinde mit den aufgelesenen römischen Waffen und plünderten, da niemand es ihnen wehrte, weit und breit alles Land."

5. Die Schlacht von Adrianopel.

9. August 378.

Ganz Thrakien war jetzt den Goten preisgegeben, die raubend das offene Land durchzogen. Sogleich entschied sich daher Kaiser Valens, der sich in Antiochia befand, nach Konstantinopel zu gehen, um von da aus den Feldzug zu beginnen. Vorläufig sandte er die Feldherren Profuturus und Trajan voraus, die den Gegnern freilich weder an kriegerischer Tüchtigkeit noch an Menge der Truppen gleich kamen.

Wohl gelang es, die Westgoten in das Balkangebirge zurückzutreiben. Aber die Schlacht „bei den Weiden" (377) blieb unentschieden. Ja, Saturninus, der die Führung des römischen Heeres übernommen hatte, vermochte nicht einmal die Pässe über den Balkan zu halten. Er zog sich zurück und überließ Thrakien wieder den Plünderungszügen der Goten. Unterdessen kam Valens in Konstantinopel an und sandte von

*) Hier wie im Folgenden sind römische Meilen gemeint, deren fünf auf eine deutsche Meile gehen.

hier aus, während er selbst sich nach der kaiserlichen Villa Melanthias begab, den Sebastian, einen General von erprobter Tüchtigkeit, voraus. Dieser gelangte glücklich nach Adrianopel und trug hier über eine Abteilung Goten einen Sieg davon. Zugleich schrieb der Mitkaiser, Valens' Neffe Gratian, daß er die alemannischen Lentienser geschlagen habe: er selbst komme die Donau herab, um sich mit Valens zu einem entscheidenden Schlage gegen die eingedrungenen Barbaren zu vereinigen.

Rasch rief Fritigern die allenthalben zerstreuten Haufen seiner Goten zusammen. Ein verderbenbringendes Gewitter drohte sich über ihm zu entladen.

Ammian erzählt weiter:

„Zwei Gründe trieben Kaiser Valens zum raschen Aufbruch von Melanthias. Einmal erfuhr er, daß die Lentienser besiegt seien, dann aber kam auch ein Brief Sebastians, der seine Waffenthat übertrieb. Nun wollte er sich beeilen, durch eine glänzende That den jungen Neffen, dessen ausgezeichnete Eigenschaften ihm lästig zu werden anfingen, in den Schatten zu stellen.

Er stand an der Spitze eines Heeres, das, wenn auch bunt zusammengewürfelt, doch keineswegs verächtlich oder mutlos war. Waren doch auch viele Veteranen dabei, darunter einige höhere Offiziere, wie auch Trajanus, der kurz vorher Oberfeldherr gewesen war.

Durch sorgfältiges Auskundschaften erfuhr man, daß der Feind daran denke, durch starke Abteilungen die Wege zu verlegen, auf welchen die notwendigen Lebensmittel für das römische Heer herbeigeführt wurden. Diesem Unternehmen wurde sogleich entgegengetreten, und zur Behauptung der nahen Pässe eine Abteilung Bogenschützen und ein Reitergeschwader ausgesendet.

Als drei Tage darauf die Barbaren, einen Ausfall fürchtend, fünfzehn Meilen von der Stadt entfernt, vorsichtigen Schritts durch eine wenig übersichtliche Gegend gegen die Station Nike hinzogen, meldete die Vorhut in einem unerklärlichen Irrtum, daß die ganze Menge, die sie gesehen hätten, auf 10,000 Mann abzuschätzen sei. Darauf entschloß sich der Kaiser in ungestümer Hast, den Kampf aufzunehmen. So rückte er denn in viereckiger Schlachtordnung unter die Mauern von Adrianopel. Hier erwartete er ungeduldig in einem verschanzten Lager den Kaiser Gratian. Zunächst empfing er den comes domesticorum*) Richomeres

*) Befehlshaber der Gardetruppen.

den der Kaiser mit einem Briefe vorausgesendet hatte, um seine nah bevorstehende Ankunft zu melden: nur noch kurze Zeit solle er auf den Genossen seiner Kämpfe warten und nicht mutwillig einer gefährlichen Entscheidung sich aussetzen.

Valens berief daher Offiziere verschiedenen Ranges, um zu beraten, was man zu thun habe. Auf Sebastians Rat drängten einige zu sofortigem Kampfe, während der Sarmate Victor, der Anführer der Reiterei, ein vorsichtiger und besonnener Feldherr, unter der Zustimmung vieler sich dafür entschied, die Ankunft Gratians abzuwarten, damit man nach Verstärkung durch die gallischen Legionen um so leichter den Barbarenkrieg beenden könne. Aber es behielt verhängnisvolle Hartnäckigkeit und schmeichlerische Zustimmung einiger Höflinge die Oberhand. Zu eiligem Marsche drängten sie, damit man nicht mit Gratian die Ehre des Sieges, den man schon errungen zu haben glaubte, teilen müsse. Während noch die Vorbereitungen zum Kampfe getroffen wurden, kam ein christlicher Priester, den Fritigern mit anderen Leuten niederen Ranges geschickt hatte, zum Lager des Kaisers. Man nahm ihn freundlich auf. Er wies Briefe des Gotenführers vor, welcher darum bat, daß ihm und den Seinigen, die durch Einfälle wilder Völkerstämme aus den heimatlichen Sitzen getrieben worden seien, Thrakien zum Wohnsitz mit allem Vieh und Feldfrüchten gegeben werde. Geschehe dies, so verspreche er ewigen Frieden. Außerdem brachte der Priester, ein Vertrauter Fritigerns, noch einen Brief, in welchem der verschlagene und ränkevolle Fürst, gleich als wenn er schon der Freund und Bundesgenosse wäre, den Kaiser benachrichtigte, daß er die Wut seiner Volksgenossen nicht anders zügeln, noch die Goten zur Annahme von Bedingungen, welche den Römern günstig wären, gewinnen könne, als wenn er ihnen aus der Nähe das gerüstete Heer der Römer zeige, um ihnen so mit der Anwesenheit des Kaisers Furcht einzuflößen und ihre verderbliche Kampfeslust niederzuhalten.

Man hielt diese Gesandtschaft nicht für aufrichtig gemeint. Unverrichteter Sache zog sie daher wieder ab.

Bei Anbruch des nächsten Tages — es war der 9. August — rückten die Truppen, nachdem der Troß und das Gepäck unter den Mauern Adrianopels mit hinreichender Bedeckung zurückgelassen worden waren, rasch gegen den Feind vor. Der Staatsschatz und die Kroninsignien blieben mit den Präfekten und Kabinetsräten in der Stadt. Nach einem beschwerlichen Marsche erblickte man um die heiße Mittagszeit — es war

um die achte Stunde*) — endlich die Wagen der Feinde, welche, wie die Vorhut berichtete, zu einem Kreise zusammengefahren und aufgestellt waren. Während nach ihrem Brauche die Barbaren ein wildes, schauerliches Geheul anstimmten, ordneten die Feldherrn der Römer ihr Heer zur Schlacht.

Auf dem vorgeschobenen Flügel stand in erster Linie die Reiterei, hinter ihr der größte Teil des Fußvolkes. Der linke Flügel vermochte, da die meisten Truppen noch auf dem Marsche zerstreut waren, nur unter großen Schwierigkeiten herbeigeführt werden; im Laufschritt eilte er in die ihm angewiesene Stellung. Während er aber ohne Hindernis geordnet werden konnte, wurden die Barbaren durch das schreckliche Klirren der Waffen und das Dröhnen der Schilde in Schrecken gesetzt. Überdies war noch ein Teil von ihnen unter Alatheus und Saphrax in der Ferne und trotz der ergangenen Ladung noch nicht gekommen. Daher sandten sie nochmals Boten mit der Bitte um Frieden. Aber der Kaiser war unzufrieden mit dem niederen Rang der Gesandten. Er stellte die Forderung, daß man zur Abschließung eines sicheren Friedens Edle von hohem Rang zu ihm sende.

Absichtlich zögerten die Goten, damit während der trügerisch angeknüpften Verhandlungen ihre Reiterei, die sie jeden Augenblick erwarteten, zurückkehren könnte. Auch sollten unsere Soldaten von der Hitze des Sommers gepeinigt werden und vor Durst verschmachten. Dazu hatten die Feinde noch auf der weiten Ebene ringsherum alles in Brand gesteckt und Feuer angezündet, die sie mit Reisig unterhielten und mit trockenem Holze nährten. Zu diesem Leiden kam noch eine verhängnisvolle Qual: Mensch und Tier litten unter peinigendem Hunger.

Unterdessen entsandte der verschlagene Fritigern, der für den Ausgang der Schlacht in Besorgnis war, auf eigene Verantwortung einen Mann aus seinem Volke als Herold mit der Forderung, daß man schleunigst einige auserlesene vornehme Männer zu ihm schicke: gewiß werde er dann die Kriegslust der Seinigen zügeln können.

Der Vorschlag des feindlichen Feldherrn fand Annahme und Billigung, und man beschloß unter allgemeiner Zustimmung, daß Equitius, der Vorsteher des kaiserlichen Hofhalts, ein Verwandter des Valens, hinübergehe. Doch dieser widersetzte sich, weil er, schon einmal in die Hand der Feinde geraten, ihnen zu Dibaltum entflohen war. Er fürch-

*) Das ist nach unserer Einteilung 2 Uhr nachmittags.

tete daher die unberechenbaren Ausbrüche ihrer Wut. Da bot sich Richomer aus eigenem Antriebe zu dem gefährlichen Gange an. Freiwillig versprach er, zu den Goten zu gehen, indem er meinte, daß auch eine solche That schön sei und einem wackeren Manne gezieme und er sich damit seiner Stellung und seiner Vorfahren wert zeigte.

Während er auf das feindliche Lager zuschritt, unternahmen jedoch die Bogenschützen und Scutarier*), welche die Iberer Bacurius und Cassio befehligten, einen heftigen Vorstoß und gerieten mit dem Feinde ins Handgemenge. Wie sie aber unüberlegt zum Angriff vorgegangen waren, so war ihr Rückzug schmählich: ein trauriger Anfang für die Schlacht. Dieser unzeitgemäße Angriff lähmte Richomers mutiges Vordringen. Nach keiner Richtung hin vermochte er seinen Weg fortzusetzen, da jetzt auch die Reiterei der Goten unter Alatheus und Saphrax, die endlich eingetroffen war, zusammen mit einer Schar Alanen wie ein Blitz aus den Bergen hervorstürzte.

Auf allen Seiten erklang jetzt der Lärm der Waffen. Die Furie des Krieges stieß in das verderbenbringende Heerhorn und raste noch schrecklicher als sonst zur Vernichtung der Römer. Schon kommen die Unsrigen ins Weichen, aber auf ermunternden Zuruf hin fassen sie wieder Mut. Wie eine Feuersbrunst auflodernd, wächst das Schlachtgewühl und verbreitet Schrecken unter den Kriegern. Da erlag mancher, getroffen von der Schärfe des Speeres oder des Pfeiles.

Wie erzgeschnäbelte Schiffe, die auf den Wogen hin und her schaukeln, so stießen die beiden Schlachtreihen aufeinander. Schon war der linke Flügel der römischen Reiterei bis zur Wagenburg selbst vorgedrungen. Weiter wäre er noch vorgerückt, hätte er Unterstützung erhalten. Aber von der übrigen Reiterei verlassen und von der heranwogenden Flut der Feinde umtost, erlag er, wie unter dem Zusammensturze eines Erdwalles verschüttet und begraben. Ohne Deckung stand jetzt das Fußvolk in so gedrängten Abteilungen, daß keiner das Schwert zu ziehen oder die Hand zu bewegen vermochte.

Wolken von Staub verbargen den Anblick des Himmels, der widerhallte von schaudervollem Geschrei. Daher fielen die todbringenden Geschosse, überall Verderben säend. Wer konnte sich gegen sie vorsehen oder schützen? Schon stürzten unter den Hieben der ungeheueren Barbarenmenge Roß und Mann. Keine Möglichkeit war, zum Rückzug die dicht-

*) Gardetruppen.

gedrängten Glieder zu lockern, keine Möglichkeit, bei der fürchterlichen Enge zu entweichen. Endlich warfen sich die Unsrigen voll Todesverachtung vorwärts, dem Feinde entgegen, um Raum zu gewinnen, das Schwert zu ziehen und die Angreifer niederzuhauen. Auf beiden Seiten wurden Helme und Panzer von den Streichen der Streitäxte zerschmettert. Da konnte man wilde Barbaren mit vor Kampfwut verzerrtem Antlitz sehen, mit durchschnittener Kniekehle, mit abgehauener Rechten oder durchbohrter Brust. An der Schwelle des Todes rollten sie noch trotzig und drohend die Augen. Hier wie dort fielen die Krieger in Menge, und die Felder bedeckten sich mit den Leichen der Erschlagenen. Das Wehklagen der Sterbenden und Stöhnen der von schweren Wunden Getroffenen mußte jeden mit tiefem Schauder erfüllen.

In diesem wüsten Getümmel raubten die Anstrengungen und das fortwährende Gefühl der Gefahr den Soldaten den Mut. Es versagten die Kräfte des Körpers und des Geistes. Da die Lanzen meist zerbrochen waren, war man froh, mit gezücktem Schwert sich in die dichtgedrängten Scharen voll Todesmut werfen zu können. Wer aber um sich schaute, sah kein Entrinnen. Weil der von Blutbächen bedeckte Boden den Tritt unsicher machte, versuchte ein jeder, wo er stand, sein Leben so hoch als möglich zu verkaufen. Ja, mit so blinder Wut drang man ein, daß mancher den Streichen seiner Genossen erlag. Bald floß schwarzes, gerinnendes Blut über den Boden. Wohin der Blick sich wandte, sah man Haufen von Erschlagenen sich auftürmen. Ohne Scheu zertrat man die Leichen.

Die Sonne hatte das Bild des Löwen durchlaufen und war in das der himmlischen Jungfrau getreten. Glühende Strahlen, versengende Hitze sandte sie auf die Römer herab, die, von Hunger und Durst gequält, unter der Last ihrer Waffen beinahe erlagen.

Endlich gab dem gewaltig lastenden Angriffe der Barbaren unsere Schlachtreihe wankend nach. Das letzte Rettungsmittel im Unglück konnte allein noch Hilfe bringen: ohne Ordnung floh ein jeder, wohin ihn sein Fuß trug. Während alle zerstreut auf unbekannten Wegen in wilder Flucht davon eilten, bahnte sich der Kaiser, von den Schrecken der Schlacht umtobt, mühsam durch den Leichenhaufen einen Weg und begab sich zu den Lancealiern und Mattiariern*), welche die feindliche Menge aufhielten und in geschlossener Haltung unerschüttert ihre

*) Römische Truppengattungen.

Stellung behaupteten. Als Trajan ihn, von seinen Trabanten verlassen, erblickte, rief er, alle Hoffnung sei für den Herrscher verloren, wenn er nicht durch eine Bedeckungsmannschaft beschützt werde. Der Comes Victor, der dies hörte, eilte davon, um die Bataver, die nicht weit davon entfernt in Reserve standen, schnell zum Schutze des Kaisers herbeizuführen. Er fand niemand mehr vor; fliehend verließ er das Schlachtfeld. Auf gleiche Weise entgingen Richomer und Saturninus dem Tode.

Näher drängten die Barbaren an die Unseren heran. Die Wut leuchtete aus ihren Augen, so daß das Blut unsern Kriegern in den Adern erstarrte. Die einen fielen von der Hand des Feindes, andere wurden durch die heftig Andrängenden zu Boden getreten oder von den Ihrigen selbst erschlagen. Wer Widerstand leistete, wurde angegriffen, und wer floh, nicht geschont. Dazu kam, daß die Wege durch die Menge der Schwerverwundeten, welche vor Qualen stöhnten, versperrt waren und ganze Wälle von toten Pferden die Ebene erfüllten.

Den furchtbaren Kampf, der dem römischen Staate eine unheilvolle Wunde schlug, beendete eine Nacht, deren Finsternis kein Mondschein erhellte.

Beim Einbruch der Dunkelheit brach der Kaiser mitten unter den gemeinen Soldaten — so vermutet man wenigstens, denn niemand konnte behaupten, es gesehen zu haben oder dabei gewesen zu sein —, durch einen Pfeilschuß schwer verwundet, zusammen und hauchte sein Leben aus. Seine Leiche ist später nirgends gefunden worden. Denn da eine Schar Goten sich lange auf dem Schlachtfelde des Raubes wegen aufhielt, so wagte kein flüchtiger Soldat oder Bewohner jener Gegend, die Walstatt zu betreten, um nachzuforschen. Andere erzählen, Valens sei nicht sogleich gestorben, sondern mit einigen Begleitern und Eunuchen in das obere Stockwerk einer nahen Hütte gebracht worden. Während eine unerfahrene Hand hier ihm einen Verband angelegt habe, sei die Hütte von Feinden umlagert worden. Diese hätten nicht gewußt, wer der Verwundete wäre, und so sei er wenigstens der Schmach der Gefangennahme entgangen. Während nämlich die Angreifer versucht hätten, die verrammelten Thüren zu erbrechen, seien sie vom Dache her mit Pfeilen beschossen worden.

Da die Feinde aber keine Zeit verlieren und beim Plündern nicht zu kurz kommen wollten, trugen sie Stroh und Holzbündel zusammen, legten Feuer daran und verbrannten so das Gebäude mit den darin be-

findlichen Menschen. Nur einer von den Begleitern des Kaisers entkam durch das Fenster. Gefangen genommen von den Barbaren, erzählte er ihnen, was geschehen sei. Ärger erfaßte sie, daß sie um den Ruhm gekommen waren, den Beherrscher des römischen Reiches in ihre Gewalt zu bringen.

Jener Jüngling entfloh später den Goten, kehrte glücklich zu den Unsrigen zurück und erzählte, wie sich alles zugetragen hatte."

6. Theodosius und die Goten.

Nach dem Siege bei Adrianopel lag das Flachland von Perinth bis Byzanz und südlich vom schwarzen Meere bis zu den julischen Alpen wehrlos den Raubzügen der gotischen Scharen offen. In dieser Gefahr machte Gratian den Spanier Theodosius, einen Mann von großer Tapferkeit und hoher staatsmännischer Begabung, zum Mitkaiser an des gefallenen Valens Stelle. Theodosius erhob mit starker Hand die christliche Religion zur Staatsreligion und vollendete so, was Konstantin der Große begonnen hatte. Zugleich aber sah er die Notwendigkeit ein, die Germanen in das morsche Reich aufzunehmen, damit sie im Solde Roms die Grenzen schützten und nicht im Kampfe bleibende Wohnsitze und gebietenden Einfluß sich ertrotzten: in diesen beiden Punkten liegt die welthistorische Bedeutung dieses Kaisers.

Die Einfügung der Goten in den Organismus des römischen Reiches war nicht allzuschwer. Theodosius stellte durch strenge Zucht den Geist, dann durch kleine glückliche Treffen den Mut der Römer wieder her. Darauf bedrohte er die Barbaren durch geschickte Bewegungen und verstand es, durch überlegene Politik die lockere Verbindung und die trotzige Eifersucht der einzelnen Führer zu benutzen. So verhinderte er eine enge Vereinigung der Gotenscharen durch kluge Verhandlungen mit den Häuptern und wußte die einzelnen durch Leutseligkeit zu gewinnen.

Hören wir hierüber Jordanis*):

„Theodosius, ein Spanier, den Kaiser Gratian an Stelle Valens' zum Kaiser Ostroms erhoben, stellte in kurzer Zeit die militärische Zucht wieder her. Bald fühlte der Gote, daß die Feigheit und Schwäche früherer Kaiser dahin sei, und geriet in Besorgnis. Denn der neugewählte Herrscher, berühmt durch scharfen Verstand, durch Tapferkeit und Ein-

*) Jordanis de Get. sive Gothorum origine et rebus gestis. c. 27—28.

sicht, wußte durch die Strenge seiner Vorschriften wie durch Milde und Leutseligkeit das zuchtlos gewordene Heer zu tapferen Thaten zu begeistern. Sobald aber die Truppen unter dem tüchtigen Führer neues Selbstvertrauen gewonnen hatten, versuchte er den Angriff auf die Goten und vertrieb sie aus Thrakien. Da fiel Theodosius in eine schwere Krankheit. Unterdessen wuchs den Goten wieder der Mut, sie teilten ihre Streitkräfte. Fritigern zog aus, um Thessalien, Epirus und Achaja, Alatheus aber und Saphrax, um mit den übrigen Truppen Pannonien zu verheeren. Als der Kaiser Gratian, der damals von Rom nach Gallien wegen des Einfalles der Vandalen gegangen war, die Kunde hiervon empfing, sammelte er ein Heer und ging den Goten entgegen, aber nicht auf die Macht seiner Waffen vertrauend, sondern um das Volk durch Freundlichkeit und Geschenke zu gewinnen. Es gelang ihm dadurch, daß er ihnen Lebensmittel versprach, sie zum Frieden zu bewegen und ein Bündnis mit ihnen zu schließen.

Als jedoch Theodosius wieder gesundet war und erfahren hatte, daß Gratian einen Frieden zu stande gebracht habe, wie er es selbst gewünscht hatte, nahm er die Kunde freudig auf. Er gab seine Zustimmung zu dem Vertrag, und als zu dieser Zeit König Athanarich*) dem Fritigern in der Herrschaft folgte, machte er ihn durch Geschenke sich zum Freund und lud ihn in seiner gütigen Weise ein, zu ihm nach Konstantinopel zu kommen. Athanarich folgte der Einladung gern und kam nach der kaiserlichen Stadt. ‚Wahrlich‘, rief er aus, ‚ich sehe jetzt mit eigenen Augen, wovon ich bisher ungläubig nur die Kunde hörte, die wunderbare Stadt.‘ Er ließ seine Augen bald hierhin, bald dorthin schweifen und bewunderte die Lage der Hauptstadt, den mit Schiffen gefüllten Hafen, die gewaltigen Mauern und das bunte Gemisch der Völker, die hierher, wie viele Flüsse ihre Wogen in ein Meer ergießen, zusammenströmten. Auch die wohlgeordneten Reihen des Heeres erregten sein Erstaunen. ‚Der Kaiser‘, sagte er, ‚ist ohne Zweifel Gott auf Erden, und wer die Hand wider ihn erhebt, der mag es büßen mit dem eigenen Leben.‘ Nachdem er in solcher Bewunderung mit großer Ehre vom Kaiser aufgenommen worden war, schied er nach wenigen Monaten von hinnen. Aus Zuneigung ehrte ihn der Kaiser im Tode fast noch mehr als im

*) Athanarich hatte sich im siebenbürgischen Hochlande nicht halten können. Er kam daher trotz jenes Eides, den er geschworen haben wollte, nie den Boden Roms zu betreten, über die Donau in das römische Reich. Zugleich hatte ihn wohl die Hoffnung gelockt, jetzt die Herrschaft über das ganze Westgotenvolk zu gewinnen.

Leben. Denn er ließ ihn in ein prächtiges Grabmal legen und schritt beim Begräbnis der Bahre, die den Toten trug, selbst voran.

Nachdem Athanarich also gestorben war, blieben die Goten im Dienste des Kaisers Theodosius unter römischer Oberherrschaft, mit dem Heere des Reichs gleichsam zu einem Körper verbunden ... Sie selbst wurden Foederati genannt."

7. Ulfila.

Die nahen Berührungen, in welche seit einem Jahrhundert die Goten zu dem benachbarten römischen Reiche getreten waren, mußten wie auf das politische, so auf das religiöse Leben des Volkes umgestaltend einwirken. Nach langen, schweren Verfolgungen war das Christentum in Rom der herrschende Glaube geworden; auch die Goten konnten ihm auf die Dauer sich nicht entziehen.

Gefährliche Spaltungen durchzogen die christliche Kirche, seitdem sie allgemein anerkannt war. Keine aber war so tiefgehend, wie jener Riß, den die Frage nach der Gottheit Christi in die christliche Welt brachte. Diese Frage, lange Zeit schon eifrig behandelt, führte zu einem Bruche und einem mit Leidenschaftlichkeit geführten, erbitterten Kampfe, der hier und dort die Gemüter mit feindseligem Groll erfüllte.

Um 320 war der Streit zu Alexandria in Ägypten zum offenen Ausbruch gekommen. Der dortige Bischof Alexander hatte sich der besonders in der abendländischen Kirche verbreiteten Meinung angeschlossen, daß Christus der Sohn von gleichem Wesen mit dem Vater sei und aus dem Wesen desselben von Ewigkeit gezeugt. Dagegen lehrte ein Presbyter derselben Kirche, Arius, Christus, obwohl unendlich erhabener als alle übrigen Menschen, sei durch den Willen Gottes aus nichts geschaffen. Arius wurde von seinem Bischof auf Beschluß einer Provinzialsynode aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Damit war der Streit über den Glaubenssatz vor die Welt gebracht. Das Konzil, welches Konstantin zur Schlichtung des Streites 325 in Nicäa abhalten ließ, entschied sich für die Gottgleichheit Jesu und sprach gegen die Andersgläubigen die Verbannung aus. Aber schon drei Jahre später trat ein Umschwung ein. Athanasius, der am schärfsten gegen Arius aufgetreten war, wurde abgesetzt. Arius sollte wieder feierlich in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen werden. Nur der Tod hinderte ihn, sich seines Sieges zu freuen.

Eine Zeit lang vermochten die Arianer den Orthodoxen, wie sich die Anhänger des nicänischen Bekenntnisses nannten, das Gleichgewicht zu halten, bis gegen Ende des Jahrhunderts Gratian im Westen und Theodosius im Osten der orthodoxen Auffassung das Übergewicht gaben.

Die Goten wandten sich dem arianischen Christentum zu. Ulfila ist ihr Lehrer gewesen.

Ulfilas Vorfahren stammten aus Kappadokien in Kleinasien. Gotische Raubzüge führten sie in die Gefangenschaft in das Land nördlich der Donau. Hier im Gotenlande ist Ulfila im Jahre 311 geboren und hier ist er mitten unter der gotischen Jugend aufgewachsen. Im arianischen Glauben seiner Eltern wurde er erzogen. Er erhielt eine kirchliche Bildung und erwarb sich ein ungewöhnlich reiches Wissen. Drei Sprachen, gotisch, griechisch und lateinisch, lernte er beherrschen. Schon im Jahre 330 finden wir ihn als Dolmetsch bei einer Gesandtschaft, die sein Volk an Kaiser Konstantin schickte. Im römischen Reiche knüpfte er, als Mitglied der kleinen arianischen Gemeinde unter den Goten, vermutlich mit den Häuptern seiner Glaubensgenossen Verbindungen an. 341 kam er nach Antiochien, wo er auf einer Versammlung von Arianern von Eusebius von Nikomedien zum Bischof geweiht wurde. Als solcher begann er unter seinem Volke durch Lehre und Predigt eine reiche Thätigkeit. Freilich fand er auch feindlichen Widerspruch. Die Verfolgungen seiner heidnischen Gegner trieben ihn zuletzt 348 über die Donau. Kaiser Konstantin gab ihm und seiner Gemeinde Wohnsitze in den Berglandschaften Mösiens. Hier setzte Ulfila sein Werk fort, bis der Tod ihn im Jahre 381 abberief. Zu Konstantinopel, wohin ihn kirchliche Verhandlungen berufen hatten, ist er gestorben.

Wenige Jahre vor seinem Ende war die Flut der gotischen Völker, von den Hunnen gedrängt, über die Donau in das römische Reich eingebrochen. Der Mehrzahl nach waren sie noch heidnisch, aber als das Jahrhundert zur Neige ging, waren auch sie überwiegend dem Christentume, wie es Arius gelehrt hatte, gewonnen. Des Ulfila Schüler hatten sie bekehrt. Von den Westgoten drang der Arianismus zu den verwandten Ostgoten und Vandalen, zu den Burgundern und Langobarden. Alle germanischen Völker, welche im fünften Jahrhunderte in den römischen Provinzen Staaten gründeten, bekannten sich zu ihm.

Wir teilen über Ulfila einen dürftigen Bericht mit, den uns Photius aus der verloren gegangenen Kirchengeschichte des Philostorgius, welcher im Anfange des fünften Jahrhunderts lebte, erhalten hat*).

„Philostorgius erzählt, daß Ulfila aus dem jenseits der Donau gelegenen Lande der Skythen, welche von den Alten Geten, jetzt aber Goten genannt werden, eine große Menge von Menschen auf den Boden des römischen Reiches geführt habe, welche um ihres Glaubens willen aus den Sitzen ihrer Vorväter vertrieben worden waren. Dieses Volk sei aber zum Glauben Christi auf folgende Weise bekehrt worden. Zur Zeit, da Valerianus und Gallienus**) das Reich beherrschten, machte eine ungeheure Menge von Skythen***), die jenseits der Donau ihre Wohnsitze hatten, einen Einfall in das Gebiet Roms. Sie verheerten einen großen Teil Europas, setzten dann nach Asien über und verwüsteten Galatien und Kappadokien. Als sie aber beladen mit reicher Beute sich auf den Heimweg machten, führten sie mit sich eine Menge Menschen gefangen fort, unter denen sich eine große Anzahl von Geistlichen befand. Unter diesen Gefangenen waren auch viele Gläubige. Diese verkehrten mit den Barbaren und führten nicht wenige unter ihnen zum wahren Glauben, so daß sie von den heidnischen Irrlehren ließen und zum Glauben an Christus sich bekannten.

Unter denen, welche damals gefangen fortgeschleppt wurden, waren auch die Vorfahren des Ulfila, Kappadokier von Abstammung, gebürtig aus einem Orte bei der Stadt Parnassus, welcher Sadagolthina genannt wird. Dieser Ulfila also wurde das Oberhaupt jener gläubigen Männer, welche aus dem Gotenlande fortzogen, und ihr erster Bischof. Erwählt wurde er auf folgende Weise. Als einst der König der Goten ihn mit einer Gesandtschaft an Kaiser Konstantin schickte — denn auch die jenseits der Donau wohnenden barbarischen Völker leisteten Konstantin Gehorsam —, wurde er von Eusebius und anderen Bischöfen, welche bei jenem waren, zum Bischofe der Christen, welche unter den Goten lebten, geweiht. Für diese sorgte er in allen Dingen. Vor allem aber ersann er besondere Buchstaben für sie und übersetzte in ihre Sprache die ganze

*) Theodoreti et Euagrii hist. eccles. item excerpta ex hist. eccles. Philostorgii et Theodori Lectoris graece et latine. ed. Guilelmus Reading. Cantabrigiae 1720. p. 480. II, 5.

**) Ersterer regierte von 253—260, letzterer, anfänglich Mitkaiser seines Vaters Valerianus, starb 268.

***) Es sind die Goten gemeint.

heilige Schrift. Doch nahm er die Bücher der Könige aus, weil sie von kriegerischen Thaten berichten, das Volk der Goten aber schon genug Freude am Waffenhandwerk empfindet und in seiner Kriegslust eher des Zügels bedarf als des Sporns.

Jene Schriften erweckten große Begeisterung; sie werden für besonders heilig gehalten, und durch sie werden die Seelen der Gläubigen zur Verehrung Gottes geleitet.

Jenen Auswanderern gab der Kaiser in Mösien Land zur Besiedelung, wo es ihnen gefiel. Den Ulfila selbst hielt er in großen Ehren. Oft wenn er von ihm sprach, hat er ihn wohl den Moses unserer Zeit genannt. Übrigens feiert Philostorgius den Ulfila mit großen Lobeserhebungen und schreibt, daß jener und die Goten mit ihm desselben ketzerischen Glaubens gewesen seien."

8. Die Erhebung der Westgoten unter Alarich.

Inmitten der orthodoxen Römer, auf römischem Boden wurden die Goten zu einem Christentume bekehrt, welches nicht das Christentum des römischen Staates war, welches von dem Kaiser Theodosius selbst, der dem germanischen Volksstamme Wohnsitze gab und seiner Waffen sich bediente, eifrig bekämpft wurde. Das war für sie bedeutungsvoll. Nicht als Eroberer, als Hilfesuchende, als Vertriebene waren sie den Grenzen des Reiches genaht. Gern hatten sie sich zufrieden gegeben, im Besitze von neuen Äckern, von Haus und Hof, das Reich gegen äußere und innere Feinde zu verteidigen. Gern auch traten sie in die Leibwache des Kaisers, in seinen Hofdienst, der Gewinn und Ehren versprach. Wie nahe lag so die Gefahr, daß die Goten, durch kein festes politisches Band zusammengehalten, sondern zersplittert in eine Reihe von verschiedenen Völkerschaften, ihr Volkstum aufgaben und in der römisch-griechischen Bevölkerung des Ostens verloren gingen. Daß dies nicht geschah, ist das Verdienst Ulfilas gewesen. Er schuf seinem Volke eine Schrift und die Anfänge einer Litteratur und wies ihm damit den Weg zu einer selbständigen Kultur. So ist es kein Zufall, daß ein Menschenalter nach Ulfila ein gotischer König auf den Gedanken kommen konnte, neben das römische Reich ein Gotenreich zu setzen, denn auf die Erhebung der Sprache zur Schriftsprache mußte eine lebhaftere Bewegung des nationalen Gedankens folgen. Daß aber die Goten jetzt durch Annahme des arianischen Bekenntnisses in einen Gegensatz zu dem römischen Reiche traten,

das hat, wie sehr auch dieser Gegensatz später den Versuch erschwerte, Römer und Germanen als gleichberechtigte Genossen in einem Staate zu vereinen, damals mit dazu beigetragen, die Germanen auch geistig von Rom zu befreien. So blieb ein Gegensatz zu Rom, der es den Goten erschwerte, den fremden Elementen sich anzuschließen.

Wenn aber die Gotenscharen sich wieder ihrer Nationalität voll bewußt wurden, so verdanken sie dies dem Balthen Alarich. Er war es, der sie mit starker Hand einte und nach Italien führte.

So lange Kaiser Theodosius regierte, hatten die gotischen Völker in Ruhe und Frieden mit dem Reiche gelebt. Da starb im Jahre 395 der Kaiser und hinterließ seinen Söhnen das geteilte Reich. Arkadius erhielt das Ostreich, während Honorius der Westen zufiel. Jenem stand der Minister Rufinus zur Seite, diesem der große Vandale Stilicho, der, als Feldherr und Staatsmann von gleich hoher Bedeutung, den zusammenbrechenden Staat mit rastloser Thätigkeit und Einsicht verteidigte, bis er, der letzte Hort und Schirm gegen die herandrängenden Feinde, einer nichtswürdigen Intrigue neidischer und ehrgeiziger Höflinge zum Opfer fiel.

Mit dem Tode des Theodosius wurde die Stellung der Goten im oströmischen Reiche eine andere. Hatte die Freigebigkeit des Kaisers durch reichen Lohn die Föderaten in Frieden erhalten, so begann unkluge Sparsamkeit des Arkadius oder vielmehr seines allmächtigen Ministers die Goten durch Entziehung der Geschenke zu reizen. Gleichzeitig macht sich durch das ganze Ostreich eine schwüle Stimmung kund. Haß und Verachtung gegen die fremden Gäste werden wach, die man in allen Gegenden, in allen Ämtern, in jedem Heere erblickte.

Recht bezeichnend für jene Stimmung im oströmischen Reiche ist eine Rede des Synesius von Kyrene*). Synesius, ein Schüler der bekannten Philosophin Hypatia in Alexandria, ursprünglich Heide, später Christ und Bischof von Ptolemais, wurde von seiner Vaterstadt wegen Ermäßigung der drückenden Steuerlasten an Kaiser Arkadius gesendet. Vor diesem hielt er eine Ansprache über das Königtum, in welcher er sich freimütig über die Pflichten eines guten Regenten aussprach und mit schonungsloser Kühnheit die Schäden der damaligen Regierung bloßlegte. Er bedauert, daß man den Bürgern Freiheit vom Kriegsdienst

*) Synesii episcopi Cyrenei opera quae extant omnia interprete Dionysio Petavio. Paris. 1612. p. 22.

gewährt und ihnen die Verteidigung des Vaterlandes nicht überläßt. Die Fremden aber zu Wächtern des Staates zu machen, das hieße den Untergang des Staates beschleunigen.

Er fährt fort:

„Ehe wir es den Goten überlassen, hier im Lande in Waffen einherzugehen, sollten wir lieber die Männer vom Pfluge herbei zum Schutze des Vaterlandes entbieten, sollten wir unter unsere Fahnen den Philosophen aus seiner Studierstube, den Handwerker aus seiner Werkstatt, den Krämer aus seinem Laden versammeln, sollten wir die träge Drohnenschar des Volkes, welche in allzulanger Muße fortwährend im Theater sitzt, endlich lehren, einmal ernst zu werden, ehe noch das Lachen zur Klage sich verwandelt. Nichts darf uns von dem Entschlusse zurückhalten, ein eigenes römisches Heer aufzustellen. Wie in der Familie, so ist auch im Staate Schutz und Verteidigung die Pflicht des Mannes, während der Frau die Fürsorge für das Haus zukommt. Ist es zu ertragen, daß bei uns die Männer ihrer Pflicht vergessen? Oder ist es nicht eine Schande, daß ein Reich, welches Überfluß an Männern hat, die Ehre des Krieges anderen überläßt? Aber in Wahrheit, möchten die Barbaren noch so viele Siege für uns erkämpfen, Schande würde ich über diese empfinden, auch wenn sie uns Nutzen brächten. Das aber erkenne ich und sehe ich voraus, und jedem liegt es nahe, der Verstand hat: ein kleiner Vorwand wird den Bewaffneten genügen, Herren der Bürger sein zu wollen. Dann aber werden wir Unkriegerischen gegen Waffengeübte zu kämpfen haben.

Bevor nun die Gefahr kommt, die uns schon droht, gilt es, den alten Römersinn zu erwecken und uns daran zu gewöhnen, unsere Schlachten selbst zu schlagen. Laßt uns die Gemeinschaft mit den Barbaren aufheben und sie aus allen Ämtern verdrängen! Verjagen wir sie zuerst aus allen obrigkeitlichen Stellen und den Ehrensitzen des Senates! Innerlich empfinden sie doch nur Scham über diese Würden, welche bei den Römern als die höchsten gelten.

Jetzt würden, so glaube ich, Themis, die ratende Göttin, und der gebietende Gott des Krieges, Ares, das Haupt verhüllen, sähen sie, wie pelzstarrende Barbaren die Soldaten im römischen Kriegskleide zum Kampfe führen oder wie andere das Schaffell durch die Toga ersetzen, um mit den römischen Magistraten gemeinschaftlich über die Angelegen-

heiten des Reiches Rat zu halten, wie sie den Ehrenplatz zur Seite des Consuls einnehmen, während ehrenwerte Männer mit einem geringeren Platze sich begnügen müssen, wie sie sogleich nach ihrem Austritt aus der Ratsversammlung wieder ihre Wildschur anziehen und im Kreise ihrer Genossen über den Schmuck der Toga lachen, in der man, wie sie sagen, das Schwert nicht bequem ziehen kann.

Ich muß mich aber, wie in vielen anderen Dingen, so auch darin über unsere Thorheit wundern. Hat nicht jedes einigermaßen begüterte Haus einen gotischen Sklaven, hat nicht jedes einen Tafeldecker und Bäcker und einen Küfer gotischer Abkunft? sind nicht alle die Diener, welche die Sänften tragen, in denen ihre Herren unterwegs ruhen, auch Goten? Scheint nicht selbst die Natur seit undenklicher Zeit dieses Volk dazu bestimmt zu haben, Knechtesdienste zu thun? Daß aber dieselben blonden Barbaren hier im Hause Sklaven sind, dort in der Öffentlichkeit Ämter bekleiden, ist mir vor allem wunderbar."

Mit hinreißender Beredsamkeit und edler Freimütigkeit schildert der junge Philosoph die furchtbaren Gefahren, die drohend über dem römischen Reiche aufstiegen. Ständen einmal die Goten auf, riefen sie ihre verknechteten Volksgenossen zum Kampfe für die Freiheit, dann seien fürchterliche Greuel zu erwarten. Zeitig genug müsse man vorbeugen, ehe es zu spät sei. Die Barbaren, welche aus ihrer Heimat verjagt worden seien und die von Theodosius großmütig gewährte Gastfreundschaft mit schnödem Undank und frechem Übermute vergolten hätten, müßten gleich Heloten zur Feldarbeit gezwungen oder über die Donau zurückgetrieben werden. Drüben könnten sie berichten, daß nicht mehr Milde bei den Römern herrsche, sondern ein starker jugendlicher Held an der Spitze des Staates stehe, ein gewaltiger Mann.

Als Philosoph hatte der Redner Recht. Im Reiche des Gedankens konnte er die Welt so schön gestalten, als sie nur denkbar ist, aber von staatsmännischer Einsicht zeugen seine Worte nicht. Wo gab es noch ein gesundes, wehrhaftes, seiner bürgerlichen Pflichten bewußtes Volk? So lange die Goten mit echt germanischer Bewunderung alles Fremden, von Staunen ergriffen, zum Kaiser aufsahen und zufrieden waren, im Solde des Kaiserreiches ihre Waffen zu führen, so lange mußte Rom sie als Werkzeuge seiner Macht auszunützen suchen.

Aber sicher ist, daß Synesius mit seiner Ansicht nicht allein stand. Überall wagte sich eine feindliche Gesinnung gegen die Goten hervor, die man als Barbaren und Arianer haßte. Die Goten erwiderten sie

mit dumpfem Groll. Es hatte wohl nie an freiheitliebenden Fürsten unter ihnen gefehlt, die nur mit Widerwillen das Joch der römischen Herrschaft ertrugen. Ein solcher war jener Eriulf, der von seinem römisch gesinnten Rivalen Fravitta in Byzanz ermordet wurde. Aber keiner von ihnen hatte eine größere Macht gewonnen. Da riefen die Goten Alarich zum Könige aus, und „damit entlud sich die brütende Schwüle endlich gewitterkräftig in kriegerischer, nationaler Bewegung der Goten gegen Byzanz. Wie ein Blitz zerriß die Erhebung des jungen Balthen das Gewölk."

Schon unter Theodosius hatte sich Alarich dem römischen Bündnis fern gehalten. Erst 394 ließ er sich zur Anteilnahme an dem Feldzuge des Kaisers gegen Eugenius, der sich Italiens bemächtigt hatte, bewegen. Jetzt, da er im frischen Lorbeer des Krieges heimkehrte, erhoben ihn die Seinen auf den Schild. Der Tod des Kaisers löste die Fesseln des Westgotenvolkes, und da sein schwacher Nachfolger Arkadius und dessen Ratgeber ~~Honorius~~ Rufinus mit schlecht angewandter Sparsamkeit die Jahrgelder aufhören ließen und dem Balthen den Oberbefehl über das Heer nicht anvertrauten, da scheute Alarich sich nicht, die Verträge zu brechen, die ihn an Rom banden. Er vereinigte die Westgoten unter seinen Fahnen und trug die verheerende Kriegsfackel von der Donau bis in das Herz von Griechenland. Makedonien, Thessalien, Arkadien, Illyrien, die Peloponnes wurden geplündert. Nur Theben retteten seine starken Mauern; aber alle die altberühmten Städte von Hellas, Athen, Megara, Tegea, Argos, Korinth und Sparta ergaben sich ohne Widerstand. Stilicho eilte dem bedrängten Rufinus zu Hilfe. Schon ist Alarich von allen Seiten umschlossen und scheint verloren. Da rettet ihn die Eifersucht der beiden Minister vom Untergange. Frei zieht der Gotenkönig aus der Peloponnes von dannen. Bald darauf machte ihn Eutropius, des Rufinus Nachfolger, zum Oberfeldherrn des östlichen Illyrien, um ihn um jeden Preis zu versöhnen und zu gewinnen. So hatte die nationale Erhebung den ersten Erfolg gehabt. Byzanz erkannte Alarichs gebietende Stellung an und gab ihm weitere Landschaften zum Sitz.

Hier in Illyrien verpflegte und bewaffnete König Alarich sein Volk aus den kaiserlichen Magazinen, von hier aus beobachtete er, an der Grenzscheide der beiden Reiche, beide Kaiserhöfe und war jeden Augenblick bereit, gegen Osten wie Westen seine Waffen zu tragen. Endlich bewogen ihn wohl die Aufmunterungen des byzantinischen Hofes und die Hoffnung auf die noch ungeplünderten reichen Provinzen des Westens

zum Einfall nach Italien. Im Jahre 400 stiegen die Westgoten zum ersten Male über die rauhen Alpenjoche in die fruchtbare Poebene hinab, und von nun an begannen ihre Angriffe gegen Rom mit steigender Heftigkeit.

Unerschüttert, mit kluger Vorsicht und kühner Thatkraft zugleich wehrt der Vandale Stilicho die Goten ab. Britannien, Gallien, die reichen Provinzen des Westens, erworben in glänzenden Siegen, werden aufgegeben und fallen in die Hände der Barbaren. Aber Italien, der Sitz des Kaisers, durch eine ruhmvolle Geschichte wie kein anderes Land der Erde geweiht, wird errettet. Am 29. März 402 war Alarich bei Pollentia unweit Asti der überlegenen Feldherrnkunst Stilichos erlegen, im folgenden Jahre wurde er bei Verona überwunden. Er kehrte nach Illyrien zurück. Aber schon drohte eine neue Gefahr dem Westreich. Ende 404 wälzten sich die ostgotischen Scharen König Rhadagais' oder Ratigers über die Alpen. Der feige Honorius barg sich hinter den festen Wällen Ravennas. Jedoch Stilicho trat dem furchtbaren Feinde entgegen und vernichtete ihn 405 bei Fiesole.

Unter den schwierigsten Verhältnissen hatte der Vandale Großartiges geleistet und den wankenden Staat wieder aufgerichtet. Seine Kämpfe gegen die Barbaren hatten seine Ergebenheit gegen den Kaiser glänzend bewiesen. Als nun im Jahre 406 die mit Rom verbündeten Franken die Rheingrenze nicht mehr zu halten vermochten, als Vandalen, Alanen und Sueben über Frankreich sich ergossen, gab es für Stilicho keinen anderen Ausweg, das Reich zu schützen: er mußte den gefährlichsten Gegner zu gewinnen suchen und seine Forderungen befriedigen. Wohl gelang es noch einmal dem imponierenden Ansehen Stilichos, den Senat von der Richtigkeit seiner Maßregeln zu überzeugen und ihm die Zustimmung zu dem Vertrage mit Alarich abzuringen, der dem Gotenkönig vierzig Zentner Silber verhieß — aber es war sein letzter Sieg gewesen. Mächtiger wuchsen der Haß und Neid gegen ihn am Hofe zu Ravenna empor. Im persönlichen Interesse, flüsterte der Verdacht von Ohr zu Ohr, betreibe der allmächtige Vandale jene Verhandlungen. Auf Herrschsucht allein seien seine Pläne gerichtet, und auf den Thron des Westens werde er seinen Sohn Eucherius erheben. Ehrgeizige Höflinge, wie Olympius, den Stilicho erst erhoben, der Gote Sarus, ein alter Nebenbuhler des Balthen, schürten den Groll und Argwohn gegen den Verteidiger des Reiches, und wer seine Frömmigkeit bethätigen wollte, der klagte, daß Stilicho in seinem Heere Arianer und Heiden litte.

Der Vandale hatte seine Feinde zu gering geachtet. Er erlag ihren Angriffen. In Ravenna wurde er im Jahre 408 verräterisch niedergestoßen.

Mit ihm fiel der größte Staatsmann und Heerführer, den das römische Reich seit Kaiser Julian besessen hatte, und nach ihm kam keiner wieder, der von gleicher Fähigkeit wie er und von gleich tadellosem Charakter den zusammenfallenden Staat zu retten vermocht hätte.

Sein Tod gab das Signal zu einem Blutbade unter den Germanen. Selbst die Frauen und Kinder der germanischen Söldner wurden von den römischen Soldaten des Olympius nicht geschont. Die Barbaren aber riefen Gott zum Zeugen für diese Unthat an und schwuren, zusammenzuhalten und sich mit Alarich gegen die bundesbrüchigen Römer zu verbinden.

Wir lassen die folgenden Ereignisse in der Erzählung des Zosimus folgen. Zosimus war fiskalischer Beamter in Konstantinopel und lebte vermutlich in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts.

Wie wichtig auch sein zum größten Teil erhaltenes Geschichtswerk für uns ist, als Geschichtschreiber nimmt Zosimus sicher eine untergeordnete Stellung ein. Er schrieb seine Quellen, unter denen Eunapius und Olympiodorus sich befanden, ohne Kritik der Erzählung und ohne Einsicht in die Zeitverhältnisse, welche er schildert, ab. Er war Heide und teilte die Anschauung aller seiner Glaubensgenossen, daß alles Unheil, welches das römische Reich in den letzten Jahrhunderten verfolgt habe, einzig und allein seinen Grund darin habe, daß man von dem heidnischen Glauben der Väter abgefallen sei und sich der christlichen Lehre zugewendet habe.

Zosimus*) erzählt:

„Auch hierdurch wurde Alarich noch nicht dazu bewogen, die Entscheidung den Waffen zu überlassen, sondern, eingedenk des Waffenstillstandes, den er mit Stilicho geschlossen hatte, zog er den Frieden noch dem Kampfe vor. Er schickte daher Gesandte und bot gegen eine unbedeutende Summe den Frieden an. Als Geiseln forderte er den Aëtius, des Gaudentius Sohn, und Jason, den Sohn des Jovius. Von seiner Seite, sagte er, wolle er einige seiner Edlen als Geiseln stellen und

*) Zosimus ed. Imm. Bekker. Corp. script. hist. Byzantin. Bonn. 1837. V. 36—42.

unter solchen Bedingungen Ruhe halten und seine Truppen aus Noricum nach Pannonien zurückführen. Trotzdem Alarich unter so billigen Bedingungen um Frieden bat, wies doch der Kaiser sein Ansuchen zurück. Nun hätte aber der Beherrscher des römischen Reiches eines oder das andere thun müssen, um in der damaligen Lage die richtige Entscheidung zu treffen. Entweder hätte er den Krieg vermeiden und gegen eine mäßige Abgabe einen Waffenstillstand suchen oder, wenn er es vorzog, Krieg zu führen, alle Legionen, die zerstreut waren, dem Feinde entgegenwerfen müssen, um ihn an weiterem Vorrücken zu hindern. In diesem Falle mußte er zum Feldherrn und Leiter des ganzen Krieges den Sarus wählen, der an sich durch Tapferkeit und Kriegserfahrung geeignet war, dem Gegner Schrecken einzuflößen, überdies aber bei sich eine zum Widerstand genügende Menge Barbaren hatte.

Allein er that nichts von alledem. Weder nahm er den angebotenen Frieden an, noch suchte er des Sarus Freundschaft zu gewinnen, noch auch sammelte er ein römisches Heer, sondern er setzte ganz allein alle Hoffnung auf die Gebete des Olympius und stürzte dadurch den Staat in großes Unglück. Dem Heere gab er aber Männer zu Feldherren, welche die Verachtung des Feindes herausfordern mußten: Turpillio erhielt die Reiterei, das Fußvolk Varanes und die Leibwache Vigilantius. Was er sonst noch für Maßregeln traf, stimmte damit überein. Daher verzweifelte denn jedermann und hatte nichts als den Untergang Italiens vor Augen.

Als dieses aber also angeordnet war, brach Alarich zu dem Zuge gegen Rom auf und lachte der Kriegsrüstungen des Honorius. Da er jedoch an ein so wichtiges Unternehmen nicht mit einer gleich großen Macht, sondern mit überlegenen Streitkräften zu gehen gedachte, so rief er den Athaulf, den Bruder seiner Gemahlin, aus dem oberen Pannonien zu sich, um ihn als Kampfgenossen an seiner Seite zu haben. Dieser hatte aber eine beträchtliche Schar Hunnen und Goten bei sich. Doch erwartete er nicht erst Athaulfs Ankunft, sondern brach sogleich auf, marschirte bei den Städten Concordia, Altinum*) und Cremona eilends vorüber, überschritt den Po und gelangte, ohne daß ein Feind es gewagt hätte, sich ihm entgegenzustellen, wie im festlichen Triumphzuge zu dem Kastell Bononiens**), welches Oecubaria heißt. Von hier aus durchmaß er die ganze ämilische Straße, ließ Ravenna seitwärts liegen und

*) Jetzt Altino.

**) Bologna.

erreichte Ariminum*), eine große Stadt an der flaminischen Straße. Auf dieser eilte er wie auf den anderen Wegen dieser Provinz vorwärts. So kam er in das Land Picenum, welches am Ende des ionischen Meeres liegt. Von hier aus wendete er sich gegen Rom und plünderte auf seinem Marsche alle Burgen und Städte.

Wären nicht die Eunuchen Arsacius und Terentius, welche Stilichos Sohn Eucherius auf Befehl des Kaisers nach Rom zum Tode führen sollten — und sie haben auch diesen Auftrag in der That vollzogen —, der Ankunft der Barbaren in jene Gegenden durch die Flucht zuvorgekommen, so wäre der Jüngling in Alarichs Hände gefallen und so gerettet worden.

Jene Eunuchen thaten aber in Rom, was ihnen befohlen worden war, und gaben auch die Thermantia, des Honorius Gattin, ihrer Mutter**) zurück. Da sie aber nicht auf demselben Wege zum Kaiser zurückkommen konnten, so bestiegen sie ein Schiff und nahmen ihren Weg nach Oberitalien, wo damals der Kaiser sich aufhielt. Dieser meinte, daß es dem Staate zum großen Vorteil gereiche, wenn er die Eunuchen, welche die Thermantia in das Haus ihrer Mutter zurückgeführt und den Eucherius getötet hatten, für so tapfere Thaten belohne. Er machte daher den Terentius zum Aufseher des kaiserlichen Gemachs und gab dem Arsacius die nächstwichtige Stelle. Den Bathanarius aber, den Statthalter Afrikas, der eine Schwester Stilichos zum Weibe hatte, ließ er töten und übergab die Provinz, die von jenem verwaltet worden war, dem Heraclianus, der mit eigener Hand den Stilicho niedergestoßen hatte. So trug dieser hohe Ehre als Lohn seiner schnöden That davon.

Da nun Alarich vor den Mauern Roms angekommen war und die Bewohner eingeschlossen hatte und belagerte, verdächtigte der Senat die Serena, als wenn sie es gewesen sei, welche die Barbaren gegen die Stadt geführt habe. Es war aber der ganze Senat der Meinung — und Placidia selbst, die denselben Vater mit ihr hatte und des Kaisers***) Tochter war, stimmte dem bei —, daß sie als die Urheberin des drohenden Unglücks den Tod erleiden müsse. Sei Serena tot, dann werde Alarich von der Stadt abziehen, denn dann gebe es niemand, durch dessen Verrat er die Stadt erlangen könne.

---

*) Rimini.

**) Serena, die Witwe Stilichos.

***) Theodosius hatte seine Nichte Serena, die er an Kindesstatt angenommen hatte, im Jahre 388 dem Stilicho zum Weibe gegeben. Galla Placidia war Theodosius' Tochter.

Es war übrigens dieser Verdacht vollständig unbegründet; nichts dergleichen war Serena in den Sinn gekommen. Aber sie büßte damit eine gerechte Strafe für die Verletzung der Götter ab, wie ich sogleich erzählen werde. Als Theodosius der Ältere des Eugenius Herrschaft gestürzt hatte und nach Rom kam, rief er alle Welt zur Verachtung des geheiligten Götterdienstes auf und weigerte sich, die Opfer auf Kosten des Staates bringen zu lassen. Priester und Priesterinnen mußten aus den Tempeln weichen. Verödet lagen die Häuser der Götter. Serena aber spottete der heiligen Bräuche und wollte den Tempel der Göttermutter besuchen. Hier erblickte sie am Halse der Rhea einen der Göttin würdigen Schmuck. Serena nahm ihn vom Standbilde der Göttin und zierte damit den eigenen Hals. Da aber eine alte Vestalin, die allein von den dienenden Jungfrauen zurückgeblieben war, ihr laut diese Gottlosigkeit vorwarf, antwortete sie mit harten Worten und ließ sie durch ihr Gefolge hinwegführen. Wie die Alte davonging, da flehte sie die Götter an, die Strafe, welche ein solcher Frevel an der Gottheit verdiene, über Serena, ihren Gemahl und ihre Kinder zu verhängen. Diese aber kümmerte jener Fluch nicht. Mit dem Schmuck der Göttin geziert, verließ sie das Heiligtum. Aber fortan wandelte sie oft im Wachen und im Traume ein unerklärliches Etwas an, ein banges Gefühl, das ihr den nahe bevorstehenden Tod verkündete. Auch viele andere hatten ähnliche Erscheinungen. Und die Verfolgerin aller Bösen, die strafende Göttin der Gerechtigkeit, waltete so trefflich ihres Amtes, daß Serena, obgleich sie ihr Schicksal ahnte, sich doch nicht zu retten vermochte, sondern den Hals, den sie mit dem Schmuck der Rhea geziert hatte, zum Erdrosseln selbst darbot.

Auch Stilicho soll wegen eines ähnlichen Frevels von der Rachegöttin zur Strafe gezogen worden sein. Man erzählt nämlich von ihm, er habe den Befehl gegeben, die goldenen Platten, mit denen die Pforten des römischen Kapitols bekleidet waren, hinwegzunehmen. Die Männer aber, welche er damit beauftragte, sollen an einer Stelle des Thores die Inschrift gefunden haben: ‚Dies Gold wird für den unglücklichen König aufbewahrt.‘ Das Ende Stilichos entsprach jenen Worten, denn unglücklich und jammervoll schied er von hinnen.

Doch auch Serenas Tod hielt Alarich von der Belagerung nicht ab. Ringsumher lagerte er vor allen Thoren und bewachte den Tiberfluß, um die Zufuhr von Lebensmitteln nach der Stadt zu hindern.

Wie die Römer dies sahen, beschlossen sie, auszuhalten und die

Hilfe, welche Tag für Tag von Ravenna kommen sollte, zu erwarten. Als aber keine Rettung sich nahte und die Hoffnung zu sinken begann, bestimmten sie, daß das Maß der Getreiderationen zu verringern und fortan nur die Hälfte von dem, was früher täglich verzehrt worden war, zum Backen auszuteilen sei, wenn aber der Mangel wüchse, nur ein Drittel. Doch man fiel auf kein Mittel, die Not zu lindern. Es fehlte an Nahrungsmitteln, den quälenden Hunger zu stillen, und wie es in einer solchen Lage gewöhnlich geschieht, der Mangel nahm die Pest zur Genossin. Bald war alles voll von Leichen, und da man die Toten nicht außerhalb der Stadt begraben konnte, weil die Feinde alle Thore der Stadt umlagert hielten, so wurde die Stadt selbst zum Begräbnisplatz. Menschenleer wurden die Straßen und Plätze. Auch wenn die Hungersnot nicht so furchtbar gewesen wäre, schon der Leichengeruch hätte hingereicht, die Bewohner anzustecken und zu töten.

Damals unterstützten durch lange Zeit Läta, Kaiser Gratians Witwe, und deren Mutter Pissamena viele Arme mit Lebensmitteln. Da durch eine Verordnung des Theodosius ihnen von Staats wegen die Mittel zu einem königlichen Haushalte gegeben wurden, so stillten sie in ihrer Menschenliebe den Hunger vieler mit Speisen von ihrer Tafel.

Die Not stieg aber aufs höchste. Schon war jede andere Nahrung versucht worden, selbst was sonst den Ekel der Menschen erregt. Da endlich beschloß man, eine Gesandtschaft an den Feind zu senden, welche ihm melden sollte, wohl seien die Belagerten unter mäßigen Bedingungen zu einem Frieden bereit, noch mehr aber zum Kampfe entschlossen. Das römische Volk habe einmal die Waffen ergriffen und durch fortwährende kriegerische Übung den Mut gewonnen, eine Entscheidung in der Schlacht zu suchen. Gewählt wurde zum Gesandten der Spanier Basilius, der die Würde eines Statthalters erreicht hatte. Mit ihm ging auch Johannes, der erste von den Notaren des Kaisers, die man Tribunen nennt. Er war dem Alarich bekannt und hoffte zu vermitteln. Überdies wußte man zu Rom nicht genau, ob Alarich selbst zugegen wäre und die Belagerung der Stadt leitete. Denn die Bewohner hatten sich mit dem grundlosen Gerücht getröstet, nicht Alarich, der Gotenkönig, liege vor ihren Mauern, sondern ein anderer Feldherr dieses Namens, der Stilichos Anhänger sei, habe ein Heer gegen Rom geführt.

Als aber die Gesandten zu Alarich kamen, schämten sie sich der Unwissenheit, in welcher das römische Volk sich so lange befunden hatte; zugleich setzten sie die Aufträge des Senates auseinander. Alarich hörte

sie ruhig an. Da er jedoch vernahm, daß das Volk bewaffnet und zum Kampfe entschlossen sei, rief er aus: „Je dichter das Heu ist, um so leichter wird es gemäht‘ und begleitete diese Worte mit lautem höhnischen Gelächter. Als man nun zu Unterhandlungen über den Frieden schritt, führte er eine Sprache, die über den an Barbaren gewohnten Übermut hinausging. Unter keiner anderen Bedingung erklärte er, von der Belagerung abstehen zu wollen, als wenn er alles Gold, was in der Stadt sei, und alles Silber erhielte, desgleichen was in der Stadt an kostbarem Hausrat sich finde, und alle Sklaven barbarischer Abkunft. Einer der Gesandten wagte zu fragen, was er, wenn alles dies gefordert würde, ihnen zurücklasse, die in der Stadt wären. ‚Das Leben,‘ gab der Gote zur Antwort.

Nach diesem Bescheide baten die ~~Barbaren~~ Gesandten darum, daß es ihnen erlaubt sein möchte, sich mit ihren Mitbürgern über jene Bedingungen zu unterreden. Sie erhielten daher einen Waffenstillstand und erzählten daheim, was bei dieser Gesandtschaft hin und wider gesagt worden war.

Jetzt erst überzeugten sich die Römer, daß Alarich es sei, der die Stadt belagere. Sie verzweifelten daher an allem, was menschliche Kraft vermag, und richteten ihren Sinn allein auf die Hilfe, welche die Stadt einst in Kriegsgefahren erprobt hatte, und deren sie verlustig gegangen, weil sie von der Religion der Väter abgefallen war.

Während jener Tage traf Pompejanus, der Befehlshaber der Stadt, zufällig auf einige Leute, die aus Tuskien nach Rom gekommen waren. Diese erzählten ihm, daß eine Stadt, namens Neveia, sich durch Gebete an die Gottheit und den alten Götterdienst aus schwerer Not gerettet habe. Denn ein ungeheures Unwetter mit Donner und Blitz sei alsbald losgebrochen und habe die gegen die Mauern heranstürmenden Barbaren in die Flucht getrieben. Da Pompejanus sich mit ihnen unterhielt, mußte er sich von dem Nutzen jener heiligen Bräuche überzeugen. Er bedachte aber die damals herrschende religiöse Meinung und unterbreitete deshalb, um zugleich das, was er beabsichtigte, mit um so größerer Sicherheit thun zu können, dem Bischof der Stadt. Dies war Innocentius. Der Bischof gestattete, das Heil der Stadt seiner religiösen Überzeugung vorziehend, den Tuskern, heimlich die religiösen Gebräuche auszuüben, von denen sie Kenntnis hätten. Jene erklärten jedoch, nicht anders könne die Stadt gerettet werden, als wenn öffentlich die gewohnten feierlichen Opfer gebracht würden und der Senat in festlichem Aufzuge zum Kapitol sich begebe und dort wie auf den anderen Plätzen

der Stadt die schuldigen Opfer darbringe. Aber niemand wagte bei dem Gottesdienste, der nach väterlicher Sitte vollzogen werden sollte, zugegen zu sein. So entließ man denn die Tusker und bemühte sich mit allem Eifer, ein gütliches Abkommen mit den Goten zu treffen.

Wieder geht eine Gesandtschaft zu Alarich, und nachdem man hin und her gesprochen hatte, kam man überein, daß von seiten der Stadt an Gold 5000, an Silber 30000 Pfund, ferner 4000 seidene Gewänder, 3000 purpurgefärbte Felle und 3000 Pfund Pfeffer den Belagerern übergeben werden sollten. In den Staatskassen war kein Geld. Die Notwendigkeit verlangte daher, daß die vermögenden Senatoren nach Abschätzung zu dieser Steuer beitrugen. Dem Palladius wurde die Aufgabe zuerteilt, die Beiträge zu der geforderten Geldsumme nach Maßgabe des Vermögens für die einzelnen zu bestimmen. Er vermochte aber nicht, da die Besitzer einen Teil ihrer Schätze verborgen hielten, aber auch weil die Stadt wegen der fortwährenden Erpressungen der Kaiser verarmt war, das Ganze zusammenzubringen. Daher lenkte denn der böse Dämon, der damals der Menschen Schicksale in seiner Hand hielt, die mit dieser Angelegenheit betrauten Beamten zum Gipfel allen Unheils. Denn sie beschlossen, was noch an der Schatzung fehlte, mit dem goldenen Zierat zu ergänzen, der damals noch die Bilder der Götter schmückte. Das hieß nichts anderes, als jene Standbilder, welche unter frommen Gebräuchen und festlicher Feier einst aufgestellt und mit geziemendem Schmuck geziert worden waren, deshalb, weil sie der Stadt ewiges Glück bewahrt hatten, ihrer heiligen Würde berauben und sie so nichtig und wirkungslos machen. Und damit alles zusammenkomme, was das Verderben Roms heraufbeschwören konnte, nahm man nicht nur den Götterbildern den ehrenden Zierat, sondern ließ auch die goldenen und silbernen Statuen einschmelzen. Darunter befand sich auch das Bild der Tapferkeit, welche die Römer Virtus nennen. Auch dieses ging dahin. Mit ihm aber erlosch alles, was die Römer an Tapferkeit und männlicher Tugend besaßen. Daß es also kommen müsse, sagten damals alle voraus, die mit dem Gottesdienste und dem frommen Brauch der Väter bekannt waren.

Nachdem das Geld auf diese Weise zusammengebracht worden war, beschloß man, eine Gesandtschaft zum Kaiser zu senden, welche mit ihm wegen des künftigen Friedens verhandeln und ihm zugleich melden sollte, daß Alarich nicht nur Geld, sondern auch die Söhne der Vornehmen als Geiseln fordere und unter diesen Bedingungen nicht nur Frieden,

sondern auch ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Kaiser eingehen und gemeinschaftlich mit den Römern jeden ihrer Feinde bekämpfen wolle.

Der Kaiser beschloß unter diesen Umständen, den angebotenen Frieden anzunehmen.

So wurde denn das Geld den Barbaren ausgeliefert. Alarich aber gestattete durch drei Tage den Bürgern der Stadt den Ankauf von Lebensmitteln; auch gab er ihnen drei Thore frei und erlaubte, vom Hafen her Getreide herbeizuführen. So konnten die Bürger wieder aufatmen. Sie gaben jetzt alles Überflüssige weg, um sich die notwendigsten Lebensbedürfnisse zu kaufen, oder tauschten solche gegen andere Dinge ein. Die Barbaren aber zogen von Rom ab und schlugen ihre Zelte in Tuskien auf."

9. Verhandlungen mit Alarich.

Der Frieden war nur von kurzer Dauer. Noch hatte die gotenfeindliche Partei am kaiserlichen Hofe zu Ravenna die Oberhand. So begann der Kampf von neuem, und nicht immer waren die Goten im Vorteil. Ja die Scharen Athaulfs erlitten von den kaiserlichen Truppen einen sehr schweren Verlust. Trotzdem begann Jovius, jetzt der allmächtige Minister des Honorius, die Verhandlungen über einen Ausgleich mit Alarich. Hierüber erzählt uns Zosimus*) folgendes:

„Jovius, der als Präfekt der Leibwache fast die ganze kaiserliche Gewalt sich angemaßt hatte, beschloß Gesandte zu Alarich zu senden mit der Aufforderung, er möge sich der Stadt Ravenna nähern, weil sie hier über einen Frieden sich einigen könnten. Alarich war dem Antrage des Kaisers und Jovius geneigt und begab sich deshalb nach Ariminum, welches 30 Meilen von Ravenna entfernt liegt. Hierher reiste auch Jovius eilig. Er begann im Vertrauen auf die Freundschaft des Gotenkönigs, die er früher in Epirus erworben hatte, die Verhandlungen über den Abschluß eines Friedens. Alarich forderte einen jährlichen Tribut an Gold und Getreide, ferner Venetien, Noricum und Dalmatien für sich und die Seinen zum Wohnsitz.

Über diese Bedingungen setzte Jovius in Alarichs Gegenwart ein Schreiben an den Kaiser auf. Dazu fügte er aber noch einen besonderen Brief, in welchem er seinen Herrn ermahnte, er möge an Alarich den

*) V, 48—51. VI, 1.

Oberbefehl über das römische und germanische Heer übertragen. Hierdurch gewonnen, werde der Gotenkönig gewiß etwas von seinen Forderungen nachlassen und unter erträglicheren und mäßigeren Bedingungen Frieden schließen.

Als der Kaiser diesen Brief empfing, tadelte er die Verwegenheit des Jovius und teilte ihm in seiner Antwort mit, daß über das Maß an Getreide und die Höhe des Tributes der, welcher Präfekt der Leibwache sei und die Menge der öffentlichen Gelder kenne, zu bestimmen das Recht habe: die Würde aber und das Amt eines Feldherrn werde er weder dem Alarich noch irgend einem seiner Volksgenossen geben. Jovius empfing diesen Brief, eröffnete ihn aber nicht für sich, sondern las ihn in Gegenwart Alarichs laut vor. Der Gote hörte gelassen zu. Da er aber sah, daß ihm das Feldherrnamt verweigert werde, ergriff ihn Zorn. Sogleich gab er seinen Truppen den Befehl zum Vormarsch gegen Rom, als wollte er für den ihm und seinem Volk angethanen Schimpf Rache nehmen.

Jovius wußte sich nach diesem unerwarteten Schreiben des Kaisers keinen Rat mehr. Er kehrte nach Ravenna zurück und beschwor, um sich von jedem Verdachte zu reinigen, den Honorius, niemals mit Alarich Frieden zu machen, sondern den Krieg fortzusetzen. Er selbst aber leistete den Schwur bei dem Haupte des Kaisers, das er berührte, und forderte von den übrigen Beamten, dasselbe zu thun.

Hierauf nahm der Kaiser, um den Krieg gegen Alarich beginnen zu können, 10000 Hunnen in Sold, und da er wünschte, daß bei ihrer Ankunft Proviant bereit sei, befahl er, Getreide, Schafe und Ochsen aus Dalmatien herbeizuführen. Auch sandte er Kundschafter aus, welche ausforschen sollten, in welcher Weise Alarich seinen Marsch gegen Rom nähme. Er selbst zog von allen Seiten seine Truppen zusammen.

Alarich aber empfand Reue über seinen Zug gegen Rom. Er sandte daher die Bischöfe der Städte, welche er berührte, als Gesandte mit der Aufforderung an Honorius, er solle es nicht durch seine Schuld geschehen lassen, daß die Stadt, die mehr als tausend Jahre über einen großen Teil des Weltkreises geherrscht habe, der Plünderung der Barbaren preisgegeben würde und ihre gewaltigen Paläste dem feindlichen Feuer zum Opfer fielen: lieber sollte er unter billigen Bedingungen sich zum Frieden entschließen. Er bedürfe keines Amtes, noch heische er die früher geforderten Provinzen zum Wohnsitz. Noricum allein erbitte er, das fern an der Donau läge, fortwährenden Einfällen ausgesetzt sei und der

Staatskasse wenig eintrüge. Überdies möchte ihm der Kaiser jedes Jahr so viel Getreide geben, als ihm gut schiene. Auf der Forderung eines Tributs an Geld wolle er nicht länger bestehen. Nur den einen Wunsch hege er, daß Freundschaft und Waffenbrüderschaft zwischen ihm und den Römern gegen jedermann herrsche, der zu den Waffen griffe und sich zum Kriege gegen das Kaiserreich erhöbe.

Maßvoll und verständig war, was Alarich vorschlug, und jedermann bewunderte seine Mäßigung. Jovius aber und die anderen Beamten, welche am Hofe des Kaisers die Gewalt hatten, erklärten, daß man aus dem Grunde auf die Forderungen des Goten nicht eingehen dürfe, weil alle Magistrate einen Eid geschworen hätten, keinen Frieden mit Alarich zu machen. Wäre der Eid bei Gott geschworen, so könnte man sich darüber hinwegsetzen, denn von der göttlichen Barmherzigkeit sei die Vergebung einer solchen gottlosen That zu erhoffen. Aber man habe beim Haupte des Kaisers geschworen: einen solchen Schwur zu brechen, sei schweres Unrecht. So thörichten Sinnes waren jene, die damals, von Gott verlassen, den Staat regierten. Alarich aber mußte seine gerechten Forderungen mit Hohn zurückgewiesen sehen. Mit allen seinen Truppen brach er daher gegen Rom auf, um die Belagerung mit allem Ernste zu betreiben."

10. Alarich zum zweiten Male vor Rom.

Zosimus*) erzählt weiter:

„Alarich ließ den Bürgern androhen, er würde die Stadt mit Gewalt stürmen, wenn sie nicht auf seine Seite träten und sich mit ihm gegen Kaiser Honorius wendeten. Während noch jene unschlüssig seinen Antrag bedachten, umlagerte er die Stadt und bemächtigte sich nach wenigen Tagen durch Belagerung des Hafens. Den großen Getreidevorrat, den er hier fand, drohte er für sein Heer aufzuwenden, wenn nicht die Römer bald auf seine Forderungen eingingen. Darauf versammelte sich denn der ganze Senat, und nachdem er reiflich die Not erwogen hatte, beschloß er, Alarichs Willen zu erfüllen. Denn keine Rettung gab es mehr vor dem Hungertode, da die Stadt keine Lebensmittel mehr vom Hafen her erhalten konnte.

So nahm denn die Bürgerschaft Roms die Gesandten Alarichs auf

*) VI, 6—7.

und rief ihn selbst in die Stadt. Auf seinen Befehl erhob man den Stadtpräfekten Attalus auf den Thron und schmückte ihn mit Purpur und Krone. Dieser machte sogleich den Lampadius zum Präfekten der Leibwache und den Marcianus zum Präfekten der Stadt und übergab die Anführung der Kriegsmacht dem Alarich und dem Valens ..."

11. Die Sage von der Eroberung Roms durch Alarich.

26. August 410.

Nach der Einnahme Roms zog Alarich gegen das feste Ravenna, um den Sohn des Theodosius in seine Gewalt zu bringen. Von allen Seiten angegriffen und von den Seinen verlassen, verzagte der Kaiser und bot dem Attalus Teilung des Reiches an. Da jener nur das Leben, und das nicht einmal ohne körperliche Verstümmelung ihm gewähren wollte, rüstete er sich zur Flucht nach Ostrom. In diesem Augenblick trat ein plötzlicher Umschwung ein. Heraclian, der Mörder Stilichos, überwand die von Attalus gegen ihn nach Afrika gesandten Truppen und bedrängte Rom durch Absperrung der Zufuhr. Zugleich blieb jeder Versuch Alarichs, das durch Sümpfe und feste Mauern geschützte Ravenna zu erobern, vergeblich. Auch erfüllten sich die Hoffnungen, welche Alarich auf Attalus gesetzt hatte, nicht. Der Gotenkönig verlangte, daß der Krieg gegen Heraclian energisch geführt werde. Attalus kam diesem Wunsche nicht nach. Der Zwiespalt erweiterte sich und führte zur Absetzung des Attalus.

Alarich hatte es verschmäht, sich mit dem kaiserlichen Purpur zu umkleiden. Er war ausgezogen, neue Wohnsitze zu suchen, nicht aber eine Kaiserkrone zu gewinnen. Er war König eines Volkes, und ein solcher wollte er bleiben. So schickte er denn jetzt, nachdem zu Rimini Attalus in feierlicher Versammlung vor allem Volk und Heer seiner Würde entkleidet worden war, Purpur und Diadem des Entthronten mit neuen Friedensanträgen an Honorius.

Aber der Kaiser war durch die Wandlung der Dinge übermütig gemacht. Er wies jede Verhandlung zurück. Jetzt blieb dem Gotenkönig nur noch ein Mittel übrig, den Widerstand zu brechen: zum dritten Male führt er seine Truppen gegen die Hauptstadt, um diesmal seinen Einzug als Sieger zu halten.

An dieser Stelle bricht die Erzählung des Zosimus, der wir bis

hierher folgten, ab. Über die Eroberung Roms lassen wir den sagenhaften Bericht Prokops*) folgen.

„Als man lange Zeit bei der Belagerung der Stadt verbracht hatte und Alarich weder durch Gewalt noch List Rom zu nehmen vermochte, ersann er folgenden Plan. Er erlas aus den Jünglingen des Heeres, denen der Bart noch nicht sproßte, dreihundert. Von edler Abkunft waren sie, und was ihnen an Jahren fehlte, ersetzten sie durch Mut. Diesen sagte er heimlich, daß er sie römischen Patriziern als Sklaven, aber nur zum Scheine, zu schenken gedächte, und gab ihnen den Auftrag, sobald sie in den Häusern der römischen Großen sich befinden würden, die größte Sanftmut und Bescheidenheit zu zeigen und alles bereitwillig zu vollführen, was ihre Herren ihnen auftragen würden. Darauf sollten sie an einem bestimmten Tage um die Mittagsstunde, während ihre zukünftigen Herren, wie gewöhnlich nach der Mahlzeit, des Schlafes genössen, nach der salarischen Pforte eilen, die achtlose Besatzung unerwartet überfallen und töten und sogleich das Thor öffnen. Nachdem Alarich so die Jünglinge mit seinem Anschlage bekannt gemacht hatte, ließ er durch Gesandte dem Senate mitteilen, daß er ihre Treue gegen ihren kaiserlichen Herrn bewundere und sie fortan nicht mehr beunruhigen wolle. Wegen ihrer Anhänglichkeit und ihres Mutes, den sie bewiesen hätten, sei er, um bei so edlen und wackeren Menschen ein Andenken zu hinterlassen, geneigt, einem jeden von ihnen einen Sklaven zum Geschenk zu machen.

Dies ließ er ihnen sagen, und kurze Zeit darauf sendete er ihnen die Jünglingsschar. Darauf hieß er die Barbaren sich marschfertig halten und den Befehl mit lautem Lärm ausführen, damit die Römer den Abmarsch sogleich gewahr würden.

Die Römer aber hatten die Worte Alarichs gern vernommen, sie empfingen die Geschenke, und weit entfernt, an eine Hinterlist der Barbaren zu glauben, gaben sie sich großer Fröhlichkeit hin. Auch benahmen die Jünglinge durch den eifrigen Gehorsam, den sie ihren Herren gegenüber zeigten, ihnen allen Verdacht. Von den Mauern konnte man überdies sehen, wie die einen aus dem gotischen Lager abzogen, die anderen sich rüsteten dasselbe zu thun. Als jedoch der mit den Jünglingen verabredete Tag herankam, stellte Alarich sein ganzes Heer zum Angriffe auf und hielt es bereit in der Nähe des salarischen Thores. Denn dort

*) Procop. de bello Vandalico I, 2. Über Prokop siehe Kap. 3.

hatte sich schon von Anfang an sein Heerlager befunden. Zur festgesetzten Stunde versammelten sich aber alle gotischen Jünglinge bei diesem Thore, überfielen plötzlich die Wachen, erschlugen sie, öffneten die Thorflügel und ließen, ohne daß man auf Widerstand gestoßen wäre, Alarich und sein Heer in die Stadt ein. Die Goten warfen Feuerbrände in die Häuser, welche dem Thore zunächst lagen. Unter diesen befand sich auch das Haus des Sallustius*), der vor alters die Geschichte Roms geschrieben hat . . .

Nachdem die ganze Stadt geplündert und viele Römer getötet worden waren, zog das gotische Heer weiter. Man erzählt aber, daß damals in Ravenna einer der Eunuchen, dem die Aufsicht über das Federvieh oblag, dem Kaiser Honorius gemeldet habe, Roma sei verloren. Da soll der Kaiser laut aufgeschrieen haben: ‚Aber sie hat ja eben noch aus meiner Hand Futter angenommen.‘ Denn er hatte eine Henne von außergewöhnlicher Größe, welche Roma hieß. Der Eunuch aber nahm den Irrtum des Honorius wahr und bemerkte ihm, die Stadt Rom sei von Alarich zerstört worden. Der Kaiser soll ihm darauf geantwortet haben: ‚Ich glaubte, o Freund, meine Henne Roma sei ums Leben gekommen.‘

Von solch' wahnwitziger Thorheit, erzählen sie, sei der Kaiser gewesen.“

12. Alarichs Tod.

Am 28. August 410 zog Alarich aus Rom fort und nahm den Weg nach Süden. Reich beladen mit Schätzen war sein Heer, aber Rom stand noch und glänzte in der Pracht seiner altberühmten Bauwerke. Der junge Balthe war auf dem Höhepunkte seiner Macht. Da entriß ihn inmitten seiner großartigen Laufbahn ein neidisches Geschick seinem Volke.

Über seinen Tod berichtet Jordanis**) folgendermaßen:

„Auf Alarichs Befehl drangen zwar die Goten in Rom ein, aber sie begnügten sich mit Plünderung und warfen nicht, wie sonst feindliche Völker pflegen, die Brandfackel in die Stadt. Auch duldeten sie nicht,

*) 85—35 v. Chr. Bekannt durch die noch erhaltenen Geschichtswerke über den Krieg gegen Jugurtha und die katilinarische Verschwörung.

**) Jordanis de Getarum sive Gothor. orig. et reb. gest. c. 30.

daß den Wohnungen der Heiligen Unbill widerfahre. Von hier aus zogen die Goten unter stäter Verwüstung durch Kampanien und Lukanien und besetzten das Land der Bruttier. Hier lagerten sie lange Zeit und berieten sich, ob sie nach Sizilien und von da nach Afrika übersetzen sollten ... Hierher kam also der Westgotenkönig Alarich mit den Reichtümern ganz Italiens, die er auf seinen Raubzügen erbeutet hatte. Er entschied sich, von da nach Sizilien und Afrika hinüberzugehen. Aber nichts vermag der Mensch ohne den Willen Gottes zu vollbringen. Das empörte Meer verschlang einige Schiffe der Flotte und brachte die übrigen in Verwirrung. Alarich wurde durch dieses Unglück in Schrecken gesetzt. Er erwog, was er thun sollte. Da überraschte ihn ein plötzlicher Tod, und er schied von hinnen.

Groß war der Schmerz, mit dem die Seinen ihn betrauerten. Den Busentusfluß, der vom Gebirge her bei der Stadt Consentia*) vorüber seine heilkräftigen Wellen dem Meere zuführt, leiteten sie aus seinem gewohnten Laufe. In der Mitte des Flußbettes gruben Gefangene das Grab, in dessen Schoße Alarich mit vielen Schätzen bestattet wurde. Dann führten sie den Fluß in sein altes Bett zurück, und damit niemand die Stätte verrate, töteten sie alle, die das Grab bereitet hatten."

13. Athaulf.

Der frühzeitige Tod Alarichs war ein schwerer Schlag für sein Volk. Erst vor kurzem war es aus Bruchteilen des gotischen Stammes zusammengewachsen. Mächtig hatte es der Balthe zusammengehalten, und der Erfolg hatte seinen Thaten nicht gefehlt. Jetzt schien es, als sollte von neuem die alte Zersplitterung aufleben. Da traten die Häupter der Westgoten zusammen und wählten den Bruder von Alarichs Gattin, Athaulf, zu ihrem Könige.

Jordanis **) erzählt:

„Nach dem Tode Alarichs übertrugen die Goten dem Athaulf die Herrschaft, dem Schwager des toten Fürsten. Vor allen zeichnete er sich aus durch das Ebenmaß der Glieder wie die Gaben des Geistes. Nicht groß von Gestalt war er, aber wohlgebildet und von gewinnender Schönheit des Antlitzes.

*) Cosenza in Kalabrien am Busento und Crati.

**) Kapitel 31.

Nachdem man ihn zum König erhoben hatte, zog er wieder gegen Rom. Wie ein verheerender Heuschreckenschwarm fielen die Goten über die Stadt und schleppten alles hinweg, was der erste Raubzug übrig gelassen hatte. Nicht nur die Habe der Unterthanen, auch das Eigentum des Staates plünderten sie, während Kaiser Honorius keinen Widerstand wagte. Damals geriet auch des Kaisers Stiefschwester Placidia*), eine Tochter des Kaisers Theodosius, in die Gefangenschaft."

Ein selbständiges germanisches Reich in Italien aufzurichten, ist Alarichs Absicht nicht gewesen. Er wollte Wohnsitze für sein Volk, nicht Zerstückung des römischen Staates; endlich wollte er für sich eine gesetzlich anerkannte Stellung an der Spitze des Heeres. Gegen solche Zugeständnisse war der Gote, wie seine Verhandlungen beweisen, gern bereit, in ein Verhältnis lockerer Abhängigkeit zum Kaiser zu treten. An der Hartnäckigkeit des Honorius ist Alarichs Plan gescheitert.

Zwei Jahre weilte Athaulf in Italien mit seinem Volke, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre. Dann zog er 412 nach Gallien, das damals von unaufhörlichen Aufständen durchtobt wurde. Das unglückliche Land war eine fast verlorene Provinz für das Reich. Vermochte er hier sich zum Herrn zu machen, so standen ihm nicht nur neue, reiche Wohnsitze in Aussicht, sondern es war auch zu erwarten, daß diesen Eroberungen die Anerkennung des Kaisers nicht fehlen würde.

So griff denn Athaulf in die Kämpfe in Gallien ein, und nicht ohne Glück. Bald gewann er im Süden des Landes eine gebietende Stellung. Aber alle Schritte, die er bei Honorius um Anerkennung seiner Herrschaft that, waren vergeblich. Doch blieb ihm noch ein letztes Mittel. In seinem Heere befand sich immer noch als eine Gefangene die Tochter des großen Theodosius, die hochbegabte Galla Placidia. Verband sich der Gotenkönig mit ihr, der Tochter und Schwester römischer Kaiser, so schien ihm diese Ehre diejenige legitime Stellung einzuräumen, die er vergeblich in Ravenna erbeten hatte.

So geschah es. Der Gote reichte der Römerin die Hand zum Bunde, hoffend, diese Ehe werde zugleich ein symbolisches Band bilden,

*) Hier irrt Jordanis. Von einer neuen Eroberung Roms ist sonst nichts bekannt. Placidia war bereits bei der ersten Einnahme in die Hände der Goten gefallen.

welches das jugendfrische Germanenvolk mit dem morschen römischen Staate verbinde.

Olympiodorus, wie Zosimus ein Vertreter der heidnischen Weltanschauung, schrieb eine Geschichte der Jahre 407—425, deren Zeitgenosse er war. Nur spärliche, aber wertvolle Fragmente sind von ihr erhalten. Er schildert uns jene Hochzeit, die zugleich die Feier eines Völkerbündnisses bedeutete, folgendermaßen*):

„Auf den Wunsch Athaulfs und mit Hilfe des Candidianus kam die Ehe mit Placidia zu stande. Für die Hochzeit wurde der Monat Januar bestimmt. In der Stadt Narbo**) sollte sie im Hause des angesehensten Mannes der Stadt, eines gewissen Ingenius, gefeiert werden. Placidia saß im Atrium des Hauses, das nach römischer Sitte geschmückt war, und war angethan mit dem Gewande und Schmuck einer Kaiserin. Neben ihr nahm Athaulf Platz. Er trug römische Kleidung und königliches Gewand.

Reiche hochzeitliche Gaben schenkte das Volk seinem Könige. Fünfzig schöne, in Seide gekleidete Knaben brachten ihm je zwei große Gefäße, von denen das eine voll Gold, das andere voll von wertvollen oder vielmehr unschätzbaren Kleinodien war, welche die Goten bei der Plünderung Roms erbeutet hatten, und Hochzeitslieder wurden gesungen, die Attalus, dann Rusticius und Phöbadius anstimmten.

Mit Lustbarkeiten schloß das Hochzeitsfest, welches die Barbaren und die Römer, die bei ihnen waren, mit großer Freude erfüllte.“

Über den Plan Athaulfs unterrichtet uns eine Rede, die ihm der christliche Schriftsteller Paulus Orosius in den Mund legt***), ein spanischer Presbyter, der in tendenziöser Weise zur Verherrlichung des Christentums einen Abriß der Weltgeschichte schrieb, welcher bis zum Jahre 410 reicht:

„Es ist mein heißester Wunsch gewesen, das römische Reich wie seinen Namen verschwinden zu machen und dafür ein großes Gotenreich zu gründen, so daß Gotia die Stelle von Romania eingenommen hätte und ich dasselbe meinem Reiche geworden wäre, was Cäsar Augustus einst dem römischen Reiche war. Aber reiche Erfahrung brachte mich zur

*) Olympiodorus. Corpus script. hist. Byzant. I, pag. 457. Bonn. 1829.

**) Narbonne.

***) Pauli Orosii historiar. adversum paganos libri VII rec. Carolus Zangemeister. Vindobonae. 1882. VII, 43.

Überzeugung, daß die Goten wegen ihrer zügellosen Wildheit nicht zum Gehorsam gegen die Gesetze gebracht werden könnten. Gesetze aber sind zur Aufrechterhaltung des Staates unbedingt nötig. Ohne sie geht der Staat zu Grunde. Da ich nun nicht der Gründer eines neuen Reiches sein konnte, so habe ich meinen größten Ruhm darin gesucht, Roms Macht wieder herzustellen und sie durch die kriegerische Kraft der Goten zu stärken. So kann ich doch hoffen, von der Nachwelt für den Wiederhersteller des römischen Reiches gehalten zu werden, das zu zerstören mir versagt war."

Aber der kühne Schritt Athaulfs steigerte nur die Spannung mit Honorius, anstatt sie zu verringern. Alle Hoffnung auf Frieden zwischen Römern und Goten schwand, so daß Athaulf 414 noch einmal den Versuch machte, Attalus zum Gegenkaiser zu erheben. Jedoch der Erfolg war ihm nicht günstig. Des Honorius Feldherr, der kriegerische, energische Konstantius, der mit der Hand der Kaisertochter Placidia in ehrgeizigem Streben den Platz neben dem Throne des unfähigen Kaisers zu erringen trachtete, bedrängte ihn. Da verließ Athaulf mit seinem Volke das ausgeraubte Gallien und zog über die Pyrenäen. Barcelona fiel in seine Hand. In dieser Stadt konnte er hoffen, einen festen Standpunkt zu haben, um den Kampf gegen die in der Halbinsel herrschenden Vandalen aufnehmen zu können. Doch mitten in seinen Entwürfen entriß ihn 415 den Seinen der Tod.

Über Athaulfs Ende berichtet Olympiodorus*):

„Placidia schenkte einem Knaben das Leben, dem man den Namen Theodosius gab. Noch mehr suchte seit jener Zeit Athaulf den Frieden mit Rom. Aber Konstantius und sein Anhang widerstrebten ihm, und so blieben alle Versuche, welche Athaulf und Placidia zur Wiederherstellung des Friedens machten, vergeblich.

Der Knabe aber starb zum großen Schmerze seiner Eltern. Sie ließen den Leichnam in einen silbernen Sarg legen und setzten diesen in einer Kirche unweit Barcelona bei.

Athaulf selbst wurde kurze Zeit darauf, während er im Marstall nach seiner Weise die Rosse beschaute, von einem Goten, seinem Diener, Dubius**) mit Namen, meuchlerisch getötet. Dubius hatte die Gelegen-

*) A. a. O. S. 458.

**) Jordanis Kap. 31 nennt ihn Evervulf. Vielleicht war Sarus sein früherer Herr.

heit wahrgenommen, Rache an dem gehaßten Herrscher zu nehmen. Denn sein früherer Herr, König eines Teiles der Goten, war von Athaulf erschlagen worden. Ihn, den Diener, hatte Athaulf zu sich genommen und seinem Hofe zugeteilt. Jetzt legte er nun, um seinen früheren Herrn zu rächen, Hand an den zweiten und tötete ihn.

Sterbend trug Athaulf seinem Bruder auf, er sollte Placidia dem Honorius zurückgeben und um jeden Preis ein Friedens- oder Freundschaftsbündnis mit dem römischen Volke zustande bringen. Aber sein Nachfolger, des Sarus*) Bruder, Sigerich, der mehr durch den Eifer seines Anhangs und durch Gewalt als nach Recht und Sitte auf den Schild gehoben worden war, riß die Kinder Athaulfs erster Ehe von dem Busen des Bischofs Sigesar, der sie zu schützen versuchte, und tötete sie. Die Königin Placidia zwang er, um Athaulfs Andenken zu beschimpfen, zugleich mit den übrigen Gefangenen vor seinem Rosse einherzugehen, und zwar auf der langen Strecke von Barcelona bis zum zwölften Meilenstein vor der Stadt.

Sieben Tage führte er die Herrschaft. Dann erschlugen ihn die Goten und riefen Walja zum König aus."

14. Walja und Theoderich.

415—451.

Unter den beiden nächsten Königen der Westgoten, Walja und Theoderich, wurde endlich erreicht, was Alarich und Athaulf vergeblich erstrebt hatten. Ein Bündnis zwischen Römern und Goten wurde geschlossen.

Wir entlehnen die Schilderungen Waljas und Theoderichs dem Berichte des Jordanis**):

„Walja war ein Mann von großer Entschlossenheit und Klugheit. Gegen diesen sandte Kaiser Honorius den Konstantius, einen Feldherrn von kriegerischer Tüchtigkeit und berühmt durch viele siegreiche Schlachten, mit einem Heere aus. Denn er war in Furcht, Walja möchte das seit langer Zeit mit Athaulf eingegangene Bündnis***) aufheben und nach

*) Sarus, Stilichos Gegner, war von Athaulf getötet worden.

**) Kap. 32—34.

***) Bei dem ersten Auftreten Athaulfs in Gallien scheint demnach der Gotenkönig eine Zeit lang mit Honorius im Bunde gewesen zu sein.

Besiegung seiner Nachbarn sich gegen das Reich wenden. Zugleich wünschte er aber auch seine Schwester Placidia von der Schande der Knechtschaft zu befreien. Dem Konstantius versprach er, er wolle ihm, wenn es ihm gelinge, durch Waffengewalt oder im Frieden oder in irgend welcher anderen Weise sie nach Rom zurückzuführen, Placidia zur Ehe geben.

So zog denn Konstantius mit einem großen Heere fast schon mit kaiserlichem Prunk nach Spanien. Walja aber, der König der Goten, stellte sich ihm in den Pässen der Pyrenäen mit einem nicht minder großen Heere entgegen. Hier traten sie durch Gesandte mit einander in Verhandlung und kamen zuletzt dahin überein, daß Walja die Schwester des Kaisers, Placidia, zurückgäbe und seine Hilfe, wenn es not thue, dem römischen Staate nicht versage.

Zu dieser Zeit hatte sich Konstantinus in Gallien die Herrschaft angemaßt und seinen Sohn Konstans aus dem Kloster genommen und auf den Kaiserthron erhoben. Aber nicht lange sollte er sich seiner unrechtmäßigen Macht freuen. Bald wurde er von den verbündeten Goten und Römern zu Arelate getötet, sein Sohn aber zu Vienna*). Nach diesen gingen Jovinus und Sebastianus, die, von derselben Verwegenheit angestachelt, der Herrschaft sich zu bemächtigen gedachten, zu Grunde . . . Walja sah die Vandalen in seinem Gebiete, auf dem Boden Spaniens. In kühner Verwegenheit hatten sie das Innere Galiciens, wohin sie Athaulf verjagt hatte, verlassen und verheerten auf ihren Raubzügen weit und breit alles Land. Ohne Verzug führte er gegen sie sein Heer... und so sehr wütete er gegen die Vandalen, daß er sie auch in Afrika verfolgt hätte**), wenn er nicht von demselben Unglück erreicht worden wäre, welches vordem Alarich traf, als er nach Afrika gehen wollte.

Mit Ruhm bedeckt, kehrte er nach unblutigem Siege aus Spanien nach Tolosa zurück und schied hier, nachdem er dem römischen Reiche die versprochenen Provinzen überlassen hatte, an einer Krankheit aus dem Leben***)... Ihm folgte Theoderich in der Herrschaft, ein Mann von großer Befähigung, reich begabt an Kräften des Geistes und des Körpers."

Schon 418 waren die Goten nach ihren Siegen über Alanen und Vandalen über die Pyrenäen nach Frankreich zurückgekehrt. Der Ver-

*) Arles und Vienne.

**) Die Vandalen zogen erst im J. 429 nach Afrika. Darin irrt also Jordanis.

***) Im J. 419.

trag, den Rom mit ihnen schloß, überließ ihnen die blühende Provinz Aquitania Secunda, das herrliche, mit allen Schätzen der Natur gesegnete Stromgebiet der Garonne. Die Stadt Toulouse, das Tolosa der Alten, gab diesem Gotenreiche den Namen des tolosanischen.

Die Goten nahmen das schöne Land in Besitz. Fest geregelt wurde das Verhältnis zu den unterworfenen Römern und römisch gewordenen Galliern. Auf jedes Gut wurde ein Gote einquartiert. Zwei Drittel des Ackers empfing er, während der Römer ein Drittel behielt. Aber der Unterthan wurde nicht geknechtet, sein Recht, sein Glaube, seine Sprache nicht angetastet.

Rechtlich galt wohl noch der Gote als Föderate wie in den Tagen des Theodosius. Aber die Zeiten ließen sich mit einander kaum vergleichen. Die Verhältnisse waren andere geworden. Damals stand Theodosius noch an der Spitze einer gebietenden Macht einem aus seinen Sitzen verdrängten, in einzelne Teile zersplitterten Volke gegenüber, das bewundernd zur Majestät des Kaisers aufschaute. Jetzt waren die Goten zu einem Volke vereint und hatten ein Königtum. Und nicht spurlos war das halbe Jahrhundert über die Goten dahingegangen, seitdem sie, mit Weib und Kind Hilfe suchend, die Donau überschritten. In den Jahren, da sie Griechenland, Italien, Gallien und Spanien durchwanderten und das ost- und weströmische Reich dem Untergange nahe brachten, hatte sich ihr Selbstgefühl mächtig gehoben und waren die Keime einer höheren Kultur unter ihnen gepflanzt worden. Jetzt war ihre Wanderung vollendet. Friedlich neben dem römischen Bürger lebend, wetteiferten sie bald an Bildung und Künsten mit ihren Unterthanen. Sie lernten den Ackerbau lieben, der an den heimischen Boden fesselt und vor Mangel sichert, sie beschäftigten sich mit den Gewerben und Künsten, die das Leben schmücken, und bildeten ein geordnetes Staatsleben aus, das vor roher Willkür schützte. Mochten auch Abstammung und Glaube den Herrn von dem Untergebenen trennen, mancher Römer konnte unter gotischem Szepter aufatmen nach den Kriegswirren und Drangsalen und den Quälereien eines schlechten Beamtenregiments, wie sie Gallien in den letzten Zeiten unaufhörlich hatte ertragen müssen.

Während aber in Südfrankreich der erste germanische Kulturstaat auf römischem Boden emporblühte, zeigte sich von Osten her eine furchtbare Gefahr, die alles, was von alter Kultur noch vorhanden war und von neuer sich damals entwickelte, gleichmäßig bedrohte. Attila hatte

nach der Ermordung seines Bruders Bleda die Hunnenstämme geeint und schickte sich zum Kampfe gegen Westrom an.

Das weströmische Reich war in trostlosem Zustande. 423 war Kaiser Honorius gestorben. Valentinian III. war ihm gefolgt, der Sohn der Placidia und des Konstantius, ein Kind von sechs Jahren. Aber dem schwachen Herrscher stand der kriegsgewaltige und kluge Aëtius zur Seite, ein zweiter Stilicho. In rastloser Thätigkeit hatte Aëtius Gallien wieder dem Kaiser gewonnen. Die Burgunder waren besiegt, der Westgotenkönig Theoderich, der die Schwäche des Reiches zur Ausdehnung seiner Macht zu benützen gedachte, zum Frieden gezwungen. Doch Britannien, Spanien, Afrika blieben für immer verloren.

So lagen die Dinge im römischen Reiche, als die düstere, Furcht erregende Gestalt des Attila sich erhob, um Römer und Goten mit Verderben zu bedrohen.

Vor nahezu achtzig Jahren waren die Westgoten vor den Hunnen gewichen. Jetzt sollten sie, ehe sie auf zwei und ein halbes Jahrhundert zur Ruhe kamen, sich noch einmal mit dem furchtbaren Feinde messen.

15. Attila und die Schlacht auf dem katalaunischen Gefilde.

451 n. Chr.

Über Attila und seinen Hof haben wir einen überaus anschaulichen Bericht von der Hand des byzantinischen Schriftstellers Priscus. Priscus aus Panion in Thrakien wird als Rhetor und Sophist bezeichnet und lehrte wohl die Redekunst in Byzanz. Im Jahre 448 wurde er mit Maximinus und Vigila von dem Kaiser Ostroms Theodosius II., dem Sohne des Arkadius, zu Attila als Gesandter geschickt, um wegen der Vollziehung eines Friedens zu unterhandeln, der dem von den Hunnen überwundenen unkriegerischen Fürsten demütigende Bedingungen auferlegte. So hatte der Geschichtschreiber Gelegenheit, einen Teil der Gegenstände, welche er in seinem Werke zu schildern unternahm, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er schrieb die Geschichte des byzantinischen Reiches vermutlich für die Jahre 433—474 und zeichnet sich durch einfache Darstellung wie durch Zuverlässigkeit seiner Angaben vor allen Geschichtschreibern seiner Zeit rühmlich aus. Leider sind uns nur wenige dürftige Überreste seines Werkes erhalten.

Über seine Gesandtschaft an Attilas Hof erzählt uns Priscus Folgendes*):

„An der Donau nahmen uns barbarische Fährleute in Boote auf, die nur aus einem einzigen gehöhlten Baumstamme bestanden, und setzten uns über den Strom. Diese Fahrzeuge waren übrigens nicht zu unserer Überfahrt vorbereitet, sondern um eine große Menge von Barbaren über den Strom zu setzen, die uns auf dem Wege begegneten. Attila hatte, wie man uns sagte, vor, eine Jagd auf römischem Gebiete zu veranstalten. In Wahrheit aber rüstete er zum Kriege gegen Rom unter dem Vorwande, daß die Überläufer ihm nicht ausgeliefert würden.

Nachdem wir die Donau überschritten und einen Weg von ungefähr 70 Stadien**) in Begleitung von einer Anzahl Barbaren zurückgelegt hatten, erhielten wir den Befehl, auf einem Felde Halt zu machen, bis Edekon***) den Attila von unserer Ankunft benachrichtigt hätte. Die Barbaren, die uns geleiteten, blieben unterdessen bei uns. Wir speisten gerade des Abends, als wir plötzlich den Hufschlag herannahender Pferde hörten. Zwei Hunnen erschienen mit dem Befehle, wir sollten zu Attila kommen. Da wir sie baten, an unserem Essen teilzunehmen, so stiegen sie ab und speisten mit uns. Tags darauf ritten sie uns voran, um den Weg zu zeigen. An diesem Tage erreichten wir ungefähr um die neunte Stunde†) das Zeltlager Attilas. Wir wollten auf einem Hügel unsere Zelte aufschlagen, aber die Barbaren hinderten uns daran, weil Attilas Zelt in der Ebene sich befände. Wir wählten daher nach ihrem Rate einen anderen Ort zur Lagerstätte. Hierher kamen nach kurzer Zeit Edekon, Orestes, Skotta und andere vornehme Skythen††) und fragten, in welcher Absicht wir diese Gesandtschaft unternommen hätten. Da wir uns über diese thörichte Frage wunderten und von dem

*) Excerpta e Prisci historia. Im Corpus script. hist. Byzant. I. Bonn. 1829.

**) Das Stadium beträgt den achten Teil einer römischen und den vierzigsten Teil einer deutschen Meile.

***) Edekon war als Gesandter zum Kaiser gekommen und hatte ein Schreiben Attilas überbracht, worin die Auslieferung sämtlicher Überläufer und das Verbot jeglicher römischen Ansiedelung in dem von ihm eingenommenen Landstriche südlich der Donau begehrt wurde. An die zurückkehrende hunnische Gesandtschaft hatten sich die Boten des Kaisers angeschlossen.

†) D. i. um 3 Uhr nachmittags.

††) So werden die Hunnen von Priscus genannt.

einen zum anderen sahen, fuhren sie trotzdem weiter fort, in uns zu dringen. Wir gaben endlich zur Antwort, daß wir vom Kaiser den Befehl erhalten hätten, unsere Aufträge allein Attila und keinem anderen zu überbringen. Da geriet Skotta in Zorn: es sei ihm anbefohlen worden, jene Aufträge entgegenzunehmen, aus freien Stücken sei er nicht gekommen."

Die Gesandten blieben jedoch standhaft, obwohl sie bald merkten, daß Attila über ihre Aufträge bereits unterrichtet sei, und seine Minister erklärten, wenn man über nichts anderes zu verhandeln habe, so möchten sie nur gehen. Nach langem Schwanken entschlossen die Gesandten sich zur Abreise. Da erreichte es noch im letzten Augenblicke der Erzähler durch Bestechung Skottas, daß die Gesandtschaft eine Audienz beim Herrscher der Hunnen erhielt. Lassen wir Priscus selbst berichten:

„Wir begaben uns also zum Zelte Attilas, welches von einer Menge Hunnen, die im Kreise herumstanden, bewacht wurde. Eingelassen, erblickten wir Attila, welcher auf einem hölzernen Sessel saß. Wir standen ein wenig entfernt von seinem Sitze. Maximinus schritt daher vor und begrüßte den Barbarenfürsten. Er übergab ihm den Brief des Kaisers und sagte, der Kaiser wünsche, daß es ihm und den Seinen wohl ergehen möge. Darauf gab der Barbar zur Antwort: ‚Mag es den Römern so ergehen, wie sie wünschen, daß es mir gehe.' Sogleich wandte er sich an Vigila, nannte ihn ein schamloses Tier und fragte ihn, warum er überhaupt zu ihm gekommen sei, da er wohl wisse, was er selbst und Anatolius über den Frieden dächten*). Denn nicht eher dürften Gesandte zu ihm kommen, als bis alle Überläufer**), welche bei den Römern sich aufhielten, ausgeliefert seien. Vigila erwiderte, es gebe bei den Römern keine Überläufer hunnischer Abkunft mehr; alle seien zurückgegeben worden. Hierdurch noch mehr erzürnt, überhäufte Attila ihn

---

*) Durch Anatolius war nach der Niederlage der Oströmer auf der Halbinsel Gallipoli im J. 447 der Frieden abgeschlossen worden.

**) Bei den Römern befanden sich zahlreiche hunnische Flüchtlinge, deren Auslieferung Attila verlangt hatte. Nur 17 Überläufer brachte die Gesandtschaft zurück.

mit Schmähungen und Schimpfreden*). Mit erhobener Stimme setzte er hinzu, er würde, wenn er sich nicht scheute, durch Bestrafung jener unverschämten Rede und solcher Verwegenheit das Völkerrecht zu verletzen, ihn ans Kreuz schlagen und seinen Leichnam den Geiern zum Fraße überlassen. Es gebe in der That bei den Römern noch eine Menge hunnischer Überläufer. Ihre Namen, welche auf ein Blatt geschrieben waren, befahl er den Schreibern vorzulesen. Hierauf hieß er den Vigila zugleich mit Esla ohne Verzug abreisen, um von den Römern zu fordern, daß sie alle Hunnen auslieferten, die zu ihnen seit der Zeit übergetreten wären, wo Carpilio, der Sohn des Aëtius, des Feldherrn Westroms, bei ihm vergeiselt gelebt habe. Er habe keine Lust, mit seinen flüchtigen Sklaven zu kämpfen, obwohl jene den Römern, die ihnen die Bewachung ihres Gebietes anvertraut hätten, nicht einmal viel nützen würden. Denn welche Stadt, welche Festung seien jene imstande zu verteidigen, wenn er willens sei, sie zu vernichten und vom Erdboden verschwinden zu lassen?

Nachdem die Gesandten dargelegt hatten, was man bei ihnen über die Überläufer beschlossen habe, befahl Attila, daß sie möglichst schnell zum Kaiser zurückkehrten**) und die Antwort holten, ob man die Überläufer ausliefern oder den Krieg annehmen wolle.

Kurz vorher hatte der Hunnenfürst dem Maximin zu warten befohlen, damit er auf den Brief des Kaisers die Antwort erteile. Dann forderte er die Geschenke. Wir lieferten ihm dieselben aus und zogen uns dann in unser Zelt zurück, um uns über die besprochenen Punkte zu unterreden . . .

Wenige Tage später reisten wir mit Attila in die nördlicher gelegenen Gegenden. Wir waren mit unserer hunnischen Begleitung noch nicht weit vorwärts gekommen, als wir auf Geheiß des Führers nach einer anderen Richtung abbogen. Unterdessen blieb Attila an einem Orte zurück, um hier mit einem Mädchen, namens Eskam, sich zu vermählen, obgleich er schon viele andere Frauen zur Ehe hatte, wie dies der Hunnen Brauch ist. Von da legten wir einen leichten und bequemen Weg durch

*) Als Edekon in Konstantinopel war, hatte ihm Chrysaphius, Theodosius' allmächtiger Günstling, für die Tötung Attilas eine reiche Belohnung verheißen. Vigila wußte unter den Gesandten ganz allein um den Mordplan, den Edekon bei seiner Rückkehr seinem Herrn hinterbracht hatte. Daher Attilas Zorn.

**) Dieser Befehl bezog sich allein auf Vigila. Esla war als hunnischer Gesandter ihm beigegeben.

die Ebene zurück und stießen auf viele schiffbare Ströme. Nach der Donau sind die größten der Drekon, Tigas und Tiphesas*). Diese alle überschritten wir in gehöhlten Baumstämmen, wie sie die Anwohner des Flusses gebrauchen. Über die anderen fuhren wir in Flößen, wie sie die Barbaren in wasser- und sumpfreichen Gegenden auf Wagen mit sich zu führen pflegen. Aus den umliegenden Dörfern wurde uns Lebensunterhalt herbeigebracht, aber anstatt des Kornes Hirse und statt des Weines Met. So nämlich nennen die Bewohner jenes Landes ihr Getränk. Auch die Barbaren, welche uns geleiteten, führten Hirse mit sich und ein aus Gerste bereitetes Getränk, das sie Kamus nannten.

Nachdem wir einen langen Weg zurückgelegt hatten, schlugen wir bei Sonnenuntergang unser Zelt in der Nähe eines Sumpfes auf, zu welchem die Bewohner der benachbarten Dörfer, weil sein Wasser trinkbar war, kamen, um Wasser zu holen. Plötzlich erhob sich ein heftiges Gewitter mit Donner und Blitz und strömendem Regen.

Der gewaltige Sturm zerriß unser Zelt und warf all unser Gerät in den nahen Sumpf. Das furchtbare Gewitter und der Verlust unseres Gepäcks setzte uns so in Schrecken, daß wir jene Stelle verließen und, in der Dunkelheit und im Regen von einander getrennt, umherirrten. Endlich erreichten wir auf verschiedenen Wegen die Hütten eines Dorfes und riefen hier durch lautes Geschrei die Bewohner zu unserer Hilfe herbei. Auf diesen Lärm hin zündeten die Hunnen Rohre an, wie man sie bei ihnen zum Feueranmachen gebraucht, und fragten uns, warum wir das Geschrei erhoben hätten. Die Barbaren, die uns geleiteten, antworteten ihnen, daß wir durch das Unwetter in Schrecken geraten seien. Darauf luden uns die Bewohner des Dorfes freundlich zu sich ein, bewirteten uns gastfreundlich und zündeten Feuer aus trockenem Rohre an, uns zu erwärmen. Die Herrin des Dorfes war eine der Witwen König Bledas. Reichlich versorgte sie uns mit Lebensmitteln . . . und gab uns Unterkunft für die Nacht. Sobald aber der Tag anbrach, gingen wir daran, was von Gepäck uns verloren gegangen war, zu suchen. Wir fanden unsere Habe teils an der Stelle, wo wir des Abends Halt gemacht hatten, teils am Ufer des Sumpfes, teils in diesem selbst. Beim Trocknen verbrachten wir noch einen ganzen Tag in jenem Dorfe. Das Unwetter hatte jedoch nachgelassen, und hell erglänzte die Sonne.

*) Jordanis nennt sie Dricca, Tisia und Tibisia. Der Drekon ist vermutlich die Temes, die beiden anderen wahrscheinlich Nebenflüsse der Theiß.

Wir trugen alsdann Sorge für unsere Pferde und das Zugvieh und begaben uns hierauf zur Königin, um sie zu begrüßen. Zum Danke für die Aufnahme beschenkten wir sie mit drei silbernen Schalen, mit rotgefärbten Fellen, indischem Pfeffer, Datteln und anderen Näschereien dies alles sind Dinge, welche von den Hunnen hoch geschätzt werden, da sie aus der Fremde kommen. Kurze Zeit darauf schieden wir von jenen Hunnen, nachdem wir ihnen noch für ihre Gastfreundschaft gedankt hatten.

Nachdem wir einen Weg von sieben Tagemärschen zurückgelegt hatten, hießen unsere Führer uns in einem Dorfe Halt machen, weil wir erst nach Attila, der erwartet wurde, in der Hauptstadt eintreffen sollten. Sobald er vorübergezogen war, folgten wir ihm mit der großen Menge seiner Begleitung und gelangten nach Überschreitung mehrerer Flüsse endlich zu einem großen Dorfe. Hier lag der Palast Attilas, der herrlicher als alle übrigen sein sollte. Er war aus Holzstämmen und schön geglätteten Brettern gebaut und umgeben von einer hölzernen Verpallisadierung, die nicht sowohl dem Schutze als der Zierde diente. Zunächst dem Königspalaste stand das Haus des Onegesius, das ebenfalls eine hölzerne Umfassung hatte, nicht aber, wie Attilas Palast, von Türmen überragt wurde. In geringer Entfernung von diesem Hause stand ein Bad, welches Onegesius, der nach Attila bei den Hunnen im höchsten Ansehen stand, aus Steinen hatte erbauen lassen. Die Steine aber waren aus Päonien*) herbeigeführt worden, da man in jenem Teile des Landes weder Steine noch Bäume findet und alles Baumaterial aus der Ferne herbeiholen muß. Der Erbauer des Bades, ein Kriegsgefangener aus Sirmium, hatte sich der Hoffnung hingegeben, durch das Werk seiner Kunst die Freiheit wiederzugewinnen. Aber für immer sollte er verknechtet bei den Hunnen bleiben. Denn Onegesius machte ihn zum Bademeister, und so mußte er diesem und den Seinigen beim Bade zu Diensten sein.

Als Attila in seine hölzerne Hauptstadt einzog, kamen ihm Mädchen, in Reihen einherschreitend, entgegen. Jede Reihe zählte sieben oder auch mehr Mädchen. Über sie hielten immer zwei Frauen, die zur linken und rechten einhergingen, dünne, weiße Leinentücher ausgespannt. Viele solche Reihen von Mädchen zogen, hunnische Lieder singend, dem Herrscher entgegen.

---

*) So hieß die nordwestliche Landschaft Makedoniens.

Schon war man nahe an das Haus des Onegesius gekommen, bei welchem vorüber der Weg zur Königsburg führte, als des Onegesius Weib, begleitet von einer Menge Dienerinnen, welche Zukost und Wein trugen, dem Könige entgegen trat. Es gilt aber bei den Hunnen das Anbieten von Speise und Trank für eine große Ehre. Das Weib begrüßte den Attila und bat ihn, von den Speisen zu genießen, welche sie, um ihre Ergebenheit zu beweisen, herbeigebracht hatte. Um der Gemahlin seines Günstlings eine Ehre zu erweisen, aß der Herrscher von der gastlichen Gabe. Doch blieb er dabei auf seinem Rosse sitzen und ließ sich von seinen Dienern die Speisen auf einem silbernen Tisch darreichen. Nachdem er noch den Becher, der ihm angeboten wurde, an die Lippen gesetzt hatte, setzte er seinen Weg nach der Königsburg fort. Es war jene ansehnlicher als alle übrigen Gebäude und lag auf einer Anhöhe. Wir aber blieben im Hause des Onegesius zurück . . .

Tags darauf begab ich mich in den inneren Ring von Attilas Palast, um der Gemahlin des Königs, welche Kerka hieß, Geschenke zu überbringen. Von dieser hat er drei Söhne, von denen der älteste damals schon die Herrschaft über die Akatziren und die übrigen Völker führte, welche im Hunnenlande nach dem Pontus hin wohnen. Innerhalb jenes Ringes standen viele Gebäude, die aus geschnitzten und geschmackvoll zusammengefügten Brettern erbaut waren. Die Pfeiler, welche das Dach trugen, waren kunstvoll geglättet und rechtwinkelig zubehauen. Zwischen den Pfeilern befanden sich rundbogenförmige Verzierungen aus Holz. Jene Bogen nahmen ihren Anfang am Boden und hatten eine dem ganzen Bau entsprechende Höhe.

Hier wohnte Attilas Gemahlin. Ich erlangte von den Barbaren, die am Eingange die Wache hatten, den Zutritt und traf sie an. Sie lag auf einem weichen Lager. Der ganze Fußboden war überdies mit einem Wollenteppich belegt, auf welchem wir stehen blieben. Eine Menge von Dienern umstand die Königin im Kreise. Ihr gegenüber saßen Mägde am Boden, beschäftigt mit bunten Stickereien, wie sie an den Gewändern der Barbaren als Schmuck befestigt werden. Ich begrüßte Kerka und überreichte ihr die Geschenke. Hierauf verließ ich das Gemach, um zu warten, bis Onegesius aus dem Königspalaste, in welchen er sich schon begeben hatte, zurückkäme. Auf und ab gehend, näherte ich mich dem Palaste, in welchem Attila weilte. Hier stand ich inmitten einer großen Volksmenge. Keiner aber wehrte mir den Zutritt, da ich Attilas Trabanten und Gefolge bekannt war. Plötzlich sah ich, wie eine Menge

Menschen zu dem Thore, aus welchem Attila heraustreten mußte, mit lautem Lärme liefen. Attila verließ seinen Palast mit ernstem Antlitz, während aller Augen sich auf ihn richteten. In Begleitung des Onegesius blieb er vor seinem Hause stehen. Hierher eilten viele Leute, welche Rechtsstreitigkeiten hatten, um sein Urteil zu vernehmen. Dann begab er sich in den Palast zurück und befahl die Gesandten der barbarischen Völker, die zu ihm gekommen waren, zur Audienz."

An demselben Tage erhielten die Gesandten eine Einladung zum Gastmahle Attilas, und zwar auf die neunte Stunde*). Wie es dabei herging, mögen uns die Worte des Priscus sagen.

„Zur festgesetzten Stunde kamen wir in den Palast, mit uns zugleich die Gesandten des weströmischen Reiches. Als wir auf der Schwelle des Speisesaales standen und Attila erblickten, brachten uns die Mundschenken nach dem Brauche des Landes Becher entgegen, damit wir, ehe wir uns noch niederließen, auf das Wohl des Wirtes tränken. Wir setzten die Lippen an den Becher und nahmen dann auf den Sesseln Platz, auf denen wir sitzend**) essen sollten. Alle Sitze waren an den Wänden des Zimmers, und zwar an den beiden Langseiten verteilt. An der einen Schmalseite saß Attila auf einem Ruhebett, ihm gegenüber stand noch ein anderes, das ebenfalls allein für ihn bestimmt war. Zu beiden Sitzen führten wenige Stufen aufwärts, und beide waren mit weißen Linnentüchern und buntfarbigen Teppichen geschmückt und glichen so den Ruhestätten, wie Römer und Griechen sie bei Hochzeiten zu rüsten pflegen. Gäste höheren Ranges hatten ihren Platz zur Rechten Attilas, die anderen den für geringer gehaltenen Platz zur Linken. Unter den letzteren saßen wir und ein bei den Hunnen hoch angesehener Mann, namens Berich. Aber Berich hatte den höheren Platz. Onegesius saß auf einem Sessel zur Rechten des königlichen Thrones. Ihm gegenüber saßen zwei von Attilas Söhnen. Der älteste Sohn hatte ein ähnliches Lager wie sein Vater, aber nicht in dessen Nähe, sondern viel

*) Um drei Uhr nachmittags.

**) Die Römer pflegten damals beim Essen zu liegen.

weiter unten an der Tafel und schlug aus Scheu vor dem anwesenden Vater immer die Augen zu Boden.

Sobald alle der Reihe nach Platz genommen hatten, trat der Mundschenk Attilas hervor und überreichte seinem Herrn einen Becher Wein. Attila ergriff ihn und begrüßte damit den ihm im Range am nächsten Stehenden. Dieser, geehrt durch die Begrüßung, erhob sich und durfte sich nicht eher niedersetzen, als bis der König vom Weine genippt oder auch den Becher ausgetrunken und ihn dem Mundschenken zurückgegeben hatte. Nachdem Attila wieder Platz genommen hatte, erwiderten die Teilnehmer des Gastmahles seinen Gruß, indem sie den Becher erhoben, sich gegen ihn verneigten und dann tranken. Es hatte aber ein jeder seinen Mundschenken für sich, der, wenn Attilas Mundschenk sich entfernte, hereinkommen mußte, sobald an ihn die Reihe kam. Nachdem der zweite und die übrigen Gäste in gleicher Weise geehrt worden waren, begrüßte Attila auch uns ebenso nach der Ordnung, in der unsere Sessel standen. Als aber jedem die Ehre der Begrüßung zu teil geworden war, traten die Mundschenken ab.

Neben dem Tische Attilas waren noch einige Tische aufgestellt, an denen drei, vier oder noch mehr Gäste Platz finden konnten. Diese waren imstande, von jedem Gange, was ihnen beliebte, zu nehmen, ohne daß sie ihren Sitz zu verlassen brauchten.

Darauf trat zuerst ein Diener Attilas vor, der eine Schüssel mit Fleisch trug. Nach ihm kamen solche, welche Brot brachten und Zukost hinzusetzten. Für uns und die übrigen Barbaren war ein prächtiges Mahl bereitet und wurden die Speisen in silbernen Schüsseln aufgetragen. Attila dagegen speiste von hölzernen Tellern und aß nur Fleisch. Ebenso mäßig zeigte er sich in allen übrigen Dingen. Die Gäste wurden mit silbernen und goldenen Bechern bedient, während Attilas Becher von Holz war. Einfach war auch seine Kleidung, ohne allen Schmuck als den der Sauberkeit. Weder sein Schwert, noch die Bänder seiner barbarischen Schuhe, noch die Zügel seines Rosses waren wie bei den übrigen Hunnen mit Gold, Edelsteinen oder anderem Zierat geschmückt.

Sobald der erste Gang vorüber war, erhoben wir uns, und nicht eher durften wir uns wieder setzen, als bis jeder in der früheren Ordnung eine volle Schale Wein auf Attilas Wohl geleert hatte. Erst nachdem wir ihm also Ehre erwiesen, nahmen wir wieder Platz. Dann kamen neue Schüsseln auf den Tisch, welche andere Speisen enthielten. Sobald wir hiervon genug gegessen hatten, erhoben wir uns wiederum, um

erst dann wieder Platz zu nehmen, als wir einen Becher in der herkömmlichen Weise getrunken hatten.

Unterdessen brach der Abend an und wurden Fackeln angezündet. Jetzt traten zwei Hunnen vor Attila auf und trugen Gesänge vor, in denen sie die Siege des Herrschers und seine kriegerischen Tugenden besangen. Auf die Sänger richteten die Genossen des Mahles ihre Blicke. Die einen ergötzten sich am Wohlklang der Verse, über die anderen kam die Erinnerung an alte Kriege, ja mancher, dessen Körper durch das Alter kraftlos geworden und dessen Thatenlust zur Ruhe gezwungen war, brach in Thränen aus. Nach dem Gesange erregte ein Hunne, der unsinnig war, dadurch, daß er allerhand thörichte und unvernünftige Possen trieb und Späße zum Besten gab, aller Lachen. Zuletzt trat Zerkon, ein Maure, herein, der, Form, Haltung und Aussprache bunt durcheinander mengend, bald den Römer, Hunnen und Goten nachäffte und dadurch alle zu lautem Gelächter erheiterte. Attila blieb allein unbeweglich. Kein Zug seines Gesichtes zeigte eine Veränderung. Nur hie und da gab er durch eine Bewegung oder ein Wort seine gute Laune zu erkennen. Doch als der jüngste seiner Söhne, Ernak mit Namen, in den Saal trat und zu ihm kam, streichelte er ihm die Wange und betrachtete ihn liebevoll und leuchtenden Auges.

Als ich nun meine Verwunderung aussprach, daß Attila so wenig sich um seine anderen Söhne kümmere und nur gegen diesen sich freundlich zeige, vertraute mir einer der Barbaren, der neben mir saß und Latein verstand, unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, daß Wahrsager dem Attila geweissagt hätten, sein ganzes Geschlecht mit Ausnahme dieses Knaben werde untergehen: Ernak allein werde es fortsetzen.

Auf diese Weise dauerte das Gelage noch bis tief in die Nacht fort. Wir meinten aber dem Trinken uns nicht länger hingeben zu dürfen und entfernten uns.“

Nahezu achtzig Jahre waren verflossen, seitdem die Hunnen in dem Lande nördlich der Donau sich niedergelassen hatten. Jetzt war das Volk durch Unterwerfung germanischer und slavischer Stämme mächtig erstarkt und geleitet von dem einzigen Willen eines gewaltigen Herrschers. Noch einmal mußte eine zerstörende Völkerflut sich über die Grenzen des römischen Reiches ergießen. Die Ursache jener Bewegung sucht die naive Geschichtschreibung eines Jordanis in dem Thun und Handeln einzelner Persönlichkeiten. Der Vandalenkönig Genserich hat sich an der Gemahlin

seines Sohnes Hunnerich, der Tochter des Westgotenkönigs Theoderich, vergriffen. Auf den Verdacht hin, daß sie ihm nach dem Leben gestellt habe, sandte er die Unglückliche verstümmelt dem Vater zurück. Theoderich rüstet sich, um die Schmach zu rächen, im Bunde mit Römern und Sueben einen Einfall in das Vandalenreich in Afrika zu unternehmen. Da ergreift den Genserich Furcht. Durch reiche Geschenke bewegt er den kriegslustigen Hunnenfürsten zum Angriff auf Rom und die Westgoten.

In Wahrheit liegt die Sache anders. Das bisher von den Hunnen oft heimgesuchte oströmische Reich war unter dem thatkräftigen Kaiser Marcian, des Theodosius Nachfolger, erstarkt und wehrte sich erfolgreich. Westrom dagegen war zerfallen, der Hader zwischen Römern und Goten bot eine Handhabe, beide zu vernichten, und die noch unverwüsteten Provinzen Westeuropas zogen das kriegerische mongolische Volk mächtig an.

Wir lassen den Bericht des Jordanis*) folgen:

„Attila war der Sohn Mundzuks. Die Brüder seines Vaters, Oktar und Roas**), beherrschten vor ihm das Reich der Hunnen, wenn auch nicht mit solcher Macht, wie er. Als sie starben, übernahm Attila zugleich mit seinem Bruder Bleda die Regierung. Um aber dem großen Kriege, zu dem er sich rüstete, gewachsen zu sein, suchte er durch schändlichen Mord alle Gewalt in seiner Hand zu vereinigen. So tötete er die Seinigen, auf das Verderben aller sinnend. Allein er entging der gerechten Strafe nicht, und nachdem er durch eine schnöde That emporgekommen war, endete in kläglicher Weise seine grausame Herrschaft. Er räumte seinen Bruder Bleda, der einen großen Teil der Hunnen beherrscht hatte, hinterlistig aus dem Wege und einte das ganze Volk unter seinem Szepter; er sammelte die gewaltige Zahl aller der Stämme, die ihm unterthan waren, und gedachte die ersten Völker der Welt, Römer und Westgoten, zu unterjochen. 500,000 Streiter soll sein Heer gezählt haben. Ein Mann war er, geboren zur Vernichtung aller Völker auf Erden, eine Geißel für alle Länder. Alles erfüllte er auf unerklärliche Weise durch den Schrecken seines Namens mit bangem Grauen. Stolz war sein Gang, hin und her ging sein durchdringendes Auge, schon die Bewegungen seines Körpers verkündeten den geborenen Herrscher. Ein Freund des Krieges, liebte er nicht den Kampf selbst, sondern begnügte sich, im Rate der Erste zu sein; er

*) Jordanis de Get. sive Gothorum orig. et. reb. gest. c. 35—41.

**) Auch Rua oder Rugila genannt.

war mild gegen den Bittenden und freundlich gegen den Unterworfenen. Von Körpergestalt klein, von breiter Brust, dickem Kopf, kleinen Augen, spärlichem Bartwuchs, von grauem Haar, aufgestülpter Nase und dunkler Hautfarbe, trug er alle Kennzeichen seiner hunnischen Abkunft an sich.

Schon von Natur hatte er großes Vertrauen auf sich. Erhöht wurde seine Zuversicht noch durch die Auffindung des Schwertes des Mars, welches bei den Königen der Skythen immer für heilig galt. Wie es entdeckt wurde, erzählt Priscus. Als einst ein Hirt eine Kuh seiner Herde hinkend sah und die Ursache der Verwundung nicht finden konnte, verfolgte er bekümmert die Blutspuren. Endlich traf er auf ein Schwert, in welches die Kuh beim Abweiden der Kräuter unvorsichtig getreten war. Der Hirt grub es aus und brachte es Attila. Erfreut über jenen glücklichen Fund, glaubte der König voll hohen Sinnes, wie er war, daß er berufen sei, der ganzen Welt Herr zu werden und daß ihm mit dem Schwerte des Kriegsgottes die Gewalt über alle Feinde gegeben sei.

Da Genserich, der Vandalen König, sah, daß Attilas Sinn auf die Eroberung des Erdkreises gerichtet sei, trieb er ihn durch Übersendung vieler Geschenke zum Krieg gegen die Westgoten; denn er fürchtete, daß Theoderich, der König der Westgoten, Rache nehmen werde für den seiner Tochter zugefügten Frevel. Diese war mit Hunnerich, Genserichs Sohn, vermählt und lebte anfänglich mit ihm in glücklicher Ehe. Später aber erfaßte Genserich Groll gegen sie und ihre Kinder, und nur auf den Verdacht hin, daß sie versucht habe, ihn zu vergiften, sandte er sie, an Nase und Ohren verstümmelt, ihrem Vater nach Gallien zurück, damit die Unglückliche immer ein Bild des Jammers gewähre und die Grausamkeit, welche auch die anderen Völker schrecken sollte, um so wirksamer den Vater treffe.

Attila, der schon längst auf Krieg sann, ließ sich von Genserich bestechen und schickte Gesandte nach Italien zu Kaiser Valentinian*), um Zwietracht zwischen Römern und Goten zu säen. Denn er hoffte die Völker, welche er im Kampfe nicht zu überwinden vermochte, durch Haß unter einander zu verfeinden. Darum schrieb er, er sei ferne davon, das Band der Freundschaft, welches ihn an das Reich knüpfe, zu verletzen, — nur gegen Theoderich, den König der Westgoten, ziehe er ins Feld. Da er aber wünschte, daß sein Brief eine freundliche Aufnahme fände, hatte er

*) Sohn der Placidia und des Konstantius. Regierte nach dem Tode des Honorius und der Herrschaft des Usurpators Johannes 425—455, anfänglich unter der Vormundschaft seiner Mutter.

seiner Erklärung die üblichen Schmeicheleien beigefügt, damit sein heuchlerisches Vorgeben um so eher Glauben finde. In gleicher Weise sandte er ein Schreiben an Theoderich, den König der Westgoten, und forderte ihn auf, daß er von dem Bündnis mit den Römern abfalle: er möge sich der Kämpfe erinnern, in denen jene noch kurz vorher mit Erbitterung gegen ihn gestritten hatten*). So gedachte der arglistige Mann durch Trug zu siegen, noch ehe er zu den Waffen griff.

Hierauf schickte Kaiser Valentinian zu den Westgoten und deren König Theoderich Gesandte mit folgendem Auftrag: ‚Eurer Klugheit kommt es zu, ihr tapfersten Männer unter allen Völkern, euch gegen den Zwingherrn des Erdkreises zu erheben. Ein Joch wünscht er aufzulegen dem Nacken der Welt. Nicht bedarf er zum Streite einer gerechten Veranlassung, sondern, was auch seine Gewalt vermag, das hält er für gerecht. Sein Ehrgeiz geht so weit, als sein starker Arm reicht, und sein Stolz findet nur Befriedigung in schrankenloser Herrschaft. Recht und Sitte tritt er mit Füßen und macht sich so zum Feinde jeder Ordnung der Welt. Verdient nicht den Haß aller, wer sich als Feind aller zeigt? Erinnert euch dessen, was der Vergessenheit nicht anheimfallen kann, daß die Welt von den Hunnen nicht auf dem Schlachtfeld, wo das Glück der Waffen entscheidet, besiegt, sondern was schwerer drückt, durch Hinterlist überwunden ist. Schweigen wir von uns, könnt ihr aber diesen Übermut ertragen? Mächtig seid ihr in den Waffen, wohlan, gedenkt der eigenen Leiden und reicht zu gemeinschaftlicher Abwehr uns die Hand! Rettet den Staat, von dem ihr eine Provinz besitzt. Wollt ihr aber wissen, wie notwendig es für uns ist, einen Bund mit euch aufzurichten und aufrecht zu erhalten, so gedenkt nur an die drohenden Anschläge der Feinde.‘

Durch solche und ähnliche Worte bestürmten Valentinians Gesandte den König Theoderich. Er gab ihnen zur Antwort: ‚Gewillfahrtet sei, o Römer, eurem Wunsche. Auch zu unserem Feinde habt ihr den Hunnen Attila gemacht. Wir werden nicht säumen, wider ihn zu ziehen. Wohin er auch uns zum Kampfe aufruft und wie übermütig er sich auch brüsten mag mit den Siegen seiner wilden Völker, so wissen doch auch die Goten dem Übermütigen in der Feldschlacht mutig entgegenzutreten. Uns dünkt kein Krieg gefährlich, es müßte denn das Gefühl des Unrechts die Kraft unserer Waffen lähmen. Wer aber das Recht im Kampfe auf seiner Seite hat, der hat nichts zu fürchten.‘

*) Gemeint ist der Kampf des Aëtius gegen Theoderich.

Als der König diesen Bescheid gab, jauchzten die Edlen ihm Beifall zu und stimmte das Volk jubelnd ein. Im regen Wetteifer rüsteten sich alle für den nahen Kampf und bedauerten nur, daß die Hunnen noch nicht zugegen wären. So wurde denn von Theoderich, dem Könige der Westgoten, eine unzählbare Menge ins Feld geführt. Vier Söhne ließ der Herrscher im Hause zurück, Friederich, Eurich, Retemer und Himmerith. Mit sich nahm er als Gefährten der Kampfesmühe nur die beiden älteren Söhne Thorismund und Theoderich. Mächtige Kampfgenossenschaft, sichere Hilfe und einträchtiges Bündnis bringen Trost und erwecken die Lust, die Gefahren gemeinsam zu bestehen.

Auch der Patricius Aëtius*), dessen Fürsorge damals das Reich des Westens anvertraut war, hatte alle Vorbereitungen zum Kriege getroffen und von allen Seiten seine Scharen aufgeboten, so daß er Attilas wildem, unzähligen Heere nicht ungleich an Macht entgegentrat. Hilfe hatten entsendet die Franken, Sarmaten**), Armoricianer***), Liticianer, Burgundionen, Sachsen, Riparioler†), Brionen††), einst Krieger, damals aber Bundesgenossen Roms, und einige andere keltische und germanische Völker.

Auf dem katalaunischen Gefilde†††), welches auch das Feld von Mauriacum heißt, trafen die beiden Heere auf einander. Es ist dies eine ungeheure Ebene, welche 100 Leugas, wie die Gallier sagen, in der Länge und 70 in der Breite mißt. Eine gallische Leuga aber zählt 1500 Schritte. Jene Ebene also sollte der Kampfplatz unzähliger Völker werden. Hier wie dort stellten sich die tapfersten Heerscharen zur Schlacht auf. Nicht an heimlichen Überfall dachten die Gegner, nur in offener Feldschlacht wurde die Entscheidung gesucht. Was aber war der Grund, der jene Völkerfluten wider einander wälzte? Welcher Haß bewog jene Stämme, die Waffen gegen einander zu ergreifen? Wahrlich, bekannt genug ist es: nur für die Könige hat sich das menschliche Geschlecht aufzuopfern,

*) Aëtius war der Erretter Westeuropas, wenn ihn auch Jordanis hier etwas zurücktreten läßt. Mit Mühe hatte der römische Feldherr den Theoderich bestimmt, den Hunnen entgegen zu ziehen. Hinter der Garonne hatten die Westgoten den Angriff erwarten wollen.

**) Slavische Söldner. Unter den später genannten Liticianern sind vermutlich die zwölf aus Läten (d. h. Halbfreien) bestehenden Kohorten zu verstehen, die an anderer Stelle erwähnt werden.

***) Bretonen aus der Landschaft Armorica.

†) Die Uferfranken aus dem Lande am Mittelrhein.

††) Wohnen östlich vom Bodensee in den rhätischen Alpen.

†††) Nicht bei Châlons an der Marne. Richtiger in der Ebene von Mauriacum, d. i. unweit Méry an der Seine. 100 und 70 Leugas = 30 und 21 Meilen.

so daß die Thorheit eines einzigen ein Blutbad unter den Völkern anzurichten vermag und durch den Willen eines stolzen Königs im Augenblick vernichtet wird, was die Natur in Jahrhunderten erzeugte.

Bevor wir aber den Verlauf der Schlacht berichten, erscheint es uns notwendig, zu erzählen, was beim Beginn des Streites geschah. Denn wie berühmt jene Schlacht ist, so zeigt sie ein überaus wechselvolles Bild.

Sangiban, der König der Alanen, wurde durch die nahende Gefahr in Schrecken gesetzt. Er versprach daher dem Attila, sich ergeben und Aurelianum, eine Stadt Galliens*), in deren Nähe er sich damals befand, ihm ausliefern zu wollen.

Sobald Theoderich und Aëtius dies erfuhren, umgaben sie noch vor Attilas Ankunft diese Stadt**) mit großen Verteidigungswerken, bewachten den verdächtigen Sangiban und nahmen ihn mit seinem Volke mitten unter ihr Heer. Der Hunnenkönig Attila aber wurde hierdurch besorgt gemacht. Er begann seinen Kriegern zu mißtrauen und erwog in der Furcht vor einer entscheidenden Schlacht, wie er sich zurückziehen könne. Zuvor aber beschloß er, durch Wahrsager die Zukunft zu erforschen. Diese beschauten nach gewohntem Brauche bald die Eingeweide der Tiere, bald gewisse Eigentümlichkeiten an den vom Fleisch entblößten Knochen und weissagten dem Hunnen Unheil. Nur dies setzten sie als einen kleinen Trost hinzu, daß der oberste Anführer der Feinde fallen und durch seinen Tod die Siegesfreude mindern werde. Wohl meinte Attila, daß der Tod des Aëtius, der ein Gegner seiner Pläne war, selbst mit dem Verderben seiner Krieger nicht zu teuer erkauft sei, aber die Weissagung bekümmerte ihn doch, und wie er im Kriege jederzeit mit Vorsicht zu Werke ging, so gab er nicht ohne Besorgnis erst um die neunte Stunde***) des Tages den Befehl zum Angriffe, damit der Einbruch der Nacht, wenn er Unglück erleiden sollte, ihm Hilfe vor dem Feinde brächte.

Auf dem katalaunischen Gefilde standen, wie wir gesagt haben, die feindlichen Heere einander gegenüber. Dort lag eine sanft ansteigende Anhöhe, zu einem Hügel sich erhebend. Beide Gegner wünschten sie zu besetzen, da die günstige Stellung Vorteile versprach. Auf den rechten Abhang warfen sich die Hunnen mit ihren Scharen, auf den linken Römer und Westgoten mit ihren Hilfsvölkern. Um den unbesetzten

*) D. i. Orleans.

**) Hier ist Jordanis' Bericht sehr undeutlich. Orleans war zum Teil schon erobert, als das Heer der Verbündeten zu Hilfe kam und die Hunnen zurückwarf.

***) Um 3 Uhr nachmittags.

Gipfel entbrannte der Streit. Auf dem rechten Flügel stand Theoderich mit den Westgoten, den linken hielt Aëtius mit den Römern. In die Mitte hatte man Sangiban mit seinen Alanen gestellt, aus kluger Vorsicht. Denn durch die Schar der Getreuen wurde dieser König, dem man nicht vertrauen konnte, eingeschlossen. Leicht aber findet sich in die Notwendigkeit des Kampfes, wem die Gelegenheit zur Flucht abgeschnitten ist. Das Heer der Hunnen war so geordnet, daß in der Mitte Attila, umringt von den Tapfersten seines Volkes, stand. Damit hatte der König vor allem für seine eigene Sicherheit Sorge getragen. Umgeben von dem Kern seines Heeres, war er gegen jede drohende Gefahr geschützt. Auf dem rechten Flügel standen Stämme mannigfacher Art und Völker in buntem Gemisch, die der Hunne seiner Herrschaft unterworfen hatte. Unter ihnen zeichnet sich das Heer der Ostgoten aus, geführt von den drei Brüdern Walamir, Theodemir und Widemir, die an Adel den König übertrafen, dem sie damals gehorchten. Denn der Ruhm des Amalergeschlechts warf auf sie seinen Glanz. Hier stand auch mit einer unzählbaren Menge der Gepiden jener tapfere und berühmte König Ardarich, den um seiner großen Treue willen Attila zum Vertrauten seiner Pläne gemacht hatte. Ihn schätzte der Hunne wegen seiner Weisheit und hielt er neben dem Ostgotenkönige Walamir besonders hoch. Denn auch Walamir war verschwiegen, von gewinnender Rede und unkundig des Truges, Ardarich aber ausgezeichnet durch Treue und klugen Rat. Nicht ohne Grund konnte er ihnen in dem Kampfe gegen die verwandten Westgoten vertrauen.

Die übrige Schar der Könige, wenn ich so sagen darf, und die Führer der verschiedenen Völkerschaften warteten, gleich Trabanten, jedes Winkes Attilas gewärtig. Ein befehlender Blick seiner Augen, — und ohne Murren, mit Zittern und Zagen hätte ein jeder auf seinem Posten gestanden, sicherlich aber ohne Weigern jeden Befehl vollführt. Nur Attila allein, der König aller Könige, erwog sorgenvoll den Plan über alle und für alle.

Um jene vorteilhafte Stellung auf dem Hügel, den wir erwähnten, begann der Kampf. Attila entsendet die Seinen. Im Ansturm sollen sie die Höhe des Hügels gewinnen. Aber Thorismund und Aëtius kommen ihm zuvor. In blutigem Ringen gelingt es ihnen, die Höhe zu nehmen und dadurch einen Vorteil davon zu tragen. Leicht werfen sie von ihrer sicheren Stellung auf dem Hügel aus die angreifenden Hunnen zurück.

Da aber Attila sah, daß sein Heer in Verwirrung geriet, meinte er, es sei an der Zeit, durch eine Anrede die Seinigen zu ermutigen. Er sprach:

‚Nach den Siegen über so viele Völker, nach der Bezwingung des Erdkreises würde ich es für eine Thorheit halten, euch wie des Krieges Unkundige durch Worte anzutreiben. Das mag ein neuer Feldherr oder ein unerfahrenes Heer von nöten haben. Gewöhnliche Ermahnungen an euch zu richten, käme mir nicht zu, euch käme es nicht zu, sie zu hören. Denn an was anderes seid ihr denn gewöhnt, als an die Feldschlacht? oder giebt es für den Helden etwas Schöneres, als mit den Waffen in der Hand seine Rache zu suchen? Wahrlich ein großes Glück ist es, sein Herz an der Rache zu sättigen. Darum laßt uns mutig den Feind angreifen! Kühner ist immer, wer zuerst den Angriff wagt. Schauet mit Verachtung auf jenen Troß verschiedenartiger Völkerschaften, die ihr vereint sehet! Immer ist es ein Zeichen der Furcht, durch ein Bündnis sich schützen zu wollen. Schon ehe wir zum Angriff schreiten, packt sie lähmender Schrecken. Die Höhen suchen sie auf, besetzen die Hügel und erstreben so in später Reue in der Ebene ein Bollwerk. Euch ist bekannt, wie leicht der Römer Waffen sind, und daß jene sich nicht nur vor Wunden, sondern schon vor dem Staube fürchten. Während sie sich ordnen, ihre Schlachtreihen bilden und sich hinter einer Schildmauer schützen, mögt ihr zum Kampfe stürmen mit unerschütterlichem Mute, wie ihr es gewöhnt seid. Verachtet ihre Reihen, werft euch auf die Alanen und stürzt über die Westgoten her! Denn dort, wo die kriegerische Kraft ruht, müssen wir schnell eine siegreiche Entscheidung suchen. Sind die Sehnen zerschnitten, fallen die Glieder bald zu Boden, nicht kann der Körper aufrecht stehen, wenn man ihm das Gerüst der Knochen nimmt. Mag euer Mut sich erheben, eure gewohnte Kampfeswut sich entflammen. Zeigt jetzt die Klugheit des Hunnen, jetzt seine Kriegslist! Wer verwundet wird, sühne mit dem Tode des Gegners seine Wunde, wer unverletzt bleibt, sättige sich am Blute der Feinde! Wer zum Siege bestimmt ist, den erreicht kein Geschoß, wer dem Tode verfallen ist, den trifft, auch wenn er nicht in den Kampf geht, sein Schicksal. Würde das Geschick die Hunnen zu Siegern über so viele Völker gemacht haben, wenn es nicht sie damit auf die Freuden dieser Schlacht hätte vorbereiten wollen? Wer endlich hat uns durch die mäotischen Sümpfe den Weg gezeigt, der unseren Vorfahren durch so viele Jahrhunderte verschlossen war? Wer ließ damals Bewaffnete vor den noch Waffenlosen flüchten? Der Hunnen Antlitz wird auch diesen vereinten Heeren Grauen einflößen.

Ich täusche mich nicht über den Erfolg. Vor uns liegt das Feld der Entscheidung, das uns von unserem Glücke verheißen wurde. Ich werde zuerst mein Geschoß auf den Feind richten. Wer aber unthätig bleibt, wenn Attila kämpft, der ist dem Tode verfallen.'

Durch diese Worte entflammt, stürmen alle in die Feldschlacht.

Vermochte auch der beginnende Kampf Schrecken einzuflößen, so ließ doch die Gegenwart des Herrschers selbst den Schwankenden nicht zaudern. Bald trifft Schwert auf Schwert, ein blutiger, hin- und herwogender Kampf entbrennt, grimmig, wechselvoll, furchtbar, hartnäckig. Das ganze Altertum erzählt von keiner Schlacht, die solche Thaten aufweisen könnte, und wem es versagt war, jenes wunderbaren Ereignisses Zeuge zu sein, der hat sicherlich in seinem Leben nichts Großartigeres erblickt. Denn wenn wir alten Leuten Glauben schenken dürfen, so schwoll ein Bach, der zwischen niederen Ufern durch jenes Gefilde fließt. Aber nicht wie sonst waren es Regengüsse, die seine Wassermenge wachsen ließen: das Blut, welches den Wunden der Erschlagenen entströmte, machte ihn zum reißenden Gießbach. Wem aber die geschlagene Wunde brennenden Durst verursachte, der schlürfte das blutgemischte Wasser. So trank — ein jammervolles Los! — so mancher das Blut, das er, selbst verwundet, verloren hatte.

Hier wurde auch König Theoderich, während er, die Seinen anfeuernd, hierhin und dorthin durch die Reihen sprengte, vom Pferde herabgeworfen. Unter den Hufen der über ihn hinwegstürmenden Rosse seiner Goten hauchte der greise Herrscher sein Leben aus. Allein einige erzählen auch, daß er durch das Geschoß des Andages getroffen worden sei, eines der Ostgoten, die damals Attilas Herrschaft unterthan waren.

Dies war es, was die Wahrsager dem Attila verkündet hatten. Jener aber hatte die Weissagung auf Aëtius bezogen.

Jetzt aber trennten sich die Westgoten von den Alanen und warfen sich auf die Haufen der Hunnen. Fast hätten sie Attila niedergehauen, wäre er nicht mit den Seinen geflohen, um hinter der Wagenburg seines Heeres Schutz zu suchen. Wie hinfällig auch diese Wehr sein mochte, so suchten doch diejenigen dahinter eine Rettung für ihr Leben, denen kurz vorher kein fester Wall zu widerstehen vermochte. Thorismund aber, König Theoderichs Sohn, der mit Aëtius den Hügel erstürmt und die Feinde von der Höhe verjagt hatte, geriet im Glauben, daß er zu seinem eigenen Heere komme, im Dunkel der Nacht ohne sein Wissen zur Wagenburg

der Feinde. Hier verwundete ihn ein Gegner nach tapferer Gegenwehr am Kopfe und warf ihn vom Pferde. Von den Seinen wieder befreit, stand er vom Kampfe ab.

Aëtius war in ähnlicher Weise von den Seinen in der Verwirrung der Nacht getrennt worden. Auch er irrte mitten unter den Feinden herum, besorgt, daß den Goten ein Unglück zugestoßen wäre. Zuletzt erreichte er glücklich wieder das Lager der Seinen und verbrachte den Rest der Nacht unter dem Schutze seiner Krieger.

Anderen Tages beleuchtete die aufgehende Sonne das mit den Leichen der Erschlagenen bedeckte Gefilde. Da die Hunnen keinen Angriff wagten, schrieben Römer und Westgoten sich den Sieg zu. Denn sie waren überzeugt, daß Attila, wenn er sich nicht für besiegt hielte, sicherlich nicht das Schlachtfeld geräumt hätte. Aber obgleich er überwunden war, so gab er doch kein Zeichen der Mutlosigkeit. Zwar blieb er unthätig, ließ aber mit den Waffen klirren und die Hörner erschallen und drohte so mit einem Angriffe, wie ein Löwe, der von Jägern umstellt, den Zugang seiner Höhle bewacht, zwar nicht wagt, zu gewaltigem Sprunge auszuholen, aber nicht abläßt, durch sein drohendes Gebrüll seinen Verfolgern Furcht einzuflößen. So schreckte der eingeschlossene Kriegsfürst seine Besieger.

Goten und Römer traten daher zu einer Beratung zusammen und überlegten, was man dem besiegten Attila gegenüber für Maßregeln ergreifen sollte. Man kam überein, ihn einzuschließen und durch eine Belagerung auszuhungern, da er keinen Vorrat an Lebensmitteln hatte. Es schien dieser Entschluß der beste zu sein, weil der König seine Bogenschützen zwischen den Karren seiner Wagenburg aufgestellt hatte, von wo aus jene durch einen Pfeilregen jeden Angriff abzuweisen vermochten. Attila aber soll in dieser verzweifelten Lage, noch an der Schwelle des Todes voll mutiger Entschlossenheit, einen Scheiterhaufen von Pferdesätteln sich haben erbauen lassen, um sich, wenn es den Gegnern gelingen sollte, die Verschanzung zu durchbrechen, in die Flammen zu stürzen. So sollte niemand die Freude haben, ihm den tödlichen Streich zu versetzen oder den Herrn über so zahlreiche Völker in seine Gewalt zu bringen.

Während man aber die Hunnen umschlossen hielt, durchforschen die Westgoten das Schlachtfeld nach ihrem Könige, suchen die Söhne nach ihrem Vater. Seine Abwesenheit nimmt sie wunder, zumal ein glücklicher Sieg erfochten war. Da man aber lange nach ihm gesucht hatte,

wie es wackerer Männer Brauch ist, fand man ihn unter einem dichten Haufen Erschlagener. Nun stimmten die Goten zu seiner Ehre Totenlieder an und führten ihn im Angesicht der Feinde hinweg. Zwischen den Schrecken des Schlachtfeldes erwiesen die Goten in dichten Scharen mit lauter Klage dem Toten die letzte Ehre. Thränen wurden vergossen, aber solche, wie sie wackeren Helden geweiht werden.

Wohl traf uns der Tod Theoderichs schmerzlich, aber rühmlich war er, wie uns die Hunnen bezeugen können, und imstande, den Stolz der Feinde zu beugen, welche zusehen mußten, wie der Leichnam des großen Königs, geziert mit dem königlichen Schmucke, begraben wurde.

So erwiesen die Goten dem Theoderich die schuldige Ehre, dann erwählten sie unter dem Geklirr der Waffen einen neuen königlichen Herrn. Thorismund war es, ein wackerer Held und weit berühmt. Den Manen des geliebten Vaters gab er, wie es dem Sohne geziemt, das letzte Geleite.

Hierauf fragte er, überwältigt von dem Schmerze des Verlustes und getrieben von dem Verlangen, an den noch übrigen Hunnen den Tod seines Vaters zu rächen, den Patricius Aëtius, den ihm an Alter und Klugheit überlegenen Mann, um Rat, was er zunächst zu thun habe. Jener aber fürchtete, daß nach gänzlicher Besiegung der Hunnen die Goten dem römischen Reiche gefährlich werden könnten. Daher riet Aëtius ihm, in sein Land heimzukehren und die Regierung des Landes, welches ihm der Vater hinterlassen habe, zu übernehmen, denn es sei Gefahr vorhanden, daß seine Brüder sich der Schätze des Vaters bemächtigen und die königliche Herrschaft an sich rissen. Dann aber stehe ihm ein schwerer und, was noch schlimmer sei, ein trauriger Kampf bevor.

Thorismund durchschaute die Absicht nicht, welche in jenem Rate lag, sondern meinte, Aëtius habe allein an ihn und seinen Vorteil gedacht. Er stand daher vom Kampfe gegen die Hunnen ab und kehrte nach Gallien zurück. So verhindert menschliche Unbeständigkeit, wenn Argwohn sich ihr gesellt, Großes und läßt oft die Gelegenheit zu einer glänzenden That ungenützt dahingehen.

In dieser weltberühmten Schlacht, in welcher die tapfersten Völker sich mit einander maßen, sollen auf beiden Seiten 165,000 Mann gefallen sein, nicht eingerechnet 15,000 Gepiden und Franken, welche vor der großen Schlacht nächtlich auf einander trafen und sich einander töteten. Die Franken stritten für die Sache der Römer, die Gepiden für die der Hunnen.

Sobald Attila von dem Abzuge der Goten Kunde erhielt, dachte er, wie man es einem unerwarteten Ereignis gegenüber zu thun pflegt, zunächst an eine List der Feinde und hielt sich längere Zeit vorsichtig im Lager. Aber als nach dem Abmarsch der Feinde Stille ringsumher eintrat, erhob sich sein Geist zu neuer Siegeshoffnung und kehrte das Vertrauen auf das alte Glück zurück.

Thorismund, der nach dem Tode des Vaters auf dem katalaunischen Gefilde sogleich zum Könige ernannt worden war, zog heim nach Tolosa, wo die Schar seiner Brüder und das Volk ihn freudig empfing. Er begann seine Herrschaft mit so weiser Mäßigung, daß kein Zwist um den Thron sich erhob."

16. Attilas Zug nach Italien.

Der große Plan Attilas war auf den katalaunischen Feldern gescheitert, aber die Kraft des Hunnenkönigs war nicht gebrochen. Schon im nächsten Jahre (452) erscheint er mit einem neuen Heere in Italien.

Über die Vorgänge bei diesem Zuge giebt uns Jordanis*) folgenden sagenhaften Bericht:

„Nachdem Attila durch den Abmarsch der Westgoten aus seiner schwierigen Lage befreit worden war und zu seiner großen Freude das Heer der Feinde sich aufgelöst hatte, ließ er seine Scharen, jetzt sicher vor Gefahr, zur Vernichtung der Römer ihre Rosse satteln.

Zuerst berannte er die Stadt Aquileja, die Hauptstadt der Veneter, welche auf einer Landzunge des adriatischen Meeres lag, und deren Mauern nach Osten hin der Natissafluß bespült, der vom Berge Piccis herabströmt. Lange lagerte der König hier erfolglos, denn die römischen Soldaten in der Stadt leisteten den tapfersten Widerstand. Schon murrte das Heer und forderte die Aufgabe der Belagerung. Da wandelte Attila einst um die Mauern und überlegte, ob er das Lager abbrechen oder weiter ausharren solle. Plötzlich bemerkte er einen Zug weißer Vögel, Störche waren es, welche auf dem First der Häuser zu nisten pflegen. Gegen ihre Sitte zogen sie, ihre Jungen hinwegtragend, aus der Stadt hinaus aufs Land. Sobald aber Attila, wie er ja überhaupt ein Mann von scharfem Verstand war, dies bemerkte, wendete er sich zu den Seinen: ‚Sehet, wie die Vögel, welche der Zukunft sicher sind, die

*) A. a. O. Kap. 42.

Stadt verlassen, die dem Untergange geweiht ist, und davonziehen, weil sie die drohende Gefahr und den Sturz der Türme voraussehen. Glaube niemand, daß dies ein Wahn sei, eine Täuschung. Die Furcht vor dem nahenden Unglück wandelt die Gewohnheit der Wesen um, welche ein Vorgefühl der Zukunft haben.' Von neuem erwacht bei den Seinen die Lust zum Sturme auf die Stadt. Belagerungswerke werden errichtet und Wurfgeschütze aufgestellt. Ohne Zögern dringen die Hunnen in die Stadt ein, rauben, plündern, verwüsten mit solcher Grausamkeit, daß kaum Spuren von der Stadt übrig bleiben*).

Hierdurch kühner gemacht und dürstend nach dem Blute der Römer, schweifen Attilas Scharen von hier durch das übrige Land der Veneter. Auch Mediolanum**), die Hauptstadt Liguriens, einst eine königliche Stadt, verheeren sie. Ticinum***) trifft das gleiche Los. Die benachbarten Landschaften werden geplündert, fast ganz Italien†) in Asche gelegt. Als aber Attila den Entschluß faßte, nach Rom zu ziehen, da hielten ihn die Seinigen, wie der Geschichtschreiber Priscus erzählt, davon zurück, nicht als ob sie die ewige Stadt hätten schonen wollen, deren Feinde sie waren, sondern weil sie das Schicksal Alarichs, des Gotenkönigs, vor Augen hatten. Sie fürchteten für ihren Herrscher, hatte doch Alarich den Sturz Roms nicht lange überlebt, sondern war bald darauf gestorben.

Während nun Attila hin und her erwog, ob er den Zug wagen sollte oder nicht, und unentschlossen zögerte, kam eine Friedensgesandtschaft aus Rom zu ihm. Denn Papst Leo nahte sich ihm in eigener Person. In einem Orte, Campus Ambulejus genannt, der im Gebiete der Veneter liegt, da wo der Fluß Mincius††) auf einer Furt durchschreitbar ist, erschien er vor dem Hunnenfürsten.

Attila aber legte seine leidenschaftliche Wut ab und kehrte dahin, woher er gekommen war, über die Donau zurück. Er schied, nachdem er Frieden gelobt hatte†††). Vor allem jedoch erklärte und kündete er

---

*) An dieses Ereignis knüpft sich der Anfang Venedigs. Die Bewohner Aquilejas flüchteten in die Lagunen, wo sie sich auf den damals spärlich bewohnten Inseln niederließen.

**) Mailand.

***) Pavia.

†) Dies ist übertrieben. Den Po hat Attila nicht überschritten.

††) Der Mincio.

†††) Was den Hunnenkönig bewog, auf den Frieden einzugehen, sagt der hier gerade sehr dürftige Bericht des Jordanis nicht. Wahrscheinlich mochte Attila die Hoffnung aufgegeben haben, mit seinem Nomadenvolke, das durch Seuchen geschwächt

drohend an, daß er noch schweres Unheil über Italien bringen werde, wenn man ihm nicht die Honoria, Kaiser Valentinians Schwester, Tochter der Kaiserin Placidia, mit dem ihr zugehörigen Teile der königlichen Schätze übersende. Es soll aber Honoria, da sie auf das Geheiß ihres Bruders wegen ihres sträflichen Lebenswandels gefangen gehalten wurde, heimlich einen Eunuchen an Attila gesendet und ihn gebeten haben, ihr Schutz und Hilfe gegen die Gewalt des Bruders zu gewähren. Eine verdammenswerte That! Denn mit dem Verderben aller wollte sie sich Freiheit für ihre Zügellosigkeit verschaffen."

17. Attilas spätere Thaten und Tod.

„So kehrte Attila in sein Land zurück, aber er wurde bald überdrüssig des Friedens und vermochte nicht vom Kriege zu lassen. Daher schickte er Gesandte zu Marcian, dem Kaiser des Ostens, und bedrohte ihn mit Verwüstung seines Reiches, weil er den Tribut, welchen ihm einst Kaiser Theodosius*) versprochen habe, nicht bezahle und noch unmenschlicher als gewöhnlich sich gegen seine Gegner zeige. Hinterlistig und verschlagen, wie er war, erging er sich bald in Drohungen, bald rüstete er sich auch zum Kriege."

Während seiner Kriegsrüstungen sollte ihn der Tod erreichen. Wohl läßt Jordanis den Attila noch einen zweiten Kriegszug gegen die Alanen und Westgoten unternehmen. Thorismund rückt ihm entgegen. Ein Treffen, fast mit demselben Verlaufe, wie jenes auf dem katalaunischen Gefilde, wird geliefert, und Attila zurückgeworfen. Doch ist der Irrtum des Geschichtschreibers augenscheinlich. Attila hat den Winter über, wie anderweit bezeugt ist, ruhig an dem Gestade der Donau verbracht, in großen Zurüstungen für das Jahr 453 begriffen. Allein jenes Jahr sollte ihn nicht mehr an der Spitze seiner Völker finden.

Über seinen Tod erzählt Jordanis**) folgendes:

„So ruhmvoll Attilas Leben war, so kläglich war sein Ende. Der König hatte, wie der Geschichtschreiber Priscus erzählt, zu den unzähligen Frauen, mit welchen er nach dem Brauche seines Volkes bereits vermählt

---

und unzufrieden mit dem Unternehmen war, die festen Städte Italiens, zumal Rom bezwingen zu können.

*) Theodosius II. 408—450. Sein Nachfolger Marcian herrschte 450—457.

**) A. a. O. Kap. 49.

war, noch eine andere genommen, Ildico hieß sie mit Namen, ein Mädchen von großer Schönheit. Heiter und ausgelassen war er bei der Hochzeit gewesen. Dann war er zur Ruhe gegangen und von Wein und Müdigkeit übermannt, auf dem Rücken liegend, eingeschlafen. Blut aber, wie es ihm oft aus der Nase floß, strömte, an dem gewohnten Ausgange gehindert, ihm in die Luftröhre und erstickte ihn. So fand der König, welcher durch seine Kriege weltberühmt geworden ist, in der Trunkenheit ein jammervolles Ende.

Der Morgen war angebrochen, ein großer Teil des Tages schon verstrichen, da ahnten endlich die königlichen Diener ein Unglück. Nachdem sie ein großes Geschrei erhoben hatten, brachen sie die Thüren des Schlafgemaches auf. Tot lag Attila auf seinem Lager. Keine Wunde fanden sie an ihm. Das Blut hatte ihn erstickt. Das Mädchen aber trafen sie trauernden Antlitzes und unter einem Schleier in Thränen gebadet. Da schnitten sie, wie es die Sitte ihres Volkes ist, einen Teil ihres Hauptbaares ab und zerrissen ihre häßlichen Gesichter mit tiefen Wunden. Denn ein so trefflicher Kriegsmann durfte nicht mit weibischen Klagen und Thränen, sondern mit dem Blute von Männern beklagt werden.

Damals ereignete sich überdies ein Wunder. Dem Marcian, dem Kaiser des Ostens, der wegen des furchtbaren Feindes in Sorgen war, erschien im Traume ein göttliches Wesen mit dem Bogen Attilas: er war zerbrochen. Der Bogen aber galt bei dem Volke als ein Zeichen der Macht. Solches versichert der Geschichtschreiber Priscus als der Wahrheit gemäß.

So sehr wurde Attila selbst in mächtigen Reichen als ein furchtbarer Feind gefürchtet, daß man seinen Tod für eine Gnade derer, welche den Himmel beherrschen, hielt.

Wie er aber im Tode von seinem Volke geehrt wurde, darüber wollen wir nun folgendes erzählen.

Inmitten einer weiten Ebene wurde Attilas Leichnam unter einem seidenen Zelte aufgestellt. Hier vollzog sich nun in feierlicher Weise ein wunderbares Schauspiel. Auserlesene Reiter, die aus dem ganzen Volke der Hunnen erwählt worden waren, ritten im Kreise um jenes Zelt herum und priesen in einem Trauergesang die Thaten des Toten folgendermaßen:

„Hier liegt Attila, Mundzuks Sohn, der große Hunnenkönig. Er war der gewaltigste Herr über die streitbarsten Völker und beherrschte

mit unerhörter Macht Skythen und Germanen. Westrom und Ostrom erzitterten vor ihm, denn er zerstörte ihre Städte und nur durch ihre demütigen Bitten ließ er sich erweichen, daß er sie nicht ganz in den Staub trat, sondern von ihnen einen Tribut nahm. Und nachdem er durch eine seltene Gunst des Glückes alle diese Thaten vollbracht, starb er nicht unter den Streichen des Feindes, nicht durch hinterlistige Tücke der Seinen, sondern mitten im Frieden und Glücke seines Volkes ging er in den Freuden der Festlichkeiten schmerzlos dahin. Können wir Tod ein Ende nennen, welches die Rache nicht heischt?'

So sangen sie, und dann feierten sie am Grabe selbst mit ungeheurem Zechgelage ein Totenmahl, Strava bei ihnen genannt. So vereinigten sie Schmerz und Lust. Die Klage um den Toten endete, und an ihre Stelle trat lauter Festjubel. Als es aber Nacht geworden war, übergaben sie im Geheimen den entseelten Körper dem Schoße der Erde. Zuerst legten sie die Leiche in einen goldenen Sarg, diesen dann in einen silbernen und diesen wieder in einen eisernen, um damit anzuzeigen, daß dieser mächtige Herrscher alles besessen habe: Eisen, mit dem er die Völker der Erde bezwang, und Gold und Silber, welches er als Tribut von den römischen Reichen empfing. Hinzu fügte man die Waffen, die man in siegreichen Schlachten vom Feinde erbeutet, Schmucksachen, wertvoll durch die schimmernde Pracht edler Steine und Abzeichen anderer Art, wie man sie zur Zierde am Hofe zu tragen pflegte. Um jedoch menschliche Habsucht von so vielen reichen Kostbarkeiten entfernt zu halten, wurden alle, die man zur Aushöhlung und Verschüttung des Grabes gebraucht hatte, getötet. So vereinte ein schneller Tod die Totengräber mit dem Begrabenen."

18. Das Ende des Hunnenreiches.

Mit dem Tode Attilas zerfiel das Reich, welches er gegründet. Seiner gewaltigen Hand hatten sich heimische und fremde Völker gebeugt, aber als er starb, gewannen die Unterworfenen bei dem Zwist seiner Nachfolger die Gelegenheit, die verlorene Freiheit wiederzugewinnen.

Wir lassen den Bericht des Jordanis*) über den Verfall von Attilas Reich folgen:

„Nach der Bestattung Attilas brach sogleich unter seinen Nachfolgern,

*) A. a. O. c. 50.

wie ja das Gemüt der Jünglinge durch die Sucht nach Macht leicht entflammt wird, ein Streit um das Reich aus. Ohne Überlegung begehrten alle zu herrschen, und darüber verloren alle die Herrschaft. So ist oft die große Zahl der Erben für ein Land gefährlicher als der Mangel an solchen. Denn Attilas Söhne, deren es wegen der Vielweiberei, in welcher er gelebt hatte, eine ganze Menge gab, forderten, daß in gleichen Teilen die Völker unter sie verteilt würden. Wie über Sklaven, so sollte über kriegerische Könige samt ihren Völkern das Los geworfen werden.

Sobald aber Ardarich, der König der Gepiden, dies hörte, ergriff ihn heftiger Zorn, daß man mit so vielen Völkern wie mit feilen Knechten verfahre. Er erhob sich zuerst gegen die Söhne Attilas. Das Glück war ihm günstig. Das Joch der Knechtschaft schüttelte er ab. Aber nicht nur sein Volk, sondern auch die übrigen, welche die gleiche Schmach bedrückte, befreite er durch seine Erhebung: denn leicht suchen alle zu erreichen, was für den Nutzen aller gewagt wird.

So waffneten sich alle zu gegenseitigem Verderben. In Pannonien am Netadfluß*) entbrannte ein heißer Kampf. Hier stritten mit einander die Völker, welche Attilas Befehle gehorcht hatten. Reich trennte sich von Reich, die Glieder lösten sich vom Körper, nicht um ein gemeinsames Schicksal zu erdulden, sondern, um des Hauptes beraubt, sich selbstmörderisch zu zerfleischen. Jene tapferen Völker hatten niemals ebenbürtige Nebenbuhler gefunden. Jetzt sollten sie selbst unter sich Wunden schlagen, Tod und Verderben bringen. Es war ein seltsames Schauspiel, welches sich bot. Mit der Lanze kämpften die Goten, die Gepiden wüteten mit dem Schwert, der Rugier schleuderte Geschosse, der Suebe zeichnete sich im Fußkampfe, der Hunne mit Pfeil und Bogen aus, der Alane trat in schwerer, der Heruler in leichter Rüstung auf.

Nach vielen schweren Angriffen fiel unerwartet den Gepiden der Sieg zu. Fast 30,000 Krieger der Hunnen und ihrer Bundesgenossen lagen auf dem Felde, erschlagen von dem Schwerte Ardarichs und der Seinen. In dieser Schlacht wurde auch der älteste Sohn Attilas getötet, Ellak genannt. So sehr soll ihn der Vater vor allen den übrigen Söhnen geliebt haben, daß er ihn vor allen anderen zum Nachfolger in seiner Herrschaft bestimmte. Aber das Schicksal war dem Wunsche des Vaters entgegen. Denn nachdem er unter den Feinden ein großes

*) Die Neitra vielleicht, obwohl dieser Fluß nicht in Pannonien, sondern auf dem rechten Donauufer liegt.

Blutbad angerichtet hatte, starb er in tapferem Kampfe einen Heldentod, wie ihn ruhmvoller auch der Vater, wäre er am Leben gewesen, ihm nicht hätte wünschen können.

Ellaks Brüder flüchteten nach seinem Tode nach den Gestaden des pontischen Meeres, wo, wie wir früher erzählten, die Goten saßen. So wurden die Hunnen überwunden, denen vordem das Weltall zu unterliegen schien. So gefährlich wurde ihnen die Zwietracht, daß sie, die mit vereinten Kräften alle mit Grauen erfüllt hatten, jetzt getrennt vernichtet wurden.

König Ardarichs Aufstand brachte allen Völkern Rettung, die wider Willen der Herrschaft der Hunnen unterthan waren. Ihre Trauer verwandelte sich durch die lang ersehnte Freiheit zur Freude. Sie schickten in das römische Reich Gesandte. Freundlich nahm diese der damalige Kaiser Marcian auf. Von ihm empfingen sie Länder, welche sie besetzt hatten, zu Wohnsitzen. Die Gepiden beanspruchten die Sitze der Hunnen. Ganz Dakiens hatten sie sich als Sieger bemächtigt und forderten als tapfere Männer unter freundschaftlichem Vertrage vom römischen Reiche nur Frieden und Jahrgelder. Gern bewilligte der Kaiser diese Forderungen, und noch heute empfängt jenes Volk die gewohnte Gabe.

Als die Ostgoten sahen, daß die Gepiden das Land der Hunnen besetzten, die Hunnen aber die alten gotischen Wohnsitze eingenommen hatten, zogen sie es vor, lieber das römische Reich um Überlassung einer Provinz zu bitten, als einen gefahrvollen Eroberungskrieg zu beginnen. Sie erhielten Pannonien, eine langgestreckte Ebene, welche von Osten her durch Obermösien, gegen Mittag durch Dalmatien, im Westen von Noricum und im Norden durch die Donau begrenzt wird."

19. Leovigild und Hermenegild.

Aëtius war der letzte Römer gewesen, der in Gallien kraftvoll das Ansehen der Kaiser gewahrt hatte. Mit seinem Sturze ging auch die Herrschaft des Reiches in dieser Provinz zu Grunde. Nur ein kleines Gebiet an der Seine war noch zuletzt im Besitze der Römer, als der letzte Kaiser vom Throne gestoßen wurde. Der Verfall des römischen Reiches mußte den gotischen Königen das Streben nach selbständigerer Stellung und weiteren Grenzen erleichtern. König Eurich (um 470) gewann alles Land bis zur Loire hin und trug siegreich seine Waffen bis zu der Meerenge von Gibraltar. Ganz Spanien und Südfrank-

reich gehorchten seinem Scepter, er galt als der mächtigste Herrscher der christlichen Welt.

Im Innern des Gotenreiches wurden friedliche Zustände geschaffen und der Versuch gemacht, die unterworfene römische Landbevölkerung in die volle Staatsgemeinschaft aufzunehmen. Wohl verlor auch in Spanien der Römer zwei Drittel seines Gutes an den Goten, der auf seinem Hofe angesiedelt wurde, aber er behielt sein Privatrecht, nach welchem er kaufte und erbte, und den römischen Städten blieb die bisherige Verwaltung.

So kam es denn, daß nach den blutigen Wirren der letzten Jahre die neue Herrschaft auch von den Römern, die sonst mit Haß den fremden Eindringlingen begegneten, als ein Segen empfunden wurde. Man freute sich nach den rechtlosen Zuständen, unter denen man so lange gelitten, wieder eines geordneten Rechtes, genoß die ersehnte Ruhe und ging mit Eifer an die Arbeiten des Friedens. Aber was anfänglich ein Glück schien, die gewaltige Ausdehnung des Reiches, schwächte den gotischen Staat, denn sie zwang die Goten, sich über weite Räume zu zerstreuen. Getrennt von einander, verloren sie den Zusammenhang unter sich, und waren doch wegen ihrer geringen Zahl nicht imstande, das Land, das sie besaßen, zu einem gotischen zu machen. Spanien blieb nach wie vor römisch. Zugleich aber lähmte die Unbotmäßigkeit des Adels das Königtum, auf welches die Großen vermöge des Wahlrechtes einen bedeutenden Einfluß hatten. Bald zeigte sich die Schwäche des Reiches nach außen hin. Das junge Frankenreich, das im kühnen Vordringen nach Süden seine natürlichen Grenzen suchte, geriet in Kampf mit den Westgoten und entriß ihnen den größten Teil ihrer gallischem Besitzungen. Nur das Land südlich der Garonne, Septimanien genannt, blieb in ihren Händen. Aber auch im Innern war es mit der Blüte des Reiches dahin. Überall regte sich in der römischen Bevölkerung der Haß gegen die Unterdrücker. Die glücklichen Jahre des Friedens, die Erlösung von den Verwüstungen und Räubereien der Sueben und Vandalen und den Erpressungen römischer Beamten waren längst vergessen. In dem Goten sah man allein noch den Herrn, den Barbaren und vor allem den ketzerischen Arianer.

Durch mächtige Gebirgszüge ist das spanische Land in eine Reihe scharf von einander geschiedener Landschaften geteilt, in denen von jeher der Zug zu gesonderten staatlichen Bildungen sich thätig gezeigt hat. Hier traten jetzt die eingeborenen Adelsgeschlechter als Führer an die

Spitze jedes Aufstandes gegen die gotische Herrschaft. Noch gefährdeter wurde die Lage der Goten, als seit 554 sich byzantinische Truppen wichtiger spanischer Häfen bemächtigten und nach Bezwingung Afrikas und Italiens Kaiser Justinian den Versuch wagte, auch diese Provinz der Macht Roms wieder zu unterwerfen. Darum hatte er auch hierher ein Heer gesendet, und wie in Afrika und Italien, so begrüßten auch hier die katholischen Provinzialen die Söldner Ostroms als die Befreier vom Joche der Arianer. Im Süden wurde Cordova der Mittelpunkt der kirchlich-politischen Insurrektion. Zuversichtlich gedachte man hier sich mit Hilfe der Griechen für immer der Herrschaft der verhaßten Barbaren zu entziehen. Auch die Sueben im Nordwesten Spaniens, die sich unlängst zum Katholicismus bekannt hatten, waren gern bereit, an dem Kampfe gegen das Gotenreich teilzunehmen. Dazu trat der Übermut eines verwilderten Adels, der nicht mehr einen energischen Herrscher zu fürchten hatte, stets unverhüllter hervor. So wetteiferten innere und auswärtige Feinde in dem Bemühen, den Sturz des unglücklichen Landes zu vollenden.

Da war es Leovigild*), der letzte arianische König der Westgoten, der mit starker Hand den Staat vor dem Verderben rettete und ihn wieder aufrichtete. Zehn Jahre lang hat er mit seinen Gegnern gerungen, er hat die Byzantiner fast aus allen ihren Besitzungen herausgejagt, hat die fortwährend sich rührenden Aufstandsgelüste aufs Haupt geschlagen und den Suebenkönig niedergeworfen. Und was noch wichtiger war: er lehrte wieder die Großen Gehorsam, brach ihre Burgen und stärkte die königliche Macht mit den Gütern, die er ihnen entriß. Auch äußerlich zeigte er seinen Völkern, daß er kein Werkzeug in der Hand des Adels, kein Schattenkönig sein wolle. Mit königlichem Prunke im Purpurgewande, die Krone auf dem Haupte und das edelsteingezierte Szepter in der Hand, so zeigte er sich jetzt in der Versammlung in seiner Königsstadt Toledo seinem Volke, und so trugen die Münzen sein Bild.

Die alte Kraft des Staates kehrte mit der Sicherheit und dem Frieden zurück. Doch sollte dem Könige noch eine schwere Aufgabe gestellt werden. Der eigene Sohn Hermenegild, der, mit der fränkischen Fürstentochter Ingundis vermählt, vom Vater zum Mitregenten ernannt worden war und in Sevilla Hof hielt, empörte sich, und dieser Aufstand

*) 569—586.

rief noch einmal alles, was dem Gotenkönige feindlich war, zum Kampfe auf. Aber auch aus diesen Wirren ging Leovigild als Sieger hervor. Gefangen hat der Sohn seine Schuld mit dem Tode gebüßt.

Johannes von Biclaro, ein Westgote von Geburt, aber Katholik dem Glauben nach, hat uns in kurzen Zügen das Bild des großen Königs mehr angedeutet, als gezeichnet. Johannes hatte seine Erziehung in Konstantinopel genossen. Er kehrte gerade nach Spanien zurück, als Leovigild in dem Streben, durch Herstellung der Glaubenseinheit die Quelle unaufhörlicher Zwietracht zu verschütten, die Katholiken zu unterdrücken suchte, und wurde in die Verbannung nach Barcelona geschickt. Später gründete er das Kloster Biclaro, für welches er auch die Regel schrieb. Von Reccared, Leovigilds Nachfolger, erhielt er das Bistum Gerona.

Der Bericht des Johannes ist trotz seiner Kürze für uns als die Erzählung eines Zeitgenossen von hohem Werte. Erhöht wird aber noch die Bedeutung seiner Nachrichten durch die Unparteilichkeit, mit welcher der Chronist die Thaten eines Fürsten beschreibt, von dem er selbst Unbill hatte erfahren müssen.

Johannes von Biclaro erzählt*):

„Im dritten Jahre der Herrschaft Kaiser Justins**) wurde Leovigild***), des Königs Liuva Bruder, auf den Thron des diesseitigen Spaniens†) berufen, obgleich sein Bruder noch lebte. Er nahm Goiswintha, die Witwe Athanagilds††), zur Ehe und stellte die Macht des Gotenreiches, die durch Aufruhr und Krieg gesunken war, in wunderbarer Weise wieder her . . .

Im vierten Jahre Kaiser Justins, im zweiten seiner eigenen Herrschaft, verjagte König Leovigild die feindlichen Krieger†††) und verwüstete dann das bastanische und malacitanische Land†*). Als Sieger kehrte er heim . . .

Im fünften Jahre der Herrschaft Justins . . . besetzte König Leovigild

*) Hispania illustrata IV, p. 154.

**) Justin II. 565—578.

***) Johannes nennt ihn Leonegild.

†) Das jenseitige Spanien, narbonensische Gallien oder Septimanien, der Küstenstrich am mittelländ. Meere bis zur Rhone, blieb dem Könige Liuva bis zu seinem Tode.

††) Athanagild war der Vorgänger Liuvas.

†††) Die Griechen, welche Athanagild gegen Agila ins Land gerufen hatte.

†*) Das bastanische d. h. bastetanische Land ist Baëça, das malacitanische Malaga.

Asinoda*), eine feste Stadt, durch Verrat eines gewissen Framidaneus**) bei Nacht, tötete die Besatzung und gewann die Stadt wieder der gotischen Herrschaft.

Im sechsten Jahre ... nahm König Leovigild die Stadt Corduba***), welche den Goten lange Zeit aufsässig gewesen war, bei Nacht ein und machte sie sich, nachdem er die Feinde erschlagen hatte, zu eigen. Noch viele andere Städte und Burgen unterwarf er der Herrschaft der Goten und tötete viel einheimisches Volk ...

So überwand König Leovigild überall seine Feinde und rottete aus die Tyrannen und Bedrücker Spaniens und erlangte also Ruhe für sich und das geringe Volk ... Seinem Sohne Hermenegild gab er die Tochter Sigeberts†), des Königs der Franken, zur Ehe und einen Teil seines Reiches zur Herrschaft. Während aber Leovigild im Frieden sein Reich beherrschte und die Waffen ruhten, brach ein innerer Zwist aus und stürzte alles in Verwirrung, denn sein Sohn Hermenegild, veranlaßt durch das ränkevolle Treiben der Königin Goiswintha, bemächtigte sich der Herrschaft in der Stadt Hispalis††), erhob sich und riß mit sich noch andere Städte und Burgen zum Aufruhr gegen den Vater fort. Das gereichte im Lande Spanien sowohl Goten wie Römern zu größerem Verderben, als die Bedrängnis durch einen äußeren Feind ...

Im ersten Jahre des Kaisers Mauritius†††), dem fünfzehnten seiner eigenen Herrschaft, versammelte König Leovigild ein Heer, umlagerte die Stadt Hispalis und schloß den aufrührerischen Sohn durch enge Belagerung ein. Zu des Sohnes Unterstützung kam Miro, der Suebenkönig, herbei. Er wollte Hispalis erobern, aber er starb. Sein Sohn Eborich folgte ihm im Lande Galicien in der Herrschaft. Unterdessen bedrängte König Leovigild die Stadt durch Hunger und Schwert und schloß sie vom Flusse Bätis†*) ab.

Im zweiten Jahre der Regierung des Kaisers Mauritius ... stellte der König Leovigild die Mauern der alten Stadt Italica wieder her, ein Unternehmen, welches dem Volke von Hispalis zu großem Schaden gereichte. Zu dieser Zeit riß Andeka die Herrschaft über die Sueben

*) Asinoda d. i. Assidonia, jetzt Medina Sidonia.

**) Vermutlich ein Gote, namens Frainigangus.

***) Jetzt Cordova.

†) Johannes nennt ihn Sisbert.

††) Arabisiert Ischbilia, daraus Sevilla.

†††) 582—602.

†*) Guadalquivir.

gewaltsam an sich und nahm Sisegundis, die Witwe König Miros, zur Ehe. Den König Eborich beraubte er der Krone und schor er zum Mönche. Hermenegild floh in den Schutz Ostroms, aber König Leovigild nahm Hispalis mit Sturm und bezwang die Städte und Burgen, welche der Sohn innegehabt hatte. Nicht lange darauf geriet Hermenegild zu Corduba in seine Hand*). Er wurde der Herrschaft beraubt und in die Gefangenschaft nach Valentia**) gesendet.

Im dritten Jahre der Herrschaft des Mauritius, dem siebzehnten seiner eigenen Regierung, verwüstete König Leovigild Galicien. Er ergriff den König Andeka und beraubte ihn seines Reiches***). Das Volk der Sueben, Schatz und Land brachte er in seine Gewalt und unter die Herrschaft der Goten. Hermenegild wurde in der Stadt Tarraco†) von Sisbert getötet. Die Franken wollten das narbonensische Gallien besetzen und fielen mit einem Heere ins Land. Aber Leovigild sandte ihnen seinen Sohn Reccared entgegen. Von ihm wurde das Frankenheer zurückgetrieben und auch das Land Galicien von dem Einfall der Feinde befreit. Zwei feste Plätze besetzte er mit einem großen Heere, einen friedlich, den anderen mit gewaffneter Hand. Die Burg aber, die König Reccared in tapferem Kampfe erstürmte und eroberte, hieß Ugernum††) und lag, stark befestigt, am Ufer der Rhone. Darauf kehrte er als Sieger zum Vater in das Reich zurück. Andeka aber, welcher der Krone beraubt worden war, verlor den Schmuck des Hauptharares. Er wurde Mönch, und fortan zierte ihn das Kleid des Priesters. So erlitt er, was er einst an Eborich, des Königs Sohn, seinem Herrn, gethan hatte, selbst und mußte in die Verbannung nach der Urbs Pacensis†††) gehen.

Im vierten Jahre des Kaisers Mauritius beschloß König Leovigild sein Leben und nahm sein Sohn Reccared in Frieden das Scepter des Reiches!"

Der eifrige Katholik Johannes von Biclaro hat nicht gewagt, das Beginnen des Hermenegild, das er als Aufruhr verurteilen mußte, zu rechtfertigen. So imponierend erschien die Persönlichkeit des Königs, so gewaltig seine Thätigkeit, so klar sein Recht und grell der Frevel seines Sohnes. Aber schon in früher Zeit haben strengkatholische Schriftsteller

*) Im Jahre 583/584.

**) Valencia.

***) Ende des spanischen Suebenreiches 585.

†) Tarragona.

††) Vielleicht Beaucaire bei Avignon.

†††) Jetzt Beja.

den aufrührerischen Sohn zu verteidigen gesucht. Ingundis, die fränkische Königstochter, erscheint im Mittelpunkte ihrer Erzählung. Ihr gelang es, den ketzerischen Gemahl zum rechten Glauben zu bewegen, und dies allein war der Grund zur Erhebung des Sohnes gegen den Vater. So wird der Rebell Hermenegild durch die Sage zum Märtyrer.

Um zu zeigen, wie die Legende das Schicksal des unglücklichen Sohnes umwandelte, lassen wir den Bericht des Franken Gregor von Tours*) folgen:

„In diesem Jahre**) traf in Spanien die Christen eine heftige Verfolgung. Viele mußten in die Verbannung wandern oder wurden ihrer Habe beraubt, dem Hunger preisgegeben, in den Kerker geworfen, gemißhandelt mit Schlägen und durch verschiedene Todesqualen hingemordet. Die Veranlassung zu diesen Greueln gab Goiswintha, die, nachdem sie Athanagild zur Ehe gehabt hatte, den König Leovigild***) zum Gemahle nahm. Sie zeichnete die Diener des Herrn mit dem Brandmale der Erniedrigung, aber die Strafe Gottes erreichte sie und kennzeichnete sie vor allem Volke, denn ein weißer Schleier legte sich über eines ihrer Augen und nahm das Licht, dessen ihr Geist schon entbehrte, von ihm.

Es hatte aber König Leovigild von einer anderen Frau zwei Söhne†), von denen der ältere die Tochter Sigeberts, der jüngere König Chilperichs Tochter zum Weibe hatte. Als Ingundis, König Sigeberts Tochter, mit großem Gefolge nach Spanien kam, wurde sie von ihrer Großmutter Goiswintha††) mit lauter Freude empfangen. Aber die Gotenkönigin wollte es nicht dulden, daß Ingundis länger im katholischen Glauben verharre, und begann deswegen sie mit schmeichlerischen Reden zu verlocken, auf daß sie sich nochmals in der arianischen Ketzerei taufen ließe. Jene widerstand jedoch mit männlichem Sinn und sagte: ‚Genug ist es, daß ich einmal durch die erlösende Taufe von der Erbsünde rein gewaschen bin und die heilige Dreifaltigkeit als eines und gleichen Wesens bekannt habe. Daß ich also glaube, bekenne ich offen von ganzem Herzen, und niemals werde ich von diesem Glauben lassen.‘

*) Historia Francorum V. 39.

**) Im Jahre 580.

***) Gregor nennt ihn Leuvichild.

†) Hermenegild und Reccared.

††) Goiswintha war die Mutter von Sigeberts Gattin Brunhilde.

Da die Königin dies hörte, wurde sie von Zorn ergriffen. Sie faßte das Mädchen bei den Haaren, warf es zu Boden, und nachdem sie es mit Fußtritten gezüchtigt und blutig geschlagen hatte, befahl sie, ihm die Kleider vom Leibe zu reißen und es in einen Teich zu werfen. Aber — so erzählen viele — niemals wandte sich Ingundis' Herz ab von ihrem Glauben.

Leovigild gab ihr und ihrem Gemahl eine Stadt, in der sie Hof halten und herrschen sollten. Als sie aber dahin gekommen waren, begann Ingundis ihren Mann zu bitten, er möchte von der trügerischen Ketzerei lassen und zum wahren katholischen Glauben sich bekennen. Lange wies sie jener zurück. Endlich aber gab er ihren Bitten nach und bekehrte sich zur katholischen Lehre. Er erhielt das Chrisma und empfing den Namen Johannes. Als dies Leovigild hörte, begann er auf Mittel zu sinnen, wie er den Sohn verderbe. Jener erkannte jedoch die drohende Gefahr und trat auf die Seite des Kaisers, indem er mit dem byzantinischen Statthalter sich verband. Der Kaiser aber führte damals die Waffen wider Spanien. Da sandte Leovigild Boten zu dem Sohne und ließ ihm sagen: ‚Komme zu mir, denn es giebt Dinge zwischen uns, über die wir zu verhandeln haben.' Jener antwortete: ‚Nimmer werde ich vor dir erscheinen, denn verhaßt bist du mir, da ich rechtgläubig bin.' Darauf gab der Gotenkönig dem Statthalter des Kaisers 30,000 Solidi*), damit er dem Sohne seine Hilfe entzöge und rückte mit einem großen Heere gegen Hermenegild ins Feld.

Hermenegild rief jetzt die Griechen herbei und zog zum Kampfe aus wider den Vater, während sein Weib in der Stadt zurückblieb. Da er aber dem Leovigild gegenüber stand, verließen ihn seine Hilfstruppen. Er sah ein, daß jeder Widerstand vergeblich sei, suchte in einer nahen Kirche Schutz und rief aus: ‚O, daß doch mein Vater nicht über mich käme. Denn schwere Sünde ist es, wenn der Vater vom Sohne oder der Sohn vom Vater den Tod erleiden muß.' Als Leovigild solches hörte, schickte er zu ihm den Bruder. Dieser schwur ihm einen Eid, nichts Schimpfliches solle ihm widerfahren, und sagte: ‚Komme selbst und wirf dich unserem Vater zu Füßen. Er wird dir alles verzeihen.' Hermenegild aber bat, daß man den Vater zu ihm herbeihole, und da dieser die Kirche betrat, warf er sich jenem zu Füßen. Leovigild hob ihn auf, küßte ihn, und nachdem er ihn mit milden Worten bethört hatte,

*) Ein Solidus ursprünglich = 12 Mark 60 Pf.

geleitete er ihn in sein Lager. Aber nicht gedachte der König seines Eides, sondern gab den Seinen ein Zeichen. Darauf ergriffen diese den Sohn, beraubten ihn seiner Kleidung und zogen ihm ein schlechtes Gewand an.

Hierauf ging er nach der Stadt Toletum zurück. Dort nahm man dem Sohne des Königs seine Diener. Allein, von einem geringen Knecht nur begleitet, mußte er in die Verbannung ziehen."

Über das Ende Hermenegilds und seiner Gemahlin berichtet Gregor an einer anderen Stelle:

„Ingundis war von ihrem Gemahl zurückgelassen worden und sollte nun mit ihrem kleinen Sohne zum Kaiser gebracht werden. Aber auf der Reise noch starb sie in Afrika und fand hier ihr Grab. Ihren Gemahl aber befahl Leovigild zum Tode zu führen."

20. König Reccared.

Leovigild sollte der letzte arianische König auf dem Throne der Westgoten sein. Sein Sohn und Nachfolger Reccared (586—601) bekannte sich auf der Synode zu Toledo 587 feierlich zum katholischen Glauben. Dem Beispiele des Herrschers folgten die meisten arianischen Bischöfe und ein großer Teil der Westgoten. Was den König bewog, von dem Bekenntnis seiner Väter zu lassen, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Erkannte er die geistige Überlegenheit des Katholicismus, seine siegreiche Konsequenz, suchte er in dem Episkopat, dem geistlichen Adel, eine Stütze gegen die weltlichen Großen, wollte er endlich die hauptsächlich um des Glaubens willen einander widerstrebenden Elemente seines Reiches, Goten und Römer, miteinander vereinigen? Vergeblich hatte Leovigild den Versuch gemacht, auf Kosten des katholischen Glaubens die Einheit des Bekenntnisses herzustellen. Solange aber der religiöse Hader dauerte, war an eine Erstarkung im Innern des Reiches nicht zu denken, waren die römischen Unterthanen jederzeit bereit, mit Byzanz und dem gefährlichen Frankenreich gemeinsame Sache gegen den verhaßten Herrn zu machen. Welcher Beweggrund auch der durchschlagende war, — das Westgotenreich trat zu Rom über.

Und dieses Aufgeben des religiösen Gegensatzes zur katholischen Welt war von weittragenden Folgen. Zwei Jahrhunderte lang hatten die Goten unter den Römern gelebt, ohne ihre Sprache, Sitten, Gebräuche und Denkweise zu verändern. Jetzt fiel die hauptsächlichste

Scheidewand, welche die beiden Völker getrennt hatte. Das Gesetz, welches bis dahin Ehen zwischen Goten und Römern verboten hatte, wurde aufgehoben, und ein gemeinschaftliches Gesetzbuch für beide Völker gegeben. Kein Wunder war es, wenn nun die gotische Sprache, die Sprache Ulfilas, in der bisher die Gesetze niedergeschrieben, der Gottesdienst verrichtet und alle öffentlichen Verhandlungen gehalten worden waren, allmählich von der lateinischen Sprache, die schon durch eine alte, reiche Litteratur im Übergewichte war, verdrängt wurde.

Während aber die ganze übrige Welt nur Scenen des Krieges und Bürgerzwistes sah, in Italien Langobarden und Byzantiner, im Frankenreich die Könige miteinander kämpften, erlebte Spanien unter der milden und weisen Regierung König Reccareds noch einmal eine glückliche Friedenszeit.

Isidor von Hispalis, ein Zeitgenosse noch des Königs, hat uns eine warme Schilderung seines Charakters hinterlassen, die hier folgen möge*):

„Nach dem Tode Leovigilds wurde Reccared mit der Krone geschmückt, ein Mann von warmer Liebe zur Religion und grundverschieden vom Wesen seines Vaters. Denn jener war höchst kriegsgewaltig und ohne Religion, dieser aber frommgläubig und groß durch den Frieden. Jener erweiterte durch die Kunst der Waffen seines Volkes Reich, dieser erhöhte sein Volk durch den Ruhm des Glaubens. Gleich im Anfange seiner Herrschaft wandte er sich dem katholischen Bekenntnisse zu und führte die Stämme des ganzen Gotenvolkes von jener alten verderblichen Irrlehre hinweg zum rechten Glauben. Hierauf versammelte er ein Konzil seiner Bischöfe aus den verschiedenen Teilen Spaniens und Galliens zur Verdammung der arianischer Ketzerei. Der fromme Fürst war bei dieser Versammlung selbst zugegen und gab ihm Ansehen durch seine Gegenwart und seine Unterschrift. Mit allen den Seinigen entsagte er dem falschen Glauben, in welchem bisher nach der Lehre des Arius das Volk der Goten gelebt hatte, und bekannte die Einheit der drei Personen in Gott: daß der Sohn vom Vater aus demselben Wesen gezeugt sei, der heilige Geist unzertrennlich vom Vater und Sohn ausgehe, daß beide denselben Geist hätten und eins seien.

Ruhmvoll führte er auch den Krieg gegen feindliche Völker, gestärkt durch die Macht des Glaubens. Denn da die Franken mit 60,000 Be-

*) Isidori Hispalensis episcopi opera omnia rec. Faustino Arevalo. Romae 1803. Vol. VII. p. 124.

waffneten in das westgotische Gallien einfielen, sandte er den Feldherrn Claudius gegen sie aus und erlangte einen glänzenden Erfolg. Kein Sieg, den die Goten je in Spanien errungen haben, übertraf diesen oder kam ihm nur gleich. Denn erschlagen oder gefangen wurden viele Tausende. Das übrige Heer aber wurde in die Flucht geschlagen und erlitt, von den Goten bis zu den Grenzen des Reiches verfolgt, noch weitere schwere Verluste.

Oft auch hat er Heere gegen die Anmaßungen der Römer und die Einfälle der Waskonen*) ausziehen lassen. Aber nicht sowohl den blutigen Ernst des Krieges galt es hierbei. Vielmehr schien er dabei nur sein Volk, wie beim Waffenspiel, nur des Nutzens wegen zu üben. Sein Vater hat Provinzen durch die Feldschlacht erworben, er dagegen hat sie im Frieden bewahrt, mit Gerechtigkeit geleitet und weiser Mäßigung regiert. Viele haben auch gegen ihn sich erhoben, aber sie wurden entdeckt und vermochten ihre Anschläge nicht zu vollenden.

Willfährig war er, sanft, von seltener Herzensgüte, und so viel Wohlwollen, so viel Freundlichkeit hatte er für das Volk im Herzen, daß er alle für sich gewann und selbst die Bösen zur Liebe zwang. Und so freigebig bewies er sich, daß er die Güter der Unterthanen und Schätze der Kirche, die sein Vater geraubt und dem königlichen Schatze übergeben hatte, dem rechtmäßigen Eigentümer zurückstellte. So milde war er, daß er die Abgaben dem Volke oft erließ. Viele beschenkte er mit irdischen Gütern, sehr viele schmückte er mit reichen Ehren. Seine Schätze legte er an in dem Segen der Dürftigen und seine Reichtümer im Danke der Armen. Er beherzigte jederzeit, daß das Reich ihm gegeben sei, damit er es zum Heile des Volkes verwalte. Was er aber gut begonnen hatte, endete er gut. Denn wie er zuerst den Ruhm des rechten Glaubens gewann, so vermehrte er denselben noch zuletzt durch ein öffentliches Bekenntnis seiner Sünden und seine Reue.

Nachdem er fünfzehn Jahre geherrscht hatte, starb er zu Toletum eines friedlichen Todes."

21. Das Ende des Westgotenreiches.

Es hat auch nach Reccared nicht an glänzenden Herrschergestalten, an Heerführern und Gesetzgebern auf dem Throne des Westgotenreiches

*) Basken.

gefehlt. Aber der glücklichen Zeiten hat es nur noch wenige gegeben. Das Volk litt, während die Könige zum Spielball der Parteien wurden, unter dem Drucke der Großen und durch die Bürgerkriege, in denen jene sich in nimmer rastendem Hader befehdeten, und verlor zugleich, durch keinen Kampf mehr gegen auswärtige Feinde geübt, seine kriegerische Tüchtigkeit. Überall regte sich Unzufriedenheit, und offen erhob sich der Verrat. Da trat die Katastrophe herein und vernichtete mit einem Schlage das Reich, das schon längst zum Falle reif war. Der Islam, der eben erst den ganzen Norden Afrikas bezwungen hatte, flutete über die schmale Meerenge hinüber nach Spanien, warf in der einen Schlacht von Xerez de la Frontera nach kurzem Widerstande das in sich gespaltene Reich nieder und vernichtete das Königtum in Roderich, dem letzten Herrscher. Unaufhaltsam jagten die maurischen Scharen, jeden Widerstand im Keime erstickend, über die Halbinsel, zwangen die festen Burgen und Städte der Westgoten zur Unterwerfung und machten nicht eher Halt, als bis die Fahne des Propheten von den Zinnen des Königsschlosses zu Toledo wehte.

Die Erzählung von dem Sturze des Westgotenreiches ist frühzeitig von dem Grün der Sage umwoben worden, welche in dramatischer Weise alle Schuld auf das Haupt des letzten Königs Roderich*) häufte. Er hat seinen Vorgänger Witiza getötet, sich der Herrschaft bemächtigt und die schöne Donna Cava oder Florinda, die Tochter des Grafen Julian von Ceuta, verführt. Aber die Rache ereilt ihn. Graf Julian führt die Mauren ins Land, und Witizas Söhne verraten den verhaßten König in der entscheidenden Feldschlacht.

Wir lassen die Sage von König Roderichs Fall hier folgen, wie sie Erzbischof Roderich Ximenez von Toledo in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts aufzeichnete**):

„Es lebte zu dieser Zeit in Afrika ein Fürst, der hieß mit Namen Musa***) und war von Walid†) zum Statthalter Afrikas eingesetzt worden. Mit diesem setzte sich Graf Julian ins Einvernehmen und versprach ihm, wenn er ihm Zutrauen schenke, so wolle er Spanien in seine Hände liefern. Musa ibn Noçair aber freute sich sehr, da

*) 709—711.

**) Chronica Hispaniae III. 19, 20 in der Hispania illustrata seu rerum urbiumque Hispaniae etc. scriptores varii. Francfurt. 1603. II p. 63.

***) Mûsâ ibn-Noçair.

†) Der Chalif Walîd I. (705—715).

er dies vom Grafen Julian hörte. Hatte er doch Proben von des Grafen Tapferkeit zum Schaden seines Volkes erfahren müssen. Sogleich meldete er das Versprechen dem Walîd. Dieser aber verbot ihm, nach Hispanien zu gehen, denn er fürchtete, daß er in Gefahr geraten könnte. Er befahl ihm jedoch, einige wenige auszusenden, damit man über das Versprechen des Grafen Klarheit gewinne. Musa aber gesellte dem Grafen Julian einen Mann, namens Tarif, mit dem Beinamen Abienzarcha*) zu, 100 Soldaten und 400 afrikanische Reiter. In vier Schiffen gingen diese über die Meerenge im Jahre der Araber 91 und der spanischen Ära 750, in dem Monate, der genannt wird Ramadan**). Dies war das erste Mal, daß die Araber übers Meer kamen. Sie landeten an einer Insel diesseits der Meerenge, die sie nach dem Namen des Führers Gelzira Tarif***) nannten. Hier machte Tarif Halt, bis seine Mitverschworenen aus Spanien herbeikamen. Dann griff er zuerst Gelzirat Galadra†) an, schleppte viel Beute von da hinweg und verwüstete noch andere Küstenlandschaften. Damit begann das unglückliche Spanien, das seit der Zeit König Leovigilds fast 140 Jahre lang im Frieden gelebt hatte, von nun an, da die blutigen Kämpfe alter Zeit sich erneuerten, wieder verheert zu werden. Ein Blutbad wurde in Lusitanien und Bätica angerichtet. Dann kehrte Julian mit den Arabern, welche er herbeigeführt hatte, zu Musa zurück. Seine Seele aber war voll Hochmut.

Hierauf ging Musa, von Walîd gerufen, nach Afrika. Doch ließ er in der Herrschaft des Landes den Tarik Abenti††) zurück und schärfte ihm ein, dem Grafen Julian Hilfstruppen zu geben und die Freundschaft zu bewahren. Dann aber gab er dem Grafen Julian 12,000 Krieger, die jener vereinzelt in Kaufmannsschiffen nach Afrika führte, damit die Absicht des Überganges nicht wahrgenommen würde. Und sie sammelten sich bei jenem Berge, der nach dem Namen jenes Mauren heute noch Gebel Tarik†††) genannt wird. Solches geschah im Monat Regeb im Jahre der arabischen Herrschaft 92 und der spanischen Ära 751†*).

---

*) Abû-Zora Tarîf hieß der arabische Führer.

**) Im Juli 710 nach unserer Zeitrechnung.

***) Gesîra Tarîf, jetzt Isleta de Tarifa oder de las Palómas, südlich von der Stadt Tarifa.

†) Gesîrat el-Khadrâ, jetzt Algeziras.

††) Târik ibn-Zijâd.

†††) Jetzt Gibraltar.

†*) Im Jahre 711 nach unserer Zeitrechnung.

Als dies zur Kenntnis König Roderichs kam, schickte er seinen Vetter Eneko gegen sie aus. Dieser geriet mit ihnen wiederholt in Kampf, wurde öfter besiegt und zuletzt getötet. Dadurch aber gewannen die Araber Vertrauen und wuchs ihre Kühnheit. Graf Julian führte sie durch Bätica und Lusitanien. Da vergaß das Heer der Goten, erschreckt durch den ersten Einfall und durch den langen Frieden der Waffen ungewöhnt, seines alten Ruhmes. Thatenlos und ohne Kraft, unkriegerisch und des Kampfes unkundig war das Volk.

So fanden die Goten schneller den Tod als die Rettung.

Tarik kehrte mit dem Grafen Julian zu Musa nach Afrika zurück. Julians Treue aber wurde nach solchen Thaten offenbar. Darum übergab auch Musa dem Tarik und dem Grafen ein größeres Heer und hielt zurück den Nacila, den Grafen von Tingitana, denn er fürchtete die Anschläge des hinterlistigen Grafen, wenn er ihn mit den anderen zugleich schicke. Diese begannen nun, als sie in Spanien gelandet waren, sogleich Bätica und Lusitanien durch Brand und Zerstörung zu verwüsten. Da aber König Roderich von dem Unglück der Seinen und der Verheerung seines Landes hörte, warf er sich den nahenden Arabern entgegen und stürmte eilig auf ihr Heer ein. So kam er zum Flusse Guadalete*) bei der Stadt Assidona, die jetzt Xeres**) genannt wird. Hier lagerte er dem afrikanischen Könige gegenüber. König Roderich hatte eine goldene Krone auf dem Haupte, trug goldgestickte Kleidung und wurde von zwei Maultieren in einer Sänfte von Elfenbein getragen, wie es die Würde der gotischen Könige erforderte.

Acht Tage lang kämpfte man ununterbrochen von Sonntag zu Sonntag, so daß von Tariks Heere fast 16,000 fielen. Aber als Graf Julian und die Goten, die bei ihm waren, einen heftigen Angriff unternahmen, wankte die Schlachtreihe der Christen, die durch langen Frieden und Wohlleben schwach, unkriegerisch und kampfesunlustig geworden waren, und wandte sich zur Flucht.

An einem Sonntag, am fünften Tage vor den Iden des Monats Xavel im Jahre 92 der Araber und 752 der spanischen Ära wurde König Roderich und das christliche Heer besiegt und auf der vergeblichen Flucht erschlagen***). Zwei Söhne Witizas, die mit dem Grafen Julian eine

*) Arabisch Wâdi-Becca, jetzt Salado.

**) Xeres de la Frontera.

***) 25./26. Juli 711 unserer Zeitrechnung.

heimliche Verschwörung eingegangen waren, standen dem König Roderich in diesem Treffen bei. Der eine führte den linken, der andere den rechten Flügel des Heeres. In der Nacht vorher hatten sie mit Tarik ein Abkommen getroffen, demgemäß sie selbst vom Kampfe ablassen wollten, damit der Sieg über das Gotenheer leicht errungen werden könne. Bei der Tapferkeit König Roderichs durfte man erwarten, daß er lieber fallen als fliehen würde. War er aber tot, dann mußte ihnen das Reich zufallen. Denn noch glaubten sie nicht, daß die Araber des Landes sich bemächtigen wollten oder könnten.

Und so geschah es. Mitten im Kampfe ließen sie die Waffen ruhen und flohen. Tarik aber hatte ihnen versprochen, alles wiederzugeben, was einst ihrem Vater gehört hatte.

Es steht fest, daß das christliche Heer mehr als 200,000 Streiter zählte. Aber das Volk war durch eine zwei Jahre währende Hungersnot und Pest geschwächt. Und da die göttliche Gnade ihre schützende Hand von Spanien abzog, so unterlag jenes siegreiche Volk, jener edle Stamm der Goten, dem sich Asien und Europa ergeben hatten und vor denen das Volk der Vandalen nach Afrika geflohen war, den siegreichen Arabern.

Als noch die Schlacht mit den Arabern tobte, drang König Roderich tapfer auf die Feinde ein, aber die tapfere gotische Hand, die gewohnt war, sich im Blute vieler Feinde zu baden, erlag und sättigte mit ihrem Blute den Gegner.

Julian ermunterte die Goten, die bei ihm waren, und die Araber, jetzt kühner anzugreifen, und da von beiden Seiten die Kampfeswut sich mächtig hob, so sanken hier wie dort Tausende tödlich getroffen zu Boden. Schon beginnt das Gotenheer überall zu wanken. Unermüdlich aber stürmt König Roderich vor. Noch eine Zeit lang zieht sich das Treffen hin, aber die einen von den Goten decken bald das Schlachtfeld, die anderen suchen in der Flucht Rettung.

Was aber unterdessen aus König Roderich geworden ist, weiß niemand zu sagen. Nur Krone und Kleid, Schmuck und seine Stiefel, geziert mit Gold und Edelsteinen, und sein Roß, Orelia genannt, wurden an einer sumpfigen Stelle nahe dem Flusse gefunden, der Körper des Königs jedoch nie entdeckt."

Das ist die Überlieferung von dem Ende des Westgotenvolkes, wie sie sich bald nach der Schlacht bei Xerez gebildet hat. Ein einziger ge-

waltiger Kampf hatte hingereicht, das blühende, reiche Land eine Beute des Islam werden zu lassen. Aber wenn auch Spanien vollständig unterworfen schien und anfänglich kaum ein erheblicher Widerstand sich empor wagte, allmählich erwuchsen, begünstigt durch die zahlreichen Bürgerkriege, welche der Stammeshaß unter den Arabern auch in dem eroberten Lande hervorrief, im Norden inmitten der Schluchten der Sierren freie christliche Staaten. Unter wechselvollen Schicksalen, in erbittertem Kampfe der Verzweiflung, wurden hier Königreiche gegründet, die Schritt für Schritt nach Süden vordrangen und der Herrschaft des fremden Volkes und Glaubens nach einem siebenhundertjährigen Rassen- und Glaubenskriege ein Ende setzten. In diesen Kämpfen sind die Gegensätze von Siegern und Besiegten, von Goten und Römern gefallen, ist aus beiden ein neues Volk zusammengewachsen, das seine Kraft und Tüchtigkeit, die es unmittelbar nach dem Ringen mit den arabischen und maurischen Eindringlingen in einer neuen Epoche der Weltgeschichte auf allen Schauplätzen der Erde in glänzenden Thaten beweisen sollte, nicht am wenigsten dem germanischen Stamme verdankt, der an seinem Entstehen Anteil gehabt hat.

Drittes Kapitel.

Die Vandalen.

1. Vorgeschichte der Vandalen.

Die Vandalen gehören zu der großen Gruppe der gotischen Stämme und haben ehedem mit Ost- und Westgoten zusammen im Norden unseres Vaterlandes gewohnt. Später finden wir sie am Nordabhange des asciburgischen Gebirges, des Riesengebirges unserer Tage. Schon damals treten sie uns in zwei Völker geteilt entgegen. Asdingen heißen die einen, die anderen Silingen. Als mit den Markomannenkriegen die große Bewegung der germanischen Stämme gegen das Römerreich begann, hatten die Vandalen schon ihre alten Wohnsitze verlassen und neue in den Donauländern gefunden. Hier kämpften sie mit den Römern, gerieten aber auch mit den stammverwandten Goten in einen furchtbaren Kampf, von welchem uns Jordanis eine sagenhafte Kunde aufbewahrt hat. So groß war der Verlust, den die Vandalen an den Ufern der Marosch erlitten hatten, daß sie aus Dakien hinweg und über die schützende Donau nach Pannonien zogen, wo sie von Kaiser Konstantin einen Landstrich eingeräumt erhielten. Hier weilten sie ruhig während der nächsten sechzig Jahre, bis der Einfall der Hunnen die ganze östliche Völkerwelt in Schrecken setzte und zur Wanderung zwang. Bald finden wir die Vandalen am Rhein mit den Römern im Kampfe, erst vereinzelt, dann sehen wir zu Anfang des fünften Jahrhunderts das gesamte Volk unter seinem Könige Godigisel in Bewegung gegen die Grenze Galliens. Alanen und Sueben sind mit ihm im Bunde. Wohl fiel der König mit 20,000 Männern seines Volkes in einer blutigen Schlacht gegen die Franken am Rhein, aber es gelang dem Reste der Vandalen, im Bunde mit den Alanen in den letzten Tagen des Jahres 406 den Strom zu

überschreiten. Drei Jahre lang verheerten sie das wehrlose Gallien bis zu den Pyrenäen hin. Dann stiegen sie im Herbste 409 über das Gebirge und brachen zugleich mit den Sueben in Spanien ein. Damals war Guntherich König der Vandalen. Aber für den Unmündigen führte sein älterer Bruder, der aus unebenbürtiger Ehe entsprossene Genserich, die Herrschaft, und als später Guntherich starb, folgte ihm Genserich auf dem Throne nach.

Zwei Jahre lang hatten die Germanen Spanien geplündert, dann teilten sie nach germanischer Sitte durch das Los das eroberte Land. Die Sueben und die asdingischen Vandalen erhielten Galicien, während die silingischen Vandalen Bätica, die Alanen Lusitanien und Karthagena besetzten und den Römern die tarraconensische Provinz blieb. Kaiser Honorius, der damals hinter den festen Wällen von Ravenna vor den Stürmen der Westgotenwanderung eine sichere Zuflucht gefunden hatte, konnte für den Augenblick nicht daran denken, den Vandalen ihre Eroberungen streitig zu machen. So kam es zu einem Abkommen. Wie anderswo, so verpflichteten sich auch hier die eingedrungenen Germanen, unter römischer Oberhoheit die besetzte Provinz gegen weitere Angriffe zu verteidigen. Aber ruhige, friedliche Zeiten traten damit noch nicht ein. Athaulf war mit seinem Volke nach Gallien gezogen und versuchte von hier aus die Eroberung Spaniens. Nach seinem Tode trat Walja in seine Fußstapfen. Der neue König setzte seine Züge im Lande jenseits der Pyrenäen fort, und zwar im Einverständnis mit den Römern. Die Möglichkeit schien sich für Honorius zu bieten, ein germanisches Volk durch das andere zu vernichten und das verlorene Spanien dem Reiche wiederzugewinnen, denn der alte Haß, der die stammverwandten Goten und Vandalen schon an der Donau entzweit hatte, flammte in der Pyrenäenhalbinsel von neuem auf. Die Silingen wurden vernichtet, die asdingischen Vandalen gezwungen, ihre gefährdeten Sitze in Galicien zu verlassen. Sie zogen nach dem Süden, nach Bätica. Hier wuchsen die beiden Stämme zu einem Volke zusammen und nahmen auch die von den Westgoten überwundenen Alanen unter sich auf. Dadurch erstarkte König Guntherichs Macht, so daß er eine Zeit lang vermochte, Sueben, Goten und Römern Widerstand zu leisten. Im Jahre 422 schlug er den römischen Oberfeldherrn Castinus samt seinen westgotischen Hülfsvölkern und zwang ihn mit einem Verluste von 20,000 Mann das Land zu räumen; drei Jahre später eroberte er Karthagena und Sevilla und errang sich dadurch in Spanien eine gebietende Stellung.

Damals richtete das erstarkende Volk seine Blicke auf die benachbarten balearischen Inseln und auf Afrika. Welche Provinz konnte solche Vorteile gewähren, wie sie gerade Afrika damals bot? Das einzige Land des römischen Reiches, welches den Raubzügen germanischer Scharen noch nicht zum Opfer gefallen war, reich durch die verschwenderische Fülle der Natur, schuf zugleich eine gesicherte militärische Position. Während der Besitz Spaniens die Vandalen zwang, fortwährend gegen Sueben, Römer und Westgoten im Feldlager zu stehen, hatten sie in Afrika keinen gefährlichen Nachbarn. Das hatten schon Alarich und Walja erkannt, als sie den Versuch machten, nach Afrika überzusetzen. Beiden war aber die Erfüllung ihres Wunsches versagt geblieben. Jetzt sannen Guntherich und Genserich auf die Eroberung der blühenden Provinz, und diesmal war das Glück mit den Germanen, denn derselbe Mann, der berufen war, ihre Angriffe abzuwehren, der weströmische Statthalter in Afrika, Bonifacius, bot den Vandalen selbst die Hand zur Besetzung der Provinz, aus Haß, wie die allerdings in mehr als einer Hinsicht angezweifelte Überlieferung erzählt, gegen die Kaiserin Placidia, die, so hatte sein Feind Aëtius unter der Maske der Freundschaft ihm heuchlerisch hinterbracht, einen Anschlag gegen ihn plante.

Die Vandalen gingen auf Bonifacius' Vorschlag ein, und da zu jener Zeit König Guntherich im Kampfe sein Leben verlor, zog Genserich als alleiniger König mit seinem Volke im Jahre 429 nach Afrika hinüber. Noch ehe er Spanien verließ, hatte er sich rasch gegen die Sueben gewendet, welche das geräumte Gebiet besetzen wollten, und sie in entscheidender Schlacht bei Merida vernichtet. Zu spät erkannte Bonifacius, wie sehr er getäuscht worden war. Rom mußte seinen Irrtum mit dem Verluste seiner schönsten Provinz bezahlen.

Genserichs Macht wuchs. Seine Vandalen, die an den waldigen Abhängen des Riesengebirges, in den Ebenen an der Donau und im Innern Spaniens gewohnt hatten, wandelten sich an der Küste Afrikas zu kühnen Korsaren um und plünderten weit und breit die Küsten des mittelländischen Meeres. Genserich selbst führte gewaltig das Scepter und erscheint als der mächtigste Germanenkönig jener Zeit. Er war, so schildert ihn der Gote Jordanis*), von mittlerer Größe und hinkte infolge eines Sturzes, den er mit dem Pferde erlitten hatte. Sein tief sinnender Geist machte ihn sparsam an Worten. Ein Verächter der

*) Jord. de reb. Get. c. 53.

Schwelgerei, dem Jähzorn geneigt und der Habsucht ergeben, besaß er besondere Geschicklichkeit, andere Völker für sich zu gewinnen. Er verstand es, zu jeder Zeit den Samen der Zwietracht auszustreuen und Haß zu erregen. So zeichnet Jordanis sein Bild, und was er von Thaten Genserichs erzählt, stimmt mit jener Zeichnung. Der Vandalenkönig verhängt über die Tochter des westgotischen Herrschers Theoderich, die Gemahlin seines Sohnes, auf nichtigen Verdacht hin eine gräßliche Strafe und fordert damit den tödlich beleidigten Vater zur Rache heraus. Um aber einem Angriffe der Westgoten zu entgehen, ruft er Attila zum Kampfe gegen das verwandte Volk und beschwört damit eine furchtbare Gefahr für den Westen herauf. Anderes erzählt uns Prokop. Was er berichtet, läßt uns Genserichs Gestalt noch düsterer erscheinen. Hierhin und dorthin trägt er ohne Veranlassung seine Waffen, ein Zwillingsbruder Attilas in der Vernichtung, findet er seine Freude am Blutvergießen und Zerstören. Doch nur vorsichtig dürfen wir aufnehmen, was er und andere orthodoxe Schriftsteller wie Victor Vitensis über Genserich und seine Vandalen berichten, und nie dürfen wir außer Acht lassen, daß wir in der Hauptsache auf die Erzählungen der Feinde Genserichs angewiesen sind, von denen ein gerechtes Urteil nicht erwartet werden kann. Aber so viel ist gewiß: Während die anderen germanischen Könige, wie die Westgoten Alarich, Athaulf, Walja, Theoderich und der große Ostgote Theoderich und seine Tochter Amalaswintha danach streben, von den römischen Kaisern anerkannt zu werden, mit ihnen in Frieden zu leben und im Innern ihrer Länder die Gegensätze zwischen Siegern und Besiegten, Arianern und Orthodoxen auszugleichen versuchten, hat Genserich im Kampfe mit den Römern sich sein Reich erobert und von hier ununterbrochen seine Gegner durch kühne Raubzüge beunruhigt, hat er die Römer arg bedrängt, sie aus dem fruchtbaren Gebiete von Karthago vertrieben oder sie verknechtet mit ihren Gütern an seine Vandalen verteilt oder, wenn er ihnen auch die Freiheit gewährte, sie unter einer drückenden Steuerlast erliegen lassen, hat er endlich die Katholiken um ihres Glaubens willen mit Härte verfolgt.

Die Geschicke des Vandalenreiches hat uns der Grieche Prokopius erzählt.

Prokopius stammt aus Käsarea in Palästina und ist wohl Ende des fünften oder gleich im Anfange des sechsten Jahrhunderts geboren. Er widmete sich dem Studium des Rechts und machte sich in Byzanz vermutlich als Rechtsgelehrter bekannt. Kaiser Justin der Ältere er-

nannte ihn kurz vor seinem Tode zum rechtskundigen Rat und Sekretär des Feldherrn Belisar, und dieses Ereignis sollte für sein ganzes äußere und innere Leben entscheidend wirken, denn über zwanzig Jahre lang war Prokopius der Genosse Belisars auf allen Feldzügen, die jener in Asien, Afrika und Europa führte, und hier im Gefolge des Feldherrn und im Lager sammelte er seine Wahrnehmungen über Sitten und Geschichte der barbarischen Völker, seine Erlebnisse in den Kriegen Justinians gegen Perser, Vandalen und Goten zu dem bedeutenden Geschichtswerke, das er uns hinterlassen hat. Im Jahre 533 ging er mit in den Vandalenkrieg. Er blieb in Afrika auch nach der glücklichen Beendigung des Kampfes unter Belisars Nachfolgern und folgte erst 536 seinem Feldherrn auf den Kriegsschauplatz nach Italien. Hier weilte er bis zum Jahre 540, in welchem er mit Belisar, der zur Abwehr der Perser von Justinian abberufen wurde, das Land verließ, um mit nach dem Orient zu gehen. Später lebte er in Byzanz, wo er hohe Ämter bekleidete. Wann er gestorben ist, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen, doch ist es wahrscheinlich, daß er das Jahr 558 noch erlebt hat.

Von seinen Werken, den Historien, de aedificiis und den Anecdota, behandelt das zweite die Bauten Justinians und ist ein Panegyrikus auf den Kaiser. Das letztere ist die vielberufene Geheimgeschichte seiner Zeit. Für unsere Zwecke kommen nur die Historien in Betracht, eine Erzählung aller der Kämpfe, die unter Justinians Regierung gegen die von allen Seiten gegen das römische Reich hereinstürmenden Barbaren geführt wurden. Diese Historien Prokops sind für uns eine Quelle ersten Ranges für die Geschichte der Vandalen und Goten, denn wir besitzen kein anderes Werk aus der ganzen Zeit der Völkerwanderung, das uns so reiche und zumeist zuverlässige Nachrichten darbietet, wie diese Arbeit des byzantinischen Historikers. Keiner der von uns benutzten Geschichtschreiber war aber auch in günstigerer Lage. Prokopius lebte im Gefolge des ersten Feldherrn seiner Zeit und hatte Gelegenheit, vieles zu sehen und zu hören, was anderen versagt blieb. Daß er oft als Augenzeuge den Ereignissen beiwohnte, die er schildert, giebt seiner Erzählung, wie breit sie auch fließt, wie geschraubt auch sein Stil sein mag, hohen Reiz, denn erzählt er Selbsterlebtes, so spricht er mit größerer Anschaulichkeit, trägt er die Farben reicher auf, treten uns seine Gestalten lebendiger vor Augen. Dies ist namentlich der Fall bei dem Kampfe der Griechen gegen Gelimer bei Decimum, dann im Gotenkriege bei der Schilderung von den Schlachten um Rom, der Belagerung von Auximum und der

Einnahme von Ravenna. Berichtet er dagegen was er von anderen gehört, dann ist auch seine Erzählung weniger übersichtlich. Dies zeigt sich besonders bei der Erzählung vom Verlaufe des Gotenkrieges unter Totila und Teja. Doch auch hier ist der Geschichtschreiber eifrig bemüht gewesen, die Wahrheit zu erforschen und von einander widersprechenden Überlieferungen die zuverlässigste zu geben.

Die Erzählung unterbricht Prokopius durch eingestreute Bemerkungen über die Vorgeschichte der Völker, mit denen Belisar kämpfte, und allerhand geographische Angaben. Dann aber schiebt er auch nach der Weise alter Historiker oft Reden ein, die er den handelnden Personen in den Mund legt, um so dem Leser einen Einblick in die Beweggründe Belisars und seiner Gegner zu geben, ihre Gefühle, ihre Ziele uns darzulegen. Zumeist sind diese eingeflochtenen Reden nur rhetorische Übungen ohne Wert. Deshalb haben wir sie zum größten Teil weggelassen. Nur wo sie die bewegenden Gegensätze scharf und klar charakterisieren, sind sie in die Übersetzung aufgenommen worden.

Wie sehr auch Prokop bemüht ist, die Wahrheit zu sagen, ganz unparteiisch vermag er natürlich nicht die Heldenkämpfe der Vandalen und Goten zu betrachten. Dazu ist er zu sehr der Römer und Byzantiner. Selten hat er einmal ein Wort der Anerkennung für die Tapferkeit seiner Gegner. Vielmehr erfüllt ihn Freude, daß die alte Kultur immer noch über die ‚Barbaren' triumphiert, und oft genug hebt er selbstbewußt die römische Tapferkeit, Tugend, Selbstbeherrschung und die sittliche und geistige Bildung gegenüber der Roheit und der lediglich physischen Macht der Barbaren hervor, spendet er reichlich der Überlegenheit der römischen Waffen sein Lob und vergißt dabei, daß die besten Söldner des griechisch-römischen Reiches keine Griechen und Römer, sondern Fremde und nicht am wenigsten die verachteten Barbaren waren. Aber trotzdem — auch in der Darstellung des Römers sind die Geschicke der Vandalen und Ostgoten von ergreifender Wirkung. Weniger mögen vielleicht die Vandalen unser sympathisches Interesse erregen, wenn auch Gelimers Schicksale rühren müssen, aber der Untergang der Ostgoten, wohl des edelsten unter den germanischen Stämmen, ist unstreitig eines der erschütterndsten Ereignisse der Weltgeschichte. Kein Zug des Mitleids geht durch Prokopius' Erzählung, ja er, der so gern für die alte römische Tugend schwärmt, findet da, wo er berichtet, in wie treuloser Weise Belisar die Goten in Ravenna täuscht und zur Unterwerfung zwingt, nicht einmal ein Wort des Tadels. Darin zeigt er eben, wie ihm das richtige

sittliche Urteil fehlt, und daß er unter den unsittlichen Einflüssen der herrschenden Kreise steht.

Noch müssen wir endlich der religiösen Anschauungen des Geschichtschreibers mit kurzen Worten gedenken. Prokopius ist Christ, aber die welterlösende Lehre hat sein Inneres nicht ergriffen, und konnte das Christentum auch nicht spurlos an ihm vorübergehen, im ganzen steht er ihm kühl gegenüber. Nach Natur und Bildung ist er Heide. Inmitten seiner Weltanschauungen ringt er vergeblich nach objektiver Wahrheit. Nichts hält er für unumstößlich gewiß im Gebiete des Glaubens und der Philosophie, alles ist nach ihm dem Zweifel unterworfen, aber nichts erscheint ihm auch ganz unmöglich. So kommt es denn, daß der besonnen prüfende Geschichtschreiber auch Unwahrscheinliches neben Wahrscheinlichem berichtet und neben den zuverlässigsten Angaben thörichte Märchen, Prophezeiungen und Wunder auftischt. Zuweilen verzweifelt er wohl selbst an der Aufgabe, Ursache und Wirkung in Zusammenhang zu setzen. Unergründlich und willkürlich, wie die tyrannische Kaisermacht, so ist ihm auch die Macht Gottes, der die Welt lenkt. Der Gottheit Wille ist wie unwiderstehlich, so auch unverständlich. Und auch in dieser Anschauung ist Prokop ein Sohn seiner Zeit.

2. Bonifacius ruft die Vandalen nach Afrika.

Lassen wir Prokopius*) die Geschichte der Vandalen erzählen:

„Die beiden römischen Feldherren Aëtius und Bonifacius waren durch ihre Tapferkeit und ihre Kriegserfahrung allen Männern ihrer Zeit überlegen, aber uneins über die Verwaltung des Reiches. Sie besaßen so viel Seelengröße und waren mit so vielen trefflichen Eigenschaften geschmückt, daß jeder von beiden mit Recht der letzte Römer genannt zu werden verdient: also hatte sich, was Rom je an Tugenden besessen, auf jene Männer vereinigt.

Als nun Placidia den Bonifacius zum Statthalter von ganz Afrika einsetzte, fühlte sich Aëtius durch diese Bevorzugung gekränkt. Aber er verbarg den Haß in seinem Herzen, denn noch war die Feindschaft der beiden Männer nicht ans Licht getreten. Heimlich und unter erheuchelter Miene nährten sie ihren Groll. Später aber, als Bonifacius nach Afrika abgereist war, hinterbrachte Aëtius der Placidia und ihrem

*) De bello Vand. I, 3. Procopius ed. W. Dindorf. Im Corp. script. hist. Byzant. P. II. Bonnae 1833. Übersetzung von Pet. Fr. Kanngießer, Greifswald 1827.

Sohne Valentinian III., jener wolle ihr und dem Kaiser ganz Afrika entreißen und sich selbst zum Gewaltherrn aufwerfen. Leicht aber könnte, so fügte er hinzu, die Wahrheit seiner Angabe erwiesen werden, denn Bonifacius werde niemals, wenn sie ihn nach Rom berufe, ihrem Befehle Folge leisten. Der Kaiserin erschien dieser Rat gut. Sie beschloß, ihn auszuführen.

Aëtius kam ihr jedoch zuvor. Heimlich schrieb er an Bonifacius einen Brief: die Mutter des Kaisers trachte danach, ihn zu stürzen und aus dem Wege zu räumen. Der sicherste Beweis für einen geplanten Anschlag würde es sein, wenn er ohne Grund aus seiner Provinz abberufen werden würde. Dies war der Inhalt des Briefes. Bonifacius schenkte diesen Worten Glauben, und als wirklich Boten erschienen, um ihn an den Hof des Kaisers zurückzurufen, erklärte er, er gehorche weder diesem noch dessen Mutter. Der Warnung des Aëtius aber gedachte er gegen niemand.

Als Placidia von dieser Weigerung hörte, gewann sie die Überzeugung, daß das Wohl des Kaisers dem Aëtius sehr am Herzen liegen müsse. Darum wandte sie sich an ihn um Rat, was man gegen Bonifacius thun müsse. Der Statthalter Afrikas sah aber ein, daß er weder dem Kaiser Widerstand leisten könne, noch auch, wenn er nach Rom ginge, Hoffnung auf Gnade habe. Daher beschloß er denn, alles daran zu setzen, um ein Bündnis mit den Vandalen zustande zu bringen, welche in Spanien nahe der Küste Afrikas ihre Sitze hatten. Hier war Godigisel gestorben und hatten seine Söhne die Herrschaft übernommen, Guntherich, der von einer rechtmäßigen Gattin geboren war, und Genserich, ein unebenbürtiger Sohn. Jener aber war noch ein Knabe, und von Natur wenig thatkräftig, dieser dagegen in den Waffen wohl geübt und allen an listigem Anschlag überlegen. Bonifacius schickte daher einige seiner Vertrauten nach Spanien und schloß mit beiden Söhnen Godigisels ein Bündnis nach dem Grundsatz der Gleichheit unter der Bedingung, daß jeder ein Dritteil Afrikas erhalte und sein Reich gesondert beherrsche. Wenn aber einer von ihnen angegriffen würde, dann wollten sie gemeinschaftlich den Angreifer abwehren. Diesem Bunde traten die Vandalen bei. Sie setzten über die gaditanische Meerenge und gelangten nach Libyen, während die Westgoten Spanien in Besitz nahmen.

Zu Rom aber erschien es den vertrauten Freunden des Bonifacius, wenn sie seine Sinnesart in Betracht zogen und das, was sie jetzt von ihm hörten, damit verglichen, wunderbar, daß Bonifacius' Streben auf

eine Gewaltherrschaft gerichtet sein sollte. Einige gingen darum auf Geheiß Placidias nach Karthago. Als sie hier mit Bonifacius zusammenkamen, gab dieser ihnen des Aëtius Briefe zu lesen. So erfuhren sie den ganzen Zusammenhang. Eiligst kehrten sie darauf nach Rom zurück und berichteten der Placidia, welche Gesinnung Bonifacius in Wahrheit gegen sie hege. Die Kaiserin erstaunte darüber, aber da Aëtius überaus mächtig und der Zustand des Reiches sehr ungünstig war, stand sie davon ab, für das, was Aëtius gegen das kaiserliche Haus verbrochen hatte, ihn zur Rechenschaft zu fordern oder ihm Vorwürfe zu machen. Doch entdeckte sie den Freunden des Bonifacius die Hinterlist des Aëtius und beschwor jene unter eidlicher Gelobung von Sicherheit für sein Leben, sie sollten ihn bewegen, sobald als möglich in das Vaterland zurückzukehren, und in ihn drängen, daß er nicht den Sturz des römischen Reiches, der ihm von fremden Völkern drohe, zulasse.

Als Bonifacius dies vernahm, bereute er seine That und den mit den Barbaren geschlossenen Bund und versuchte die Vandalen durch Bitten und große Versprechungen zum Verlassen Afrikas zu bewegen. Diese schenkten jedoch seinen Worten kein Gehör, sondern meinten, daß sie verhöhnt würden, und zwangen ihn zur Schlacht. Besiegt, warf sich Bonifacius nach Hippo regius, einer festen Stadt Numidiens, welche am Meere liegt. Die Barbaren aber schlugen vor der Stadt ein Lager auf und rüsteten sich zur Belagerung. Damals führte sie Genserich, denn Guntherich war schon gestorben. Man erzählt, der eigene Bruder habe ihn getötet. Die Vandalen dagegen versichern, daß Guntherich schon in Spanien in einem Treffen von den Germanen gefangen und ans Kreuz geschlagen worden, die Vandalen aber von Genserich allein nach Afrika geführt worden seien. Das habe ich von den Vandalen selbst gehört. Lange Zeit lag Genserich vor den Mauern von Hippo regius, doch vermochte er die Stadt weder mit Gewalt noch durch Vertrag in seine Hand zu bringen. Endlich zwang ihn Hungersnot, von der Belagerung abzustehen. Bald nachher nahm Bonifacius mit seinen römischen Truppen, die sich in Afrika befanden, und mit den Verstärkungen, die er in großer Anzahl unter dem Magister militum Aspar aus Rom und Byzanz erhalten hatte, den Kampf gegen den Feind wieder auf. Allein er wurde in einem hartnäckigen Treffen aufs Haupt geschlagen. Jeder rettete sich wohin er konnte. Aspar ging nach Hause zurück, Bonifacius aber begab sich zu Placidia und reinigte sich hier von dem schweren Verdachte, den man fälschlich auf ihn geworfen hatte."

3. Die Kämpfe Genserichs.

Weder Bonifacius noch Aspar hatten es vermocht, den Vandalen Stand zu halten. Aspar kehrte nach Byzanz zurück, Bonifacius aber wurde nach Italien gerufen, wo er im Kampfe gegen seinen alten Feind Aëtius im Jahre 432 ums Leben gekommen ist. Nochmals versuchte Aspar die Verteidigung Afrikas aufzunehmen, aber alle seine Anstrengungen waren vergeblich, und 435 mußte er sich zu einem Friedensvertrag entschließen, der den Vandalen alle ihre bisherigen Eroberungen zu dauerndem Besitze gegen Entrichtung eines Tributs und eidlichen Verzicht auf weitere Ansprüche gewährte. Doch ein ehrgeiziger, kriegerischer Fürst wie Genserich hielt sich an keinen Vertrag gebunden. Kaum ruhten die Waffen und waren in dem römisch gebliebenen Teile Afrikas die Bewohner in die gewohnte Üppigkeit zurückversunken, da rüstete sich der Vandale zu einem neuen Angriff, und den Augenblick wahrnehmend, in welchem der einzige Schirmer des Reiches Aëtius durch Kämpfe in Gallien zurückgehalten wurde, nahm er mitten im Frieden i. J. 439 Karthago weg. Der kühne Handstreich gelang und machte Genserich zum Herrn fast des ganzen Landes.

Der Vandalenkönig war sich darüber klar, daß das ost- wie das weströmische Reich den Versuch machen mußten, ihm Afrika wieder zu entreißen. Um ihnen in nachdrücklicher Abwehr begegnen zu können, schuf er eine Flotte und wurde der gewaltige Seekönig, vor welchem bald alle Inseln und Küsten des Festlandes erzitterten. Valentinian III. sah sich durch jene Raubzüge zu einem Frieden 442 gezwungen, welcher den Vandalen auch die letzten Eroberungen bestätigte. In den nächsten Jahren hören wir nur wenig von Genserich. Erst mit Attilas großem Raubzuge tritt er wieder mehr in den Vordergrund. Es ist an anderer Stelle erzählt worden, in welcher Weise die Überlieferung den Vandalen in jene Ereignisse eingreifen läßt. Auf den katalaunischen Gefilden hatte die Macht des Hunnenreiches eine Schranke an der Feldherrnkunst des Aëtius und der Tapferkeit der Westgoten gefunden. Im Jahre darauf war Attila in Italien erschienen, doch hatten ihn Hunger und Seuchen, wie die Unmöglichkeit, in dem stadt- und burgreichen Lande Erfolge zu erringen, über die Alpen in seine Heimat zurücktrieben, in welcher er bald sein Ende finden sollte. Was aber dem Hunnenkönig nicht gelungen war, das sollte dem Vandalen, den die Sage zum Verbündeten Attilas macht, glücken: die Einnahme Roms.

Der schwache Sohn der Placidia, Valentinian III., hatte in dem festen Ravenna gelebt, hinter dessen durch Sümpfe gedeckten Wällen das hinsterbende Kaisertum seine letzte Rettung vor den andringenden Völkern des Nordens suchte. Von Ravenna aus hatte er sich nach dem Cäsarenpalaste in Rom begeben. Hier erstach er, wie man erzählt, mit eigener meuchelmörderischer Hand den letzten Feldherrn der Römer Aëtius, dessen Feinde den Verdacht hatten laut werden lassen, daß er, der ruhmgekrönte Ueberwinder der Hunnen, der letzte Hort des sinkenden Reiches, nach dem Purpur strebe. Die Freunde des schändlich Ermordeten, an ihrer Spitze der vornehme Römer Maximus, sannen auf Rache, und am 16. März 455 verblutete Valentinian III., der letzte Kaiser aus dem Hause des großen Theodosius, auf dem Marsfelde Roms unter den Dolchen der Verschworenen sein Leben. Der Senator Maximus ließ sich gleich nach der That zum Kaiser des Westens ausrufen und zwang die Witwe des Ermordeten, Eudoxia, eine Tochter Theodosius II. und der Philosophentochter Athenais, die als Kaiserin des Ostens den Namen Eudokia trug, sein Weib zu werden.

Aber der Kaiserin Eudoxia erschien die Ehe mit dem Mörder ihres Gemahles und Usurpator des Thrones unerträglich, und sie verfiel, so erzählt man, auf denselben Gedanken, welchen einst ihre unglückliche Schwägerin, Placidias Tochter Honoria, gefaßt hatte. Wie jene aus ihrer einsamen Haft den Hunnenherrscher zum Befreier aufrief, so soll sie Genserich zu ihrer Errettung herbeigerufen haben. Der Vandale landete mit seinem Heere in Portus, Ende Mai 455. Bei seinem Heranrücken gegen die Stadt erhoben sich die Bürger und töteten den Gewalthaber. Der mutige Papst Leo soll jedoch, wie die Sage berichtet, welche seine Begegnung mit Attila hier wiederholt, dem Könige entgegengegangen sein und durch Bitten und Beschwörungen den Eroberer Afrikas zur Schonung der Stadt und ihrer Bürger bestimmt haben. Wie dem auch sei, es war Genserichs Plan nicht, Rom zu zerstören, und er zerstörte es auch nicht. Nur eine ungerechtfertigte Erzählung hat den Namen der Vandalen mit dem Vorwurfe blinder Vernichtungswut gebrandmarkt. Aber was die Plünderungen der Tyrannen und die Beraubung der Goten von den ungeheuren Kostbarkeiten, die durch Jahrhunderte in der Weltstadt aufgehäuft worden waren, zurückgelassen hatten, das wurde jetzt hinweggeführt: Gold und Silber in Menge, die Bildsäulen der Götter und Helden. Auch die heiligen Gefäße des Tempels von Jerusalem wurden nach Afrika geschleppt, selbst das bronzene, stark

vergoldete Dach, womit Kaiser Domitian den kapitolinischen Tempel geschmückt hatte, erregte die Habsucht der Vandalen und wurde zur Hälfte abgedeckt.

Mit reicher Beute beladen, kehrten die Schiffe der Vandalen nach Afrika zurück. Genserich selbst führte mit sich die ehemalige Kaiserin Eudoxia und ihre beiden Töchter, von denen die älteste, Eudocia, seinem Sohne Hunnerich die Hand zur Ehe reichen mußte.

Lassen wir Prokopius*) weiter erzählen:

„Als Genserich auch die Maurusier für sich gewonnen hatte, unternahm er seit dem Tode Valentinians Jahr für Jahr im Frühling Raubzüge nach Sizilien und Italien. Aus den Städten führte er die Einwohner als Sklaven fort oder er zerstörte die Städte bis auf den Grund. Alle aber plünderte er aus. Als aber jene Länder ausgeraubt, menschenleer und arm an Reichtümern waren, fiel er in das Reich des Kaisers von Ostrom ein. Illyrien, der größte Teil der Peloponnes und Griechenland wurden verheert und die benachbarten Inseln geplündert. Dann landete Genserich wieder in Sizilien und Italien, streifte durch die Küstenlandschaften und schleppte alles mit sich fort.

Als er einst in Karthago ein Schiff bestieg und schon die Segel aufgespannt wurden, fragte ihn der Steuermann, gegen welches Volk hin er den Lauf des Schiffes richten sollte. Er antwortete, wie man erzählt: ‚Zu dem Volke, welchem Gott zürnt.‘ So fiel er ohne jede Veranlassung über jeden her, gegen den ihn der blinde Zufall führte. . .

Als Genserich ein andermal die Peloponnes verheerte, machte er auch einen Versuch, sich der Stadt Tänarum zu bemächtigen. Aber er wurde schnell zurückgeschlagen und verlor viele von seinen Kriegern. Er zog sich geordnet zurück. Darauf aber landete er wutschnaubend bei Zakynth. Jeder Mensch, auf den er stieß, wurde niedergehauen, und nur 500 edle Männer in die Gefangenschaft geschleppt. Nach dieser That segelte der König von dannen. Als er aber in die Mitte des adriatischen Meeres gekommen war, ließ er die Körper der Gefangenen in Stücke hauen und in blinder Grausamkeit in das Meer werfen. . .

Der Kaiser Majorian**), der alle römischen Kaiser, so viele deren

*) De bello Vandalico I, 5. I, 22. I, 7. Der folgende Abschnitt 4 ist entlehnt Proc. de bello Vand. I, 5.

**) Kaiser von Westrom 457—461. Seine Unternehmung gegen das Vandalenreich, die hier mit offenbar sagenhaften Zusätzen erzählt wird, fällt in das Jahr 460. Majorian hatte seine Flotte in Karthagena in Spanien versammelt, um von

jemals gelebt haben, in jeglicher Tugend übertraf, konnte den Verlust Afrikas nicht verschmerzen. Er sammelte also in Ligurien ein mächtiges Heer gegen die Vandalen, und da er voller Mut und Kriegslust war, beschloß er selbst gegen den Feind ins Feld zu ziehen. Vorher aber, meinte er, sei es vorteilhaft, die Streitkräfte der Vandalen und die Sinnesart Genserichs auszukundschaften und zu erforschen, ob die Mauren und Libyer freundlich oder feindlich gegen die Vandalen gesinnt seien. Dieses Wagestück beschloß der König in eigner Person zu unternehmen. So ging er denn unter erdichtetem Namen als kaiserlicher Beamter zu Genserich. Da er aber fürchten mußte, daß man ihn entdecken könnte und daß ihn dann ein Unglück treffen und alle seine Pläne vereitelt werden würden, ersann er eine List. Sein Haupthaar war in aller Welt berühmt, so hellglänzend, daß es dem lauteren Golde glich. Darum färbte er es mit einem Farbstoffe so, daß es eine Zeit lang vollständig dunkel erschien.

Genserich empfing ihn und machte den Versuch, ihn in Furcht zu setzen. Er führte ihn nämlich anscheinend freundlich in sein Zeughaus, wo Waffen von jeder Art, in erstaunlicher Menge und von kunstvoller Arbeit aufgehäuft waren. Während sie aber dort standen, da sollen plötzlich die Waffen von selbst in Bewegung geraten sein und laut geklirrt haben, so daß Genserich wohl in diesem Augenblick meinte, eine Erderschütterung habe stattgefunden. Als er aber aus dem Hause hinaustrat und sich nach dem Erdbeben erkundigte und niemand etwas davon wissen wollte, war sein Erstaunen groß. Er wußte nicht, was eine solche Erscheinung bedeuten sollte.

Nachdem Majorianus sein Vorhaben glücklich ausgeführt hatte, kehrte er nach Ligurien*) zurück. Von dort zog er mit seinen Truppen auf dem Landwege bis zu den Säulen des Herkules**), um die Meerenge zu überschreiten und geraden Wegs auf Karthago loszurücken. Als dies Genserich hörte und zugleich erfuhr, daß Majorian ihn als Gesandter getäuscht habe, ergriff ihn Schrecken. Sogleich bereitete er alles zum Kriege vor. Den Römern erweckte der erprobte Mut Majorians die

dort aus über die Meerenge zu gehen und in Verbindung mit den in Westafrika gelandeten Truppen gegen Osten vorzurücken. Aber Genserich verwüstete ganz Westafrika und überfiel die Flotte im Hafen zu Karthagena. Dies bewog Majorian, der übrigens nur ein Werkzeug des Sueben Ricimer war, zum Frieden. Im folgenden Jahre wurde er entthront und durch Severus (461—465) ersetzt.

*) Die Landschaften nördlich vom Meerbusen von Genua.

**) Die Meerenge von Gibraltar.

feste Hoffnung, er werde Afrika wieder dem Kaiserreiche unterwerfen. Indessen wurde er mitten in seinen Plänen von der Ruhr dahingerafft, ein Mann, der gegen seine Unterthanen eben so mild, als furchtbar den Feinden gewesen war.“

Ebenso vergeblich war der Versuch, den der Kaiser Ostroms, Leo*), Marcians Nachfolger, im Jahre 468 machte, um Afrika den Vandalen wieder zu entreißen.

Prokopius**) schreibt:

„Der Kaiser Leo entschloß sich, die Vandalen für ihre Räubereien zu züchtigen. Er zog daher ein Heer zusammen, das, wie man erzählt, 100,000 Streiter zählte. In allen Meeren des Ostens wurde eine Flotte gesammelt. Gegen Soldaten und Matrosen zeigte er eine seltene Freigebigkeit, denn er fürchtete, daß geizige Sparsamkeit, seine Absicht, an den Barbaren Rache zu nehmen, vereiteln würde. Man sagt, daß er 1300 Centenarien oder 130,000 Pfund Gold auf seine Rüstungen verwendet habe. Doch hatte er keinen Erfolg, denn Gott hatte nicht beschlossen, daß die Vandalen durch jene Flotte vernichtet werden sollten. Darum mußte Leo den Oberbefehl dem Basiliskus, dem Bruder seiner Gemahlin Verina, geben, der einen thörichten Ehrgeiz nach der kaiserlichen Herrschaft nährte und diese ohne Schwertstreich zu erringen hoffte, da er Aspars Freundschaft gewonnen hatte . . .

Basiliskus segelte mit seiner gesamten Flotte zu einer kleinen Stadt, welche gegen 280 Stadien von Karthago entfernt ist, und nach einem alten Heiligtum des Hermes, den die Römer Mercurius nennen, den Namen Mercurium***) trägt. Hätte der Feldherr nicht hier böswillig gezaudert, sondern wäre er geradenwegs nach Karthago marschiert, so hätte er die Hauptstadt im ersten Anlaufe genommen und die Vandalen überwunden, ohne daß sie sich zur Wehr gesetzt hätten. Denn für unüberwindlich mußte Genserich den Kaiser halten, da ihm gemeldet wurde, Sardinien und Tripolis seien erobert worden, und da er in der Ferne die Flotte des Basiliskus erblickte, die alle früheren Flotten der Römer an Zahl der Schiffe überragte. Doch das Zögern des Führers hinderte den Erfolg und rief Feigheit und Verrat wach. Genserich aber machte sich die Unentschlossenheit des Basiliskus zu Nutze und vollbrachte folgende That.

Er bewaffnete seine Krieger so gut als möglich und bemannte dann

*) Kaiser Leo I. 457—474.

**) De bello Vandal. I. 6.

***) Bei Kap Bon.

mit ihnen seine größeren Schiffe. Zugleich ließ er andere unbemannte, schnellsegelnde Fahrzeuge in Bereitschaft setzen. Darauf sandte er Boten an Basiliskus und bat ihn, die Feindseligkeiten auf fünf Tage einzustellen, damit er während der Waffenruhe mit sich zu Rate gehe und sich zu dem entschließen könne, was der Kaiser von ihm verlange. Überdies soll er aber eine große Summe Goldes, ohne daß es das Heer des Basiliskus erfuhr, dem Feldherrn gesendet und so den Waffenstillstand erkauft haben. Er that dies aber nur in der Hoffnung, daß ein günstiger Wind sich in der Zwischenzeit erheben würde. Und so geschah es denn auch.

Sei es, daß Basiliskus dem Aspar, wie er versprochen hatte, einen Gefallen erweisen wollte, sei es, daß er die zur Ausführung einer That so günstige Zeit um Geld verkaufte, sei es, daß er wirklich den Abschluß eines Waffenstillstandes für nützlich hielt, er blieb im Lager und wartete so auf jene Zeit, die dem Feinde gelegen kommen sollte.

Sobald der günstige Wind sich erhob, den die Vandalen sehnsüchtig in der alten Stellung erwartet hatten, zogen sie sogleich die Segel auf, nahmen die leeren Schiffe, welche sie dazu in Stand gesetzt hatten, in Schlepptau und segelten alsbald auf den Feind zu. Nahe fuhren sie heran. Dann setzten sie die mitgeführten Fahrzeuge in Brand und ließen sie mit vollen Segeln gegen die vor Anker liegende Flotte der Römer anlaufen. Dicht gedrängt standen hier die Schiffe, so daß die vandalischen Brander, wohin sie auch kamen, überallhin ihre Flammen trugen, und zuletzt alle Schiffe, die mit ihnen in Berührung kamen, gleich ihnen verbrannten. Bald erhob sich eine verheerende Glut. Alles geriet auf der römischen Flotte wie natürlich in Verwirrung. Ein entsetzliches Geschrei ertönte und mischte sich mit dem Geheul des Windes und dem Prasseln der Flammen. Ohne Ordnung ermunterten sich Soldaten und Seeleute durch gegenseitigen Zuruf und suchten die Brander wie ihre eigenen Schiffe, die in unheilvoller Verwirrung einander Verderben brachten, auseinander zu halten. Jetzt aber stürmen die Vandalen herbei, schleudern einen Hagel von Geschossen auf den Feind, stürzen, wen sie erreichen, ins Meer und plündern die Flüchtigen.

Doch fehlte es im kaiserlichen Heere nicht an solchen Männern, die auch in dieser Schlacht sich mannhaft bewiesen. Als Held zeigte sich vor allen Johannes, ein Unterfeldherr des Basiliskus, der an der Verräterei unschuldig war. Eine große Menge von Feinden hatte sein Schiff umringt. Bald hierhin, bald dorthin sich wendend, bringt er ihnen Ver-

derben. Aber endlich ist sein Schiff geentert. Wie er dies sieht, stürzt er sich in voller Waffenrüstung vom Bord ins Meer hinab, obwohl ihm Genzo, Genserichs Sohn, flehentlich zurief, er verspreche ihm unter Eid Sicherheit seines Lebens. Trotzdem warf er sich in die Flut. Nur das eine gab er zur Antwort: ‚Nie soll Johannes in die Hände von Hunden fallen.‘ —

Dies war das Ende dieses Krieges . . . Basiliskus aber fuhr nach Byzantium zurück und setzte sich als Schutzflehender in die Kirche Christi, welche die Byzantiner Sophienkirche nennen. Auf Fürbitte der Kaiserin Verina entging er der Gefahr, doch die kaiserliche Herrschaft vermochte er damals nicht zu erreichen."

4. Die Einrichtungen Genserichs in Afrika.

„Genserich hielt es für gut, die Mauern der Städte Afrikas, Karthago allein ausgenommen, zu zerstören, damit weder die Libyer*), welche die Partei der Römer ergriffen, von einem festen Platze aus hervorbrechen und eine Erhebung versuchen könnten, noch die vom Kaiser etwa abgesandten Truppen die Hoffnung hätten, eine Stadt zu gewinnen, eine Besatzung hineinzulegen und die Vandalen von da aus anzugreifen. Einen weisen Entschluß schien er damals zu fassen und für das Wohl des vandalischen Volkes trefflich zu sorgen. Als aber später Belisar die von Mauern entblößten Städte um so schneller und leichter besetzte, erschien Genserichs Unternehmen lächerlich, und was einst als eine kluge That gepriesen wurde, das wurde zuletzt für Unverstand gehalten. Aber so ist die Gewohnheit der Menschen, die das Urteil, welches sie über eine Maßregel sich gebildet haben, nachher nach dem Erfolge ändern. Wer unter den Libyern an Adel oder Reichtum sich auszeichnete, den übergab Genserich als Leibeigenen mit seinen Ländereien und Vermögen an seine Söhne Hunnerich und Genzo. Auch den übrigen Libyern nahm er die Äcker, deren es viele und fruchtbare gab, und teilte diese den Vandalen zu. Darum werden noch heutigen Tages jene Äcker die Lose der Vandalen genannt. Die früheren Landgutsbesitzer gerieten in die größte Armut, auch wenn ihnen die Freiheit gelassen wurde, und es ihnen unverwehrt war, dahin zu ziehen, wohin sie wollten. Die Güter aber, welche Genserich an seine Söhne und die Vandalen gab, sollten

*) Gemeint sind die romanisierten Bewohner des Landes.

keinen Abgaben unterworfen sein. Den weniger fruchtbaren Boden ließ er den alten Besitzern, doch überhäufte diese derart mit drückenden Steuern, daß, wenn die Leute auch ihr Gut behielten, sie doch kein Einkommen davon genossen. Eine große Menge Libyer wurden verjagt oder getötet, nachdem viele und schwere Anklagen wider sie erhoben worden waren. Als die schwerste galt, daß einer sein Vermögen versteckt hielte. So traf die Libyer Unglück aller Art.

Genserich teilte die Vandalen und Alanen in Scharen und stellte an deren Spitze Führer, an Zahl nicht weniger als achtzig, die er Chiliarchen oder Führer von tausend Mann nannte. Damit wollte er glauben machen, als ob sein Volk 80,000 streitbare Männer zähle. In früherer Zeit behauptete man, daß die Zahl der Vandalen und Alanen 50,000 Männer nicht überstiege. In der Folge wuchs aber ihre Zahl bedeutend, sei es daß eine größere Menge von Kindern geboren wurde, sei es auch weil sie Bündnisse mit den anderen Barbaren eingingen. Später sind in der That die Alanen und andere barbarische Völker in den Vandalen aufgegangen und haben ihren Namen gegen den der Vandalen eingetauscht."

5. Genserichs Tod.

Im J. 477.

Über das Ende des Vandalenkönigs berichtet uns Prokopius folgendes*):

„Nachdem Genserich teils durch List, teils durch Gewalt, wie wir gesehen haben, die Oberhand über seine Feinde gewonnen hatte, plünderte und verheerte er mehr denn je die Küsten des römischen Reiches. Endlich begann Kaiser Zeno**) mit ihm über einen Vergleich zu unterhandeln und kam es zu einem ewigen Frieden. Die Vandalen sollten sich aller Feindseligkeiten gegen die Römer enthalten und andererseits von diesen nicht angegriffen werden. Diesen Frieden beobachtete Kaiser Zeno wie auch sein Nachfolger Anastasius***). Auch Justinus†) brach ihn nicht, dem sein Schwestersohn Justinian in der Herrschaft folgte.

Nicht lange überlebte Genserich den Abschluß des Friedens. Hochbetagt starb er, nachdem er in seinem letzten Willen unter anderem

*) De bello Vandalico I, 7. Der folgende Abschnitt I, 8—9.

**) 474—491.

***) 491—518.

†) 518—527.

kundgegeben hatte, daß der Vandalen Krone immer dem zufallen solle, der, in gerader Linie und im Mannesstamme von ihm abstammend, in der ganzen Familie der älteste sei. 39 Jahre lang hatte Genserich, seit der Einnahme Karthagos, über die Vandalen geherrscht, als er, wie schon gesagt, aus dem Leben schied."

So starb der gefürchtete Eroberer Afrikas endlich im Frieden mit seinen Gegnern, die er sein ganzes Leben hindurch ununterbrochen bekämpft hatte. Kein Barbarenkönig jener Zeit hat mit solcher Kraft im Innern geherrscht und nach außen sich einen so gefürchteten Namen erworben wie der Vandale. Keinem ist es aber auch gelungen, ein so machtvolles Reich zu hinterlassen. Wenig Rühmliches weiß die Überlieferung von dem großen Könige zu berichten. Sie wirft ihm Habsucht, blinde Zerstörungswut, Grausamkeit und Wortbrüchigkeit vor. Aber sehen wir davon ab, daß es ein Unrecht wäre, alles ihm zur Last legen zu wollen, was in den verschiedenen Teilen des Reiches von seinen Scharen verübt wurde, vergessen dürfen wir nie, daß es die Gegner sind, die uns seine Thaten geschildert haben. Dazu kommt, daß allerdings Genserich das Verhältnis, in dem seine Vandalen zu den Unterworfenen standen, anders, härter auffaßte, als es die anderen Könige der Germanen gethan haben, die auf dem Boden des Reiches selbständige Staaten gründeten, und daß er, um sein Reich den Angreifern gegenüber erhalten zu können, alles anwenden mußte, um die Gegner zu trennen und zu vernichten.

In glänzender Weise hatte Genserich seine Aufgabe durchgeführt, aber trotzdem erwartete seine Nachfolger eine sorgenvolle Erbschaft. Was der Eroberer auch gethan hatte, die römische Bevölkerung zu unterdrücken und den orthodoxen Glauben zu Gunsten des arianischen Bekenntnisses niederzuhalten, ganz vernichtet waren die Römer nicht, und die rechtgläubige afrikanische Kirche, der noch eben der große Augustinus einen mächtigen Aufschwung gegeben hatte, war durch kein Mittel der Gewalt niederzudrücken, sondern richtete sehnsüchtig ihre Blicke nach Byzanz, das nie die Hoffnung aufgab, die verlorene Provinz wiederzugewinnen. Auch die Mauren zeigten sich jeder Zeit unbotmäßig und lauerten nur auf den Augenblick, in dem sie das verhaßte Joch der Fremden abschütteln konnten.

Hierin lagen schwere Gefahren für die Zukunft verborgen. Sehen wir, wie Genserichs Thronfolger ihnen begegneten.

6. Die Nachfolger Genserichs.

„Die Herrschaft hinterließ Genserich seinem ältesten Sohne Hunnerich*), da Genzo schon gestorben war. So lange Hunnerich über die Vandalen herrschte, hat er mit keinem Volke außer dem der Mauren Krieg geführt. Diese hatten sich vorher aus Furcht vor Genserich nicht gerührt, aber sogleich nach dessen Tode fügten sie den Vandalen vielen Schaden zu und erlitten auch ihrerseits viele Verluste.

Niemand hat die Christen Afrikas so grausam und ungerecht behandelt wie Hunnerich, denn er zwang sie zum arianischen Glaubensbekenntnis überzutreten und tötete durch Feuer oder andere Todesarten jeden, der sich ihm nicht fügsam zeigen wollte. Nachdem er acht Jahre über die Vandalen geherrscht hatte, starb er an einer Krankheit. Damals waren die Mauren, welche auf dem Berge Aurasius leben, von den Vandalen abgefallen und hatten ihre Selbständigkeit wiedergewonnen. Der Berg Aurasius**) liegt in Numidien und ist von der Stadt Karthago in südlicher Richtung einen Marsch von dreizehn Tagen Länge entfernt. Diese Mauren vermochten die Vandalen nicht wieder zum Gehorsam zurückzuführen, denn das unwegsame, steile Gebirge hinderte sie am Angriff.

Nachdem Hunnerich gestorben war, ging das Scepter des Vandalenreiches an Gunthamund***), den Sohn Genzos, über. Das Recht des Alters gab ihm in Genserichs Geschlecht den Vorrang.

Oft hat Gunthamund sich im Kampfe mit den Mauren gemessen. Über die Christen verhängte er furchtbare Leiden. Nachdem er elf und ein halbes Jahr die Herrschaft geführt hatte, befiel ihn eine Krankheit. An dieser starb er.

Die Zügel der Regierung übernahm nun Thrasamund†), sein Bruder, ein Mann, der sich durch Schönheit, Klugheit und edle Gesinnung auszeichnete. Auch dieser zwang die Christen den väterlichen Glauben abzuschwören, nicht aber, wie seine Vorgänger es gethan hatten, durch körperliche Strafen, sondern dadurch daß er Ehrenstellen und Ämter ihnen

*) 477—484.

**) Jetzt Aurês.

***) 484—496.

†) 496—523.

übertrug und sich freigebig gegen sie bewies. Denen gegenüber, welche sich nicht willfährig zeigen wollten, gab er sich den Anschein, als wenn er von ihrem Widerstande nichts wisse. War jemand eines schweren Vergehens überwiesen, so gewährte er ihm, mochte er aus Vorsatz oder wider Willen gefehlt haben, vollständige Freiheit von der Strafe, wenn er sich dazu entschloß, seinen Glauben zu wechseln.

Unter Thrasamunds Regierung traf die Vandalen von den Mauren eine Niederlage, wie sie nie zuvor eine solche erlitten haben. An der Spitze der Mauren in der Gegend von Tripolis stand ein gewisser Kabaon, ein im Kriege wohlerfahrener Mann voll listiger Anschläge.

Als dieser Kabaon erfuhr, daß die Vandalen einen Kriegszug gegen ihn unternehmen wollten, that er folgendes. Zuerst befahl er seinen Unterthanen, daß sie sich nicht nur jedes Verbrechens, sondern auch aller Speisen, die zum Wohlleben dienten, enthielten und ihre Frauen verließen. Dann sandte er nach Karthago Kundschafter aus mit folgendem Auftrage. Sobald die Vandalen gegen das Heer der Mauren auszögen und eine heilige Stätte der Christen entweihten, sollten sie selbst sich über alle Mißhandlungen unterrichten und nach dem Abzuge der Vandalen dem Tempel jede gebührende Ehre erweisen. Dabei soll er geäußert haben, daß er zwar den Gott der Christen nicht kenne, aber falls das Gerücht von seiner Macht nicht täusche, müßten die, welche ihn schimpflich verletzten, von ihm bestraft, die aber, welche ihn heiligten, von ihm beschützt werden. Die Kundschafter gelangten nach Karthago und blieben hier, die Zurüstungen der Vandalen beobachtend, bis das Heer den Weg nach Tripolis einschlug. Dann folgten sie ihnen in ärmlicher Kleidung. Schon in den ersten Nachtlagern brachten die Vandalen ihre Pferde und ihr Vieh in den Kirchen der Christen unter, und da ihnen volle Freiheit gewährt wurde, so unterließen sie keine Art sträflichen Mutwillens. Sie griffen die Priester auf, schlugen sie ins Gesicht, prügelten sie und legten ihnen Dienstleistungen auf, wie man sie sonst nur von den verächtlichsten Sklaven fordert.

Sobald aber jene sich entfernt hatten, thaten die Kundschafter, was Kabaon ihnen geheißen. Sie reinigten sogleich die Kirchen, schafften den Unrat und was sonst der heiligen Stätte nicht geziemte, sogleich mit aller Sorgfalt hinaus, zündeten alle Kerzen an, fielen demutsvoll vor den Priestern nieder und bewiesen ihnen jede Ehrerbietung. Dann beschenkten sie die um die Kirche sitzenden Bettler mit Geld und machten sich wieder auf, dem vandalischen Heere zu folgen. Auf dem Weiter-

marsche frevelten die Vandalen in gleicher Weise und wurde von den Kundschaftern wieder gesühnt, was jene verbrochen hatten. Als nun die Vandalen nicht mehr weit von den Mauren entfernt waren, kamen die Kundschafter ihnen zuvor, brachten dem Kabaon die Kunde von dem, was jene Gottlosen und was sie selbst in den Kirchen der Christen gethan hatten, und meldeten, daß der Feind in der Nähe sei.

Auf diese Nachricht hin rüstete sich Kabaon zum Kampfe. In der Ebene, wo er hätte einen Wall aufwerfen müssen, schlug er ein kreisrundes Lager auf und sicherte dieses durch Reihen von Kameelen, die ringsherum so aufgestellt waren, daß stets zwölf Kameele hintereinander standen. Die Kinder, Weiber und die Männer die nicht waffenfähig waren, fanden mit den Habseligkeiten im Innern des Ringes Schutz, während die streitbaren Männer zwischen die vordersten Kameele traten und sich hier mit ihren Schilden deckten.

Als nun die Mauren sich also aufgestellt hatten, waren die Vandalen unschlüssig, was sie in dieser Lage beginnen sollten. Denn weder sind sie geübte Speerwerfer noch Bogenschützen. Auch im Fußkampf sind sie wenig geschickt. Vielmehr waren sie alle beritten und meist mit Lanze und Schwert bewaffnet. Aus der Ferne vermochten sie also dem Feinde keinen Schaden zuzufügen. Sie konnten aber auch nicht nahe heranreiten, weil ihre Pferde durch den Anblick der Kameele scheu wurden. Unterdessen warfen die Feinde aus ihrer gesicherten Stellung unaufhörlich ihre Geschosse und töteten mit leichter Mühe Roß und Mann. Dann stürmten sie hervor, erschlugen eine große Menge und nahmen viele gefangen, so daß nur wenige von diesem Heere sich nach Hause retten konnten.

Dies war jene Niederlage, welche Thrasamund von den Mauren erlitt. Nachdem dieser König 27 Jahre über die Vandalen geherrscht hatte, starb er.

Dem Thrasamund folgte in der Herrschaft Hilderich*), Hunnerichs Sohn, Enkel Genserichs, ein Mann voll Güte gegen seine Unterthanen und großer Milde, der weder die Christen noch andere in irgend welcher Weise peinigte. Aber er war so wenig kriegerisch, daß er nicht einmal vom Kriege hören wollte. Deshalb führte seines Bruders Sohn Hoamer das Heer, ein tapferer Kriegsmann, den sie den Achilleus der Vandalen nannten. Es fand sich aber in Genserichs Geschlecht ein gewisser Gelimer,

*) 523—530.

des Gelarich Sohn, Genzos Enkel, Urenkel Genserichs. Am Alter stand er dem Hilderich am nächsten, und deshalb war anzunehmen, daß er diesem in der Regierung folgen mußte. Gelimer wurde für den kriegserfahrensten Mann seiner Zeit gehalten, war aber ein durchtriebener und arglistiger Mensch, immer bereit zu neuen Anschlägen und begierig, sich fremden Gutes zu bemächtigen. Da er die Aussicht auf die Krone in allzuweite Entfernung gerückt sah und nach Recht und Gesetz nicht zu leben vermochte, so maßte er sich die königliche Macht an und riß diese Ehre vor der Zeit an sich. Hilderich aber war milde und nachsichtig. So konnte denn Gelimer nicht länger seinen Ehrgeiz zügeln.

Darum zog er die Edelsten unter den Vandalen auf seine Seite, riet ihnen, sie sollten ihm die Herrschaft übergeben und Hilderich der königlichen Macht entkleiden, denn unkriegerisch sei der König und untüchtig, von den Mauren habe er eine Niederlage erlitten und jetzt sinne er darauf, dem Kaiser Justinus das Reich der Vandalen zu verraten, damit nicht er selbst, Gelimer, der einem anderen Zweige des königlichen Stammes entsprossen sei, das Königreich dereinst erbe. Eben daraufhin, so sagte er voll Verleumdung, ziele es, daß eine Gesandtschaft nach Byzanz geschickt worden sei.

Jene ließen sich hierdurch bereden und erfüllten sein Begehren. So nahm Gelimer gewaltsam die Herrschaft an sich*). Den Hilderich warf er, nachdem dieser sieben Jahre regiert hatte, mit Hoamer und dessen Bruder Euagees in den Kerker."

7. Gelimer und Justinian.

Durch Gewalt, durch Sturz des rechtmäßigen Herrschers hatte Gelimer, der letzte Vandalenkönig, den Thron des afrikanischen Reiches bestiegen. Dürftig genug ist, was uns Prokopius über ihn erzählt. Listig und treulos, habsüchtig und verschlagen nennt er ihn. Daß er aber tapfer und kriegerisch war, dies Lob kann er ihm nicht versagen.

Offenbar handelte es sich bei der Absetzung Hilderichs nicht allein um die Befriedigung des Ehrgeizes eines aufstrebenden Nachfolgers. Prokops Bericht läßt uns erkennen, daß vielmehr der Unwille über Hilderichs Regierung unter den Vandalen allgemein war. An die Edelsten des Volkes wandte sich Gelimer, und sie gewährten ihm ihre Hilfe und

*) Im J. 530.

Unterstützung. Die Unzufriedenheit der Vandalen war aber vollauf gerechtfertigt, denn das Bündnis, welches der große Theoderich, der König der Ostgoten, mit Thrasamund geschlossen hatte, war von Hilderich frevelhaft gelöst worden, und Theoderichs Schwester Amalafrida, Thrasamunds Gattin, die mit mehreren tausend Goten in Afrika zurückgeblieben war, ließ er töten, um sich dann ausschließlich in die Arme Justins und Justinians zu werfen. Selbst so weit fügte er sich den byzantinischen Herrschern, daß er fortan auf seinen Münzen das Bild des Kaisers, nicht mehr das eigene prägen ließ, wie seine Vorfahren doch gepflegt hatten. Offen wurden auch die Orthodoxen begünstigt. Unter solchen Umständen war die Furcht wohl gerechtfertigt, daß Hilderich das Reich zuletzt noch ganz an Byzanz ausliefern könnte oder daß wenigstens das Abgehen von der inneren und äußeren Politik Genserichs zu einem Überwuchern des germanischen Elementes durch das Römertum führen würde.

Damals saß Justinian II., der im Jahre 527 seinem Oheim Justinus I. gefolgt war, auf dem Throne von Byzanz. Der ehrgeizige Kaiser wurde von dem Streben geleitet, die an die Germanen verlorenen Länder des Westreiches, Afrika, Italien und Spanien, unter die Herrschaft Ostroms zurück zu bringen und so das alte Reich wieder ins Leben zu rufen. Dazu aber trat er noch als Vertreter des strenggläubigen Katholicismus gegenüber dem Arianismus auf. Indem er so, eine große römische und katholische Politik verfolgend, in den Kampf gegen Vandalen, Ost- und Westgoten eintrat, zog er alles auf seine Seite, was unter dem Joche der Barbaren und unter der Herrschaft des Arianismus seufzte.

Den Beginn des Streites mit Gelimer erzählt uns Prokopius*) in folgender Weise:

„Als Justinian, der damals Kaiser geworden war, hiervon**) Kunde bekommen hatte, sandte er nach Afrika Boten an Gelimer mit einem Briefe folgenden Inhalts:

‚Wider alles Recht und gegen die testamentliche Bestimmung Genserichs handelst Du, daß Du den Greis, Deinen Verwandten, und falls Genserichs Verfügungen Geltung haben sollen, den König der Vandalen gefangen hältst und gewaltsam der Regierung beraubst, obwohl die Zeit nicht ferne ist, daß Du den Thron nach Recht und Sitte besteigst. Lasse darum ab vom Unrecht und ziehe nicht dem Namen eines Königs, der Dir einst

*) A. a. O. I, 9.

**) D. h. von der Absetzung Hilderichs.

rechtmäßig zukommen wird, den Namen eines Tyrannen vor. Gestatte es diesem Manne, der am Rande des Grabes steht, unter dem Titel eines Königs den Schatten königlicher Würde zu besitzen. Du selbst magst die Gewalt übernehmen und in ihrem Besitze warten, bis die Zeit und Genserichs Gesetz Dir gestatten, auch das zu empfangen, was Dir jetzt noch fehlt, den Namen des Herrschers. Wenn Du so handelst, so wird Dir Gottes Gnade und unsere Freundschaft zu teil werden.'

Also lautete der Brief. Aber unverrichteter Sache sandte Gelimer die Boten zurück. Ja, er beraubte Hoamer des Augenlichts und ließ Hilderich und Euagees unter dem Vorwande, daß sie auf Flucht nach Byzanz sännen, in ein engeres Gewahrsam bringen.

Als Justinian auch hiervon Kunde empfing, schickte er eine andere Gesandtschaft mit einem Briefe, der also lautete: ‚Wir haben Dir im vorigen Briefe in der Meinung geschrieben, daß Du unserem Rat nicht entgegen sein würdest. Da es Dir aber beliebt, die königliche Herrschaft so zu führen, wie Du sie an Dich gerissen hast, so ertrage jetzt auch, was das Schicksal deshalb über Dich verhängen wird. Zu uns sende jedoch den Hilderich, den blinden Hoamer mit seinem Bruder, damit wir sie zu trösten versuchen, so weit solche Männer des Trostes zugänglich sind, die das Reich oder das Licht der Augen verloren haben. Wenn Du unseren Bitten nicht Gehör schenkst, so werden wir keine Nachsicht mehr gegen Dich gebrauchen. Zu diesem Verlangen sind wir durch das Vertrauen berechtigt, welche jene zu unserer Freundschaft hatten. Der mit Genserich geschlossene Frieden wird dem nicht entgegenstehen, denn nicht den rechtmäßigen Nachfolger werden wir bekriegen, sondern das von jenem erlittene Unrecht nach Möglichkeit rächen.'

Nachdem Gelimer dies gelesen hatte, antwortete er mit folgenden Worten:

‚König Gelimer an Kaiser Justinian. Nicht gewaltsam habe ich das Scepter an mich gerissen, noch ist meinen Verwandten ein Unrecht geschehen. Denn das Volk der Vandalen hat Hilderich des Thrones entsetzt, weil er mit Neuerungen umging. Mich aber berief zur königlichen Würde mein Alter, das mir nach dem Recht den Vorrang zugestand.

Trefflich handelt, wer die Pflichten seiner eigenen Herrschaft wahrnimmt und nicht anderer Sorgen zu den seinigen macht. Darum ziemt es auch Dir nicht, der Du Kaiser bist, Dich um fremde Angelegenheiten zu bekümmern. Brichst Du das Friedensbündnis, greifst Du uns an, so werden wir nach Kräften Dir entgegentreten und die Eide als Zeugen

anrufen, die Zeno geschworen hat, von welchem Du Deine kaiserliche Herrschaft übernommen hast.'

Als Kaiser Justinian, der schon längst den Vandalen zürnte, diesen Brief Gelimers erhielt, wurde er zur Rache angetrieben. Er beschloß daher, wie er Pläne rasch zu fassen und schnell durchzuführen pflegte, ohne Verzug den Krieg, welchen er damals mit den Persern führte, zu beendigen und einen Kriegszug nach Afrika zu unternehmen."

8. Der Beginn des Kampfes.

Justinian sah, als er diese Antwort erhielt, daß er durch Verhandlungen nichts erreichen könne. Er entschied sich daher, sogleich mit den Persern Frieden zu schließen, um sein Heer, welches unter Belisar, dem ersten Feldherrn seiner Zeit, stand, gegen die Vandalen verwenden zu können. Aber die Abneigung des Hofes, wie des Heeres gegen diesen Krieg war unmittelbar nach den Anstrengungen und Verlusten des orientalischen Krieges so groß, daß Justinian dadurch fast bestimmt wurde, auf seinen Plan zu verzichten. Doch der religiöse Fanatismus gab den Ausschlag, denn vor Justinian erschien ein Bischof, der ihm einen Traum offenbarte: Gott war ihm erschienen und hatte ihm befohlen, zum Kaiser zu gehen und ihm darüber Vorwürfe zu machen, daß er seine Absicht, wider die Vandalen zu ziehen, aufgegeben habe, wolle er ihm doch im Kriege Hilfe bringen und ihn zum Herrn Afrikas machen.

Diese Offenbarung bewog Justinian, an die Ausführung seines Unternehmens zu gehen: Sogleich ließ er das Heer sammeln und die Flotte in Bereitschaft setzen und befahl Belisar sich fertig zu halten. Unter günstigen Aussichten begann der Kaiser den Feldzug, denn der Verrat bahnte ihm den Weg ins feindliche Land. Pudentius, ein Libyer, hatte sich in Tripolis gegen die Herrschaft Gelimers erhoben und rief Justinians Hilfe an. Der Kaiser schickte ihm Unterstützung, so daß er sich gegenüber Gelimer halten konnte. Zu gleicher Zeit warf sich der Gote Goda, dem der Vandalenkönig die Insel Sardinien anvertraut hatte, zum selbständigen Herrn auf und suchte das Bündnis der Byzantiner. So kam die Untreue dem Angriffe Justinians zu Hilfe und wurde seine Eroberung durch das Entgegenkommen der Unterworfenen unterstützt. Bald sollte sich aber noch zeigen, daß die so lange gefürchteten Vandalen ihre alte Kraft unter dem heißen Himmel Afrikas verloren hatten. In dem Genusse einer überreichen Kultur, auf einem unendlich fruchtbaren Boden

und unter einem entnervenden Klima hatten die rauhen Söhne des Nordens die alte kriegerische Stärke verloren, und eine lange Friedenszeit hatte sie noch der Waffen entwöhnt und in einem üppigen Leben verweichlichen lassen. Wie konnte die geringe Schar des germanischen Volkes unter solchen Umständen inmitten einer aufsässigen, fanatisierten fremden Bevölkerung mutig den Kampf aufnehmen? Jetzt rächte es sich auch, daß die Vandalen sich durch Amalafridas Ermordung die Goten verfeindet hatten. In dem verhängnisvollen Kampfe, zu dem sie sich jetzt rüsteten, blieben sie ohne Unterstützung.

Ungehindert konnte Belisar im Jahre 533 in Afrika bei Caput Vada, dem jetzigen Kapudiah, landen. Ohne Widerstand zu finden, mit Jubel von den Unterdrückten begrüßt, zog er nach Norden über Syllektum, Leptis und Adrumetum (Hammamet) und gelangte nach Decimum. Hier war er nur noch 70 Stadien von der Hauptstadt des Landes entfernt.

Prokopius*) erzählt weiter:

„An demselben Tage, an welchem die Römer in Decimum einrückten, gab Gelimer seinem Neffen Gibamund den Befehl, mit 2000 Vandalen dem übrigen Heere vorauszueilen und dann nach links hin sich zu wenden. Ammata**) sollte den Feinden von Karthago aus entgegengehen, während Gelimer selbst ihnen in den Rücken zu fallen gedachte. So konnte man hoffen, die Gegner von allen Seiten einzuschließen . . .

Hätte Belisar sein Heer nicht so geordnet, daß Johannes mit dem Vortrab vorauszog und die Massageten***) zur Linken marschierten, so wären wir den feindlichen Scharen der Vandalen nicht entgangen. Aber auch dann wäre die Niederlage der Vandalen nicht so groß geworden, wenn Ammata die richtige Zeit eingehalten und nicht um den vierten Teil des Tages zu früh auf die Römer gestoßen wäre. Jedoch vorauseilend, erschien er schon um Mittag bei Decimum, als die beiden Heere noch weit von einander entfernt waren. Und nicht allein darin beging er einen Fehler, daß er zur unrechten Zeit kam, sondern, daß er auch den größeren Teil der Vandalen in Karthago zurückließ und sich begnügte, den Seinen den Befehl zu geben, sie möchten ihm sobald als möglich nach Decimum nachfolgen.

Ammata selbst warf sich mit kühner Entschlossenheit mit einer kleinen Schar nicht einmal auserlesener Streiter auf Johannes. Wohl hieb er

*) A. a. O. I. 18, 19. Der 9. Abschnitt findet sich I. 20, 21 und der 10.: I. 23.

**) Ein Bruder des Königs.

***) Hunnische Söldner.

zwölf der tapfersten Männer mit dem Schwerte nieder; zuletzt aber fiel er nach rühmlichem Kampfe. Nach seinem Tode wandten sich die Vandalen zu regelloser Flucht. Die Fliehenden aber brachten große Verwirrung unter die von Karthago gegen Decimum heranziehenden Krieger. Ungeordnet eilten diese in kleinen Haufen zu zwanzig oder dreißig nach dem Schlachtfelde, und da sie die Vandalen, welche zur Begleitung des Ammata gehörten, auf der Flucht sahen, meinten sie, daß die Zahl der Verfolger sehr groß sei, und kehrten daher eilig wieder um.

Johannes und die Seinigen hieben auf der Verfolgung nieder, wen sie erreichen konnten, und gelangten so bis zu den Thoren Karthagos. Sie hatten auf der zurückgelegten Entfernung von 70 Stadien ein solches Blutbad angerichtet, daß, wer die Toten sah, glauben mußte, 20,000 Feinde hätten hier gehaust.

Fast zu derselben Zeit langte Gibamund mit 2000 Mann auf dem Salzfelde*) an, welches von Decimum 40 Stadien entfernt ist und zur Linken bleibt, wenn man nach Karthago geht. Hier stieß er auf die Massageten. Bis auf den letzten Mann wurde diese Schar Vandalen erschlagen."

Ohne von diesen Erfolgen seiner Truppen Kenntnis zu haben, rückte Belisar bis in die Nähe von Decimum vor, wo er ein Lager aufschlug. Dann sendete er die Foederaten voraus, während er selbst langsam mit dem übrigen Heere folgte.

„Sobald die Foederaten unter ihren Führern Decimum selbst berührten, fanden sie die Leichen von jenen zwölf Gefährten des Johannes, die dort getötet worden waren. Daneben lag Ammata und einige andere Vandalen. Als sie von den dortigen Einwohnern über den Verlauf des Treffens benachrichtigt worden waren, wurden sie bedenklich und wußten nicht, in welcher Richtung sie weiter marschieren sollten. Unentschlossen lassen sie ihre Blicke von der Höhe, auf der sie Halt gemacht hatten, nach allen Seiten umherschweifen. Plötzlich bemerken sie im Süden eine Staubwolke und kurze Zeit darauf eine gewaltige Schar vandalischer Reiter.

Jetzt war keine Zeit zu verlieren. Sogleich sendet man an Belisar einen Boten: Die Feinde seien im Anrücken; er möge zu Hilfe kommen. Zwiefacher Meinung waren die Führer der Foederaten. Die einen wollten den Vandalen entgegengehen, die andern meinten, daß man hierzu nicht stark genug sei. Während man noch hierüber stritt, näherten sich die

*) Heute Sebka de Sukura.

Barbaren unter König Gelimer. Zwischen Belisars Heer und den Massageten, welche Gibamund geschlagen hatten, drang er vor, doch benahmen ihm die häufigen Anhöhen nicht nur den Anblick auf das Schlachtfeld, auf welchem Gibamund erlegen war, sondern ließen ihn auch nicht das Lager Belisars noch den Anmarsch von dessen Heer sehen.

So gerieten die beiden Schlachtreihen auf einander. Ein lebhafter Streit entbrannte zwischen ihnen um den Besitz des höchsten unter den dortigen Hügeln, der zu einer festen Stellung geeignet schien. Leicht konnte man von dort aus den Kampf mit dem Gegner aufnehmen.

Die Vandalen kamen den Römern zuvor, besetzten den Gipfel, fügten den Feinden bedeutende Verluste zu, warfen sie über den Abhang hinunter und trieben sie in die Flucht. Fliehend erreichten die Römer einen Ort, der 7 Stadien von Decimum entfernt liegt. Hier stand gerade Uliaris, ein Waffenträger Belisars, mit 800 Mann der Garde. Jedermann konnte glauben, daß Uliaris die Zersprengten aufnehmen, ordnen und mit ihnen gegen die Vandalen vorrücken würde. Aber als man zusammentraf, flüchteten alle wider Erwarten mit größter Eile und nahmen in raschem Laufe ihren Weg zu Belisar.

Ich kann nicht sagen, was in Gelimers Seele jetzt vorging. Er hatte den Sieg in den Händen und überließ ihn doch den Feinden. Man müßte denn den Grund auf seine Ratlosigkeit und auf den Willen Gottes zurückführen, denn Gott blendet, wenn er jemand dem Verderben bestimmt hat, zuvor dessen Sinne und hindert ihn der Art, einen heilsamen Entschluß zu fassen. Wäre Gelimer den Fliehenden auf dem Fuße gefolgt, nimmer hätte nach meinem Urteile Belisar Widerstand leisten können, und die ganze Unternehmung wäre dann mißglückt. So groß erschien die Menge der Vandalen und so groß war der Schrecken der Römer. Wäre aber jener geraden Weges nach Karthago geeilt, so hätte er leicht die Scharen des Johannes zu vernichten vermocht, denn einzeln oder zu zweien zogen diese sorglos durch die Ebene, um die Toten auszuplündern. Dann hätte der König seine Hauptstadt mit ihren Reichtümern gerettet, unsere Flotte, die in der Nähe lag, wegnehmen und damit uns jede Hoffnung auf Sieg und Rückkehr abschneiden können.

Aber keines von beiden geschah. Langsam schritt Gelimer den Hügel hinunter, und als er in die Ebene kam und den Leichnam des Bruders erblickte, brach er in lautes Wehklagen aus und richtete alle seine Sorgen nur allein auf die Bestattung. So gab er den günstigen Augenblick dahin. Nie hat er ihn wieder erreicht.

Belisar aber wirft sich den Fliehenden entgegen und ruft ihnen Halt zu. Er stellt die Ordnung wieder her und macht den Seinen Vorwürfe. Wie er aber hörte, Ammata sei gefallen, und Johannes verfolge die Barbaren und ziehe Erkundigungen über die Gegend und die Stellung des Feindes ein, rückte er zum Angriffe gegen die Vandalen Gelimers vor. Unvorbereitet und ungeordnet, leisteten diese keinen Widerstand mehr, sondern wandten sich zur Flucht. Ein furchtbares Blutbad wurde unter ihnen angerichtet. Erst die Nacht endete den Kampf. Übrigens flohen die Vandalen nicht nach Karthago, auch nicht nach Byzacium, woher sie gekommen waren, sondern nach der Ebene von Bulla und dem Wege, der nach Numidien hin führt.

Bei Anbruch der Nacht, zur Zeit, da man Licht anzubrennen pflegt, kehrte Johannes mit den Massageten zu uns zurück. Nachdem er von unseren Erfolgen gehört und von den seinigen erzählt hatte, übernachteten die wieder vereinten Truppen bei Decimum."

9. Die Besetzung Karthagos.

„Als am folgenden Tage das Fußvolk mit der Gemahlin Belisars ankam, marschierten wir alle gegen Karthago. Am Abend langten wir vor der Stadt an und lagerten uns unter freiem Himmel, obwohl uns niemand daran hinderte, die Stadt sogleich zu besetzen. Die Karthager hatten die Thore geöffnet und überall Lichter angezündet. Die ganze Nacht hindurch war die Stadt durch den Glanz zahlreicher Feuer erhellt, während die Vandalen, welche in der Stadt zurückgeblieben waren, in den Kirchen Schutz suchten.

Aber Belisar verbot das Betreten der Stadt, sei es, daß er einen Hinterhalt der Feinde fürchtete, sei es, daß er die Soldaten hindern wollte, die Stadt zu plündern, wozu die Nacht leicht Gelegenheit gegeben hätte."

Unterdessen nahte sich auch die byzantinische Flotte der Stadt Karthago und ging in geringer Entfernung vom Lande vor Anker.

„Am folgenden Tag gab Belisar Befehl zur Ausschiffung der auf der Flotte befindlichen Mannschaften. Dann stellte er sein ganzes Heer in Schlachtordnung auf, weil er immer noch eine List der Feinde argwöhnte, und ließ darauf den Vormarsch beginnen. Sobald man sich den Mauern genähert hatte, legte der Feldherr in einer Rede seinem Heere dar, wie man gerade dadurch so glückliche Erfolge davon getragen habe,

daß man sich gegen die Afrikaner milde bewiesen hätte. Nachdrücklich schärfte er den Soldaten ein, die strengste Mannszucht zu halten, zumal in der Hauptstadt. Sie sollten nie vergessen, daß die Afrikaner einst alle zum römischen Reiche gehört hätten. Unfreiwillig hätten sie das Joch der Vandalen getragen und auf das härteste wären sie von den Barbaren gemißhandelt worden. Deshalb habe auch der Kaiser zu den Waffen gegriffen. Unrecht sei es also, denen Schaden zufügen zu wollen, zu deren Befreiung der Krieg begonnen worden sei.

Nach diesen Worten der Ermahnung hielt Belisar seinen Einzug in die Stadt. Keine Feindseligkeit zeigte sich. So stieg denn der Feldherr zur Burg hinan und setzte sich hier auf Gelimers Thron. Dann gab er, weil die Stunde zum Essen nahe war, den Befehl, ein Mahl in demselben Saale herzurichten, wo Gelimer die Edlen der Vandalen zu bewirten pflegte. . . Zufällig war aber Tags vorher ein Mahl für Gelimer in Bereitschaft gesetzt worden. Mit denselben Speisen wurden nun wir bewirtet. Gelimers Dienerschaft setzte sie uns vor, füllte die Becher und wartete uns auf. Hier konnte man so recht die leicht veränderliche Glücksgöttin erkennen, wie sie triumphierte und zeigte, daß sie über alle Dinge herrsche, der Mensch aber nichts dauernd sein eigen zu nennen vermöchte.

An diesem Tage erschien Belisar im Glanze eines Ruhms, wie ihn weder einer seiner Zeitgenossen noch der früher Lebenden errungen hat. Denn während sonst römische Soldaten niemals, selbst wenn sie nur fünfhundert Mann zählen, ohne Tumult in eine Stadt einzurücken pflegen, zumal wenn der Einmarsch unvermutet geschieht, so hielt jener die Seinigen so in Zucht, daß es weder zu höhnenden Worten und Drohungen kam noch auch der Handel in der Stadt gehindert wurde. Vielmehr blieben in der eroberten Stadt, welche doch die Regierung und den Herrn gewechselt hatte, alle Läden offen. Die Schreiber teilten die Quartierzettel aus und wiesen nach dem gewöhnlichen Gebrauch die Soldaten in die Häuser. Diese kauften auf dem Markte die Lebensmittel ein, die ihnen gefielen, und verhielten sich durchaus ruhig.

Hierauf sicherte Belisar den Vandalen, welche in die Kirchen geflohen waren, seinen Schutz zu und richtete seine Aufmerksamkeit auf die Wiederherstellung der Stadtmauern, welche so arg vernachlässigt waren, daß man sie an vielen Stellen leicht übersteigen konnte. Denn ein großer Teil der Umfassung war zusammengestürzt. Dies, meinten die Karthager, sei auch der Grund, warum sich Gelimer nicht der Stadt anvertraut

habe, denn er habe es nicht für möglich gehalten, die Mauern in so kurzer Zeit wieder herzustellen, daß sie genügende Sicherheit gewährten.

Damals sprach man auch von einer alten Weissagung, welche früher oft von den Kindern wiederholt worden war: G. werde B. verjagen und B. wiederum G. Nun hatte was die Knaben früher im Scherze sagten und als ein ungelöstes Rätsel auf sich beruhen ließen vor aller Welt seine Lösung erhalten. Denn vorher hatte Genserich den Bonifacius, jetzt Belisar den Gelimer vertrieben.

So endete also die Sache, sei es, daß es ein merkwürdiger Zufall, sei es, daß es eine Weissagung war.

Belisar besoldete die Bauhandwerker und eine große Menge anderer Leute und ließ diese die Stadtmauern mit einem ansehnlichen Graben und einem Pallisadenwerk umgeben. Wo die Mauer zusammengefallen war oder mit Einsturz drohte, wurde sie in kurzer Zeit wieder hergestellt. Belisars Eifer erregte nicht nur die Bewunderung der Karthager, sondern auch später das Staunen Gelimers. Als nämlich der König gefangen nach Karthago gebracht wurde und die Mauern der Stadt erblickte, geriet er in Verwunderung und schob die Ursache von allen Unglücksfällen, die sich damals zugetragen hatten, auf seine Sorglosigkeit."

10. Die Heldenthat des Diogenes.

„Durch Freigebigkeit und Herablassung gewann Gelimer viele der libyschen Landleute. Er setzte auf den Kopf jedes Römers einen Preis und erreichte damit, daß jene Libyer die Römer, welche auf dem Lande herumschweiften, umbrachten. So wurden viele Leute aus dem römischen Heere getötet, nicht sowohl Soldaten, sondern Troßbuben und Knechte waren es, welche die Beutelust aufs Land trieb und die hier in die Hand des Feindes fielen. Die Bauern brachten dann die Köpfe der Erschlagenen zu Gelimer und kehrten belohnt zurück. Der König aber stand in dem Wahne, daß es die Köpfe von Soldaten des feindlichen Heeres seien.

Zu dieser Zeit vollführte Diogenes, ein Waffenträger Belisars, eine wackere That.

Er war mit 22 Mann von der Garde ausgesendet worden, um die Stellung des Feindes auszukundschaften. In einem Dorfe, welches zwei Tagemärsche von Karthago entfernt lag, machte er Halt. Da die Bewohner sich nicht stark genug fühlten, die Einquartierung niederzu-

machen, hinterbrachten sie Gelimer, daß ein Trupp Feinde bei ihnen raste. Sogleich sandte der König dreihundert vandalische Reiter dahin ab mit dem Auftrage, die Römer lebend zu ihm zu bringen. Denn er meinte, es verlohne sich der Mühe, einen Waffenträger Belisars mit 22 Mann seiner Garde gefangen zu nehmen.

Diogenes war unterdessen mit seinen Leuten in ein Haus eingekehrt und überließ sich hier im oberen Stockwerk der Ruhe, denn den Feind glaubte er nicht fürchten zu müssen, hatte er doch gehört, daß dieser weit entfernt sei.

Beim ersten Morgengrauen langten die Vandalen im Dorfe an. Es schien ihnen nicht vorteilhaft, das Thor aufzubrechen und vor Tagesanbruch in das Haus einzudringen, denn sie besorgten, daß sie, in ein Treffen verwickelt, in der Dunkelheit einander Schaden zufügen könnten, und die Finsternis selbst dem Feinde Gelegenheit zur Flucht gäbe. Einen solchen Entschluß gab ihnen die Furcht ein. Sie nahm ihnen Überlegung und Einsicht. Leicht war es mit Fackeln oder ohne dieselben in das Haus einzudringen und die Gegner, die nicht nur die Waffen abgelegt hatten, sondern auch fast entkleidet auf dem Lager ruhten, zu überfallen. Aber man begnügte sich alle Zugänge zum Hause, zumal den Thorweg zu besetzen.

Da erwachte zufällig einer der römischen Soldaten aus dem Schlafe. Er vernahm ein Geräusch wie von Stimmen und Waffenlärm und erriet daraus sogleich, was vorging. Rasch weckt er, ohne Lärm zu verursachen, seine Genossen einzeln und benachrichtigt sie von der drohenden Gefahr. Schleunigst kleiden sich jene auf den Rat des Diogenes an, waffnen sich und steigen in den Hof hinunter. Hier satteln und zäumen sie ihre Rosse, und bevor es jemand draußen gewahr geworden ist, sitzen sie auf.

Eine Zeit lang halten sie im Hofraum, dann öffnen sie plötzlich die Thorflügel, stürmen hinaus, und ehe noch die Vandalen zum Kampfe fertig sind, jagen die Römer, gedeckt mit dem Schilde, die Lanze zum Angriff vorgestreckt, mit verhängten Zügeln davon. So schlug sich Diogenes mit den Seinen mitten durch die Feinde durch. Nur zwei Mann hatte er verloren. Er selbst erhielt im Handgemenge drei Wunden im Genick und Gesicht, die ihm bald das Leben gekostet hätten. Auch über die linke Hand empfing er einen Hieb, der ihn des Gebrauchs des kleinen Fingers beraubte."

11. Die Rückkehr Tzazos.

Gelimer hatte gleich beim Beginn des Krieges Boten an den König der Westgoten Theudis im nahen Spanien gesendet und um Unterstützung im Kampfe gegen Byzanz gebeten. Aber da sie den mühsamen und langen Landweg reisen mußten, war ihre Botschaft durch die Ereignisse überholt worden, denn schon hatte ein rasches Handelsschiff den Westgoten vom Falle Karthagos unterrichtet. Mit ausweichender Antwort wurden Gelimers Boten entlassen, und als sie heimkehrten, hatten sie noch das Unglück, in die Hände der Griechen zu geraten.

Eilig berief nun Gelimer seinen Bruder Tzazo aus Sardinien zurück. Dieser war gleich im Anfange des Krieges mit dem Kern des vandalischen Heeres nach jener Insel gegangen, um den Empörer Goda zu unterwerfen.

Lassen wir Prokop*) weiter erzählen.

„Tzazo landete im karnalischen Hafen**), nahm die Stadt im ersten Anlaufe und erschlug den Tyrannen Goda samt seinem streitbaren Volke.

Als er hörte, daß die Flotte des Kaisers nach Afrika gegangen sei, schrieb er, ohne über die darauffolgenden Ereignisse unterrichtet zu sein, folgenden Brief an Gelimer:

‚Wisse, König der Vandalen und Alanen, daß der Rebell Goda in unsere Hände gefallen und tot ist und die Insel Deinem Gebote wieder gehorcht. Verherrliche durch eine frohe Feier unseren Sieg. Hoffe aber, daß die Feinde, welche es gewagt haben, ihre Waffen in unser Land zu tragen, dasselbe Schicksal erleiden werden, welches jene erfahren haben, welche in früherer Zeit gegen unsere Väter einen Angriff unternahmen.'"

Die Boten, welche diesen Brief trugen, kamen, nichts ahnend, nach Karthago und fielen hier in Belisars Gewalt.

„Unterdessen hatte Gelimer nicht weit von der Grenze Numidiens auf der Ebene von Bulla, welche vier starke Tagemärsche von Karthago entfernt liegt, alle Vandalen und was von Mauren mit ihm verbündet war versammelt. Der letzteren waren freilich nur wenige, und darunter befanden sich keine Fürsten. Denn alle Häuptlinge der Mauren, die in

*) A. a. O. I. 24. I. 25.

**) Heute Cagliari.

Mauretanien, Numidien, Byzacena herrschten, sandten Boten zu Belisar, erklärten ihre Unterwerfung unter den Kaiser und versprachen Waffenhilfe. Einige hatten auch ihre Söhne als Geiseln gestellt und gebeten, daß nach altem Brauche die Zeichen der fürstlichen Würde ihnen überschickt würden . . . Belisar übersandte ihnen diese und fügte große Geldsummen als Geschenke bei. Doch schickten sie keine Hilfsvölker, ebensowenig wagten sie aber auch den Vandalen beizustehen. Von beiden Gegnern hielten sie sich entfernt, den Ausgang des Kampfes erwartend.

Gelimer entsandte aber einen Vandalen mit einem Briefe an seinen Bruder Tzazo nach Sardinien. Dieser gelangte schnell an die Küste, und da er ein absegelndes Schiff fand, kam er in den Hafen von Karnalis, wo er Tzazo den Brief übergab. Derselbe lautete also:

‚Nicht Goda hatte, wie es mich dünkt, die Insel unserer Herrschaft entrissen, sondern ein Unheil, das der Himmel über die Vandalen verhängte. Ein Fluch war es, der Dich und die tapfersten Männer der Vandalen von hier fortführte und damit zugleich alles Glück vom Hause Genserichs nahm, denn Du bist nicht von uns gegangen, um Sardinien wieder zu gewinnen, sondern damit Justinian sich Afrikas bemächtige. Was des Schicksals Ratschluß war, das kann man aus dem, was uns traf, wohl erkennen. Klein an Zahl war das Heer, das Belisar gegen uns führte. Aber von den Vandalen ist plötzlich alle Tapferkeit gewichen und hat mit sich das Glück entführt. Denn durch die Feigheit der Vandalen ist es verschuldet worden, daß Ammata und Gibamund fielen. Unsere Rosse, unsere Schiffe, ganz Afrika, unsere Hauptstadt selbst hat der Feind in seinen Händen, während jene thatenlos bleiben. Aber für ihre Unthätigkeit werden sie einen teuren Preis zahlen müssen, ihrer Kinder und Weiber Freiheit und alle Habe.

Nichts ist uns übrig geblieben, als das Gefilde von Bulla, und hier hält uns noch allein die Hoffnung zurück, die wir auf Dich gesetzt haben. Laß darum ab von Deiner Sorge, die Gewaltherrschaft zu stürzen und Sardinien zu gewinnen, und eile schnell mit Deinem Heere zu uns zurück, denn wo Großes in Gefahr ist, dann bringt es Schaden, sich mit Kleinem zu befassen.

Vereinen wir unsere Scharen und streiten wir, um entweder das alte Glück wieder zu gewinnen oder wenigstens den Vorteil davonzutragen, daß wir gemeinsam das von einer bösen Macht über uns verhängte Unglück ertragen!‘

Als Tzazo diese Kunde erhalten und den Seinen mitgeteilt hatte,

überließen sich die Vandalen dem Jammer und dem Schmerz. Nicht öffentlich, sondern im Geheimen und den Anblick der Inselbewohner vermeidend, betrauerten sie ohne einen Laut der Klage den Sturz ihres Reiches.

Rasch wurden die Angelegenheiten der Insel geordnet, die Schiffe bestiegen, die Segel aufgezogen, und schon nach drei Tagen lief die ganze Flotte an dem Teil der Küste Afrikas an, wo die Grenze Mauretanien von Numidien scheidet. Von hier zog man zu Lande nach der Ebene von Bulla und vereinigte sich mit den übrigen Scharen. Hier ereignete sich manche Scene, würdig der innigsten Teilnahme, wie ich mit Worten sie zu schildern nicht imstande bin. Selbst ein Feind, der zugeschaut hätte, würde das innigste Mitleid mit den Vandalen und dem Menschengeschlechte, das einem blinden wechselvollen Lose preisgegeben ist, gehabt haben.

Gelimer und Tzazo lagen sich in den Armen und vermochten nicht einander zu lassen. Worte konnten sie nicht finden, sondern sie hielten sich mit den Händen fest umschlossen und brachen in Thränen aus. Das Gleiche thaten die Truppen Gelimers mit den Vandalen, welche aus Sardinien zurückgekehrt waren. Einer umarmte den anderen und an der Brust des Genossen fand er den ersten Trost.

Gelimers Gefährten fragten nicht nach Goda, und wer aus Sardinien heimgekommen war, wagte keine Frage über das, was sich in Afrika zugetragen hatte. Schon der Ort des Zusammentreffens zeigte, was verloren war.

So erfüllte das erschütternde Ereignis alle mit Gleichmut gegen das, was man sonst hochhielt. Keine Erwähnung von Weib und Kind: jeder wußte, wen er hier von den Seinigen vermißte, der war vom Feinde erschlagen oder in der Gefangenschaft."

12. Die Entscheidungsschlacht.

Nachdem das Heer der Vandalen zusammengekommen war, rückte Gelimer gegen Karthago vor. Er schnitt zwar der Stadt das Wasser ab, war aber nicht imstande sie einzunehmen oder ihr erheblichen Schaden zuzufügen, da die Vandalen im Belagerungskriege keine Übung hatten. Darauf zog sich König Gelimer ein Stück zurück. Belisar entschloß sich daher zum Angriff auf die Vandalen überzugehen. Bei Trikamerum,

140 Stadien von Karthago entfernt, standen die beiden Heere einander gegenüber. Nur ein kleiner Bach trennte sie noch.

Von beiden Seiten ermunterten die Feldherren ihre Krieger und wiesen auf die Wichtigkeit der Entscheidung hin. Hier handelte es sich um den Ruhm des Sieges und die Wiedergewinnung einer vor Jahren verloren gegangenen Provinz. Dort sollte man den Kampf wagen um die Freiheit des Landes und die Errettung eines Volkes.

Hören wir Prokops*) Bericht:

„Bei den Vandalen führten die Chiliarchen die Truppen des Flügels, und zwar befehligte jeder seinen Heerhaufen. Im Mittelpunkte aber stand Tzazo, Gelimers Bruder. Hinter ihm waren die Mauren aufgestellt. Gelimer selbst durchflog die Reihen, ermunterte seine Krieger und feuerte sie an. Er hatte den Vandalen den Befehl gegeben, weder den Speer noch eine andere Waffe außer dem Schwert in dem bevorstehenden Kampfe zu gebrauchen.

So stand man geraume Zeit einander gegenüber, ohne daß einer den Kampf begonnen hätte. Da durchschritt Johannes auf Belisars Befehl mit einer Schar auserlesener Krieger den Fluß und machte auf den Mittelpunkt der feindlichen Aufstellung einen Angriff. Er wurde jedoch von Tzazo zurückgeworfen und verfolgt und zog sich rasch wieder auf sein Heer zurück. Die nachdrängenden Vandalen rückten aber nur bis zum Flusse vor. Dort machten sie Halt. Zum zweiten Male griff Johannes mit einer größeren Anzahl Gardetruppen Tzazo an. Wieder zurückgewiesen, nahm er seinen Rückzug zum zweiten Male zum römischen Heere. Nun ergriff er das Banner des Feldherrn und drang mit dem ganzen Gefolge und der Garde unter lautem Schlachtrufe und kriegerischem Getöse auf den Feind ein. Mannhaft wehrten sich die Barbaren, nur mit dem Schwert kämpfend.

Ein furchtbares Handgemenge beginnt. Viele von den Vandalen fallen, darunter die besten. Auch Tzazo, Gelimers Bruder, sinkt zu Boden. In diesem Augenblicke beginnt das ganze römische Heer den Vormarsch, geht durch den Fluß und stürzt sich auf den Feind. Die Mitte des vandalischen Heeres wankt. Bald wird die Flucht allgemein. Jeder Schlachthaufen wird von den Römern geworfen.

Als dies die Massageten sahen, welche den Erfolg der Schlacht hatten abwarten wollen, stürzten sie sich mit dem römischen Heere auf

*) A. a. O. II. 2. 3. Der 13. Abschnitt: II, 6, 7.

den fliehenden Feind. Doch wurde die Verfolgung nicht weit ausgedehnt, denn die Vandalen waren eilig auf ihren Lagerplatz zurückgekehrt und machten hier Halt. Die Römer aber meinten nicht stark genug zu sein, um den Kampf gegen das Lager aufnehmen zu können. Sie beraubten die Toten aller goldenen Zieraten und nahmen dann wieder ihre alte Stellung ein.

Es fielen in diesem Treffen 50 von den Römern, von den Vandalen aber an 800.

Sobald jedoch das ganze Fußvolk angekommen war, brach Belisar gegen Abend auf und marschierte so schnell als möglich mit seinem Heere gegen das Lager der Vandalen. Wie Gelimer hörte, daß Belisar mit allen seinen Truppen sich nahe, da warf er sich, ohne ein Wort zu sagen noch sonst einen Befehl zu erteilen, auf ein Pferd und sprengte in der Richtung nach Numidien davon. Seine Verwandten und einige wenige Diener folgten ihm bestürzt nach, ohne jemand darüber etwas zu sagen.

Eine Zeit lang blieb den Vandalen Gelimers Flucht verborgen. Sobald aber die Kunde sich davon verbreitete und der Feind erschien, vernahm man den Lärm der Männer, das Geschrei der Kinder und den Wehruf der Frauen. Man kümmerte sich nicht um die aufgespeicherten Schätze, nicht um die jammernden Lieben. Jeder floh ohne Ordnung dahin, wo ein Schimmer von Rettung sich zeigte.

Die Römer rückten jetzt heran und nahmen das von seinen Verteidigern entblößte Lager samt seinen Schätzen in Besitz. Dann verfolgten sie die flüchtigen Vandalen die ganze Nacht hindurch und erschlugen, wen sie nur einholten. Knaben und Weiber aber behandelten sie als Sklaven. Reichtümer fand man in solcher Menge im Lager vor, wie man sie sonst niemals an einem Orte vereint gesehen hatte, denn lange Zeit hindurch hatten die Vandalen die Provinzen Roms geplündert und gewaltige Massen von Gold nach Afrika geführt. Da überdies ihr Land sehr fruchtbar ist und Überfluß an Getreide und den notwendigsten Lebensbedürfnissen hat, so brauchten sie ihren Raub nicht für den Einkauf von Lebensmitteln dahinzugeben, sondern konnten in den 95 Jahren, welche sie in Afrika herrschten, Schätze auf Schätze häufen. Alle diese ins Ungeheure angewachsenen Reichtümer kamen an diesem Tage in die Hände der Römer zurück.

Diese Schlacht, die Verfolgung der Vandalen und die Einnahme ihres Lagers fand drei Monate nach der Landung des römischen Heeres

statt. Es war um die Mitte des letzten Monats im Jahre, den die Römer Dezember*) nennen."

Belisar sammelte sein Heer, das sich bei der Plünderung zerstreut hatte, und setzte dann dem Gelimer nach. So gelangte er nach Hippo regius**), einer festen Stadt Numidiens, die zehn Tage Weges von Karthago entfernt ist.

„Hier erfuhr er, daß Gelimer das Gebirge Pappua***) erreicht habe und daher von den Römern nicht mehr gefangen werden könnte. Dieses Gebirge liegt im äußersten Teile Numidiens. Schroff und steil, unersteiglich fast erhebt es sich aus der Ebene, überragt von vielgezackten hohen Felsklippen.

Wilde Mauren bewohnen diese Gegend. Mit ihnen lebte Gelimer im Bunde.

Hier liegt eine alte Stadt auf dem äußersten Teile des Gebirges, Medeos mit Namen. Dort erst rastete Gelimer mit den Seinen von der eiligen Flucht.

Belisar wollte keinen Angriff auf die Bergstadt versuchen. Winterszeit war es. Auch glaubte er, nicht ohne Gefahr sich von Karthago hinwegbegeben zu können, so lange noch nicht alle Angelegenheiten geordnet wären. Er übertrug daher die Belagerung der Bergfeste einer auserwählten Schar unter dem Befehlshaber Pharas.

Pharas war ein Mann von Kühnheit und, obgleich Heruler, treu und von guter Gesinnung. Selten ist es aber und der Erwähnung wert, wenn ein Heruler weder untreu ist noch den Trunk liebt, sondern sich zuverlässig und wacker zeigt. Doch verdiente Pharas nicht allein dies Lob, sondern auch die übrigen Heruler, welche unter ihm dienten.

Deshalb erteilte Belisar dem Pharas den Auftrag, daß er am Bergesabhang ein Lager aufschlüge und dort bliebe. Sorgfältig sollte er darüber wachen, daß Gelimer nicht den Berg verlasse und keine Zufuhr erhalte.

Pharas aber kam dem Befehle getreulich nach."

---

*) Des Jahres 533.

**) Ruinen bei Bona.

***) Heute Edough.

13. Die Gefangennahme Gelimers.

„Bald war Pharas der Belagerung mitten zur Winterszeit überdrüssig. Er hoffte, die Mauren würden nicht imstande sein, ihm zu widerstehen, und machte daher den kühnen Versuch, Pappua zu erstürmen.

So wurden denn die Krieger trefflich ausgerüstet und dann die Ersteigung des Gebirges gewagt. Aber die Mauren eilten herbei und brachten, begünstigt durch die Vorteile, welche der steil ansteigende Fels für die Verteidigung bot, unter die Stürmenden Tod und Verderben. Dem Pharas kostete der Angriff 110 Soldaten. Vergeblich hatte er die Ersteigung erzwingen wollen. Zurückgeworfen, trat er mit den übrigen den Rückzug an. Von nun an wagte er wegen der großen Schwierigkeiten keinen Sturm mehr, sondern begnügte sich mit der sorgfältigsten Überwachung, denn so konnte er hoffen, daß die Hungersnot die Besatzung von Pappua zur Übergabe zwingen würde. Daher ließ er denn auch niemand heraus, noch auch etwas hineingelangen.

Da kam über Gelimer und die Söhne seiner Schwestern und Brüder und über die anderen Edlen, die bei ihm waren, große Not, wie niemand sie mit Worten zu schildern vermag.

Von allen Völkern, die wir kennen, ist keines so verweichlicht wie das der Vandalen und keines an ein härteres Leben gewöhnt wie das maurische. Denn seitdem jene Afrika eingenommen hatten, ergötzten sie sich an täglichen Bädern und an einer Tafel, die mit den ausgesuchtesten Genüssen des Landes und des Meeres besetzt war. Die meisten legten goldenen Schmuck an und prangten in medischen, jetzt serisch genannten Gewändern. Sie hatten Freude am Schauspiel und den Spielen des Cirkus und anderen Lustbarkeiten, vornehmlich an Tierhetzen. Tanz und Schauspiele gab es bei ihnen, Vergnügungen mancherlei Art für Auge und Ohr, musikalische Belustigungen und was sonst der Menschen Herz erfreut. Viele Vandalen wohnten in prachtvollen Gärten, die mit kunstvollen Wasserwerken geschmückt und von dichtbelaubten Bäumen beschattet waren. Sie liebten kostspielige Schmausereien und gaben sich Ausschweifungen jeder Art hin.

Die Mauren aber wohnen Winter und Sommer und jede andere Jahreszeit in niederen Hütten, die kaum das Atmen verstatten. Weder Schnee noch Sonnenglut noch sonst ein Ungemach kann sie daraus ver-

treiben. Anstatt eines Bettes dient ihnen der nackte Erdboden zum Lager. Nur der Reiche legt sich auf ein Fell. Immer tragen sie einen dicken Mantel und einen groben Leibrock, und sie pflegen nicht nach der Jahreszeit ihre Kleidung zu wechseln. Wein, Brot und andere bessere Nahrungsmittel sind ihnen unbekannt. Von Spelt und Gerste leben sie, aber sie kochen das Korn und mahlen es nicht, sondern essen es roh nach der Weise der Tiere.

So stand es bei den Mauren, mit denen Gelimers Genossen jetzt schon geraume Zeit zusammenlebten. Ihre gewohnte üppige Lebensweise hatten die Vandalen mit dem traurigen Lose dieses Volkes vertauscht. Bald fehlte ihnen das Notwendigste. Unerträglich dünkte sie ihr Schicksal. Als Rettung erschien der Tod, aber auch die Knechtschaft keine Schmach mehr. Da aber Pharas Kunde von dem Elend der Eingeschlossenen empfing, schrieb er an Gelimer folgenden Brief:

‚Zwar bin ich selbst ein Barbar und habe weder im Lesen noch Schreiben Unterricht empfangen, noch Übung in solcher Kunst auf andere Weise mir erworben, aber was ich als Mensch empfinde, das schreibe ich Dir, weil mein Herz mich dazu zwingt. Warum, o Gelimer, stürzest Du Dich und Dein ganzes Geschlecht in einen solchen Abgrund von Unglück, um nur dem Joche der Knechtschaft zu entgehen? Ich glaube wohl, daß Du bei diesem Gedanken aufbrausest und die Freiheit für ein Gut erklärst, so würdig, daß man um ihretwillen jegliches Ungemach erdulden müsse. Siehst Du denn aber nicht, daß Du jetzt dem armseligen Volke der Mauren unterthan bist, da Du auf dasselbe alle Deine Hoffnung auf Rettung setzest? Sollte es jedoch nicht besser sein, in Armut den Römern zu dienen, als Herr von Pappua und des Maurenvolkes genannt zu werden? Scheint es Dir gar so schimpflich neben einem Belisar demselben Kaiser zu gehorsamen? Fort mit solcher Thorheit, edler Gelimer! Rühmen wir uns, die wir edlen Vorfahren entsprossen sind, nicht auch des Gehorsams gegen den Kaiser?

Man erzählt, Kaiser Justinian habe beschlossen, Dich in den Senat aufzunehmen, Dir die Ehre des Patriziats zu geben und Dich mit einem schönen Landgute und reichen Schätzen zu beschenken, und Belisar solle unter einem Eide die Bürgschaft für diese Versprechungen übernehmen. Du kannst wohl alle Schläge des Schicksals mutig ertragen in dem Glauben, nichts werde von demselben verhängt, was nicht Du, was nicht jeder Sterbliche notwendiger Weise ertragen müsse. Wenn es nun aber Gott gefällt, in Deinem Unglücke Dir Trost zu gewähren, solltest Du Dich

weigern, ihn anzunehmen? Muß man nicht die guten Gaben des Schicksals wie seine Schläge als notwendig hinnehmen? Das wird doch selbst einem Thoren einleuchten. Daß Du freilich jetzt mitten im Unglücke der Einsicht entbehrst, ist wohl natürlich, denn Mutlosigkeit beraubt uns des klaren Blickes.

Wenn Du aber Deinen Schmerz mildern willst und es über Dich bringen kannst, dem Schicksal nicht allzusehr zu grollen, so wird es bei Dir stehen, sogleich ein besseres Los zu gewinnen und der drängenden Not zu entfliehen.'

Als Gelimer diesen Brief erhielt, weinte er bitterlich. Er antwortete folgendermaßen:

‚Für den Rat, den Du mir erteilst, weiß ich Dir vielen Dank. Daß ich mich aber einem ungerechten Feinde unterwerfen soll, ist mir ein unerträglicher Gedanke. Wäre Gott mir gnädig, so würde ich mich mit dem Schwerte in der Hand an diesem Feinde rächen, der, von mir weder durch eine That noch durch ein Wort verletzt, zu dem Kriege, zu dem er keine triftige Veranlassung hatte, nur einen Vorwand suchte und dadurch, daß er Belisar, ich weiß nicht woher, gegen mich sandte, mich in eine solche Lage brachte. Indeß auch ihn, da er ein Mensch ist, und den Kaiser kann noch ein Schicksal erreichen, wonach sein Sinn nicht steht. Ich kann nicht weiter schreiben. Mein Unglück raubt mir meine Besinnung. Lebe wohl, o Pharas, und sende mir, ich bitte Dich darum, eine Zither, ein einzig Brot und einen Schwamm.'

Als Pharas dies durchgelesen hatte, blieb er bei den letzten Worten des Briefes hangen, im Zweifel, was sie bedeuten sollten, bis der Bote die Erklärung gab. Ein Brot fordere Gelimer, denn er sehne sich nach dessen Anblick und Genuß. Erblickt habe er kein Brot mehr, seitdem er nach Pappua geflüchtet. Eines Schwammes bedürfe der König, weil eines seiner Augen durch die Thränen fast erblindet sei. Er sei aber auch ein geschickter Zitherspieler und habe ein Lied auf seinen Sturz gedichtet. Unter Thränen wünsche er es zu den Tönen der Saiten zu singen. Pharas vernahm dies. Da ergriff ihn heftiger Schmerz, und er beklagte das wechselvolle Los des Menschengeschlechtes. Er erfüllte die Bitte Gelimers und sandte ihm, was er erbeten, aber in der Belagerung wurde er nicht lässig. Sorgfältig wurden alle Zugänge zu der Bergfeste bewacht.

So waren drei Monate über die Belagerung verstrichen. Der Winter ging zu Ende, und noch harrte unerschütterlich Gelimer, bis er der Augen-

zeuge folgenden Vorgangs wurde. Ein maurisches Weib hatte ein wenig Getreide zerstoßen und einen Teig daraus geknetet und diesen in die heiße Asche des Herdfeuers gelegt. Denn so pflegen die Mauren ihr Brot zu backen. Zwei Knaben saßen am Herde. Der eine war ein Schwestersohn Gelimers, der andere der Sohn jener Frau, welche den Teig in die Asche gelegt hatte. Beide wurden von rasendem Hunger gepeinigt. Gierig sahen sie auf das Brot und dachten es wegzureißen, sobald es gebacken sei. Plötzlich stürzte der vandalische Knabe darüber, bemächtigte sich des Brotes, steckte es, obgleich es noch fast glühend und mit Asche bedeckt war, in den Mund und suchte es, von nagendem Hunger gefoltert, zu verschlingen. Da faßte der andere ihn rasch am Haar, schlug ihn auf den Kopf und ins Gesicht und zwang ihn so mit Gewalt, das Brot wieder fahren zu lassen.

Von Anfang an hatte Gelimer dem Streite zugesehen. Das traurige Schauspiel drückte ihn nieder und erweichte seinen Sinn. Sogleich schrieb er an Pharas:

‚Wenn jemals einer vergeblich dem Schicksal die Stirn bot, aber Schlag auf Schlag erlitt und darum in seinem Entschlusse wankend wurde, so glaube ich, daß ich ein solcher bin, edler Pharas. Dein Rat hat bei mir Eingang gefunden. Nicht länger will ich ihn mißachten. Ich gebe es auf, mit dem Schicksale zu ringen und mit meiner Bestimmung zu hadern, und wohin mein Los mich auch rufen mag, ohne Zögern will ich ihm folgen. Doch möchte ich darüber sicher sein, daß Belisar sich für die Versprechungen, welche mir der Kaiser hat machen lassen, verbürgt. Sobald Ihr mit Eurem Worte für meine Sicherheit einsteht, werde ich mit allen meinen Verwandten und den übrigen Vandalen, welche bei mir sind, mich Euch ausliefern.‘

Also hatte Gelimer in dem Briefe geschrieben. Pharas aber sandte dem Belisar dieses und die von ihnen früher gewechselten Schreiben zu und ließ den Feldherrn bitten, ihm sobald als möglich mitzuteilen, was sein Wille sei.

Da Belisar den Wunsch hatte, Gelimer womöglich lebend vor den Kaiser zu bringen, war seine Freude, als er jene Nachricht erhielt, groß. Sogleich sandte er den Führer der Föderaten Cyprian mit einigen anderen nach dem Berge Pappua und trug ihnen auf, dem Vandalen unter einem Eide zu verbürgen, daß er und die Seinen am Leben nicht geschädigt werden, sondern beim Kaiser ehrenvolle Aufnahme finden sollten. An nichts würden sie Mangel leiden. Sobald die Gesandten bei Pharas

angekommen waren, begaben sie sich zugleich mit dem Heruler an den Fuß des Berges. Hierher kam auf ihre Aufforderung hin Gelimer. Er nahm die verlangte eidliche Zusicherung, daß er an Leib und Leben geschont werden würde, entgegen und begab sich dann mit den Gesandten nach Karthago.

Belisar weilte damals in einer der Vorstädte, Aklas geheißen. Hier trat Gelimer vor ihn hin mit einem bitteren Lachen, das, wenn es auch nicht gerade Anstoß erregte, doch nicht verborgen bleiben konnte. Wer es sah, meinte, Gelimer sei durch das namenlos große Unglück um den Verstand gebracht worden und nicht bei Sinnen: er lache ohne vernünftigen Grund. Seine Freunde jedoch widersprachen dem: er sei ein Mann von scharfem Verstande. Von königlichem Stamme entsprossen, im Besitze einer Königskrone, nach dem Genuß der größten Reichtümer, habe er in der Flucht Rettung suchen müssen, unter entsetzlichen Schrecknissen gelebt und das furchtbarste Schicksal auf dem Berge Pappua erduldet. Nun endlich sei er gefangen. Da er aber den vollen Becher des Glückes und des Unglückes bis auf den Grund geleert habe, sei ihm die Erkenntnis gekommen, daß alles Irdische eitel und nur wert sei eines bitteren Lächelns.

Doch wie dem auch sei, mag ein jeder selbst nach seiner Überzeugung, als Freund oder Feind Gelimers, dieses Lächeln deuten.

Kurze Zeit darauf berichtete Belisar an den Kaiser, Gelimer weile gefangen in Karthago, und bat, daß er mit ihm nach Konstantinopel kommen dürfe. Zugleich hielt er Gelimer und alle Vandalen in ehrenvoller Haft und setzte die Flotte in Bereitschaft.

Jedes Zeitalter hat bisher erfahren, daß viele Ereignisse sich vollzogen, welche alle Erwartung übertrafen, und die kommenden Zeiten werden dieselben Erfahrungen machen: werden doch der Menschen Schicksale dieselben bleiben. Dinge geschehen, die unmöglich scheinen und immer für unmöglich gehalten worden sind. Sind sie aber geschehen, dann hält man sie der Bewunderung für würdig. Ob aber je etwas dem hier Erzählten Gleiches sich ereignet habe, kann ich nicht sagen. Daß aber 5000 Angreifer, denn so viele Reiter waren es nur, die Belisar bei sich hatte, und die allein den Krieg mit den Vandalen geführt hatten, trotzdem ihnen kein Hafen offen war, in welchem sie landen konnten, den vierten Nachfolger Genserichs besiegen und sein Reich, mächtig an Hilfsmitteln und stark durch die Zahl seiner Krieger, in so kurzer Zeit vom

Erdboden vertilgen konnten, das scheint gewiß der höchsten Anerkennung wert, mag es nun ein Werk des Glückes sein oder der Tapferkeit."

14. Der Triumph Belisars.

Im Mai hatte sich Belisar mit seinen Gefangenen und der Beute nach Konstantinopel eingeschifft. Ein glänzender Triumph belohnte den Sieger.

Lassen wir Prokop*) weiter berichten:

„Als Belisar mit Gelimer und den Vandalen in Byzantium eingetroffen war, wurden ihm die Ehren erwiesen, welche frühere Zeiten römischen Feldherren nach großen, glänzenden Siegen zuerkannten. Es waren aber gegen 600 Jahre verflossen, in denen diese Ehre nur Titus, Trajan und den übrigen Kaisern nach einem siegreichen Feldzuge gegen die Barbaren zu teil geworden war.

So führte nun Belisar, die reiche Beute und die Schar der Gefangenen im Gefolge, den festlichen Aufzug oder Triumphzug, wie die Römer sagen, mitten durch die Stadt. Doch nicht ganz feierte er das Fest nach alter Weise. Denn er ging den Weg von seinem Hause bis in die Rennbahn zu Fuß und ebenso von den Schranken der Bahn bis zum Throne des Kaisers.

Unter den Beutestücken leuchteten namentlich die Geräte hervor, die für den königlichen Dienst bestimmt gewesen waren: goldene Sessel, Wagen zum Gebrauche der Königin und wertvoller Schmuck aus edlem Gestein, goldene Trinkbecher und Schalen, wie sie an der Tafel des Königs im Gebrauche gewesen waren. An Silber sah man viele Tausende von Talenten**) und eine Menge von Schätzen, die, wie wir oben erzählt haben, Genserich nach Plünderung des Palastes zu Rom mit sich genommen hatte. Hierunter befanden sich auch die heiligen Gefäße der Juden, welche Titus, Vespasians Sohn, nach der Zerstörung Jerusalems zugleich mit anderen Schätzen nach Rom gebracht hatte.

Da ein Jude jene heiligen Gefäße im Triumphzuge erblickte, ging er zu einem Freunde des Kaisers und warnte ihn mit folgenden Worten: ‚Es nützt nach meiner Meinung nichts, dies Gold in den Kaiserpalast von Byzanz zu bringen. Nirgends kann es seine Stätte finden als

*) Procop. de bello Vandalico II, 9.

**) Das Talent betrug ungefähr 4500 Mark.

dort, wo es zuerst Salomon, der König der Juden, als Weihgeschenk niedergelegt hat. Dies ist der wahre Grund, warum Genserich einst den römischen Kaiserpalast und jetzt das römische Heer die Königsburg der Vandalen einnehmen konnte.'

Als der Kaiser solches hörte, wurde er von Furcht ergriffen. Eiligst sandte er alle jene Schätze in die Kirchen der Christen nach Jerusalem.

Unter den Gefangenen, die im Triumphe aufgeführt wurden, befand sich Gelimer selbst, angethan mit purpurnem Gewande, das über seinen Schultern hing, ferner alle seine Verwandten und wer von den Vandalen durch Körpergröße und Schönheit sich auszeichnete.

Da Gelimer die Rennbahn betrat und den Kaiser auf hohem Throne sitzend, zu beiden Seiten aber alles Volk stehend erblickte, da ergriff ihn mächtig die Erinnerung an das Unglück, das ihn getroffen hatte. Aber er weinte und wehklagte nicht, sondern sprach vor sich hin jenes Wort, das die Schrift der Hebräer*) gebraucht: ‚Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel.' Bald stand er vor dem Throne des Kaisers. Der Purpur wurde ihm genommen, er selbst gezwungen, mit dem Antlitz die Erde zu berühren und so dem Kaiser Justinian seine Ehrerbietung zu bezeugen.

Dasselbe that Belisar. Wie Gelimer erflehte er des Kaisers Schutz**).

Kaiser Justinian und die Kaiserin Theodora beschenkten die Töchter Hilderichs und alle Nachkommen Kaiser Valentinians***) mit großen Summen Geldes. Auch Gelimer erhielt in Galatien reiche Landgüter, wo er selbst mit seinen Verwandten leben durfte. Aber unter die Patrizier nahm man ihn nicht auf, weil er die Ketzerei des Arius nicht abschwören wollte.

Kurze Zeit darauf hielt Belisar einen zweiten Triumph nach der alten Sitte. Denn zum Konsul gewählt, wurde er von Kriegsgefangenen in einem Wagen gezogen. Und von hier aus verteilte er die Kriegsbeute des vandalischen Herrschers unter das Volk. Silbergeräte, goldene Gürtel und allerhand kostbare Dinge, wie sie die Vandalen gehabt hatten,

---

*) Prediger Salomonis I. 2.

**) Belisar war verleumdet worden. Man hatte Justinian hinterbracht, er strebe nach der Gewaltherrschaft.

***) Hilderich war Hunnerichs Sohn von der Eudocia, der Tochter Valentinians III. und der Eudoxia.

raffte in großer Menge das Volk auf. Es schien, als wäre das Glück längst verschwundener Zeiten wiedergekehrt."

Wie die Westgoten und später Ostgoten und Langobarden, so sind auch die Vandalen dem Angriffe eines überlegenen Gegners zum Opfer gefallen, aber während jene Völker, nicht ohne Spuren zu hinterlassen, untergingen, während ihr Blut sich mit dem der unterworfenen Gegner mischte und sie so die Ahnherren neuer Völker wurden, von denen das eine auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft in den folgenden Jahrhunderten das Höchste geleistet hat, das andere aber unmittelbar nach den Kämpfen gegen die maurischen Eindringlinge eine Zeit lang die Welt beherrschte, ist der Stamm der Vandalen spurlos verschwunden. Klein war die Menge der Einwanderer gewesen, welche mit Genserich nach dem heißen Afrika zog, furchtbar hatte das Schwert der siegreichen Griechen unter ihnen aufgeräumt, zu Tausenden sind sie in die Gefangenschaft geschleppt worden, und was etwa noch zurückblieb, verlor sich in der römischen oder maurischen Bevölkerung oder wurde von dem Sturme der arabischen Eroberung hinweggefegt.

Prokopius hat sich die Frage vorgelegt, wie es wohl kam, daß jenes mächtige Reich, unter Genserich noch der Schrecken von Griechen und Römern, nach hundert Jahren schon fallen konnte, aber der Grieche, der nicht Christ und nicht Heide war, glaubte an der Lösung verzweifeln zu müssen: ein unberechenbares Geschick war es nach seiner Anschauung, das wider aller Erwarten das Los von Menschen und Völkern wandelte.

Wir werden uns mit Prokopius' Antwort nicht begnügen, sondern weiter nach der Ursache des jähen Zusammenbruches der vandalischen Herrschaft forschen. Es liegt nahe, alle Schuld auf Gelimer zu werfen. In der That, Gelimer war nicht der Mann, in schwerer Zeit das Steuer des Staates zu führen, und der Staatsstreich, durch welchen eine national gesinnte Partei ihn an die Stelle des schwachen Hilderich setzte, konnte keine Rettung bringen. Denn es sind wundersame Widersprüche, die sich in dem Charakter des letzten Vandalenkönigs vereinigen. Bald kämpft er heldenmütig, bald zeigt er eine mattherzige Schwäche; bald hängt er an den Freuden dieser Welt, bald hat er für sie nur ein Lächeln der Verachtung auf den Lippen. Aber noch ist kein Volk ohne seine eigene Schuld gefallen, und Unrecht wäre es, den letzten der Asdingen allein für den Sturz seines Volkes verantwortlich machen zu wollen. Ist er doch mit allen den Widersprüchen in seinem Charakter nur ein getreues

Bild seines ganzen Volkes. Mit einem Male waren die abgehärteten Söhne des Nordens in die faule römische Überkultur versetzt worden, und derart waren sie in die Üppigkeit ihrer Unterthanen verfallen, daß der griechische Geschichtschreiber sie das weichlichste Volk unter der Sonne nennen konnte. Dieser Umschwung der Lebensweise mußte sich in dem Charakter der Vandalen fühlbar machen und konnte zuletzt nicht ohne schlimme Folgen bleiben, und so kam es denn, daß es trotz der Tapferkeit einzelner im ganzen den Söldnern Justinians nicht allzu schwer wurde, das morsche Reich zu zertrümmern.

Viertes Kapitel.

Die Ostgoten.

1. Die Ostgoten vor Theoderichs Herrschaft.

Nach dem Zusammenbruch des ostgotischen Reiches und Ermanrichs Tod war Winithar an die Spitze des Volkes getreten. Er gedachte, sich der Herrschaft der Hunnen zu entziehen und sich unabhängig zu machen, während Sigismund, Hunimunds Sohn, ein Enkel Ermanrichs, den Eroberern treu blieb. Aber Winithar mußte seinen Versuch, die Freiheit sich und seinem Volke zu erringen, mit dem Leben bezahlen. Er unterlag in der Feldschlacht. Der Hunnenchan nahm die Nichte des Gefallenen, Waladamarka, zur Ehe und beherrschte fortan das ganze Ostgotenvolk. Doch nicht alle unterwarfen sich. Zwei Edelinge Alatheus und Saphrax nahmen den verwaisten Sohn Winithars, den jungen Witherich, in ihren Schutz und zogen mit ihm und einer ansehnlichen Schar von Greuthungern aus ihrem Lande hinweg, gingen über die Donau und schlossen sich hier den stammverwandten Westgoten an. Unter diesen haben sie sich später verloren.

Auf Sigismund folgte in der Herrschaft über die Ostgoten, welche unter hunnischer Oberhoheit blieben, Thorismund. Als dieser starb, war das Volk vierzig Jahre lang ohne König.

Nach langer Unterbrechung bestieg den Thron Walamir, der ein Sohn Wandalars und Enkel Winithars genannt wird und in schöner Eintracht zusammen mit seinen beiden Brüdern Theodemir und Widemir lebte. Noch dauerte die Abhängigkeit von den Hunnen fort, und selbst gegen die Westgoten mußten die Brüder ziehen und sich mit ihnen auf dem katalaunischen Gefilde messen. Aber der Tod Attilas wandelte ihr Schicksal. Nach dem Vorgange Ardarichs und seiner Gepiden weigerten

sie den schwachen Nachfolgern des großen Eroberers den Gehorsam, und da die weichenden Hunnen die alten gotischen Sitze am Pontus einnahmen, baten sie die Römer um Land in Pannonien. Bereitwillig wurden ihnen hier Wohnsitze nebst reichen Jahrgeldern bewilligt. Walamir nahm hier das Land zwischen den Flüssen Scarniunga und Aqua nigra in Besitz, während Theodemir am See Pelsodis (dem Plattensee) und Widemir zwischen beiden Brüdern wohnte.

Die Geschichte der Goten bis zu ihrem Auftreten mag uns Jordanis erzählen. Sein Bericht ist zwar voll von sagenhaften Zuthaten und nicht ohne Unklarheiten, aber giebt, auf alter Überlieferung, auf Liedern, beruhend, uns in lebendiger Schilderung ein farbenreiches Bild jener Zeit. Er erzählt*):

„Es geschah einst, daß Attilas Söhne zum Kampfe gegen die Goten auszogen. Sie gedachten die Männer, welche von ihrer Herrschaft abgefallen waren, wie entlaufene Knechte zurückzugewinnen und fielen, während die anderen Brüder nichts davon wußten, über Walamir allein her. Obgleich dieser nur wenige Gefährten an seiner Seite hatte, so nahm er dennoch ihren Angriff auf, und nachdem er in langem Kampfe ihre Kraft gebrochen hatte, vernichtete er sie so, daß nur eine geringe Schar von Feinden übrig blieb. Flüchtig eilten sie in jene Gebiete Skythiens zurück, an welchen die Wellen des Flusses Danaper**) vorüberziehen, den die Hunnen in ihrer Zunge Var nennen.

Zu dieser Zeit sandte Walamir die Freudenbotschaft zu seinem Bruder Theodemir, aber an dem Tage, an welchem der Bote kam, fand er das Haus Theodemirs schon voll von Freude. Denn an eben diesem Tage***) hatte Erelieva hier einem Sohne, dem Theoderich, das Leben geschenkt. War sie auch nur eine Nebenfrau, so knüpften sich doch an den Knaben, den sie geboren, große Hoffnungen.

Nicht lange Zeit darauf sandten König Walamir und seine Brüder Theodemir und Widemir, weil die Geschenke, welche sie von Kaiser Marcian als Jahrgelder erhielten, damit sie in Frieden und Freundschaft blieben, nicht zur rechten Zeit ausgezahlt wurden, Gesandte an den Kaiser. Aber diese sahen, daß hier Theoderich, des Triarius

*) Jord. c. 52—56. Neben der S. 77 angeführten Ausgabe konnte Holders (Jord. de origine actibusque Getarum. Germ. Bücherschatz Heft 5. Freiburg 1882) und Mommsens Ausgabe (Jordanis Romana et Getica in den Monum. Germ. historic. Auctor. antiquissim. V. 1. Berolini 1882) von hier an benutzt werden.

**) Dnjepr.

***) Im Jahre 454.

Sohn, von Geschlecht wohl ein Gote, aber anderen Stammes, nicht von dem der Amaler, mit den Seinen in hohem Ansehen stand, mit den Römern ein Freundschaftsbündnis geschlossen hatte und Jahrgelder empfing, während sie selbst zurückgesetzt wurden. Sogleich entbrannten die Goten von Zorn, ergriffen die Waffen und durchzogen fast ganz Illyricum plündernd und verwüstend. Da änderte sogleich der Kaiser seinen Sinn, wandte sich wieder der alten Freundschaft zu und sandte Boten. Er gewährte die früheren und die jetzt fälligen Geschenke und versprach sie ohne Weigern in Zukunft zu geben. Als Geisel erhielten die Gesandten Theodemirs Sohn, den kleinen Theoderich, den wir oben erwähnten. Eben hatte er das siebente Lebensjahr erfüllt und trat in das achte. Noch zögerte der Vater, ihn von sich zu lassen, da trat der Oheim Walamir zu ihm mit flehentlicher Bitte: nur so könnte ein fester Frieden zwischen Römern und Goten bestehen. So wurde Theoderich als Geisel von den Goten gestellt und in die Stadt Konstantinopel zum Kaiser Leo gebracht, und da er ein Knabe war von feinen Sitten, errang er sich nach Verdienst die kaiserliche Gunst.

Da nun ein dauernder Frieden zwischen Goten und Römern hergestellt war und die Goten sahen, daß das, was sie vom Kaiser erhielten, ihren Bedürfnissen nicht genügte, und der Wunsch in ihnen rege wurde, die alterprobte Tapferkeit von neuem zu bewähren, begannen sie die umwohnenden Völker mit Raubzügen heimzusuchen und ergriffen zuerst die Waffen gegen die Sadagen, die im Inneren von Pannonien saßen. So wie dies der König der Hunnen Dhenzik, ein Sohn Attilas, erfuhr, sammelte er die wenigen Völker, die noch unter seinem Scepter geblieben waren, Ultzinzurer, Angiscirer, Bittugurer und Bardorer, zog vor Bassiana, eine Stadt Panonniens*), umschloß sie mit einem Wall und verwüstete ihr Gebiet. Aber die Goten brachen auf diese Kunde hin sogleich ihren Kriegszug gegen die Sadagen ab, wandten sich gegen die Hunnen und trieben sie aus ihrem Gebiete in schimpflicher Flucht davon. Bis auf den heutigen Tag fürchten noch die Hunnen, die übrig geblieben sind, der Goten Waffen.

Endlich ließ das Volk der Hunnen von den Goten ab. Doch Hunimund, der Herzog der Sueben, trieb, während er das Land durchzog, um Dalmatien zu verwüsten, das Vieh der Goten von der Weide hinweg. Benachbart ist Dalmatien dem Suebenlande**) und nicht

*) Zwischen Mitrovitz und Belgrad.

**) Jordanis verwechselt Suevia od. Suavia mit der Landschaft Savia an der Sau.

weit entfernt von Pannonien, zumal von dem Teile des Gebiets, in welchem damals die Goten saßen. Aber da Hunimund mit seinen Sueben nach der Verwüstung Dalmatiens nach der Heimat*) zurückkehren wollte, da legte sich Theodemir, des Gotenkönigs Walamir Bruder, nicht sowohl aus Zorn wegen des Raubes der Herden, als in der Besorgnis, daß die Sueben, wenn man den Raub ihnen ungestraft hingehen lasse, zu größerem Übermute sich hinreißen lassen würden, auf ihrem Wege in einen Hinterhalt. Am See Pelsodis fällt er inmitten der Nacht über die im Schlafe Ruhenden, und in unerwartetem Kampfe vernichtet er sie. Gefangen war König Hunimund, und was von seinem Heere dem Schwert entging, geriet in der Goten Knechtschaft. Aber Theodemir war ein Freund milden Erbarmens. Der Rache war genug geschehen, Verzeihung gewährte er und Versöhnung den Sueben. Den Gefangenen nahm er an Sohnes Stelle an und entließ ihn mit den Seinen in das Suebenland. Aber jener war uneingedenk der väterlichen Gnade und ersann nach einiger Zeit einen treulosen Anschlag, denn er beredete mit aufreizenden Worten das Volk der Skiren, welches damals an den Ufern der Donau seine Sitze hatte und friedlich mit den Goten verkehrte, sich von dem Bündnis mit jenen loszusagen, vereint mit ihnen die Waffen zu ergreifen und dann über das Volk der Goten herzufallen. Während die Goten nichts Böses erwarten und vor allem den befreundeten Nachbarn vertrauen, da plötzlich erhebt sich wieder der Streit. Durch die Not gezwungen, eilen sie zu den Waffen, und in der gewohnten Feldschlacht nehmen sie Rache für die ihnen und ihrem Lande zugefügte Unbill. In dieser Schlacht war es, daß ihr König Walamir, während er vor der Schlachtreihe einhersprengte, die Seinen zu ermuntern, mit dem Rosse stürzte, zu Boden fiel und sogleich von den feindlichen Lanzen durchbohrt sein Leben verlor. Aber es kämpften die Goten, begierig, den Tod ihres Königs und ihre Verluste an den Empörern zu rächen, mit solcher Hartnäckigkeit, daß von dem Volke der Skiren nur wenige zurückblieben, die den Namen des Stammes und nicht einmal in Ehren tragen konnten: so furchtbar hatte der Tod unter ihnen gehaust.

Die Suebenkönige Hunimund und Alarich fürchteten, daß sie das gleiche Los treffen könnte, und erhoben deshalb die Waffen wider die Goten. Sie vertrauten auf die Hilfe der Sarmaten, welche mit den

---

*) Es unterliegt keinem Zweifel, daß Hunimund nicht an der Save, sondern im Schwabenlande wohnte, dessen Lage weiter unten angegeben wird.

Königen Beuca und Babai ihnen zu Hilfe kamen, riefen die Überreste der Skiren mit ihren Fürsten Edica und Hunuulf zu erbittertem Rachekampf auf und hatten bei sich Gepiden und auch vom Volke der Rugier viele Hilfstruppen. Nachdem sie von allen Seiten her ihre Scharen herbeigezogen und eine ungeheure Menge vereinigt hatten, schlugen sie am Flusse Bolia in Pannonien ein Lager auf. Da Walamir tot war, nahmen die Goten jetzt zu seinem Bruder Theodemir ihre Zuflucht. Schon lange hatte dieser zugleich mit den Brüdern die Herrschaft geführt. Jetzt legte er die Zeichen einer höheren Würde an, rief seinen jüngeren Bruder Widemir herbei, teilte mit ihm die Sorgen der Kriegsführung und griff gezwungen zu den Waffen. Eine Schlacht wird geschlagen und ein solcher Sieg von den Goten erfochten, daß das Blachfeld, von dem Blute der gefallenen Feinde überströmt, einem roten Meere glich und ihre Waffen und mehr denn 10,000 Leichen, zu Hügeln aufgeschichtet, das Feld weithin bedeckten. Wie die Goten dies sahen, da erfüllte ihr Herz unaussprechlicher Jubel. Gerächt war das Blut ihres Königs Walamir, gerächt der Schaden, den sie erlitten hatten, durch das gewaltige Verderben, von dem die Feinde ereilt worden waren. Unzählbar war und mannigfaltig die Menge der Feinde in Wahrheit gewesen. Nun kehrte mühselig wer entkommen konnte, und wenigen wurde dies zu teil, flüchtig und ruhmlos zu den Seinen zurück.

Es verging einige Zeit. Winter war es, und Eis bedeckte, wie es zu geschehen pflegt, den Donaustrom. Derart aber gefriert jener Fluß, daß er, hart wie Stein, selbst ein Heer, Wagen und allerhand Gefährt zu tragen vermag, und man des Kahnes und der Nachen nicht bedarf. Da ihn nun der Gotenkönig Theodemir zu Eis erstarrt sah, führte er ein Heer herbei, überschritt die Donau und erschien unversehens im Rücken der Sueben. Es wird aber das Land der Sueben im Osten begrenzt von den Bajovaren, im Westen von den Franken, im Süden von den Burgundionen und im Norden von den Thüringern. Mit den Sueben waren damals auch die Alemannen verbündet, die auf den rhätischen Alpen wohnen, von welchen herab einige Flüsse mit lautem Rauschen der Donau zuströmen. Hierher also, in ein so geschütztes Land führte König Theodemir zur Winterszeit der Goten Heer. Er besiegte die Völker der Sueben und Alemannen, die durch ein Bündnis vereinigt waren, suchte ihr Land mit Plünderung heim und unterwarf sie beinahe. Und da er als Sieger zu seinen eigenen Wohnsitzen nach Pannonien heimkehrte, konnte er seinen Sohn Theoderich, den er als

Geisel nach Konstantinopel gegeben hatte und der ihm jetzt von Kaiser Leo zugleich mit reichen Geschenken zurückgesendet worden war, mit dankbarer Freude begrüßen. Theoderich aber, der an der Schwelle des Jünglingsalters stand und damals die Knabenzeit hinter sich hatte und achtzehn Jahre zählte, rief Gefolgsleute seines Vaters und aus dem Volke Mannen auf, die ihn liebten und ihm gehorchten, versammelte um sich an 6000 Mann und fiel ohne Wissen seines Vaters nach Überschreitung der Donau über den Sarmatenkönig Babai her, der damals über Camundus, den Feldherrn der Römer, einen Sieg davongetragen hatte und vor Stolz sich brüstend die Herrschaft führte. Theoderich überfiel und tötete ihn. Er verwüstete sein Hab und Gut und kehrte dann siegreich zu seinem Vater zurück. Die Stadt Singidunum*), welche die Sarmaten besetzt hatten, gab er nach der Eroberung nicht den Römern zurück, sondern unterwarf sie seiner Herrschaft.

Von Jahr zu Jahr minderte sich nun die Beute, welche man den benachbarten Völkern abgenommen hatte, und es begann den Goten an Lebensunterhalt und Kleidung zu fehlen. Hart schien den Männern, welchen die Kriege Gewinn gebracht hatten, die Friedenszeit. Daher wandten sie sich mit lauter Klage an König Theodemir: wohin er wolle, möge er das Heer führen. Dieser berief den Bruder zu sich und befragte durch das Los die Zukunft. Dann erklärte er, jener solle nach Italien ziehen, wo damals Glycerius als Kaiser herrschte**), er selbst wolle als der Stärkere das mächtigere Ostreich angreifen. Und so geschah es. Sogleich drang Widemir in Italien ein, aber es erfüllte sich hier sein Schicksal. Er starb und hinterließ als Erben einen Sohn, der den gleichen Namen trug wie er. Diesen bewog Kaiser Glycerius durch reiche Geschenke, von Italien abzulassen und nach Gallien zu gehen, welches damals von verschiedenen benachbarten Völkern bedrängt wurde. Zugleich sagte er ihm, daß als Nachbarn dort die Westgoten, seines Volkes Stammesgenossen, herrschten. Widemir nahm die Geschenke und empfing zugleich einen Auftrag von Kaiser Glycerius. Dann wandte er sich nach Gallien, und hier schloß er sich den verwandten Westgoten an. Ein Volk bildeten seine Scharen mit jenen, wie es vor Zeiten gewesen war. So hielten sie Gallien und Spanien als freien Besitz und verteidigten es, so daß kein anderer dort Macht erlangte. Sein älterer Bruder Theodemir aber

*) Belgrad.

**) Vom März 473 bis Juni 474.

ging mit den Seinen über den Savefluß und bedrohte die Sarmaten und Söldner*) mit Krieg, falls einer den Versuch machte, sich ihm entgegenzustellen. Furchtsam blieben jene ruhig, auch waren sie einer so großen Menge nicht gewachsen. Als nun Theodemir sah, daß überall das Glück ihm günstig war, eroberte er zuerst Naissus**), eine Stadt Illyriens und sandte dann seinen Sohn Theoderich, dem er die Grafen Astat und Invilia zu Gefährten gab, durch Castrum Herculis nach Ulpiana. Diese zogen dorthin und gewannen jene Stadt, wie auch Stobi***) durch freiwillige Unterwerfung, und einige Orte Illyriens, die sie bisher nicht betreten konnten, besetzten sie damals zum ersten Male. Auch Heraclea und Larissa, Städte Thessaliens, plünderten sie und bemächtigten sich dann ihrer nach dem Rechte des Krieges. Wohl sah König Theodemir sein und seines Sohnes Glück, aber noch nicht war er mit seinem Erfolge zufrieden. Er ließ eine kleine Schar in Naissus zur Bewachung der Stadt zurück, zog von dannen und wandte sich selbst nach Thessalonike†), wo der Patricius Helarianus, den der Kaiser mit einem Heere wider ihn entsendet hatte, verweilte. Da nun Helarianus sah, daß Thessalonike mit einem Wall umschlossen werde und er nicht den Angriffen der Feinde Widerstand zu leisten vermöchte, schickte er Boten an König Theodemir und bewog ihn durch Geschenke, von der Vernichtung der Stadt abzulassen. So schloß denn der römische Feldherr mit den Goten ein Bündnis und überließ ihnen freiwillig die Orte, welche sie besetzt hatten, Cyrrhus, Pella, Europus, Mediana, Petina, Beroea und eine Stadt, welche Dium genannt wird††). Hier legten die Goten mit ihrem Könige die Waffen nieder und lebten in Frieden. Nicht lange darauf wurde König Theodemir in der Stadt Cyrrhus von einer tödlichen Krankheit ergriffen†††). Er

*) Die Söldner des byzantinischen Reiches.

**) Nisch im heutigen Serbien. Castrum Herculis und Ulpiana lagen zwischen Naissus und Scodra (Skutari).

***) Beim j. Kjöprülü am Vardar.

†) Saloniki.

††) Diese Orte liegen in Makedonien, Pella unweit des h. Janitza, Cyrrhus in der Nähe des h. Palaeo Kastro, Beroea ist das heutige Verria, Dium liegt beim h. Letokhori. Mediana und Petina sind die alten Städte Methone und Pydna.

†††) Schon 474 od. 475 starb Theodemir. Die nächsten Jahre waren eine schwere Zeit für seinen Nachfolger, der in den neueroberten Landschaften noch keine gesicherte Existenz gefunden hatte. Er war noch auf Byzanz angewiesen, aber hier fand er viele Hindernisse. Am Hofe war ein anderer Ostgote, Theoderich Strabo, des Triarius Sohn, mächtig, in dessen Interesse es lag, den Amaler nicht aufkommen zu lassen. Erst als nach langen Kämpfen Strabo 481 den Tod fand, hob sich Theoderichs Stellung. 484 wurde er Consul, 486 erhielt er einen Triumph.

rief die Goten zu sich und bezeichnete ihnen seinen Sohn Theoderich als Nachfolger in der Herrschaft. Bald darauf schied er aus dem Leben."

2. Der heilige Severin.

Unter Theoderich sollten die Ostgoten noch einmal zum Wanderstabe greifen. Noch im Jahre 488 geschah der Aufbruch. Die über weite Landschaften zerstreuten Siedler wurden zusammengerufen und bald darauf verließen sie in schwerfälligem Zuge mit Weib und Kind, mit Vieh und Wagen ihre Sitze, deren Äcker durch die Völkerfluten, welche sich wiederholt über sie ergossen hatten, verwildert und verödet waren, und nahmen ihren Weg nach den gepriesenen fruchtbaren Gefilden Italiens, um hier das germanische Reich König Odovakars zu zerstören. Ehe wir dazu übergehen, den Sturz Odovakars und die Gründung des Ostgotenreiches in Italien zu erzählen, ist es notwendig, einen Augenblick bei einem Manne zu verweilen, den das Schicksal mit dem ersten germanischen Könige Italiens zusammenführte, da jener als unbekannter Jüngling nach der Stätte seiner zukünftigen Herrschaft zog. Wir meinen den heiligen Severin.

Zur selben Zeit, da in Noricum die römische Herrschaft zusammenbricht und unter Gefahren und Schrecken die Reste römischer Bevölkerung sich hinter den festen Mauern einzelner Kastelle bergen, die Barbaren die Donau überschreiten und weit und breit mit erbarmungsloser Grausamkeit das Land verwüsten, erhebt sich mitten in der Not und Verzweiflung die hehre Lichtgestalt Severins. Von 453 bis 482 waltet der kluge Mönch in der Landschaft Ufernoricum ohne Aufhören seines Amtes, zu dem kein Machtspruch eines irdischen Gewalthabers ihn erlesen hat. Furchtlos tritt er den Barbarenfürsten entgegen, sucht durch kluge Verhandlungen mit ihnen das Land zu retten, und oft gelingt es der Macht seiner Persönlichkeit, der Gewalt seiner überzeugenden Rede, den Gegner zur Milde zu bewegen. In aufopfernder Nächstenliebe wandert der Heilige betend und fastend und immer neue Anstrengungen in der rauhen Gegend sich auferlegend durch das Land. Er lindert die Not der Armen, für welche er einen Zehnten sammelt, tröstet die Verzweifelnden durch Rat und That und erweckt durch fromme Wunder in den Zagenden neues Vertrauen zur Allgewalt Gottes. Ist von einem mutigen Widerstande nichts zu hoffen, dann ist Severin klug genug zu retten, was noch zu retten ist. Ein fester Platz nach dem andern fällt in die Hände der Feinde, Batavis (Passau), Quintanis (Osterhofen zwischen Passau und

Straubing an der Donau), Juvavum (Salzburg), Tiburnia (oder Teurnia, an Stelle des jetzigen St. Peter im Holz an der Drau oberhalb Villach) werden zerstört. Nach Lorch (Lauriacum) führt Severin die flüchtende Menge zusammen, und da auch hier noch keine Sicherheit sich zeigt, wandert er mit ihr nach Favianis*). Nach seinem Tode siedelten im Jahre 488 die römischen Provinzialen auf die Aufforderung Odovakars von Ufernoricum nach Italien über.

Das Leben Severins hat uns Eugippius**) in schlichten Worten beschrieben, ein Römer der vermutlich in Ufernoricum seine Heimat hatte. Wohl erst in den letzten Lebensjahren des Heiligen kam Eugippius, der bis dahin einer der mönchischen Missionen des Landes angehört hatte, mit den übrigen Flüchtigen nach Lorch in die Umgebung Severins. Später zog er mit nach Italien, wo er eine Zeit lang der von dem Heiligen gestifteten Congregation vor stand, welche in Lucullanum in Kampanien eine Zufluchtsstätte fand. In der ersten Hälfte des Ostgotenkrieges, zwischen den Jahren 535 und 544, ist sein Tod erfolgt.

Die Lebensbeschreibung des heiligen Severinus nimmt unter den Quellen der letzten Jahrzehnte des fünften und der ersten des sechsten Jahrhunderts eine hervorragende Stellung ein und ist für uns von ganz besonderem Interesse als Kulturbild, denn sie giebt uns einen Einblick in die Leiden einer römischen Provinz unter den Stürmen der Völkerwanderung und zeigt uns, wie hier den Einfällen germanischer Barbaren allmählich die römische Herrschaft und die römische Kultur unterlag.

Wir heben aus dem Leben Severins einige wichtige Ereignisse hervor, welche uns den Heiligen in seiner Thätigkeit für das bedrängte Volk zeigen. Eugippius***) erzählt:

„Zu dieser Zeit unternahmen räuberische Barbaren einen Plünderungszug und führten, was sie außerhalb der Mauern an Menschen und Vieh fanden, als Beute mit sich fort. Da eilten viele von den Bürgern weinend zu dem Manne Gottes, erzählten ihm ihr Unglück, das sie verderblich betroffen habe, und wiesen auf die Spuren des neuen Raubzuges hin. Jener aber fragte den Mamertinus, der damals Tribun

*) Wird jetzt an der Stelle der heutigen Mauer bei Öling oberhalb Pöchlarn a. d. Donau gesucht.

**) Eugippii vita Sancti Severini rec. et adnot. Hermannus Sauppe. In den Monumenta Germaniae historica. Auctorum antiquissim. t. I. Berolini apud Weidmannos 1877. Übersetzung von Dr. Karl Rodenberg in den Geschichtschr. d. deutschen Vorzeit. Heft 55. Leipzig. Franz Duncker, 1878.

***) Kap. 4, 8, 22, 24, 27, 31.

war, später aber zum Bischof geweiht wurde, ob er einige Bewaffnete bei sich habe, mit welchen er die Räuber sogleich verfolgen könne. Dieser gab zur Antwort: ‚Zwar habe ich Soldaten bei mir, aber doch nur sehr wenige, und ich wage nicht, mit einer so großen Schar von Feinden einen Kampf zu bestehen. Wenn du es aber, ehrwürdiger Vater, befiehlst, dann glaube ich, daß wir durch dein Gebet den Sieg davontragen werden, auch wenn uns die Hilfe der Waffen fehlt.‘ Und der Diener Gottes sagte: ‚Auch wenn deine Krieger unbewaffnet sind, werden sie jetzt von den Feinden Waffen erhalten: denn wer frägt nach der Anzahl oder der Tapferkeit der Streiter, wo Gott in allen Dingen als der Vorkämpfer erkannt wird? Darum ziehe im Namen des Herrn eiligst von dannen: denn wenn Gott in seiner Barmherzigkeit der Führer ist, wird auch der Schwache stark. Der Herr wird für euch kämpfen, und ihr werdet verstummen. Eile also! Aber dies Eine beherzige vor allem, daß du, wen von den Barbaren du gefangen nimmst, unversehrt zu mir bringst.‘

Sie zogen daher aus der Stadt und fanden am zweiten Meilensteine an einem Bache, welcher Tigantia heißt, die Räuber, schlugen sie sogleich in die Flucht und nahmen ihnen allen die Waffen. Die anderen aber führten sie gefangen und gefesselt zu dem Diener Gottes, wie er es befohlen hatte. Dieser ließ sie von den Fesseln befreien und mit Speise und Trank erquicken, dann sprach er wenige Worte zu ihnen: ‚Gehet und meldet euren Genossen, daß sie nicht mehr wagen sollen, nach Beute begierig hierher zu kommen, denn sogleich wird sie das Strafgericht der himmlischen Rache ereilen. Gott wird für seine Knechte streiten, die er in seiner Allmacht so zu schützen pflegt, daß der Feinde Geschosse ihnen keine Wunden bereiten, sondern vielmehr zum Schutze dienen.‘ Darauf entließ er die Barbaren. Er selbst dankte voll Freude Christo für dies Wunder und prophezeite, daß jene Stadt durch das Erbarmen des Herrn nie mehr von den Beutezügen der Feinde Schaden erleiden würde, so lange die Bürger sich weder durch Glück noch Unglück von dem Dienste des Herrn abspenstig machen ließen. . .

König Feletheus, der auch Feva hieß, ein Sohn des Flaccitheus, ahmte den Eifer seines Vaters nach und besuchte im Anfange seiner Regierung oft den heiligen Mann, um sich Rats zu erholen. Aber seine leidenschaftliche, böse Gattin, Giso mit Namen, trachtete immer danach, ihn von den guten Werken der Milde abzuziehen. Unter anderen Verbrechen ihrer Ungerechtigkeit machte sie sogar den Versuch, einige Katholiken umzu-

taufen, doch da ihr Gemahl aus Verehrung für den heiligen Severin ihr nicht zustimmte, ließ sie sehr bald ab von ihrem schändlichen Beginnen. Aber die Römer drückte sie mit großer Härte und ließ auch einige über die Donau bringen. Da sie nun eines Tages in einem Dorfe nahe bei Favianis weilte und befohlen hatte, einige Männer über die Donau an ihren Hof hinwegzuführen, um sie also zu dem niedrigsten Knechtesdienste zu verdammen, eilte der Mann Gottes zu ihr und forderte, daß sie die Gefangenen entließe. Aber jene hieß mit weiblicher Wut grollend ihm trotzig zurückmelden und sagen: ‚Bete, Knecht Gottes, verborgen in deiner Zelle und lasse uns schalten mit unseren Knechten nach unserem Willen.‘ Als dies der Mann Gottes hörte, sprach er: ‚Ich vertraue auf Jesus Christus, unseren Herrn, daß sie durch die Not gezwungen wird, das zu thun, was sie jetzt in ihrem bösen Willen zu thun verschmäht.‘ Und schnell erfolgte das Strafgericht, das ihren hochfahrenden Geist demütigte. Sie hielt nämlich einige der Goldschmiedekunst kundige Barbaren in engem Gewahrsam eingeschlossen, um von ihnen königlichen Schmuck anfertigen zu lassen. Zu diesen kam an demselben Tage, an welchem die Königin den Mann Gottes verachtet hatte, der kleine Sohn des Königs, mit Namen Friedrich, in kindlicher Neugierde. Da setzten die Goldschmiede ein Schwert auf des Kindes Brust und riefen, wenn jemand zu ihnen einzutreten versuchte, ohne ihnen eidlich Sicherheit zu gewähren, so würden sie erst den königlichen Knaben durchbohren, dann sich selbst töten, da sie, durch die lange Haft zu Tode gemartert, nichts mehr zu hoffen hätten. Als dies die grausame, gottlose Königin hörte, da zerriß sie vor Schmerz ihr Gewand und rief: ‚O Severin, Knecht Gottes, also wird verübtes Unrecht von deinem Gott bestraft? Hast du diese Strafe für meinen Übermut in unablässigem Gebete erfleht, daß du an meinem Fleische Vergeltung übest?‘ In tiefer Zerknirschung und mit Jammer und Klagen ging sie umher und bekannte, sie sei für das Verbrechen ihres Hochmuts, den sie dem Knechte Gottes gezeigt, jetzt von dieser rächenden Strafe ereilt worden, und sogleich entsandte sie Boten, um seine Verzeihung zu erflehen, und entließ die Römer, welche sie an demselben Tage ergriffen und für die Severin vergebens gebeten hatte. Die Goldschmiede aber erhielten sogleich den Eid zugeschworen und gaben den Knaben frei, wie sie auch selbst die Freiheit erhielten.

Als der ehrwürdige Knecht Christi dies hörte, brachte er in heißem Gebete dem Schöpfer seinen Dank, welcher zuweilen deshalb die Erfüllung eines Gebetes verschiebt, um, wenn Glauben, Hoffnung und Liebe ge-

wachsen sind, für einen kleineren Wunsch einen größeren zu gewähren. Denn dies bewirkte die Allmacht des Erlösers, daß jenes grausame Weib, während sie freie Männer knechtete, gezwungen wurde, Knechten die Freiheit wiederzugeben. Nachdem sich dies in wunderbarer Weise erfüllt hatte, eilte sogleich die Königin mit ihrem Gemahl zum Knechte Gottes und zeigte ihm den Sohn, bekannte, daß er durch jenes Gebet dem drohenden Tode entrissen worden sei, und versprach, in Zukunft niemals seinen Befehlen ungehorsam zu sein . . .

Für eine Kirche, welche außerhalb der Stadt Batavis an einem Orte namens Bojotro*) jenseits des Innflusses gebaut worden war, wo er selbst eine Zelle für wenige Mönche gebaut hatte, wurden Reliquien von Märtyrern gesucht. Da nun die Presbyter sich dazu drängten, ausgesandt zu werden, um die heiligen Überreste herbeizuholen, ermahnte sie der heilige Severin also:

‚Wohl ist alles, was Menschenhand geschaffen hat, vergänglich, diese Häuser aber müssen vor allen anderen schnell verlassen werden, und deshalb solltet ihr um die Reliquien der Heiligen willen euch keine Mühe auferlegen, weil der Segen des heiligen Johannes von selbst ihnen zufallen wird.‘

Indessen baten die Bürger der genannten Stadt flehentlich den heiligen Mann, daß er zu Feva, dem Fürsten der Rugier, gehe und ihnen die Erlaubnis zum Handel erwirke. Er antwortete ihnen: ‚Die Zeit dieser Stadt ist nahe herbeigekommen, verwüstet wird sie stehen wie die übrigen oberen Kastelle und verlassen von Bewohnern. Was ist es also nötig an Orten um den Handel Sorge zu tragen, an denen bald kein Kaufmann mehr erscheinen wird?‘ Während jene erwiderten, er solle sie nicht verachten, sondern durch seine Hilfe wie früher sie unterstützen, da sagte plötzlich ein Presbyter, vom bösen Geist besessen, folgendes: ‚Gehe, ich bitte dich, heiliger Mann, gehe eilends, damit wir nach deiner Entfernung uns ein wenig vom Fasten und Wachen erholen können.‘ Da er dieses sagte, brach der Mann Gottes in Thränen aus, daß ein Priester, während alle es hören konnten, solch’ thörichtes Geschwätz erhebe. Denn Thorheit, welche offenbar wird, bezeugt geheime Sünden. Darauf sagte der heilige Mann, von den Brüdern befragt, warum er also weine: ‚Ich sehe, wie ein schweres Unheil in meiner Abwesenheit diesen Ort treffen wird. Christi Heiligtümer werden, was

*) Oder Bojodorum ist die heutige Innstadt, Passau gegenüber.

ich nicht ohne Jammer aussprechen kann, von menschlichem Blute überströmen, und auch dieser Ort wird entweiht werden.‘ Er sprach nämlich im Baptisterium*). Darauf bestieg er ein Schiff und fuhr die Donau hinunter zu seinem alten Kloster, das größer als alle übrigen war und nahe den Mauern der Stadt Favianis lag. Während er aber noch dorthin fuhr, drang Hunimund, begleitet von wenigen Barbaren, in die Stadt Batavis ein, wie der Heilige prophezeit hatte. Da fast alle Bewohner bei der Ernte beschäftigt waren, tötete er vierzig Männer, die man zur Bewachung zurückgelassen hatte. Auch jenen Presbyter, der so frevelnde Worte in dem Baptisterium gegen den Diener Gottes ausgestoßen hatte, ergriffen die Barbaren, da er an jenem Orte eine Zuflucht suchte, und erschlugen ihn . . .

Außerdem entsandte der Mann Gottes, wie gewöhnlich durch eine Offenbarung Gottes ermahnt, zu den Bewohnern der Stadt, welche Joviaco**) genannt wird und mehr als zwanzig Meilen von Batavis entfernt lag, einen Sänger der Kirche, Namens Moderatus, und befahl ihnen, ohne Zögern jenen Ort zu verlassen: bald nämlich würden sie zu Grunde gehen, wenn sie seinem Befehle nicht gehorchten. Da jedoch die einen an der Weissagung zweifelten, die anderen aber gar keinen Glauben an sie hatten, sandte er zum zweiten Male einen gewissen Quintasius. Weinend sagte er zu ihm: ‚Gehe eilends und melde ihnen: wenn sie diese Nacht noch bleiben, so werden sie ohne Verzug gefangen werden.‘ Auch befahl er, den heiligen Maximian, einen Presbyter von frommem Lebenswandel, dringender aufzufordern, daß er doch wenigstens selbst mit Zurücklassung der Verstockten eilen möge und sich mit Hilfe Gottes die Freiheit bewahre: seinetwegen, sagte der Diener Gottes, sei er in großer Trauer, er möchte etwa seine Aufforderung, sich zu retten, mißachten und dem drohenden Verderben zum Opfer fallen.

Quintasius eilte hinweg und erfüllte seinen Auftrag. Da aber der Presbyter und die anderen in ihrer Ungläubigkeit wankend wurden, so ruhte der Bote des heiligen Mannes nicht und gab dem Presbyter nicht nach, der ihn zurückhalten und gastfreundlich aufnehmen wollte. In derselben Nacht machten die Heruler unerwartet einen Einfall, plünderten die Stadt und führten die meisten gefangen fort, den Presbyter aber

---

*) Ein Baptisterium für die Taufhandlung gab es an jeder größeren Kirche.

**) Joviacum in der Nähe des jetzigen Fleckens Schlögen bei Haibach zwischen Passau und Linz.

erhängten sie. Als dies der Knecht Gottes hörte, erfaßte ihn großer Schmerz, daß man sich um seine Warnungen nicht gekümmert habe . . .

Zu derselben Zeit verließen die Bewohner der Stadt Quintanis, ermüdet durch die häufigen Einfälle der Alemannen, ihre Sitze und wanderten nach der Stadt Batavis aus. Ihre Flucht blieb den Barbaren nicht verborgen, deren Habsucht jetzt noch mehr erregt wurde, da sie glaubten, jetzt mit einem Male die Bevölkerung zweier Städte plündern zu können. Aber der heilige Severin, der eifrig dem Gebete oblag, führte den Römern Beispiele der Rettung vor und hörte nicht auf, sie zu ermahnen. Er verkündete ihnen, daß sie wohl jetzt mit Gottes Hilfe die Feinde überwinden würden: wer aber nach dem Siege seine Warnungen verachte, der werde sterben. Durch die Weissagung des heiligen Mannes gestärkt und in der Hoffnung auf den Sieg, zogen alle Römer gegen die Alemannen ins Feld. Sie vertrauten aber nicht sowohl auf irdische Waffen als auf die Gebete des heiligen Mannes. Als nun bei einem Zusammenstoße die Alemannen besiegt und in die Flucht geschlagen worden waren, redete der Mann Gottes also die Sieger an: ‚Liebe Söhne, schreibt nicht euren Kräften den errungenen Sieg zu, sondern wisset, daß ihr durch den Schutz Gottes deswegen errettet worden seid, damit ihr in der kurzen Zeit, welche euch gleichsam als ein Waffenstillstand gewährt worden ist, hinwegziehen könnt. Schart euch also um mich und wandert mit mir nach der Stadt Lauriacum*) hinab.‘ So ermahnte sie der fromme Mann Gottes. Als aber die Bataviner zauderten, den heimatlichen Boden zu verlassen, fügte er hinzu: ‚Zwar werden wir auch jene Stadt, zu der wir gehen, unter der einbrechenden Barbarennot bald aufgeben müssen, dennoch müssen wir jetzt von hier ebenfalls fort.‘ Als er sie mit solchen Worten warnte, folgten ihm die meisten. Doch wurden auch einige hartnäckig erfunden, aber diese Verächter entgingen nicht dem Schwerte des Feindes. Denn alle, welche gegen das Verbot des heiligen Mannes zurückgeblieben waren, wurden von den Thüringern, welche in derselben Woche noch ins Land fielen, teils erschlagen, teils in die Gefangenschaft geschleppt und mußten so für ihre Verachtung büßen . . .

Da Feletheus, der Rugierkönig, der auch Feva heißt, vernahm, daß die Bewohner aller der Städte, welche dem Schwerte der Barbaren entronnen seien, sich mit Hilfe des Dieners Gottes nach Lauriacum begeben hätten, kam er mit einem Heere, in der Absicht, sie in seine Gewalt zu bringen

*) Lorch an der Mündung der Enns.

und fortzuführen und in die ihm tributpflichtigen und benachbarten Städte zu verpflanzen, unter welchen Favianis war, welches nur durch die Donau von dem Lande der Rugier getrennt wurde. Hierdurch gerieten alle in die größte Bestürzung. Sie wandten sich daher mit flehentlicher Bitte an den heiligen Severin, er möchte die Stadt verlassen und dem Könige entgegen ziehen, um seinen Sinn zu erweichen. Dieser eilte denn auch die ganze Nacht hindurch und traf den König am Morgen am zwanzigsten Meilensteine vor der Stadt. Sogleich geriet bei seiner Ankunft der König in Schrecken. Schmerz mache ihm, sagte er, die Ermüdung des Heiligen, und er fragte ihn nach den Gründen des plötzlichen Besuches. Der Diener Gottes gab ihm zur Antwort: ‚Friede sei mit dir, edler König. Als Bote Christi komme ich vor dein Angesicht, um dein Mitleid für die Unterwürfigen anzuflehen. Gedenke der Gnade und erinnere dich der Wohlthaten Gottes, durch welche dein Vater sich oft unterstützt sah. Zu allen Zeiten seiner Herrschaft hat er nie etwas gethan, ohne mich zu fragen. Heilsamen Ratschlägen nicht widerstrebend, erkannte er durch sein häufiges Glück, wie hoch der Gehorsam gilt und welchen Nutzen es dem Sieger bringt, durch seine Thaten nicht übermütig zu werden.‘

Und der König sprach: ‚Ich werde nicht dulden, daß das Volk, für welches du als wohlwollender Fürsprecher kommst, von den grausamen Verwüstungen der wilden Alemannen oder Thüringer gepeinigt, durch das Schwert erwürgt oder in die Sklaverei geführt werde, da wir benachbarte und tributpflichtige Städte haben, in denen sie angesiedelt werden können.‘

Standhaft erwiderte ihm der Knecht Gottes: ‚Sind denn durch deinen Bogen oder dein Schwert jene Menschen vor der häufigen Verwüstung der Räuber geschützt worden und nicht vielmehr durch die Gnade Gottes, so daß sie noch einige Zeit dir zu gehorchen vermögen? Mögest du, edler König, meinen Rat nicht verschmähen, vertraue meiner Treue diese Unterthanen an, auf daß sie nicht durch den Angriff eines so großen Heeres eher beraubt werden als neue Wohnsitze gewinnen. Denn ich hoffe auf meinen Herrn, daß er mich, den er bei ihrem Unglück gegenwärtig sein ließ, auch bei ihrer Fortführung zum sicheren Bürgen bestellen werde.‘

Als der König dies hörte, wurde er zur Milde gestimmt und zog mit seinem Heere sogleich von dannen. Die Römer aber, welche der heilige Severin in seinen Schutz genommen hatte, gingen von Lauriacum

hinweg, und nachdem sie durch friedliche Abmachung in die Städte verteilt worden waren, lebten sie in Frieden und Gemeinschaft mit den Rugiern.

Severin selbst aber blieb in Favianis in seinem alten Kloster und ließ nicht ab die Völker zu ermahnen und die Zukunft zu verkünden. Auch versicherte er, alle würden zuletzt, ohne ihre Freiheit zu verlieren, in eine Provinz des römischen Reiches auswandern."

3. König Odovakar.

Was Severin in seinen letzten Tagen seinen Leidensgefährten weissagte, fand Erfüllung. Die römischen Ansiedler erlagen der nimmer ruhenden Not, den Drangsalen und Gefahren der Barbareneinfälle und zogen über die Alpen zurück. Der Mann, der ihnen hierbei die Hand bot, war der König Italiens Odovakar.

Zweimal war der Heilige Noricums mit ihm in Verbindung getreten, wie uns Eugippius*) mitteilt. Dieser erzählt uns folgendes:

„Einige Barbaren kamen auf der Wanderung nach Italien vor Severins Angesicht, seinen Segen zu erflehen. Unter ihnen befand sich Odovakar, der später über Italien herrschte, damals in sehr geringem Gewande, ein Jüngling von hohem Wuchs. Da er, um nicht die niedere Decke der Zelle mit seinem Scheitel zu berühren, sich bücken mußte, erfuhr er von dem Manne Gottes, daß er dereinst großen Ruhm erlangen werde. Beim Abschiede sagte dieser: ‚Ziehe hin nach Italien, jetzt noch bedeckt mit schlechten Fellen! Bald aber wirst Du vielen reiche Gaben spenden.'"

Aus späterer Zeit berichtet Eugippius**):

„Es richtete aber später König Odovakar an den heiligen Severin einen freundlichen Brief und verhieß ihm demütig jeden Wunsch zu erfüllen, da er der Worte eingedenk war, in welchen jener ihm geweissagt habe, daß er dereinst die Krone tragen werde. Also aufgefordert, bat der Heilige, er möge einen Verbannten, namens Ambrosius, begnadigen. Freudig gehorchte Odovakar dem Befehle. Da nun einstmals vor dem heiligen Manne viele Edle, wie es wohl zu geschehen pflegt, den König nach Menschensitte unter Schmeicheleien rühmten, fragte er, welchen König

*) A. a. O. c. 7.
**) A. a. O. c. 31.

sie also erhoben hätten. Sie antworteten: ‚den Odovakar.‘ ‚Odovakar,‘ sagte er, ‚wird nur dreizehn oder vierzehn Jahre unbeschadet sein.‘ Er meinte hierbei aber die Jahre seiner Regierung. Diesen Worten fügte er noch sogleich hinzu, daß sie selbst die Wahrheit dessen, was er vorausgesagt habe, erkennen würden.“

Nicht mit einem Male erhebt sich ein Staat zu weltgebietender Macht, und nicht mit einem Male sinkt ein Reich, das Jahrhunderte überdauert hat, in Trümmer. Trotz aller Schwäche hatte Rom auch nach den Stürmen des Westgotenkrieges und dem Sturze Stilichos noch standgehalten. Aber als Honorius starb und das Scepter in die Hand eines unmündigen Kindes, des Sohnes der Placidia, Valentinians III., gelegt wurde, begann die Auflösung. Umsonst war das Ringen des Aëtius, der von Gallien aus das römische Reich zu schützen versuchte. Gelang es ihm auch auf kurze Zeit die Stürme, welche gegen den morschen Bau heranbrausten, zu beschwören: in seinem rettenden Werke wurde er durch den Mann gehindert, der den meisten Vorteil von seinem Thun zog, durch den schwachen Kaiser selbst. Valentinian war eifersüchtig geworden auf seinen großen Feldherrn. Mit eigener Hand hat er ihn getötet und damit, wie ein alter Bericht uns sagt, mit seiner linken Hand seine rechte abgeschlagen. Schneller ging von nun an das Verderben seinen Gang. Wenige Monate später starb der elende Valentinian durch den Dolch der Mörder, die der ehrgeizige Maximus gegen ihn ausgesendet hatte, und zwei Monate später erschienen Genserichs Vandalen in Rom und plünderten die Stadt. An die Stelle des Maximus, den das wütende Volk erschlagen hatte, trat Ricimer, ein Suebe aus königlichem Stamme, durch seine Mutter dem Gotenherrscher Walja verwandt. Zwar verzichtete Ricimer darauf, sich selbst mit dem kaiserlichen Purpur zu schmücken, aber er gebot in Wahrheit, während die Werkzeuge seiner Macht unthätig nur eine Schattenherrschaft führten.

Nach seinem Tode nahm vorübergehend sein Neffe Gundobad seine Stelle ein, der den Glycerius auf den Kaiserthron erhob. Glycerius wurde durch Julius Nepos gestürzt, Nepos durch Orestes, den Befehlshaber der Truppen, einen zweiten Ricimer. Orestes ernannte seinen Sohn Romulus Augustulus zum Herrn Roms. Da brach 476 unter den germanischen Söldnern ein Aufruhr aus, und dieser Aufstand war es, der

das altersmorsche Reich in Stücken schlug und dem Söldnerführer Odovakar Gelegenheit gab, die Hand nach der Krone auszustrecken.

Von der Klause des ehrwürdigen Severin, dessen Segen und gute Wünsche für den jungen Barbaren eine fromme Legende zur Weissagung erhoben hat, war Odovakar hinweg nach Italien gezogen. Hier war er in das römische Heer eingetreten und hatte sich allmählich unter Orestes heraufgedient. Drückend genug war schon das Joch jener barbarischen Söldner für das unkriegerische Italien geworden. Bald sollten sie auch den Besitz des von ihnen verteidigten Landes erstreben. In Gallien hatten die Westgoten und Burgunder zwei Drittel von den Äckern der römischen Unterthanen erhalten, ja in Afrika hatten die Vandalen die besten Güter ganz für sich in Anspruch genommen und die unglücklichen Provinzialen auf wenig fruchtbares Land verwiesen. Jetzt forderten die germanischen Scharen, die sich als Herren des Landes in Italien zu fühlen begannen, nach vielen Erpressungen von ihrem Feldherrn Orestes auch die Austeilung des ganzen Bodens, und als er ihnen dies nicht bewilligen konnte, wenigstens ein Drittel. Fehlte es doch nicht nach den Verheerungen, die Italien getroffen hatten, an wüst liegenden und von ihren Besitzern verlassenen Äckern, auf denen ein großer Teil des Heeres befriedigt werden konnte. Als Orestes sich weigerte, auch dieses Verlangen zu erfüllen, fiel er der erbitterten Menge zum Opfer.

Da trat unter den Söldnern in Ravenna ein Mann auf, der den Seinigen verhieß, auf ihre Forderungen eingehen zu wollen, wenn sie ihm die Herrschaft übertrügen, und dieser Mann, der die Bewegung, welche die Massen ergriffen hatte, zu leiten und zum Ziele zu führen verstand, war Odovakar.

So kam der erste Germane in Italien zur Herrschaft. Der entthronte Kaiser wurde nicht getötet. Großmütig ließ ihm Odovakar das Leben und gab ihm die Mittel zum Unterhalte. Darauf teilte er seinen Söldnern ein Drittel des liegenden Bodens zu, wie sie verlangt hatten. Die alten römischen Einrichtungen, die Rechtsformen blieben bestehen, und vornehme Römer walteten nach wie vor der hohen Staatsämter. Mit duldsamem Sinn wurde von den herrschenden Arianern der orthodoxen Kirche in Italien begegnet. In solcher Weise hat Odovakar über zehn Jahre lang die Geschicke Italiens gelenkt.

Dem Scheine nach konnte man wohl glauben, daß Odovakars Stellung nicht viel anders war als die Ricimers. Hatte ihn doch Kaiser Zeno auf Wunsch des Senates zum Patricius gemacht: nicht als Eroberer

oder als germanischer Volkskönig, sondern nur als Statthalter und Beamter des byzantinischen Kaisers schien Odovakar die Herrschaft auszuüben, aber die Welt erkannte, daß dies doch nur eine leere Form war, denn Odovakar war König eines germanischen Volkes, das aus seinen Söldnern emporgewachsen war, und wenn er daneben einen römischen Titel trug, so fühlte man doch, daß dieser Titel eine Nebensache sei, der für den Germanen nur in sofern von Wert war, als er der Gewaltthat, durch welche er die Macht über Italien errungen hatte, den Stempel der Legitimität aufdrückte. Damit war denn das Ende des weströmischen Reiches besiegelt. Nie wieder hat ein weströmischer Kaiser das Scepter geführt. Italien, Gallien, Spanien, Afrika und Britannien, die durch Jahrhunderte unter Roms Herrschaft verbunden gewesen waren und auch nach der Überflutung durch die Barbaren als Provinzen eines wenn auch nur noch in der Idee bestehenden Reiches gegolten hatten, gingen fortan ihren eigenen Weg, seitdem in Italien ein Germane Herr und König war.

Die Geschichte hat Odovakars Bild nur wenig treu bewahrt. Verblaßt, fast verschwunden, läßt es nur geringe undeutliche Züge den Forscher erkennen. Der Grund liegt nicht etwa darin, daß Odovakars Persönlichkeit nicht gewaltig genug hervorgetreten sei. Gelang es ihm doch, in dem Brennpunkte des römischen Lebens ein germanisches Reich zu gründen und unter vielen Gefahren und Kämpfen dreizehn Jahre lang gegenüber seinen aufrührerischen römischen Unterthanen und den Künsten der byzantinischen Politik zu erhalten, hat er doch hier zuerst die Möglichkeit gezeigt, Germanen und Römer in einem Staatswesen zu vereinigen! Sein Bild verschwand vielmehr, weil ein Größerer nach ihm kam, der mächtige Amaler, der an sich schon glücklicher als Odovakar war, weil das ganze Ostgotenvolk hinter ihm stand, dem es aber noch zudem vergönnt war, durch weise Politik und Milde diejenigen Klippen lange Jahre hindurch zu umschiffen, an denen jener so bald scheiterte, den Haß der Römer und den Neid der byzantinischen Kaiser.

Wir lassen die wenigen Angaben, die uns Jordanis*) über Odovakar bringt, hier folgen:

„Kurze Zeit nachdem Augustulus von seinem Vater Orestes in Ravenna zum Kaiser eingesetzt worden war, machte sich Odovakar, König

*) A. a. O. c. 46.

der Turkilinger*), welcher bei sich Skiren, Heruler und Hilfstruppen verschiedener Völkerschaften hatte, zum Herrn Italiens. Er ließ den Orestes töten, stieß dessen Sohn Augustulus vom Throne und verbannte ihn nach dem Lucullanischen Kastell in Kampanien**). So endete das römische Reich. 709 Jahre waren seit Gründung der Stadt verstrichen, als Kaiser Octavianus Augustus seine Herrschaft begann. Dieser Augustulus war der letzte König, nachdem die kaiserliche Herrschaft 522 Jahre lang gewährt hatte, denn fortan herrschten der Goten Könige über Rom und Italien.

Odovakar aber, der König der barbarischen Völker, unterwarf ganz Italien und flößte den Römern Schrecken ein. Sogleich nach Beginn seiner Regierung tötete er den Grafen Brachila bei Ravenna, und nachdem er seine Herrschaft gefestigt hatte, regierte er ungefähr dreizehn Jahre lang bis zur Ankunft des Theoderich."

4. Theoderich.
493—526.

Wohl vermochte sich König Odovakar auf die Waffen seiner kriegerischen Söldner zu stützen, aber in Hinsicht auf seine gefährdete Stellung verfolgte er doch eine friedliche Politik. Nur einmal wurde er im Norden seines Reiches, das sich noch bis nach Noricum erstreckte, in Krieg verwickelt. Er trug den Sieg davon. Sein Gegner, der Rugierkönig Feletheus, fiel in Gefangenschaft und erlitt den Tod. Aber trotz des Sieges machte Odovakar keine Eroberungen im Donaulande, sondern begnügte sich, Italien zu sichern. Der Sohn des getöteten Königs, Namens Friedrich, floh zum Ostgotenkönige Theoderich, einem Verwandten seines Vaters, und rief diesen zur Rache auf.

Theoderich befand sich damals mit seinem Volke in drückender Not, denn die oft verwüsteten Äcker genügten nicht mehr, dem sich mehrenden Greuthungerstamme den Unterhalt zu gewähren. Von neuem dachte man an eine Wanderung, als Theoderichs Blick auf Italien gelenkt wurde. Bereitwillige Unterstützung fand er für seinen Plan bei Kaiser Zeno, denn nie hatte der griechische Hof seine Ansprüche auf die westlichen Provinzen,

*) An anderer Stelle wird Odovakar ein Rugier genannt, was wohl das Richtigere ist. Er war nicht König, sondern nur eines Freien Sohn.

**) Das heutige Pizzofalcone, früher eine besondere Ortschaft, jetzt zu Neapel gehörig.

am wenigsten aber auf das Hauptland Italien aufgegeben. Begierig erwartete er den Augenblick, in dem er wieder stark genug auf den Kampfplatz treten konnte. Jetzt bot sich dem Kaiser Zeno die Gelegenheit, den verhaßten Odovakar zu verderben und zugleich den gefährlichen ostgotischen Nachbarn aus seiner Nähe zu entfernen.

So begegneten sich die Wünsche Zenos und Theoderichs. Beide verbanden sich zum Sturze Odovakars. Jordanis betrachtet freilich wie seine Quelle, Theoderichs römischer Minister Cassiodorius, den ersten deutschen König Italiens nur als Usurpator und läßt Theoderich im Auftrage des Kaisers nach Italien als Rächer der Legitimität ziehen. Doch ist dies eine Auffassung, welche der Wahrheit nicht entspricht.

Der Gote erzählt*):

„Da Kaiser Zeno hörte, daß Theoderich von seinem Volke zum Könige erhoben worden sei, lud er ihn zu sich ein und hieß ihn in seine Hauptstadt kommen. Er empfing ihn mit hohen Ehren und nahm ihn unter die Vornehmen seines Palastes auf. Und nach einiger Zeit ernannte er ihn, seinen Rang zu erhöhen, zum Waffensohn und ließ ihn auf seine Kosten einen Triumph in der Stadt abhalten. Wirklicher Konsul wurde er. Das höchste Gut und die erste Ehre der Welt bekleidet, wer dieses Amt erhält. Doch nicht genug damit. Zum Ruhme des Helden setzte er ihm noch vor dem kaiserlichen Palaste ein Reiterstandbild. Also lebte Theoderich mit dem Reiche Zenos in Frieden und Freundschaft**).

Als er aber vernahm, daß sein Volk, welches, wie wir gesagt haben, seine Wohnsitze in Illyricum hatte, mit Not und Mangel zu kämpfen habe, während er selbst in der Hauptstadt alles Gute genoß, kam er zu dem Entschlusse, lieber, wie es die alte Gepflogenheit seines Volkes war, in mühevollem Kampfe den Lebensunterhalt zu gewinnen als müßig die Herrlichkeiten des römischen Reiches zu genießen und sein Volk unterdessen darben zu sehen. Reiflich erwog er dies. Dann sprach er also zum Kaiser: ‚Wohl geht uns, die wir deiner Herrschaft dienen, nichts ab. Doch möchte ich, daß es deiner Gnade gefiele, meines Herzens Wunsch ohne Härte anzuhören.‘ Da ihm nun wie gewöhnlich in freundlicher Weise die Erlaubnis zum Reden gegeben worden war, sagte er:

*) A. a. O. c. 57—58.

**) Auf die Kämpfe zwischen Zeno und Theoderich nimmt hier Jordanis' Gewährsmann Cassiodorius keine Rücksicht. Es lag ihm daran, das Verhältnis zwischen Zeno und dem Gotenkönige von Anfang an als ein freundschaftliches erscheinen zu lassen. Vergleiche S. 227 Anm.

‚Das hesperische Land, das von euren Vorfahren zu allen Zeiten beherrscht worden ist, und jene Stadt, der Welt Haupt und Herrin, warum leidet sie jetzt unter der Tyrannei des Königs der Turkilinger und Rugier? Sende mich mit meinem Volke aus. So wirst du hier der drückenden Lasten für unseren Unterhalt ledig und dort wird dein Ruhm, wenn die Hilfe des Herrn mir den Sieg verleiht, in hellem Lichte erglänzen. Denn das ist dein Vorteil, daß ich dein Knecht und dein Sohn bin, und daß, wenn ich siege, jenes Königreich mir als dein Geschenk zufällt. Mit nichten sollte jener, den du nicht kennst, mit dem Joch der Tyrannei deinen Senat und einen Teil deines Reiches mit knechtischer Abhängigkeit drücken. Gehe ich als Sieger aus dem Kampfe hervor, so werde ich das Land als dein Geschenk und durch deine Huld besitzen, unterliege ich aber, dann verliert ihr nichts, vielmehr erspart ihr noch, wie ich schon sagte, die Kosten unseres Unterhaltes.‘

Als der Kaiser dies hörte, war er wohl unzufrieden darüber, daß Theoderich fortzuziehen gedachte, doch er wollte ihn nicht betrüben, gewährte ihm, was er forderte, beschenkte ihn reichlich und entließ ihn, Senat und Volk von Rom ihm ans Herz legend. Theoderich aber schied von der kaiserlichen Stadt, kehrte zu den Seinigen zurück, sammelte um sich sein ganzes Volk, das mit ihm eines Sinnes war, und zog gen Hesperien. Geradenwegs marschierte er aufwärts durch Sirmium*), in das Pannonien benachbarte Land, fiel in das Gebiet von Venetien ein und schlug am Pons Sontii**) ein Lager auf.

Und da er hier eine Zeit lang rastete, um Menschen und Tieren eine Erholung zu geben, zog Odovakar mit einem Heere wider ihn heran. Aber Theoderich rückte ihm bis zu den Veronesischen Feldern entgegen und brachte ihm hier eine große Niederlage bei. Dann brach er sein Lager ab, drang mit größerer Kühnheit in das Gebiet von Italien ein, überschritt den Po und schlug bei der Hauptstadt Ravenna ein Lager auf, drei Meilen von der Stadt entfernt, an einem Orte, der Pineta genannt ward. Als dies Odovakar sah, befestigte er sich in der Stadt, oft aber machte er zu nächtlicher Zeit unerwartet mit den Seinen Ausfälle und beunruhigte hierdurch das gotische Heer***). Und dies that

*) Mitrowitz.

**) Pons Sontii liegt am Isonzo an der großen Heerstraße, die von Cremona nach Aquileja führt. Hier kam es am 28. August 489 zur Schlacht. Die folgende Schlacht bei Verona d. i. Wälsch-Bern wurde am 30. September 489 geschlagen.

***) In diese Zeit fällt die Schlacht an der Adda, am 11. August 490, in welcher Theoderich wieder siegte. Jordanis’ Darstellung ist hier äußerst lückenhaft.

er nicht einmal, nicht zweimal, sondern häufig und fast ununterbrochen drei Jahre lang. Aber vergebens war sein Kampf, denn schon erkannte ganz Italien Theoderich als seinen Herrn an und gehorchte das Land seinem Befehle. Jener kämpfte noch allein mit wenigen Genossen und Römern, welche sich in der Stadt befanden, in Ravenna täglich mit der drückenden Not und den Waffen der Feinde. Als aber keine Hilfe sich nahte, schickte er Gesandte und bat um Gnade. Zuerst gewährte ihm Theoderich diese. Dann aber beraubte er ihn des Lebens und drei Jahre nach seinem Einfall in Italien legte er auf den Rat Kaiser Zenos seines Volkes Tracht ab und umkleidete sich mit dem königlichen Gewande als der Goten und Römer König. Auch sandte er Boten zu Chlodowech, dem Könige der Franken, und erbat sich dessen Tochter Audofleda*) zur Ehe. Gern und freudig erfüllte dieser den Wunsch, denn er hoffte, daß diese Verbindung ein Bündnis zwischen seinen Söhnen Celdebert, Heldebert und Thiudebert**) und dem Volke der Goten begründen werde. Aber jene Ehe sollte kein Band des Friedens und der Eintracht sein, denn oft haben die Fürsten mit einander heftig um das gallische Land gestritten. Niemals aber wich der Gote vor dem Franken zurück, so lange Theoderich am Leben war.

Bevor er von Audofleda Nachkommenschaft hatte, waren ihm schon von einer Nebenfrau in Mösien zwei Töchter geboren worden, Theodegotha und Ostrogotha. Diese vermählte er kurze Zeit nach seiner Ankunft in Italien mit benachbarten Königen und gab die eine dem Westgotenkönig Alarich, die andere dem Sigismund, dem Herrscher der Burgundionen, zur Ehe. Alarichs Sohn war Amalrich. Da dieser in den Jahren der Jugend beider Eltern beraubt worden war***) und von seinem Großvater Theoderich behütet und geschützt wurde, kam diesem zu Ohren, daß Eutharich, des Veterich Sohn, ein Enkel Beremuds und Thorismuds und Abkömmling vom Stamme der Amaler, in Spanien lebe, noch ein Jüngling dem Alter nach, aber glänzend durch Klugheit, Tugend und Adel des Körpers. Sogleich ließ er ihn zu sich kommen und gab ihm seine Tochter Amalaswintha zur Ehe. Und damit er seine Verwandtschaft über die Erde verbreite, sandte er seine eigene Schwester Amalafrida, die Mutter Theodahads, welcher später König wurde, nach

*) Sie war Chlodowechs Schwester.

**) Die Söhne Chlodowechs hießen Theoderich, Chlodomer, Childebert und Chlothar.

***) Sein Vater war 507 im Kampfe gegen Chlodowech gefallen.

Afrika als Gattin dem Vandalenkönige Thrasamund, und ihre Tochter Amalaberga, seine Nichte, vermählte er dem Thüringerkönig Herminfrid.

Den Grafen Pitza, einen der besten unter seinen Großen, schickte er aus, um die Stadt Sirmium zu gewinnen, und dieser vertrieb von da den König Thrasarich, einen Sohn Thraustilas, eroberte die Stadt und nahm Thrasarichs Mutter gefangen. Von da zog er mit 2000 Mann zu Fuß und 500 Reitern wider den Sabinianus, den Feldherrn Illyricums*), der damals in Kampf mit Mundo geraten war, nach der Stadt Margum planum, welche zwischen der Donau und dem Margus**) liegt, dem Mundo zu Hilfe und vernichtete das illyrische Heer. Dieser Mundo stammte von Attilas Scharen ab, war vor dem Volke der Gepiden geflohen und hielt sich diesseits der Donau in dem unbebauten und unbewohnten Lande auf. Hier hatte er eine Menge von Dieben und Räubern um sich gesammelt und einen Turm, namens Herta, welcher am Donauufer liegt, besetzt, und hier hatte er sich, während er seine Nachbarn mit Raub heimsuchte, zum Könige seines Haufens gemacht. Schon verzweifelte er an seiner Rettung und dachte an die Übergabe, da nahte Pitza zum Entsatz, entriß ihn den Händen Sabinians und unterwarf ihn seinem Könige Theoderich, den Mundo fortan dankbar als seinen Herrn anerkannte.

Einen nicht geringeren Sieg trug er über die Franken durch seinen Grafen Ibba in Gallien davon. Mehr als 30,000 Franken wurden in diesem Treffen erschlagen. Seinen Waffenträger Theudis setzte er nach Alarichs, seines Schwiegersohnes, Tod im Königreiche Spanien zum Vormunde seines Enkels Amalarich ein***). Doch verlor Amalarich noch in der Jugend, verstrickt durch die hinterlistige Tücke der Franken, Reich und Leben†). Darauf bemächtigte sich sein Vormund Theudis††) selbst der Krone, vertrieb die Franken aus Spanien und schützte, so lange er lebte,

*) Sabinian war vom Kaiser Anastasius gegen Mundo entsendet worden.

**) Morawa.

***) Das Land zwischen Rhone, Durance und dem Meere mit den Städten Marseille, Arles und Avignon verleibte bei dieser Gelegenheit Theoderich seinem Reiche ein. 510 hatte der Kampf begonnen, er endete 511 mit dem Tode Gesalichs, eines älteren Sohnes Alarichs von einer Nebenfrau, dessen Regierung Theoderich nicht anerkannte.

†) Amalarich hat, nachdem er waffenfähig geworden war, von 522—535 regiert. Er kam im Kampfe mit dem Frankenkönig Childebert ums Leben.

††) 531—548.

das Volk der Westgoten. Nach ihm übernahm Theodigisel*) die Herrschaft, aber er unterlag nach kurzer Regierung, von den Seinen erschlagen. Ihm folgte Agila**), der noch bis jetzt herrscht. Gegen diesen erhob sich Athanagild, welcher die Truppen des römischen Reiches herbeigerufen hat. Mit einem Heere wurde der Patricius Tiberius dahin gesendet.

Im ganzen Westen aber gab es kein Volk, welches nicht dem Theoderich, so lange er lebte, in Freundschaft verbunden oder unterworfen gedient hätte.

Als Theoderich das Greisenalter erreicht hatte und erkannte, daß er in kurzem aus dieser Welt scheiden werde, versammelte er um sich die Grafen der Goten und die Großen seines Volkes und setzte ihnen den Athalarich, einen Knaben, der damals kaum zehn Jahre zählte und seinen Vater Eutharich schon verloren hatte, den Sohn seiner Tochter Amalaswintha, zum Könige, indem er ihnen gleichsam als seinen letzten Willen auftrug, daß sie ihren König ehren, den Senat und das römische Volk lieben und den Kaiser des Ostens nächst Gott sich jederzeit geneigt und willfährig erhalten sollten."

Die Einrichtungen, welche Theoderich in Italien traf, waren von denen seines Vorgängers in der Herrschaft nicht verschieden. Wie Odovakar, so suchte auch der Ostgote eine Form, unter welcher das Römertum neben der eingewanderten germanischen Bevölkerung möglichste Schonung erhielt. Durch Ober- und Mittelitalien wurden die Goten auf die Güter der Römer verteilt, von denen sie immer ein Drittel erhielten, und siedelten hier in lebendigem Zusammenhang, das Kriegsheer des Landes bildend, während die Römer im Besitz ihres nationalen Rechtes blieben, nach wie vor ihre angesehensten Geschlechter der hohen Staatsämter walteten und im Senate der Stadt Rom saßen. So war es offenbar, daß Theoderich sein ganzes Regierungssystem auf die sich ergänzenden Eigenschaften der beiden Völker aufbauen wollte und daß ihm eine Verschmelzung beider fern lag.

Wie hierin der Ostgote von Odovakars Einrichtungen nicht abwich, so suchte er auch wie jener mit dem byzantinischen Reiche im Frieden zu leben. Wie früher, so erschien auch jetzt noch Italien als ein Teil des römischen

---

*) 548—549.
**) 549—554.

Gesamtreiches und in bewußtem Gegensatz zu den Barbarenreichen des Nordens. Aber doch hatte sich mit der ostgotischen Einwanderung ein gewaltiger Umschwung vollzogen, der die Stellung Theoderichs von Anfang an anders gestaltete, denn die Goten waren nicht nur Söldnerscharen, sie waren ein Volk, das mit Weib und Kind und fahrender Habe eingewandert war und mit sich sein Recht, seine Sitte und sein Königtum als ein Symbol seiner Nationalität nach Italien brachte. Dadurch war Theoderich in eine glücklichere Lage gesetzt, als sein Gegner Odovakar. Gestützt auf sein Volk, vermochte er eine großartige Politik zu beginnen, welche darauf gerichtet war, die germanischen Reiche möglichst zu vereinen und vor allem jede Störung des Gleichgewichts unter den westlichen Staaten zu verhindern. So erklärt es sich denn, wenn er Chlodowechs Siegeszug Halt gebietet, die Grenzen des Westgotenreiches schützt und sich selbst die Provence sichert, wenn er der Alemannen sich annimmt und wenn er durch die Bande der Verwandtschaft zwischen den Fürstenhäusern den Frieden unter den Völkern zu wahren sucht.

Keinem unter den germanischen Königen des frühesten Mittelalters ist die Sage so hold gewesen, wie dem Ostgoten Theoderich. Sie hat sein Bild festgehalten und hat es im Laufe der Jahrhunderte mit reichem Schmucke geziert und läßt ihn als Dietrich von Bern im Nibelungenliede auftreten. Er wurde eine Lieblingsgestalt des deutschen Volksliedes, das sein Andenken lange Zeit treu bewahrt hat.

Aber auch König Theoderich vermochte ebenso wenig wie Odovakar die Kluft ganz zu überbrücken, welche die beiden Völker trennte, die unter seinem Scepter neben einander wohnten. Mochte er auch noch so sehr die römischen Unterthanen schonen, die Adelsgeschlechter in ihrem Besitze lassen, mochte er mit regem Eifer die erhabenen Denkmäler der Kunst des Altertums in Rom schützen, dessen Kultur und Sprache, seitdem er vergeiselt in Byzanz gelebt hatte, ihm teuer geworden waren, mochte er endlich die Herrschaft der orthodoxen Kirche unangetastet lassen, — die Liebe der Römer dauernd zu erringen, war ihm doch nicht beschieden. Sie blieben doch innerlich unausgesöhnt mit dem Joche der Barbaren und sehnten sich nach der Wiederaufrichtung eines weströmischen Kaisertums oder der Vereinigung mit dem byzantinischen Reich, und als in Byzanz der alte Haß gegen die Arianer wieder aufflammte, da begann auch in Theoderichs Reiche der religiöse Fanatismus sich wieder zu regen und gegen das arianische Königtum zu erheben. Mit starker Hand suchte der Ostgote die religiöse und politische Opposition niederzuhalten. Drei

edle Römer Albinus, Boëthius*), Symmachus mußten ihr verräterisches Einvernehmen mit Byzanz mit dem Leben bezahlen.

So war denn also Theoderichs Streben vergeblich gewesen. Für seine hochherzige Toleranz dankte man ihm mit Haß, und sein Versuch, die feindlichen Gegensätze der Nationalitäten auszusöhnen, fand bei den Unterworfenen zuletzt nur ingrimmige Erbitterung.

Wir schließen die Darstellung von Theoderichs Regierung und seinem Ende mit dem Berichte eines Feindes, des Prokopius. Der byzantinische Geschichtschreiber verurteilt von seinem religiösen Standpunkte aus unbillige Weise das Vorgehen des Königs gegen die aufrührerischen Römer und läßt Theoderich selbst in Schmerz und Reue über jene That sein Leben beschließen. Gewiß ist seine Nachricht über das Ende des Königs ein Märchen. Theoderich hatte ein strenges Strafgericht vollzogen, aber die Strafe war gerecht. Hatte er eine That zu bereuen, so war es nicht diese, sondern der Mord an Odovakar.

Prokopius*) erzählt:

„Schon hatten Theoderich und die Goten Ravenna vergeblich drei Jahre umlagert, als die Goten, der Belagerung überdrüssig, und die Genossen Odovakars, durch den Mangel an Lebensmitteln bezwungen, zu einem Vertrage sich entschlossen, dessen Vermittelung der Bischof von Ravenna übernahm. Danach sollten in dieser Stadt Theoderich und Odovakar unter gleichen Verhältnissen gemeinschaftlich herrschen.

Eine Zeit lang wurde dieser Vertrag gehalten. Als aber Theoderich, so erzählt man, den Odovakar dabei ertappte, daß er einen tückischen Plan gegen ihn ins Werk setzte, lud er ihn hinterlistig zu einem Gastmahl ein und erschlug ihn bei diesem. Alsdann lockte er die feindlichen Barbaren, so viele deren noch lebten, auf seine Seite und hielt nun die Macht über Goten und Italiener in seinen Händen. Und zwar wollte er nicht eines römischen Kaisers Würde, noch Namen annehmen, sondern lebte zufrieden mit dem Namen eines Königs — denn so pflegten die Barbaren ihre Herrscher zu nennen —, doch stand er an der Spitze seines Volkes, umgeben von allem, was der Würde eines Kaisers zukommt. Denn vortrefflich sorgte er für die Gerechtigkeit, erhielt die Gesetze in festem Ansehen, beschützte sein Reich gegen die in der Nähe wohnenden Barbaren und erreichte das höchste Maß von Einsicht und

*) Boëthius hat das Buch über den Trost der Philosophie verfaßt, das berühmteste unter allen populär-philosophischen Werken des Altertums.

**) De bello Gothico I. 1.

Thatkraft. Er selbst fügte keinem seiner Unterthanen ein Unrecht zu, noch übte er gegen andere Nachsicht, die solches gethan. Nur den Teil der Äcker, welcher von Odovakar den Söldnern, die sich mit ihm erhoben hatten, gegeben worden war, teilten die Goten unter einander.

Dem Namen nach war Theoderich Gewaltherrscher, in Wahrheit aber ein echter König und nicht geringer als irgend einer der gepriesensten, die von alters her mit dieser Würde geschmückt waren. Er genoß große Liebe bei Goten und Italienern und zwar abweichend von der sonstigen Gesinnungsweise der Menschen, denn da von der Regierung eines Landes der eine dies, der andere jenes zu wünschen pflegt, so gewinnt in der Regel der Herrscher nur den Beifall derer, denen seine Einrichtungen nützen, erregt aber das Mißfallen jener, deren Wünsche er nicht zu befriedigen vermag. Nachdem er 37 Jahre lang geherrscht hatte und allen seinen Feinden furchtbar geworden war, starb er, bei seinen Unterthanen ein gutes Andenken zurücklassend.

Er schied auf folgende Weise aus dem Leben: Symmachus und sein Schwiegersohn Boëthius waren Männer aus edler Familie und die ersten im römischen Senate und hatten früher das Konsulat bekleidet. Beide beschäftigten sich mit dem Studium der Philosophie und übertrafen alle in Liebe zur Gerechtigkeit. Vieler Bürger und Fremden Armut erleichterten sie mit ihrem Vermögen, und da sie großen Ruhm erlangt hatten, zogen sie sich auch den Haß neidischer Männer zu. Theoderich aber ließ sich durch deren verleumderische Einflüsterungen verleiten, beschuldigte beide, daß sie auf einen Umsturz der Herrschaft sännen, bestrafte sie mit dem Tode und zog ihre Güter ein.

Als er nun wenige Tage nach jenem Ereignis zu Mittag speiste, setzten ihm die Diener den Kopf eines großen Fisches vor. Da schien plötzlich dieser sich in das Haupt des jüngst gemordeten Symmachus zu verwandeln. Die in den Unterkiefer tief eingebohrten Zähne, die starren verdrehten Augen gaben dem Kopfe ein drohendes Aussehen. Theoderich aber wurde durch dies Schauspiel in Schrecken gesetzt. Vor Kälte schaudernd, eilte er zitternd zu seiner Lagerstätte, ließ mehrere Mäntel auf seinen Körper legen und versuchte zu ruhen. Darauf erzählte er den ganzen Vorgang seinem Arzte Elpidius und beweinte das an Symmachus und Boëthius begangene Verbrechen. Nicht lange hatte er seine Klage geendet, als er, von Reue über seine That gepeinigt, seine Augen schloß.

Gegenüber seinen Unterthanen war dies seine erste und seine letzte Ungerechtigkeit. Er verschuldete sie dadurch, daß er das Urteil über beide

Männer fällen ließ, ohne, wie es sonst seine Gewohnheit war, die Sache zu untersuchen.“

5. Amalaswintha.

Theoderichs Tod bezeichnete den Anfang des Verderbens für die Ostgoten. Drei Jahrzehnte vergehen — und nur noch dürftige Überreste sind von dem einst so mächtigen Volke vorhanden und bald darauf verschwindet sein Name für immer aus der Geschichte. Wäre ein kräftiger Regent gefolgt, der wie Theoderich ebenso heldenmütig als staatsklug mit den Waffen in der Hand eine Politik des Friedens verfolgte, gewiß wäre auch dann der Versuch, Römer und Germanen in einem Staatswesen zu verbinden, Bildung, Kunst und Litteratur des Altertums zu bewahren und dabei doch die eigene Nationalität zu behaupten, gescheitert, hätte sich doch allmählich wie bei den Westgoten in Spanien die Romanisierung unaufhaltsam vollzogen. So aber wurden die Geschicke des von mancherlei Gefahren umringten Reiches in die Hände eines Kindes und eines Weibes gelegt, und wenn auch hohe Tugenden die Amalertochter Amalaswintha schmückten, so hatte sie doch nicht die Kraft, in wildbewegten Zeiten das Steuer des Staates zu leiten. Sie beging Fehler auf Fehler, entfremdete sich durch Bevorzugung der Römer die Herzen ihrer Goten und nahm den Schwächling Theodahad zum Mitregenten. Vergeblich war die nationalgotische Reaktion, die den tapferen Vitigis auf den Thron erhob. Der furchtbare Krieg, in welchem das nochmals erstarkende Kaisertum um den Besitz Italiens rang, entbrannte, und nach einem Heldenkampfe, wie die Geschichte kaum einen zweiten kennt, reich an großen Männern und glänzenden Thaten, erlag das Volk der Ostgoten.

Prokopius*) berichtet:

„Als König Theoderich aus dem Leben schied, folgte ihm in der Herrschaft der Sohn seiner Tochter, Athalarich**). Erst acht Jahre zählte der junge König. Unter der Vormundschaft seiner Mutter Amalaswintha wurde er erzogen, denn sein Vater war schon früher gestorben.

Nicht viel später übernahm Justinian die kaiserliche Herrschaft in Byzanz***).

*) De bello Gothico I. 1—4.

**) 526—534.

***) 527—565.

Amalaswintha, welche die Vormundschaft über den unmündigen Sohn führte, waltete des Reiches voll Klugheit und Gerechtigkeit und bewies männlichen Sinn. So lange sie die Zügel der Regierung führte, bestrafte sie keinen Römer an Leib und Gut und war es den Goten verwehrt, ihre Unterthanen zu schädigen. Den Kindern des Symmachus und Boëthius hat sie das väterliche Vermögen zurückgegeben.

Die Tochter Theoderichs wünschte, daß ihr Sohn in Sitte und Lebensgewohnheiten nach der Weise römischer Herrscher erzogen werde, und zwang ihn deshalb zum Unterrichte in den Wissenschaften. Auch wählte sie unter den Goten drei greise Männer aus, die sie als die friedfertigsten und weisesten vor allen schätzte. Diesen gab sie den Auftrag, mit Athalarich zusammen zu leben. Den Goten wollte dies aber wenig gefallen. In roher Begierde, gewaltthätig gegen die Unterworfenen verfahren zu können, stellten sie das Verlangen, daß der junge König nach alter, barbarischer Weise erzogen werde.

Einst ertappte die Mutter den Knaben im Schlafzimmer bei einem Vergehen und züchtigte ihn dafür. Weinend eilte er deshalb in den Männersaal. Die Goten aber, die er hier antraf, machten großes Aufsehen davon. Laute Schmähworte wurden gegen Amalaswintha erhoben und behauptet, ihr Sinn sei darauf gerichtet, den Sohn aus der Welt zu schaffen, um selbst, einem andern Manne vermählt, über Goten und Italiener herrschen zu können.

Sogleich versammelten sich die Angesehensten unter den Goten, begaben sich zu Amalaswintha und erhoben die Klage: Nicht ehrenvoll noch der Sitte ihres Volkes gemäß werde der König erzogen. Wissenschaft und Tapferkeit seien nimmer gepaart, und von ihren Vätern hätten sie vernommen, daß wer durch die Schule alter Männer hindurchgegangen sei, sich feig zeige und von niedriger Gesinnung. Wen das Schicksal dazu bestimmt habe, in der Feldschlacht Mut zu beweisen und um Ruhm und Ehre zu kämpfen, den dürfe nie Furcht vor dem Lehrer ängstigen, der müsse in den Waffen allein geübt werden. Sie fügten hinzu, Theoderich habe nie geduldet, daß die Goten ihre Kinder zur Schule schickten, und sein Wort sei gewöhnlich gewesen, daß wer die Zuchtrute des Lehrers gefühlt habe, nie trotzigen Sinnes Schwert und Speer verachten lernen werde. Sie selbst möge doch bedenken, wie Theoderich eines so großen Landes Herr geworden und im Besitze einer errungenen, nicht ererbten Krone gestorben sei. Und doch habe er nicht einmal vom Hörensagen die Wissenschaft gekannt. ‚Darum, o Herrin,‘ so schlossen sie ihre Rede,

‚verabschiede diese Lehrer und gieb dem Athalarich junge Leute seines Alters zu Gefährten, daß er mit ihnen die Jugend genieße und lerne, wie man nach echter gotischer Weise regiere.'

Amalaswintha hatte diese Worte vernommen. Sie konnte solche Reden nicht loben, aber sie mußte fürchten, daß die Männer auf Untreue sännen. Deshalb gab sie sich den Anschein, als stimme sie dem bei, was sie gehört hatte, und gab den Bitten der Barbaren nach. So verließen die alten würdigen Männer Athalarich. Knaben wurden fortan die täglichen Genossen seines Lebens, die, noch nicht Jünglinge, ihn nur um wenige Jahre überragten. Kaum war er zu männlichem Alter herangereift, als sie ihn verlockten, bösen Leidenschaften zu fröhnen. Athalarich wurde ein verworfener Mensch, trotzig und lieblos begegnete er seiner Mutter, und mit Gleichmut ertrug er es, daß die Barbaren sich offen gegen sie auflehnten und ohne Scheu verlangten, daß sie den königlichen Palast verlasse*).

Diese treulose Verschwörung brachte Amalaswintha nicht in Schrecken. Sie ließ nicht wie ein Weib den Mut sinken, sondern bewahrte ihre königliche Würde. Drei der edelsten Barbaren, die ihr als die vornehmsten Anstifter des gegen sie gerichteten Unternehmens bekannt waren, entbot sie zu sich und sandte sie dann unter dem Vorwande, daß sie die Grenzen des Reiches vor dem Angriffe der Feinde verteidigen sollten, in entfernte Gegenden Italiens, nicht zusammen, sondern so, daß weite Strecken Landes sie trennten.

Wie groß aber auch der Weg war, den die Boten zurücklegen mußten, es gelang jenen Männern doch, mit Hilfe von Freunden und Verwandten im Einvernehmen zu bleiben und weiter auf Amalaswinthas Verderben zu sinnen. Die Königin vermochte dies nicht länger zu ertragen und griff darum zu folgender List. Sie schickte nach Byzanz zu Kaiser Justinian und ließ ihm die Frage vorlegen, ob er Theoderichs Tochter Amalaswintha eine Zufluchtsstätte gewähren wolle, denn es sei ihr Wille, sobald als möglich Italien zu verlassen. Der Kaiser freute sich

*) Um den Unwillen der Goten verstehen zu können, muß man bedenken, wie sehr das Ansehen der Goten bei den auswärtigen Völkern gesunken war. Um 527 ließ der Vandale Hilderich, Thrasamunds Nachfolger, dessen Witwe Amalafrida, eine Schwester Theoderichs, hinrichten. Amalaswintha hatte sich begnügt, ihm zu schreiben, daß sie es Gott überlasse, den Mord zu rächen. 530 wurde Herminfrid, Gatte der Amalaberga, in Zülpich treulos erschlagen. In Spanien nahm Theudis Amalarichs Thron ein, ohne daß Amalaswintha den Versuch gemacht hätte, einzuschreiten. Der Rückschlag im Innern mußte notwendigerweise erfolgen.

dieser Nachricht. Sogleich lud er die Königin zu sich ein und gab den Befehl, das schönste Haus in Epidamnos*) für sie in Bereitschaft zu setzen, damit Amalaswintha nach ihrer Ankunft dort ein Heim finde: So lange als es ihr beliebe, möge sie dort ihren Aufenthalt nehmen, dann möge sie nach Konstantinopel kommen.

Als Amalaswintha diese Nachricht empfangen hatte, wählte sie unter den Goten tapfere Männer aus, auf deren unbedingte Ergebenheit sie rechnen konnte, und entließ sie mit dem Auftrage, die hauptsächlichsten Anstifter der Auflehnung gegen ihre Herrschaft zu töten. Dann ließ sie unter anderen Schätzen 400 Centenarien Goldes auf ein Schiff bringen und befahl ihren Getreuen, mit demselben nach Epidamnos zu fahren. Sobald sie dahin gekommen seien, sollten sie im Hafen der Stadt vor Anker gehen, nicht eher aber von ihrer Fracht etwas ausladen, als bis sie selbst den Befehl dazu erteile. Dies that sie aus folgendem Grunde. Erhielt sie die Nachricht von dem Tode jener drei Unruhstifter, dann brauchte sie das Land nicht zu verlassen, sondern konnte das Schiff zurückrufen: Nichts hatte sie dann von ihren Feinden zu befürchten. Blieb aber einer von jenen am Leben, dann konnte sie, jeder Hoffnung auf Erhaltung ihrer Herrschaft beraubt, schnell sich mit ihren Schätzen auf das Gebiet des Kaisers hinüberretten. In dieser Absicht sandte Amalaswintha das Schiff nach Epidamnos. Das Schiff landete auch in dem Hafen jener Stadt, und es thaten auch die Goten, welchen die kostbare Last anvertraut worden war, wie ihnen befohlen.

Aber der Mord, den Amalaswintha geboten hatte, gelang. Darum rief sie das Schiff zurück und blieb zu Ravenna. Weiter führte sie das Scepter mit starker Hand."

6. Amalaswintha und Theodahad.

„Es lebte unter den Goten ein Mann Namens Theodahad, Sohn von Theoderichs Schwester Amalafrida, vorgerückt schon an Jahren, bewandert in der lateinischen Litteratur und mit Platons Philosophie vertraut, aber unerfahren in kriegerischen Dingen, ja ohne Thatkraft und über alles Maß schnöder Habsucht ergeben.

Dieser Theodahad besaß in Tuskien eine Menge Landgüter und war bemüht, auch von den übrigen die rechtmäßigen Herren zu ver-

*) Das heutige Durazzo.

drängen. Nachbarn zu haben, schien ihm fast ein Unglück. Amalaswintha zügelte jedoch die Begehrlichkeit dieses Mannes. Darum verfolgte er sie mit unauslöschlichem Hasse und brannte vor Begier nach Rache. Er gedachte Tuskien in die Macht des Kaisers von Byzanz zu bringen, falls jener ihm dafür große Schätze und die Würde eines Senators gäbe und ihm gestatte, in Byzanz zu leben. . .

Als nun einst Gesandte Justinians in Rom erschienen, trat Theodahad mit ihnen in geheime Verbindung, setzte sie von seinem Vorhaben in Kenntnis und bat, daß man dasselbe dem Kaiser hinterbringe.

Während dieser Zeit hatte sich Athalarich sinnloser Trunkenheit ergeben und begann dahin zu siechen. Amalaswintha war ratlos. Zu der Gesinnung des Sohnes, der in Ausschweifungen verkommen war, hatte sie kein Vertrauen, und starb Athalarich, dann konnte sie bei dem Hasse, mit dem die Vornehmen der Goten sie verfolgten, nicht hoffen im Frieden zu leben. Um aber für ihr Heil Sorge zu tragen, war sie willens, die Gewalt über Goten und Italiener dem Kaiser Justinian zu übertragen . . . und versprach ihm im Geheimen durch einen Gesandten, der von Justinian zu ihr geschickt worden war, ganz Italien in seine Hände zu liefern . . . Als die Gesandten nach Byzanz zurückgekehrt waren, hinterbrachten sie dem Kaiser alles, was sie gehört hatten . . . Erfreut sandte der Kaiser sogleich den Petrus nach Italien, einen Mann aus Thessalonike in Illyrien, einen Rechtsgelehrten in Byzanz von seltener Klugheit, feinen Sitten und großer Gabe der Überredung.

Während dies geschah, klagten viele Tusker bei Amalaswintha über Theodahad: gewaltsam verfahre er gegen die dortigen Einwohner, ohne Grund nehme er ihnen ihre Güter und beraube selbst den königlichen Besitz. Deshalb forderte die Königin den Theodahad vor ihren Richterstuhl, damit er sich verantworte. Von den Anklägern wurde er seiner Schuld offen überwiesen. Alles, was er wider das Recht an sich genommen, mußte er wieder herausgeben. Dann wurde er entlassen. Aber hierdurch zog sich Amalaswintha den bittersten Haß dieses Mannes zu, dem die Habsucht keine Ruhe ließ und dem es jetzt verwehrt war, in sträflicher Leidenschaft und Bedrückung fortzufahren.

Um diese Zeit*) starb Athalarich an einer zehrenden Krankheit, nachdem er acht Jahre den königlichen Namen geführt hatte. Da faßte Amalaswintha einen unseligen Entschluß. Sie bedachte nicht, welcher

*) Im J. 534.

Sinnesart Theodahad sei, noch daß sie vor kurzem Strenge gegen ihn geübt habe, sondern wollte ihm eine große Gnade erweisen, in der Hoffnung von ihm Gutes zu erfahren. Darum berief sie ihn zu sich, und als er zu ihr kam, beruhigte sie ihn und sagte, der Tod ihres Sohnes Athalarich habe sie nicht überrascht, denn alle Ärzte hätten ihr versichert, daß er bald eintreten müsse, und sie selbst habe gesehen, daß sein Körper von Tag zu Tag dahinwelke. Sie wisse, Theodahads Ruf sei bei Goten und Italienern nicht gut, aber da er der einzige sei, der noch von Theoderichs Stamme lebe, so wolle sie ihn von aller schändlicher Nachrede reinigen, damit er, ohne ein Hindernis zu finden, die Königsherrschaft erlangen könne. Außerdem habe sie in ihrer Liebe zur Gerechtigkeit gefürchtet, sie würde aus dem Munde derer, welche von ihm ungerecht behandelt zu sein behaupteten, den Vorwurf hören müssen, niemand sei da, vor welchen man eine Klage über Unbill bringen könne, es herrsche über sie ein Herr, der Feindschaft gegen sie in seinem Herzen trage. Darum wolle sie ihn, wenn er rein von jedem Verdachte, wenn sein Ruf wieder hergestellt sei, mit dem Namen des Königs schmücken, aber er müsse ihr unter den heiligsten Eiden schwören, nur dem Namen nach die Herrschaft führen zu wollen, denn die Macht müsse ihr selbst nach wie vor verbleiben.

Solches vernahm Theodahad. Er schwor der Königin zu, was sie verlangte, aber in boshafter Absicht, denn unvergessen bewahrte sein Gedächtnis, wie Amalaswintha mit ihm verfahren war. Auch Amalaswintha leistete dem Theodahad nach ihrem eigenen Sinne einen Schwur. Getäuscht, setzte sie alsdann ihn zum Könige ein. Darauf sandte sie nach Byzanz gotische Männer, um Kaiser Justinian von ihrem Entschlusse zu benachrichtigen*).

Sobald aber Theodahad die Herrschaft erlangt hatte, that er in allem das Gegenteil von dem, was Amalaswintha hoffte und er ihr versprochen hatte. Er verband sich mit den Verwandten der Goten, die auf Geheiß der Königin getötet worden waren. Groß aber war deren Zahl und Ansehen unter dem Volke. Dann ließ er plötzlich einige der Anhänger Amalaswinthas ums Leben bringen, und endlich warf er sie selbst in den Kerker, noch ehe ihre Gesandten Byzanz erreicht hatten.

Ein See liegt im Lande Tuskien. Den See von Bolsena nennen

*) Theodahad wurde von Amalaswintha nicht zum Gatten, sondern nur zum Mitregenten erhoben. Er selbst war mit Gundeline verheiratet.

sie ihn. In ihm liegt eine kleine Insel, bewehrt mit einer festen Burg. Hier befahl Theodahad die Königin gefangen zu halten. Da er aber fürchten mußte, daß, wie auch geschah, eine solche That den Unwillen des Kaisers hervorrufen müsse, sandte er die römischen Senatoren Liberius und Opilio und einige andere zu ihm, um ihn auf alle Weise zu beruhigen. Sie sollten versichern, daß Amalaswintha kein Leids geschähe, obgleich er von ihr früher viele Kränkungen erfahren habe. Später schrieb er selbst solches dem Kaiser und zwang auch Amalaswintha wider ihren Willen dasselbe zu thun.

So trug diese Sache sich hier zu . . .

Petrus war mittlerweile mit dem geheimen Auftrage abgereist, mit Theodahad wie mit Amalaswintha wegen der Unterwerfung unter die kaiserliche Herrschaft zu unterhandeln. Sobald er aber von Opilio und Liberius erfahren hatte, was vorgefallen war, unterbrach er seine Reise und erstattete dem Kaiser Bericht . . .

Hierauf schrieb Justinian, um den Goten und Theodahad Schwierigkeiten zu bereiten, einen Brief: er werde nach Kräften die Verteidigung Amalaswinthas in die Hand nehmen. Dem Petrus trug er auf, diese Absicht nicht geheim zu halten, sondern sie dem Theodahad und allen Goten kund zu geben. Als aber Petrus nach Italien kam, war Amalaswintha schon aus der Zahl der Lebenden geschieden. Die Verwandten jener Goten, die sie ums Leben hatte bringen lassen, hatten sich an Theodahad gewendet und ihm vorgestellt, weder er noch sie könnten in Sicherheit leben, so lange Amalaswintha am Leben sei. Er gab ihren Bitten Gehör. Ohne Verzug eilten sie auf jene Insel und ermordeten die Königin*).

Diese That erregte Jammer und Wehklagen bei allen Italienern und Goten, denn jetzt erst erinnerte man sich, daß diese Frau mit großer Festigkeit des Charakters alle guten Eigenschaften vereinigt habe. Petrus aber kündete dem Theodahad und den übrigen Goten an, daß dieses Verbrechen die Ursache zu einem unversöhnlichen Kriege geben würde. Doch in seiner Thorheit wollte Theodahad, während er die Mörder mit Ehren überhäufte, Petrus und den Kaiser überreden, nicht nur ohne seine Billigung, sondern auch gegen seinen Willen sei jene Schandthat von den Goten vollführt worden."

---

*) Mai oder Juni 535. Nach Jordanis c. 59 wurde sie im Bade erwürgt, während der sagenhafte Bericht Gregors von Tours III. 31 sie in den heißen Dämpfen des Bades ersticken läßt.

7. Der Beginn des Ostgotenkrieges.

Es war im neunten Jahre seiner Regierung, als Kaiser Justinian, der soeben noch den Vandalenkönig Gelimer als Überwundenen vor seinem Throne sich hatte beugen sehen, eine günstige Veranlassung gefunden zu haben glaubte, in die Geschicke des Amalerreiches einzugreifen und das lange verlorene Italien der Herrschaft des oströmischen Reiches und des orthodoxen Glaubens wieder zu gewinnen.

Der Feldherr Mundus erhielt den Befehl, in Dalmatien einzurücken, während Belisar ganz Sizilien besetzte. Mit dem Frankenreich hat Justinian damals ein Bündnis gemacht. Bei dem Abschluß des Vertrags ist von dem Kaiser Ostroms der gemeinsame Haß gegen die Arianer betont worden.

Die raschen Erfolge Belisars erfüllten den Gotenkönig mit lähmendem Schrecken. Zu jedem Opfer war er bereit und wollte selbst der Herrschaft über Goten und Italiener zu gunsten Justinians entsagen. Als jedoch des Mundus Unternehmen in Dalmatien verunglückte, verwandelte sich die grenzenlose Furcht Theodahads in Prahlerei und thörichten Übermut. Sogleich brach er die begonnenen Verhandlungen ab. Aber Konstantianus, der an Mundus' Stelle die Führung des Nordheeres erhalten hatte, bemächtigte sich Illyriens, nahm Salona (in der Nähe des heutigen Spalatro) und warf die Goten auf Ravenna zurück, während Belisar die Meerenge von Messina überschritt.

Dem siegreichen Feldherrn fielen sogleich die italienischen Städte zu, welche nicht zum Besten der Goten dem kaiserlichen Heere Trotz bieten wollten. Aber auch unter den Goten zeigte sich Abfall. Ebrimuth, ein Schwiegersohn Theodahads, kam damals als Überläufer in das Lager der Griechen. So wurden gleich zu Beginn des Streites jene beiden Ursachen offenbar, die zuletzt den unglücklichen Ausgang des ganzen Feldzuges bewirkten: die Hinneigung der Italiener zu Byzanz und der Mangel an allgemeinem Patriotismus unter den Goten.

Ungehindert zog Belisar durch das Bruttierland und Lukanien nach Kampanien und legte sich vor das feste, volkreiche Neapel. Er verhieß den Goten freien Abzug, den Bürgern Freiheit und Sicherheit des Besitzes, wenn sie sich freiwillig ihm unterwerfen wollten. Wohl fehlte es nicht an Männern, die, wie Stephanus, der die Verhandlungen mit Belisar zu führen hatte, den Griechen geneigt waren, aber die Gegen-

partei, an deren Spitze Pastor und Asklepiodotos standen, war stärker und vermochte das Volk zum Widerstande zu bewegen. Prokopius hat nach seiner Weise die bewegenden Gründe und Gegengründe in Reden veranschaulicht, die er den handelnden Personen in den Mund legt. Wir verzichten auf die Wiedergabe jener Reden und lassen den Gefährten des byzantinischen Feldherrn nur über die Belagerung Neapels selbst berichten*):

„Belisar entschloß sich jetzt zur Belagerung. Aber er wurde bei seinen wiederholten Angriffen auf die Stadtmauer zurückgeworfen und verlor dabei viele Krieger, darunter die tapfersten Männer, denn die Ringmauer Neapels ist teils durch das Meer, teils durch eine günstige, hohe Lage schwer zugänglich. Nur die Wasserleitung, welche die Stadt mit Wasser versorgte, vermochte Belisar zu zerstören, doch setzte dies die Neapolitaner nicht in Bestürzung, denn innerhalb der Mauern befanden sich Brunnen, welche den Bedarf vollauf befriedigten. So wurde der Verlust kaum empfunden.

Die Belagerten schickten nun, ohne daß es der Feind gewahr wurde, Boten an Theodahad nach Rom und baten um schleunige Hilfe. Doch war Theodahad, wie wir oben bemerkt haben, ohne alle Thatkraft und traf nicht die geringsten Anstalten zum Kriege. Belisar aber, der Neapel zu Wasser und zu Lande belagerte, war tief ergrimmt, denn er mußte die Hoffnung auf freiwillige Unterwerfung aufgeben und konnte auch nicht bei der Festigkeit der Stadt an eine gewaltsame Einnahme denken. Auch war er über die Einbuße an Zeit ungehalten, denn er besorgte, daß er Theodahad und Rom im Winter angreifen müsse.

Schon hatte er sich zum Abmarsch entschlossen und den Befehl zum Packen gegeben, als ihm mitten in seiner Verlegenheit ein glücklicher Fund zu Hilfe kam. Einen Isaurer**) hatte die Lust angewandelt, den Bau der Wasserleitung sich anzusehen und zu untersuchen, in welcher Weise das Wasser der Stadt zugeführt werde. Er stieg also entfernt von der Stadt, da wo Belisar die Leitung durchbrochen hatte, hinein und schritt ohne Mühe, da er kein Wasser vorfand, der Stadt zu. Als er sich aber der Ringmauer näherte, stieß er auf mächtiges Gestein, das die Natur, nicht des Menschen Hand in den Weg gelegt hatte. Dieser Fels war von dem Baumeister durchbohrt und die Leitung hindurch-

*) A. a. O. I. 9. 10.

**) Söldner aus der kleinasiatischen Landschaft Isauria.

geführt worden, und zwar der Art, daß wohl das Wasser hindurch zu fließen, nicht aber ein Mensch durchzukriechen vermochte. Es hatte nämlich der Kanal nicht überall dieselbe Breite, sondern verengte sich da, wo er den Felsen durchschnitt. Ein Soldat, der gepanzert war und seinen Schild bei sich hatte, konnte nicht weiter gelangen. Der Isaurer untersuchte dies genau und kam zuletzt doch zu der Überzeugung, daß, wenn man den Kanal erweitere, eine Abteilung Krieger durch die Leitung hinein in die Stadt gelangen könne. Aber da er ein geringer Mann war und nie mit dem Feldherrn gesprochen hatte, teilte er seine Entdeckung dem Isaurer Paukaris, einem hervorragender Krieger unter Belisars Scutariern, mit, und dieser meldete, was er gehört hatte, sogleich dem Oberfeldherrn.

Belisar atmete bei dieser Nachricht freudig auf. Durch Versprechen einer großen Geldsumme ermunterte er den Söldner, sogleich Hand ans Werk zu legen, hieß ihn einige Isaurer zu Hilfe nehmen und mit diesen den Durchgang durch den Felsen erweitern. Doch, riet er ihnen, sollten sie dabei vorsichtig zu Werke gehen, damit niemand von ihrem Vorhaben etwas merke. Paukaris wählte sich denn auch einige Isaurer aus, die ihm zu der Unternehmung geeignet erschienen, und schlich sich heimlich mit ihnen in die Wasserleitung. Bald kamen sie an die Stelle, wo der Kanal sich verengte. Hier machten sie sich sogleich ans Werk. Aber sie zerschlugen nicht mit Äxten und Beilen den Felsen, damit nicht ihr Vorhaben durch das Gehämmer dem Feinde kund werde, sondern sie feilten mit geschärftem Eisen so lange an dem Felsen, bis ein Mann im Harnisch mit dem Schilde in der Hand durch die Öffnung dringen konnte.

Nachdem alles aufs beste vorbereitet war, erwog Belisar bei sich, daß, falls sein Heer mit Gewalt in die Stadt eindringe, ein furchtbares Blutbad entstehen würde, und gedachte der Greuel, die in einer vom Feinde erstürmten Stadt zu geschehen pflegen . . .“

Er ließ deshalb Stephanus nochmals zu sich rufen, stellte ihm alles vor und forderte ihn wiederum auf, die Neapolitaner zu einem gütlichen Vergleiche zu bewegen.

„Mit Thränen in den Augen trat Stephanus vor das Volk von Neapel, und mit Wehklagen brachte er vor, was er von Belisar gehört hatte. Aber die Bewohner der Stadt ergriff keine Furcht. Sie verschmähten es, mit Belisar in Unterhandlung zu treten, denn Gott wollte nicht, daß sie ohne schwere Züchtigung des Kaisers Unterthanen würden.

Jetzt traf Belisar in folgender Weise seine Maßregeln zum Eindringen in die Stadt. Gegen Abend wählte er 400 Mann aus und gab ihnen zu Anführern Magnos, den Führer eines Reitergeschwaders, und Ennes, das Haupt der Isaurer. Er hieß sie den Panzer anlegen und, mit Schwert und Schild gerüstet, seine Befehle ruhig erwarten. Hierauf berief er Bessa zu sich und befahl ihm, in seiner Nähe zu bleiben: er wolle mit ihm über die Aufstellung der Truppen beraten. Als die Nacht vollständig hereingebrochen war, eröffnete er Magnos und Ennes, worum es sich handle, zeigte ihnen den Punkt, an welchem die Wasserleitung zerstört worden war, und erteilte ihnen den Auftrag, nach Anzündung von Laternen die 400 Krieger in die Stadt zu führen. Auch gab er ihnen zwei Trompeter mit, welche, sobald sie in der Stadt wären, durch den Klang ihrer Fanfaren die Feinde erschrecken und den Ihrigen von dem Gelingen ihres Unternehmens Nachricht geben sollten. Er selbst hielt eine große Menge von Leitern, die er vorher hatte anfertigen lassen, in Bereitschaft und blieb, während jene in der Leitung verschwanden und ihren Weg nach der Stadt antraten, an jenem Orte mit Photius*) und Bessa zurück, um alle sich notwendig machenden Anordnungen zu treffen. Dann sandte er Boten durch das Lager: alles sollte wach bleiben und die Waffen in der Hand behalten. Die wackersten Krieger nahm er zu seiner Begleitung.

Die Mehrzahl von denen, welche durch den Kanal der Wasserleitung der Stadt zuschritten, wurde von Furcht ergriffen und wandte sich zur Umkehr. Durch eindringliche Worte suchte Magnos sie zurückzuhalten. Es war vergebens. Er kam daher mit ihnen zum Oberfeldherrn zurück. Nachdem Belisar sie wegen ihrer Feigheit gescholten hatte, las er aus seiner Begleitung 200 andere Krieger aus und hieß sie mit Magnos gehen. Photius selbst wollte sich an die Spitze stellen und sprang in den Kanal hinab, aber Belisar zwang ihn zum Bleiben. Nun wagten die Söldner, welche der Oberfeldherr und Photius getadelt hatten, nochmals die Gefahr zu bestehen und schlossen sich den Zweihundert an.

Belisar mußte jetzt fürchten, daß die Schar Feinde, welche auf dem der Wasserleitung nächsten Turme die Wache hielt, die Überrumpelung bemerke. Daher begab er sich selbst dorthin und befahl dem Bessa**), auf gotisch mit jenen ein Gespräch zu beginnen, um ihre Aufmerksamkeit ab-

*) Stiefsohn Belisars.

**) Bessa war Gote.

zulenken. Mit lauter Stimme rief sie Bessa an, forderte sie auf, sich Belisar zu ergeben, und versprach ihnen große Belohnungen. Die Goten aber antworteten mit höhnenden Spottreden auf Belisar und den Kaiser. Solches wurde hier von Belisar und Bessa gethan.

Die Wasserleitung von Neapel lief in einem bedeckten Kanal nicht blos bis zu den Mauern, sondern noch ein großes Stück bis in die Stadt hinein. Hier war sie durch ein hohes Gewölbe von Ziegelsteinen überdeckt. Magnos und Ennes waren längst unter der Ringmauer hinweggekommen, begriffen daher nicht, wo in aller Welt sie wären, und konnten auch nicht herausgelangen, bis endlich die Vorderen eine Stelle erreichten, wo sie den Himmel über sich erblickten. Hier stand ein verfallenes Haus, das ganz allein ein armes Weib bewohnte. Ein Ölbaum breitete über die Leitung seine Äste. Sobald die Griechen den Himmel über sich gewahr wurden und sahen, daß sie mitten in der Stadt waren, faßten sie den Entschluß, hervorzubrechen. Aber sie vermochten, zumal da sie gepanzert waren, nicht aus dem Kanale herauszukommen, denn die Wände waren hoch und nicht leicht zu ersteigen. Während sich die Soldaten ratlos in dem engen Raume zusammendrängten — denn schon sammelten sich die nachfolgenden in großer Menge, — verfiel einer auf den Gedanken, hinaufzuklettern. Sogleich legte er seine Waffen ab, nahm Hände und Füße zu Hilfe und gelangte glücklich zu dem Hause der armen Frau. Als er sie erblickte, bedrohte er sie, wenn sie nicht schwiege, mit dem Tode. Jene verstummte vor Schrecken. Dann band der Soldat an den Stamm des Ölbaumes einen starken Riemen und warf das andere Ende in die Leitung hinab. Daran faßte ein jeder an und zog sich, wenn auch nicht ohne Mühe, empor.

Endlich waren alle herausgestiegen. Noch war ein Viertel der Nacht übrig. Sie rückten daher gegen die Stadtmauer vor und töteten hier die Wächter zweier Türme. Niemand war auf einen Überfall gefaßt gewesen. Dort aber hatten Belisar, Bessa und Photius Aufstellung genommen und erwarteten ungeduldig den Ausgang des Unternehmens. Die Soldaten gaben ihm durch die Trompete ein Zeichen, damit er sich der Mauer nähere. Sogleich ließ Belisar Leitern anlegen und seine Krieger hinaufsteigen. Allein man fand, daß die Leitern nicht bis zur Zinne reichten, denn da die Werkmeister im Geheimen ohne Maß die Leitern hatten anfertigen müssen, so hatten sie die rechte Länge nicht treffen können. Deshalb band man allemal zwei Leitern zusammen. Jetzt endlich gelang es den Soldaten, hinaufzusteigen und über die

Brustwehren hinüberzukommen. So ging es dort zu, wo Belisar befehligte.

An dem Teile der Mauer aber, der dem Meere zunächst lag und nicht von den Goten, sondern von den Juden bewacht gehalten wurde, konnten die Soldaten weder Leitern anwenden noch sonst hinaufgelangen, denn die Juden*) waren sich sehr wohl dessen bewußt, daß der Feind auf sie seinen Haß geworfen habe, da sie es verhindert hatten, daß die Stadt ohne Schwertstreich übergeben wurde. Deshalb kämpften sie, obwohl die Stadt schon in den Händen Belisars war, von der Verzweiflung getrieben, weiter und wiesen wider Erwarten die feindlichen Angriffe zurück. Erst als es Tag wurde und diejenigen, welche die Mauern erstiegen hatten, ihnen in den Rücken fielen, wandten sie sich zur Flucht. Und nun wurde Neapel mit Gewalt erobert.

Schon waren die Thore geöffnet und drang das ganze römische Heer in die Stadt ein, denn auch die Truppen, welche vor den östlichen Thoren gelegen hatten, verbrannten, da sie keine Leitern zur Hand hatten, die Thorflügel, ohne daß sie eine Wache daran gehindert hätte. Alles war hier geflohen. So war jener Teil der Mauer ohne alle Bedeckung. Ein furchtbares Blutbad begann in der Stadt, denn alle, zumal die Krieger, welche einen Bruder oder Verwandten bei der Belagerung verloren hatten, waren rasend vor Wut und erschlugen jeden, den sie trafen. Sie schonten kein Alter, kein Geschlecht, stürzten in die Häuser, schleppten Knaben und Frauen in die Knechtschaft und plünderten ihre Habe. Allen thaten es die Massageten zuvor, die nicht einmal die Kirchen achteten und viele, die dort eine Zuflucht gesucht hatten, töteten, bis Belisar, der von Ort zu Ort eilte, dem Morden Einhalt that . . .

Belisar gab den Neapolitanern ihre Frauen und Kinder und alle übrigen Gefangenen ungeschädigt zurück und söhnte seine Söldner mit ihnen aus. So geschah es denn, daß die Neapolitaner an jenem einen Tage ihre Freiheit verloren und zurück erhielten. Wer Gold und andere Kostbarkeiten besaß, hatte sie früher vergraben. Ohne daß es die Feinde wußten, erhielt er jetzt alles mit seinem Hause wieder zurück.

So endete die Belagerung, nachdem sie nahezu zwanzig Tage gedauert hatte**). Den in Gefangenschaft geratenen Goten, nicht weniger

*) Die Juden waren der toleranten Herrschaft der Goten geneigt; von den orthodoxen Byzantinern hatten sie Schlimmes zu erwarten.

**) Im November 536.

als 800 Mann an der Zahl, ließ Belisar kein Leid widerfahren, sondern behandelte sie mit derselben Achtung wie seine eigenen Soldaten."

8. Theodahads Ende und die Anfänge König Vitigis'.

Prokop*) erzählt weiter:

„Die Goten, welche bei Rom und in den umliegenden Orten sich befanden, hatten sich schon früher darüber gewundert, daß Theodahad so wenig Thatkraft zeige und daß er nicht einmal dem heranrückenden Feinde entgegentreten und eine Schlacht mit ihm wagen wolle. Jetzt aber regte sich in ihnen der Verdacht, daß der König darauf sinne, das Gotenreich schmählich an Kaiser Justinian zu verraten, und daß er keine andere Sorge habe, als in Muße und inmitten seiner reichen Schätze sein Leben zu genießen. Als nun auch noch die Nachricht ankam, daß Neapel genommen sei, da warfen sie ihm ganz öffentlich vor, daß er die Schuld des Unglücks habe, und traten alsdann an einem Orte, der 280 Stadien von Rom entfernt liegt und von den Römern Regeta genannt wird, zusammen. Besonders geeignet schien zu einer Versammlung jene Gegend, denn reich ist sie an Weiden für die Rosse und bewässert wird sie von einem Flusse**), den die Einwohner mit dem lateinischen Namen Decemnovius nennen, und zwar aus dem Grunde, weil er nach einem Laufe von 19 Meilen***), das sind 113 Stadien, unweit der Stadt Terracina, nahe dem circäischen Vorgebirge ins Meer fällt.

Hier in Regeta versammelten sich die Goten und hoben für sich und die Italiener Vitigis als ihren König auf den Schild, einen Mann, der zwar nicht aus einem glänzenden Hause stammte, sich aber bei den um Sirmium†) gelieferten Schlachten großen Ruhm erworben hatte, zur Zeit, da Theoderich den Krieg gegen die Gepiden führte††).

Sobald Theodahad dies vernahm, machte er sich auf die Flucht und schlug den Weg nach Ravenna ein. Doch Vitigis sandte ihm schnell den Optaris nach, einen gotischen Mann. Er hatte den Auftrag, lebend

*) A. a. O. I, 11.

**) Es war der rechts an der Via Appia hinführende Kanal Decemnovius, der zur Kaiserzeit von den Reisenden eine Strecke lang zur Fahrt benutzt wurde.

***) Römische Meilen sind gemeint, deren fünf auf eine deutsche gehen.

†) Mitrovitz.

††) Im Jahre 504.

oder tot Theodahad zurückzubringen. Optaris aber haßte durch Zufall den Theodahad aufs bitterste aus folgendem Grunde. Er hatte einst um eine Jungfrau geworben, die durch Reichtum und Schönheit vor allen sich auszeichnete, aber König Theodahad ließ sich durch Geld verleiten, das Mädchen diesem Freier zu entreißen und sie einem andern zu verloben. Daher war es nicht sowohl Vitigis' Befehl, sondern auch ingrimmiger Haß, der dem Goten zu rascher Verfolgung den Fuß beflügelte. Nicht am Tag, nicht bei Nacht rastete er. Noch auf dem Wege erreichte er den Gehaßten. Er warf ihn rücklings auf den Boden und schlachtete ihn ab wie ein Opfertier.

Also endeten Leben und Herrschaft Theodahads, nachdem er drei Jahre lang das Scepter geführt hatte*)."

In Regeta war der unfähige und verräterische Theodahad von der Volksversammlung aufgegeben worden. Das alte freie Wahlrecht des Volkes war in der Zeit der Not wieder aufgelebt. Denn wie sehr auch sonst der Germane bei der Königswahl auf die edle Abkunft Rücksicht zu nehmen pflegte: die Gefahren, denen das Reich Theoderichs entgegenging, erforderten einen wackeren Krieger, zu dem das Volk mit Vertrauen aufschauen konnte, und einen solchen gab es in dem Geschlecht des großen Gotenkönigs, das durch Unfähigkeit und Verrat Unheil und Schmach auf das Land gehäuft hatte, nicht mehr. Darum erhob man einen tapferen Gemeinfreien auf den Thron.

In scharfem Gegensatze zu der Weise, in der seine Vorgänger die Krone erwarben, verkündet auch der neue Herrscher in seinem Erlaß an alle Goten seine volkstümliche Erhebung. In den Varien, einer überaus wichtigen Sammlung von Briefen und Aktenstücken, die uns der Berater Theoderichs, der Römer Cassiodorius Senator, hinterlassen, lesen wir auch den Erlaß König Vitigis'. Zwischen den geschraubten Phrasen des gelehrten Ministers hindurch glaubt man das Waffengeklirr der gotischen Scharen zu hören. Was gotisch war, hatte nur schwer die römerfreundliche Herrschaft der Amaler ertragen. Jetzt brach die gotische Begeisterung laut und stürmisch hervor, und wie zur Zeit Alarichs die Westgoten, so erhoben jetzt die Ostgoten die Waffen zum Kampfe für ihre Freiheit und ihr Volkstum.

---

*) Im Dez. 536.

Der Erlaß lautet*):

„An alle Goten König Vitigis."

„Obgleich jede Erhöhung der Gnade Gottes zu danken ist und es kein Glück giebt, das nicht sichtlich in ihr seinen Grund hat, so muß doch vor allem die Übertragung der königlichen Würde dem Willen des Höchsten verdankt werden. Denn Gott setzt zu Königen diejenigen Männer ein, denen der Gehorsam ihrer Völker sich zuwendet.

Indem wir daher aus demütigem Herzen Christo, unserem Schöpfer, Dank abstatten, thuen wir hiermit allen kund, daß uns unsere Stammesgenossen, die Goten, zwischen den Schwertern des Heeres nach der Vorfahren Brauch auf den Schild gehoben und uns die Königswürde übertragen haben, so daß die Waffen dem die Ehre gaben, dessen Ruhm der Krieg begründete. Denn nicht in engen Gemächern, sondern in freiem Felde, nicht unter den Schmeichelreden der Höflinge, sondern beim Schall der Kriegsdrommeten bin ich gekürt worden, so daß das Volk der Goten, erweckt durch den kriegerischen Klang, in seinem Verlangen nach der angestammten Tapferkeit einen König der Schlachten sich erwählte.

Denn wie lange noch sollten tapfere Männer, die in tobenden Kämpfen erwachsen sind, einen Fürsten über sich ertragen, der so feig war, daß er ruhig den Lohn seiner Schmach dahinnahm? Was nützte es ihnen, wenn sie auch selbst noch auf ihre eigene Tapferkeit vertrauen konnten? Notwendig ist es, daß der König in nichts seinem Volke nachstehe, und daß das Volk den zum Könige habe, den es verdient.

Wie ihr alle gehört habt, war ich, durch die Gefahr meiner Volksgenossen aufgeschreckt, hierher geeilt, das gemeinsame Geschick mit allen zu teilen. Aber jene wollten nicht, daß ich nur ihr Feldhauptmann sei, da sie einen kriegsbewährten König suchten. So unterwerft euch zuerst dem Willen Gottes und stimmt dann dem Urteil der Goten zu: denn die ihr einmütig mir eure Stimme gebt, ihr alle macht mich zum Könige. Legt ab alle Furcht vor drohendem Unheil, werft hinweg jeden Gedanken an schwere Verluste, fürchtet euch nicht vor hartem Schicksal unter meiner Führung!

Wir wissen tapfere Männer zu schätzen, denn oft haben wir Kriege geführt. Und noch mehr: ich werde Zeuge sein der Thaten eines jeden von euch. Denn nicht werde ich mir von anderen über eure Tapferkeit

*) Var. X, 31. Cassiodorii Senatoris opera ed. Garetius. Venetiis 1729.

erzählen lassen, nein, alle Gefahren mit euch zu teilen bin ich gewillt.

Nicht durch allerhand Versprechungen brauche ich mir meiner Goten Herzen zu gewinnen. Nur dies Eine mag gesagt sein: was wir auch thun, immer wollen wir den Nutzen unseres Volkes vor Augen haben. Auf unseren Vorteil werden wir nie bedacht sein, und nur das zu vollführen verheißen wir, was des königlichen Namens würdig ist. Zuletzt versprechen wir in allen Dingen eine Herrschaft, wie sie nach dem ruhmvollen Theoderich den Goten geziemen sollte. Dieser aber war ein Mann, einzig für die Aufgaben der Herrschaft geschaffen, so daß ein jeder Fürst mit Recht in dem Grade gerühmt werden sollte, als er Theoderichs Herrscherart sichtlich folgt. Darum muß auch allein der Mann als sein Verwandter gelten, der seine glorreichen Thaten nachahmt.

Sorget also für das, was unserm Reiche Nutzen bringt, über die innere Umwandlung aber, die mit Gottes Hilfe stattfand, seid beruhigt."

Prokopius erzählt weiter*):

„Darauf rückte Vitigis mit den versammelten Goten in Rom ein. Als er hier die Kunde empfing, daß Theodahad getötet worden sei, freute er sich und setzte dessen Sohn Theodogiskl in Gewahrsam. Er sah aber, daß die Goten schlecht zum Kampfe gerüstet seien. Daher hielt er es für besser, vor allem nach Ravenna zu eilen, um dort alle Zurüstungen zu treffen und dann in den Krieg zu ziehen."

In einer Rede setzte er den Goten seinen Plan auseinander und wies besonders auch darauf hin, daß man noch vor dem Kriege mit Belisar daran denken müsse, ein Abkommen mit den Franken, den Bundesgenossen Ostroms, zu treffen.

„Die Goten riefen ihm Beifall zu und machten sich sogleich zum Abmarsch bereit. Sodann ermahnte Vitigis den Bischof der Stadt, Silverius, den Senat und das römische Volk, indem er ihnen die Herrschaft Theoderichs ins Gedächtnis zurückrief, dem gotischen Volke Wohlwollen zu beweisen, und sicherte sich ihre Treue durch einen furchtbaren Eid. Auch wählte er gegen 4000 Mann unter den Seinigen aus, die Rom für die Goten verteidigen sollten. Leuderis, ein Mann von vorgerücktem Alter, der wegen seiner Klugheit hohes Ansehen genoß, trat an ihre Spitze. Mit dem übrigen Heere zog der König nach Ravenna, mit sich führte er aber die Mehrzahl der Senatoren als Geiseln.

*) A. a. O. I. 11.

Als er in Ravenna angelangt war, vermählte er sich mit Mataswintha, Amalaswinthas Tochter, die damals zur Jungfrau erblüht war, doch wider den Willen der Amalertochter. Fester hoffte er den Thron zu gewinnen, wenn er mit dem Geschlechte Theoderichs sich verbände. Dann zog er von allen Seiten die Goten zusammen, teilte sie ein und ordnete ihre Scharen. Waffen und Rosse wies er ihnen an, wie er es für gut fand."

9. Die Einnahme Roms durch Belisar.

Wie sein Vorgänger Theodahad, so suchte auch Vitigis die Franken für die ostgotische Sache zu gewinnen, und sein offenes und entschiedenes Auftreten erweckte auch bei ihnen mehr Zutrauen als das zaghafte und hinterlistige Wesen Theodahads. Er schickte Gesandte an die Frankenkönige ab, welche die sofortige Abtretung der Provence und die Zahlung der Geldsumme, die ihnen schon Vitigis' Vorgänger verheißen, versprechen sollten, wenn sie gegen Belisar zu Hilfe kämen.

Die Frankenkönige nahmen das Anerbieten zwar an, versprachen auch Unterstützung, erklärten sich aber doch vorläufig durch das Bündnis mit Justinian gebunden und wollten deshalb nur insgeheim Hilfsvölker senden und zwar nicht von den Franken, sondern von den ihnen unterworfenen und den Goten benachbarten Alemannen.

Wollte auch eine solche Hilfe nicht viel besagen, so hatte Vitigis von dem Vertrage zunächst wenigstens den Gewinn, daß er von den Franken nunmehr nichts weiter zu fürchten hatte und die gotischen Truppen, die unter Marcia in der Provence standen, abberufen und gegen Belisar verwenden konnte.

Im Jahre 539 erschien König Theodebert selbst in Italien, verwüstete den Norden, zeigte aber für keine der kämpfenden Parteien entschiedene Teilnahme. Als Vitigis auf Ravenna beschränkt war, kam er nochmals herbei, um den Goten gegen Abtretung des halben Italiens 500,000 Mann Hilfstruppen zu versprechen, wurde aber abgewiesen. Es war offenbar, daß die fränkische Politik in Italien keinen mächtigen Nebenbuhler aufkommen lassen wollte und schon damals an die Eroberung der Halbinsel dachte.

Hören wir Prokopius*) weiter:

*) A. a. O. I. 14.

„Während Vitigis diese Anstalten traf, rüstete sich Belisar zum Marsche gegen Rom . . . Die Römer aber fürchteten das Schicksal, welches Neapel getroffen hatte, und entschieden sich daher, nachdem sie die Gefahr erwogen hatten, des Kaisers Truppen in ihre Stadt aufzunehmen. Vor allem trieb Silverius, der Bischof der Stadt, zu diesem Entschlusse. Man entsandte deshalb den Fidelius, einen Mann, welcher aus Mailand, das in Ligurien liegt, gebürtig war und früher das Amt eines Beisitzers, welches die Römer Quästur nennen, bei Athalarich bekleidet hatte, zu Belisar und forderte ihn auf, nach Rom zu kommen. Ohne Kampf, so versprachen sie, würde ihm die Stadt übergeben werden. Belisar führte darauf sein Heer auf der Via Latina*) gegen Rom . . .

Die Goten, welche als Besatzung zu Rom zurückgelassen worden waren, hörten, daß der Feind heranziehe, und gerieten, da sie die Gesinnung der Römer wohl kannten, in große Betrübnis, denn sie waren nicht imstande die Stadt zu behaupten und den Kampf gegen die heranrückenden Feinde aufzunehmen. Daher entschlossen sie sich zum Abmarsch und zogen, ohne daß die Römer ihnen ein Hindernis in den Weg gelegt hätten, alle nach Ravenna zurück. Nur Leuderis, ihr Führer, blieb, aus Scham über sein trauriges Schicksal, wie ich glaube, in der Stadt. Es traf sich aber, daß an demselben Tage, zur selben Stunde, da Belisar mit dem Heere des Kaisers durch die Porta Asinaria**) in die Stadt einrückte, die Goten durch die Porta Flaminia von dannen zogen.

So wurde Rom wieder eingenommen, sechzig Jahre nachdem es verloren worden war, im elften Jahre der Regierung Kaiser Justinians***).

Den Gotenführer Leuderis sendete Belisar zugleich mit den Schlüsseln der Thore an den Kaiser. Dann verwendete er alle Sorgfalt auf die Wiederherstellung der Mauern, welche teilweise zusammengestürzt waren, und ließ die Brustwehren in einem rechten Winkel anlegen. Dazu befahl er, diese an der linken Seite mit einem Anbau zu versehen, damit die Verteidiger, die hier standen, nicht den Geschossen der von links her Angreifenden bloßgestellt wären. Um die Mauer zog er einen sehr an-

---

*) Die Via Latina trennte sich vor dem Kapenischen Thor von der Via Appia, ging dann durch die Porta Latina bei Anagni, Ferentino, Frosinone vorüber nach Capua.

**) Die Überreste der Porta Asinaria befinden sich dicht neben dem Thor von S. Giovanni.

***) Am 9. Dez. 536.

sehnlichen, tiefen Graben. Diese Fürsorge des Feldherrn und die Geschicklichkeit, die er namentlich bei der Anlage der Brustwehren bewies, erhielt bei den Römern Beifall. Aber jene wunderten sich zugleich und gerieten in Angst über die Absicht Belisars, sich in Rom einzuschließen, wenn ihm eine Belagerung drohe. Die Stadt, meinten sie, sei unfähig, eine Belagerung auszuhalten, teils wegen der Schwierigkeit der Getreidezufuhr, der sie ausgesetzt war, weil sie vom Meere entfernt lag, teils wegen des ungeheuren Mauerumfangs und ihrer Lage inmitten einer weiten Ebene, die den Angriff von allen Seiten her erleichterte.

Obwohl Belisar alles dies zu Ohren kam, bereitete er nichtsdestoweniger alles zur Belagerung Notwendige vor und ließ das Getreide, welches er aus Sizilien mit sich herbeigeführt hatte, in einem öffentlichen Speicher niederlegen und verwahren. Auch zwang er alle Römer, die Getreidevorräte, die sie auf dem Lande hätten, in die Stadt zu bringen, so unwillig sie sich auch dabei zeigten."

10. Vitigis' Ankunft vor Rom.

Sobald Vitigis die Nachricht von der Besetzung und Befestigung Roms erhalten hatte, duldete es ihn in Ravenna nicht länger. Er beeilte sich, mit dem ganzen Heere gegen Belisar vorzurücken. An Reiterei und Fußvolk führte er nicht weniger als 150,000 Mann mit sich, von denen die meisten samt ihren Pferden geharnischt waren. Kein Versuch wurde gemacht, die nördlich von Rom gelegenen festen Städte, welche in die Hände der Griechen gefallen waren, einzunehmen, denn nur das eine fürchtete der Gotenkönig, Belisar könne ihm entgehen. So drang er von Norden her gegen die ewige Stadt vor.

Prokopius*) erzählt weiter:

„Als sich Vitigis der Stadt näherte und nur noch 14 Stadien von ihr entfernt war, traf er auf die Tiberbrücke**), welche kurz vorher von Belisar durch einen Turm befestigt worden war. In diesen Turm, durch welchen ein Thorweg hindurchführte, hatte Belisar eine Besatzung gelegt, nicht als ob er gemeint hätte, daß nur dort der Feind den Fluß überschreiten könne, denn allenthalben giebt es auf dem Tiber Schiffe und Brücken über

*) Procop. de bello Gothico I. 17. 18. Der nächstfolgende Abschnitt a. a. O. I. 19—23.

**) Hier liegt eine Verwechselung des Tibers mit dem Anio vor. Gemeint ist die salarische Brücke über den Anio.

den Fluß, sondern weil er vom Kaiser eine Sendung von Truppen erwartete und deshalb beschlossen hatte, die Goten längere Zeit aufzuhalten. Auch das hatte er dabei noch in Absicht, daß die Römer größere Vorräte an Lebensmitteln unterdessen in die Stadt führen könnten; denn selbst wenn die Barbaren, von dort zurückgeworfen, auf einer anderen Brücke überzugehen versuchten, so mußten ihnen nach seiner Meinung wenigstens zwanzig Tage verloren gehen. Noch mehr Zeit war ihnen aber nötig, wollten sie die zum Übergange erforderlichen Schiffe in den Tiber bringen. In dieser Absicht also hatte Belisar in den Turm der Brücke eine Besatzung gelegt.

Die Goten kamen an dieser Stelle an und nahmen an diesem Tage vor dem Turme ihr Nachtlager. Noch schwankten sie, ob sie anderen Tags zur Belagerung schreiten sollten. Es gingen aber 22 Barbaren, römische Soldaten aus der Reiterschwadron, welche Innocentius führte, zu ihnen über.

Gerade damals faßte Belisar den Entschluß, ein Lager am Tiber aufzuschlagen, um besser den Feind vom Übergange abhalten zu können und zugleich ihm seine Entschlossenheit zu beweisen. Doch die Soldaten, denen die Bewachung der Brücke anvertraut war, wurden durch die ungeheure Zahl der Goten in Furcht gesetzt. Sie erschraken vor der Größe der Gefahr, verließen den Turm, den sie besetzt gehalten hatten, bei Nacht und flohen. Da sie es aber nicht für rätlich hielten, nach Rom zu gehen, sei es aus Furcht vor der Strafe des Feldherrn, sei es aus Scham vor ihren Waffengefährten, so entwichen sie nach Kampanien.

Am folgenden Tage zertrümmerten die Goten ohne Mühe die Thore des Turmes und überschritten, ohne daß sie jemand gehindert hätte, den Fluß.

Belisar hatte noch nichts von der Flucht der Besatzung erfahren. Begleitet von 1000 Reitern, eilte er nach der Brücke, um einen Punkt auszuwählen, der für ein Lager geeignet erschiene, traf, als er sich der Brücke näherte, auf den Feind, der schon übergegangen war, und geriet gegen seinen Willen mit einem Teile des gotischen Heeres in ein Gefecht. Auf beiden Seiten stritt man zu Roß. In diesem Augenblick dachte Belisar, der sich doch sonst vorsichtig zurückhielt, nicht an sein Amt als Oberfeldherr, sondern er kämpfte wie ein gemeiner Reiter unter den Vordersten. Die ganze Macht Ostroms kam hierdurch in große Gefahr: lag doch die Leitung des Krieges allein in seiner Hand. Er ritt an diesem Tage ein schlachtgewöhntes Roß, das seinen Reiter durch Schnellig-

keit aus jeder Gefahr zu retten vermochte. Hellfarbig war es am ganzen Körper, die Stirn aber bis zu den Nüstern war glänzend weiß. Phalion nennen die Griechen ein solches Roß, die Barbaren aber Balan*).

Fast alle Goten warfen plötzlich ihre Wurfspeere und andere Geschosse auf jenes Roß und Belisar. Das hatte folgende Ursache. Die Überläufer, welche Tags zuvor zu ihnen gekommen waren, hatten Belisar erkannt, als er in der vordersten Reihe seiner Reiter am Kampfe teilnahm. Da sie nun wohl wußten, daß Ostroms Macht dahin sei, wenn jener falle, so erhoben sie ihre Stimme und riefen allen zu, man solle nach dem Balan werfen. Rasch verbreitete sich der Ruf durch das ganze Gotenheer. Man unterließ, wie es bei einem solchen wilden Getümmel zu geschehen pflegt, sich nach dem Grunde zu erkundigen. Auch kannte man Belisar nicht vom Aussehen. Aber die meisten schlossen aus dem Zuruf, daß es einem besonderen Zwecke gelten müsse, ließen von allen anderen ab und schleuderten ihre Geschosse gegen Belisar. Schon sprengten die Edelsten unter den Goten, von Ehrgeiz gestachelt, den Feldherrn lebendig zu fangen, gegen ihn heran und suchten, hingerissen von Kampfeswut, ihn mit Lanze und Schwert zu erreichen, aber Belisar tötete ohne Unterlaß die Angreifer, bald hierher, bald dorthin sein Roß wendend. In dieser Gefahr zeigte sich vor allem die Liebe, die er bei den Seinen genoß. In dichten Scharen drängten sie sich um ihn und bewiesen eine Tapferkeit, wie sie nach meiner Meinung bisher von keinem bewiesen wurde, denn sie hielten ihre Schilde vor den Oberfeldherrn und sein Roß, fingen alle Geschosse auf und schlugen alle Angreifer zurück. So raste die ganze Kampfeswut allein um den Körper eines Einzigen.

In diesem Handgemenge fielen von den Goten nicht weniger als tausend Mann, und dies zum größten Teil ausgezeichnete Männer, welche in der vordersten Reihe kämpften. Aber auch von Belisars Umgebung bedeckten viele wackere Männer das Schlachtfeld. Unter ihnen war der Waffenträger Maxentius, der die herrlichsten Thaten gegen den Feind vollführt hatte.

Belisar aber war an jenem Tage vom Glück begünstigt, denn obgleich auf ihn allein der Angriff sich richtete, hatte er keine Wunde empfangen, hatte kein Geschoß ihn nur berührt.

Zuletzt trieben die Griechen doch durch ihre Tapferkeit die Feinde zurück, und nicht eher stand die ungeheure Menge der Barbaren von der

*) Vielleicht eine Falbe.

Flucht ab, als bis das Lager erreicht war. Hier aber nahm das gotische Fußvolk, das noch frisch und unermüdet war, den Angriff der Feinde auf und trieb sie leicht zurück. Da zugleich andere gotische Reiterschwadronen den Ihrigen zu Hilfe kamen, zogen sich die Römer auf einen nahen Hügel zurück, auf welchem sie Halt machten. Doch die Reiterei der Barbaren drang ihnen nach, und so begann das Reitergefecht von neuem. Hier hauchte Valentinus, der Stallmeister des Photius*), des Sohnes der Antonina, seine tapfre Seele aus. Allein hatte er sich mitten in die Schar der Feinde gestürzt, den Angriff der Goten abgewiesen und dadurch seinen Gefährten das Leben gerettet, denn jene konnten unterdessen flüchten und die Mauern Roms erreichen.

Hierher setzten ihnen die nachdrängenden Barbaren nach. So gelangten die Verfolgten an das Thor, welches jetzt das Belisarische genannt wird**). Die Römer fürchteten, daß der Feind zugleich mit den Fliehenden in die Stadt eindringen könne, und wollten daher das Thor nicht öffnen, obgleich Belisar dazu drängte und drohend ihnen den Befehl zurief. Es vermochten aber die Soldaten, welche vom Turme herabschauten, den Helden nicht zu erkennen, weil sein Antlitz wie sein ganzes Haupt mit Schweiß und Staub bedeckt waren. Zudem ging die Sonne unter, und wurde alles von der anbrechenden Dunkelheit eingehüllt. Auch hatte sich das Gerücht verbreitet, der Oberfeldherr sei gefallen. Einige Reiter, welche gleich beim Beginn des Gefechtes geflohen und glücklich in die Stadt gelangt waren, hatten nämlich berichtet, Belisar sei gleich unter den ersten nach tapferem Kampfe unterlegen.

In großer Menge stürmen jetzt die Barbaren heran, in grimmer Kampfbegierde haben sie nur im Sinn, über den Graben zu setzen, um die Griechen, die sich hinter jenen in den Schutz der Stadtmauern zurückgezogen hatten, anzugreifen. Auf der anderen Seite des Grabens standen die Oströmer, dicht an die Mauern gedrängt und eng geschlossen. Die Truppen in der Stadt waren ohne Führer und gänzlich unvorbereitet. Sie fürchteten für sich und vermochten nicht den Ihrigen Hilfe zu bringen, wie groß auch die Gefahr war, in der jene schwebten.

Da faßte Belisar einen mutigen Entschluß, der wider Erwarten die Römer errettete. Er ermahnte seine Krieger zur Tapferkeit und warf sich dann in plötzlichem Ansturm auf die Feinde. Bei jenen hatte schon

*) Photius war der Stiefsohn Belisars, der Sohn seiner lasterhaften Gattin Antonina aus erster Ehe.

**) Vermutlich das pincianische Thor.

vorher die Dunkelheit und das rasche Vorrücken die Ordnung gelöst. Als sie nun plötzlich unverhofft den Gegner, den sie schon geschlagen glaubten, wieder zum Angriff übergehen sahen, kamen sie auf die Vermutung, daß Unterstützung aus der Stadt gekommen sei. Schrecken erhob sich unter ihnen und die Flucht wurde allgemein. Doch ließ sich Belisar nicht zur Verfolgung hinreißen, sondern kehrte sogleich zur Mauer zurück. Diese That gab den Römern wieder Mut, und sie ließen nun Belisar mit den Seinen in die Stadt ein.

In solch' große Gefahr war Belisar und mit ihm die Macht des Kaisers gekommen. Den Kampf, welcher am Morgen begonnen hatte, endete erst die Nacht.

Unter allen Römern hatte Belisar sich als der tapferste Held bewiesen, unter den Goten aber der Bannerträger Wisand, welcher, da der Kampf um Belisar entbrannt war, in der vordersten Reihe kämpfte und nicht eher abließ, als bis er aus dreizehn Wunden blutend zusammensank. Das Leben schien ihm sogleich entflohen zu sein, und für tot ließen ihn die Gefährten, obgleich sie gesiegt hatten, unter den Erschlagenen liegen. Drei Tage darauf beauftragten die Barbaren, welche in der Nähe Roms ein Lager aufgeschlagen hatten, einige ihrer Volksgenossen, die Gefallenen zu begraben und bei ihrer Bestattung die gebräuchlichen Pflichten zu erfüllen. Diese fanden, während sie umhersuchten und die Leichen besichtigten, den Bannerträger Wisand noch atmend. Ein Gote versuchte durch Bitten ihm einen Laut zu entlocken, denn er schwieg, da infolge des Wundfiebers, das durch Hunger und andere Schmerzen gesteigert worden war, ihm alle Kräfte entschwunden waren. Endlich bat er, daß man ihm Wasser einflöße, trank ein wenig und gewann sein Bewußtsein wieder. Dann hob man ihn auf und trug ihn ins Lager. Wegen dieses Schicksals erhielt der Bannerträger Wisand unter den Goten einen großen Namen. In ruhmvollem Ansehen lebte er noch viele Jahre."

11. Die Belagerung Roms.

„Am folgenden Tage trafen die Goten, welche hofften, die Stadt wegen ihrer großen Ausdehnung leicht einnehmen zu können, und die Römer, welche für ihr Leben kämpften, folgende Vorbereitungen für den Kampf.

Die Mauern der Stadt haben vierzehn größere und einige kleinere

Thore. Die Goten beschlossen, ihren Sturm auf den Teil zu richten, der zwischen dem flaminischen und pränestinischen Thore liegt und fünf*) Thore enthält, und da sie die Stadtmauern in ihrem ganzen Umfange mit einer Verschanzung nicht zu umgeben vermochten, so errichteten sie hier sechs feste Lager. Alle diese Lager befanden sich auf dem linken Tiberufer. Es fürchteten aber die Barbaren, daß der Feind die milvische Brücke**) abbrechen und ihnen damit den Zugang zu dem ganzen Landstriche abschneiden könne, welcher jenseits des Flusses liegt und bis zum Meere sich erstreckt. Da in diesem Falle die Römer keinen Nachteil von der Einschließung erlitten hätten, befestigten die Goten jenseits des Tibers auf dem neronischen Felde***) noch ein siebentes Lager, so daß die Brücke zwischen ihre Lager zu liegen kam. Dadurch bedrohten sie noch zwei andere Thore, das aurelische†), das jetzt nach dem Namen Petri, der das Oberhaupt der Apostel war und in der Nähe jenes Thores seine Ruhestätte gefunden hat, benannt ist, und das transtiberinische††). So hielten die Goten etwa die Hälfte des Mauerumfanges durch ihre Verschanzungen umschlossen und konnten, da sie der Fluß nirgends hinderte, die Mauern, auf welchem Punkte sie wollten, angreifen.

Noch muß ich erwähnen, in welcher Weise die Römer den Fluß auf beiden Seiten mit Mauern eingeschlossen hatten.

Auf eine lange Strecke hin strömt der wasserreiche Tiberfluß an der Ringmauer der Stadt vorüber. Die Stelle aber, wo die Mauer dem Flusse sich nähert, ist flach und leicht zugänglich. Dieser Gegend gegenüber erhebt sich am rechten Ufer ein großer Hügel†††), auf welchem schon seit langer Zeit alle Mühlen der Stadt standen. Eine große Menge Wasser ist nämlich durch eine Leitung auf den Gipfel jenes Hügels geführt worden und fließt von da aus eilenden Laufes zur Tiefe. Daher beschlossen denn die alten Römer, diesen Hügel und das daranstoßende Flußufer mit einer Mauer zu umgeben. So konnten die Feinde weder die Mühlen

*) Wir finden auf dieser Strecke die Porte Flaminia (j. Porta del popolo), Pinciana, Salaria, Nomentana, Tibertina (j. San Lorenzo), Clausa und Pränestina. Die Clausa und Pinciana scheinen nicht mit gerechnet zu sein.

**) Jetzt Ponte molle.

***) Die Ebene, die sich vom vatikanischen Hügel bis gegen die milvische Brücke hinzieht.

†) Das aurelische Thor lag diesseits des Tibers vor der Hadriansbrücke.

††) Das ist das janiculensische Thor, jetzt Porta S. Pancrazio.

†††) Im Trastevere der Mons Janiculus gegenüber der Brücke, die heute Ponte Sisto heißt. Die Wasserleitung, die hier erwähnt wird, ist die trajanische.

zerstören noch den Fluß überschreiten und einen Handstreich gegen die Mauern der Stadt unternehmen. Endlich brachte man die Brücke, welche dort von Ufer zu Ufer führte, mit der Stadtmauer in Verbindung. Als nun jenseits des Flusses viele Häuser entstanden, hatte sich das Bild der Stadt wesentlich geändert, denn anstatt bei der Stadt vorüberzufließen, strömte der Tiber jetzt durch die Stadt.

Die Goten führten um alle ihre Lager tiefe Gräben und häuften das gewonnene Erdreich auf der inneren Seite zu bedeutender Höhe auf. Dann schlugen sie eine große Menge spitzer Pfähle ein und befestigten so ein jedes Lager wie ein Festungsbollwerk. Und zwar befehligte das Lager, welches im neronischen Felde lag, Marcia, der schon aus Gallien mit den Seinen zurückgekehrt war und hier eine Verschanzung errichtet hatte. Den Oberbefehl über die übrigen Lager führte Vitigis, der zugleich im besonderen einem der sechs Lager vorstand. Denn jedes Lager hatte einen Befehlshaber.

In dieser Stellung zerstörten die Goten alle Wasserleitungen, so daß durch sie die Stadt kein Wasser mehr erhielt. Vierzehn Wasserleitungen gab es damals in Rom. Vor Zeiten sind sie aus Ziegelsteinen gebaut worden, und so breit und so hoch, daß ein Reiter zu Pferde hindurch reiten kann.

Auf der anderen Seite sorgte Belisar für die Sicherheit der Stadt in folgender Weise.

Er selbst übernahm den Befehl über das pincianische und das rechts davon liegende salarische Thor. Denn die Stadtmauer ist gerade hier leicht zu erstürmen, dann aber war auch hier der beste Ort, um Ausfälle gegen den Feind zu machen. Das pränestinische Thor übergab er dem Bessa, das flaminische, welches zur linken des pincianischen Thores liegt, dem Konstantin, doch hatte er vorher die Thorflügel verschließen und die Gänge durch große Quadersteine fest vermauern lassen, damit hier niemand einzudringen vermöchte, denn da gerade hier eines der befestigten Lager sehr nahe stand, so war zu fürchten, daß an dieser Stelle von dem Feinde gegen die Stadt ein Überfall versucht werden könnte. Die Bewachung der übrigen Thore übertrug Belisar den Führern des Fußvolkes. Die Wasserleitungen wurden durch eine dicke Mauer aufs festeste verschlossen, um jedem Handstreich zuvorzukommen.

Da nach der Zerstörung der Wasserleitungen die Mühlen still standen und man sie auch nicht mit Hilfe des Zugviehes in Bewegung setzen konnte, weil, wie das gewöhnlich bei Belagerungen zu geschehen pflegt,

den Römern das Viehfutter ausging, so daß sie nicht wußten, wie sie selbst die ihnen unentbehrlichen Pferde ernähren könnten, ersann Belisar folgende Maßregel. Unmittelbar hinter der Brücke, welche, wie wir sagten, mit der Ringmauer in Verbindung steht, ließ er Seile befestigen, die von beiden Ufern her straff angespannt wurden. An dieses Seil wurden je zwei Kähne angehangen, derart, daß zwischen ihnen stets ein Raum von zwei Fuß blieb und die Kähne gerade hinter den Brückenbogen, durch welche das Wasser eingeengt mit verstärkter Schnelligkeit herausschoß, zu stehen kamen. Dann wurden auf jeden Kahn zwei Mühlen gebracht und in die Zwischenräume zwischen den Kähnen die Räder eingehangen, welche die Mühlen in Bewegung setzen. Eine zweite Reihe von Kähnen wurde ganz in derselben Ordnung mit der ersten verknüpft und die Räder in gleicher Weise befestigt. Die Schaufelräder drehten nun, durch die Kraft des durch die Brückenbogen strömenden Wassers in Bewegung gesetzt, in einer langen Reihe die damit verbundenen Mühlwerke und mahlten den ganzen Getreidevorrat, den man in der Stadt brauchte.

Die Feinde erfuhren jedoch durch Überläufer von dieser Anlage und zerstörten sie auf folgende Art.

Sie brachten gewaltige Baumstämme und die Körper der jüngst erschlagenen Römer an den Fluß und warfen sie ins Wasser. Die Mehrzahl davon wurde durch die Strömung mitten in die Kähne geführt und zertrümmerte das Räderwerk. Dagegen suchte sich Belisar wieder durch eine neue Maßregel zu schützen. Quer über den ganzen Tiber zog er unmittelbar vor der ganzen Brücke lange eiserne Ketten. Alles, was der Fluß mit sich führte, lief nun gegen dieses Hindernis an, wurde aufgehalten und am Weiterschwimmen gehindert. Leute waren damit beauftragt, was der Fluß herantrug, herauszuziehen und ans Land zu bringen. Nicht sowohl wegen den Mühlen hatte Belisar dieses Mittel ersonnen, als weil er in Besorgnis war, daß die Feinde in Booten heranfahren, unvermerkt durch die Brückenbogen hindurchfahren und so in die Stadt eindringen könnten. Die Feinde ließen indessen von allen weiteren Versuchen, die Mühlen zu zerstören, ab, da sie auf diese Weise keinen Schaden angerichtet hatten, und so konnten sich die Römer dieser Art Mühlen weiterhin ungestört bedienen.

An Bädern hatte man in der Stadt, weil das Wasser fehlte, Mangel, doch besaß man dagegen Trinkwasser in genügender Menge, denn in den Häusern, welche weit vom Flusse entfernt waren, benutzte man die Brunnen.

Wegen der Kloaken endlich, welche die Unreinlichkeiten aus der Stadt hinwegführen, meinte Belisar keine besonderen Vorsichtsmaßregeln anwenden zu müssen. Sie alle haben ihren Ausfluß in den Tiber. Von hier aus vermochte der Feind aber keinen Handstreich auszuführen.

12. Vitigis' erster Angriff auf Rom.

Die Römer waren an Entbehrungen nicht gewöhnt und begannen unzufrieden zu werden. Ueberdies fürchteten sie den Fall der Stadt. Diese Stimmung benutzte Vitigis, sandte eine Botschaft in die Stadt und bot Belisar und seinen Leuten freien Abzug mit aller Habe an, aber der Feldherr wies standhaft das Anerbieten zurück. Er schloß seine Antwort mit den stolzen Worten: Niemand solle sich Hoffnung machen, ohne Kampf in Rom einzudringen, denn unmöglich sei es, daß Belisar, so lange er lebe, einen so großen Besitz fahren lasse.

Als Vitiges durch seine Gesandten diese Nachricht erhielt, entschloß er sich zum Angriff auf die Ringmauer.

Prokop*) erzählt:

„Der Gotenkönig ließ hölzerne Türme erbauen, welche die gleiche Höhe mit den feindlichen Mauern hatten. Richtig hatte er deren Höhe nach der Zahl der übereinanderliegenden Ziegelsteinschichten berechnet. Am Fuße dieser Türme und zwar an den vier Ecken waren Räder angebracht, durch welche diese leicht dorthin geführt werden konnten, wo die Belagerer sie verwenden wollten. Ochsen wurden vor die Türme gespannt, um sie fortzuziehen.

Dann ließ Vitigis eine große Anzahl Leitern anfertigen, welche bis zu den Zinnen reichten, und vier Belagerungsmaschinen bauen, die man Sturmböcke nennt. Eine solche Maschine sieht folgendermaßen aus. Vier gerade Holzsäulen werden in gleichen Abständen von einander rechtwinkelig gestellt und durch acht Querbalken verbunden, und zwar vier oben und vier unten. So erhält man ein Gerüst, daß einem viereckigen Häuschen gleicht. Anstatt der Wände und Mauern umkleidet man das Gerüst allenthalben mit Häuten, damit das Werk leichter beweglich ist und doch die darin Befindlichen vor den Geschossen der Feinde Schutz haben. Innerhalb des Gerüstes, etwa in der Mitte, hängt von oben an einer Kette freischwebend ein Balken herab, dessen Ende in eine

*) A. a. O. I. 21.

Spitze ausläuft, welche wie die Spitze eines Geschosses mit starkem Eisen beschlagen ist. Doch macht man das Eisen auch viereckig, ähnlich der Form des Amboses. Dieses Gerüst wird von vier Rädern, welche unter den Säulen befestigt sind, getragen, aber fünfzig Männer gehören im Innern dazu, um es in Bewegung zu setzen. Ist es bis nahe an die Mauern herangerückt, so zieht man den Balken, dessen ich eben Erwähnung that, mit einer künstlichen Vorrichtung zurück und läßt ihn dann mit großer Schwungkraft gegen die Mauern anprallen. Wird der Stoß öfter wiederholt, so hat er den Erfolg, daß er leicht die Stelle, die er trifft, erschüttert und zerschmettert. Dem Umstande verdankt denn auch diese Vorrichtung ihren Namen, daß die hervorstehende Spitze des Balkens da, wo sie hintrifft, dieselbe Wirkung durch den Stoß hervorbringt, wie der Stoß des Widders. Dies ist die Gestalt der Sturmböcke, deren man sich bei dem Sturm auf Mauern zu bedienen pflegt.

Außerdem hatten die Goten eine unzählige Menge von Holz- und Rohrbündeln vorbereitet, um sie in den Graben zu werfen und diesen auf solche Weise bis zum Rande zu füllen, damit die Belagerungsmaschinen nicht am Übergange gehindert würden.

Nachdem diese Vorbereitungen vollendet waren, brannten die Goten von Begier, den Sturm auf die Mauern zu wagen.

Belisar stellte dagegen auf den Türmen Maschinen auf, welche man Ballisten nennt. Diese haben die Gestalt eines Bogens. Am unteren Ende ragt ein hohler Schaft hervor, der an einer losen eisernen Kette befestigt ist und auf einer geraden eisernen Stange aufliegt. Wer hiermit den Feind beschießen will, der zieht die beiden hölzernen Bogenhälften durch Anspannung der mäßig langen Sehne zusammen und legt den Bolzen, der um die Hälfte kürzer, aber um das Vierfache dicker ist als die gewöhnlichen mit dem Bogen geschossenen Pfeile und an Stelle des üblichen Gefieders dünn geschnittene Holzspäne zeigt, welche ihm das Aussehen eines Pfeiles geben, in den hohlen Schaft. Dieser Bolzen ist mit einer starken Spitze, welche seiner Stärke entspricht, versehen. Viele Leute, welche zu beiden Seiten stehen, ziehen durch eine künstliche Vorrichtung den Bogen an. Sobald der hohle Schaft vorgedrückt abschnellt, schnellt auch der Bolzen mit solcher Kraft vorwärts, daß er mindestens zwei Bogenschuß weit fliegt und mit Leichtigkeit den Balken oder Stein, den er trifft, zerschmettert. Dieser Art also ist die Maschine. Ihren Namen führt sie davon, daß sie ihre Geschosse mit großer Gewalt schleudert.

Auf den Brustwehren der Stadtmauer wurden noch andere Maschinen zum Werfen von Steinen aufgestellt, welche Ähnlichkeit mit den Schleudern haben und ‚Waldesel‘ genannt werden.

Die Thore schützten die Römer mit sogenannten Wölfen, die sie in folgender Weise bauen. Sie errichten je zwei gerade Balken, welche von der Erde bis zu den Zinnen reichen. Dann befestigen sie eine Menge von Holzleisten, welche von Balken zu Balken reichen, in bestimmten geringen Abständen darüber. Über jene laufen wieder andere Leisten, welche die vorher gelegten in einem rechten Winkel schneiden. Jene Leisten sind so befestigt, daß zwischen den Verbindungspunkten in der Mitte Löcher sichtbar sind. Aus jedem Verbindungspunkte ragt eine Spitze hervor, die einem starken Stachel ähnlich ist. Zuletzt werden die beiden starken Balken mit einem anderen Balken so verbunden, daß sie von oben herab bis zur Hälfte der Mauer herabhängen. Es liegt also die Schutzvorrichtung über dem Thore. Sobald nun der Feind näher heranrückt, ergreifen die auf der Mauer stehenden Verteidiger die Balken am oberen Ende und geben ihnen einen Stoß. Sogleich fällt die Vorrichtung herunter und tötet jeden, den sie mit den hervortretenden Stacheln erreicht.

Dieser Art waren die Vorkehrungen, welche von Belisar getroffen wurden.

Etwa achtzehn Tage mochte die Belagerung gedauert haben, als die Goten um Sonnenaufgang herum unter Vitigis' Leitung gegen die Stadtmauer heranrückten. Die Römer erfaßte wohl beim ungewohnten Anblicke der heranziehenden Türme und Sturmböcke Schrecken, aber Belisar lachte, da er das feindliche Heer mit seinen Belagerungsmaschinen zum Angriffe übergehen sah, und gab den Soldaten den Befehl, sich so lange ruhig zu verhalten und nicht eher den Kampf zu beginnen, als bis er selbst das Zeichen geben würde.

Den Grund seines Lachens verriet er damals nicht. Erst später wurde derselbe offenbar. Die Römer meinten daher, er wolle sie verhöhnen, schalten ihn und nannten ihn einen Unverschämten, ja sie waren unwillig, daß er nicht den Versuch mache, die heranrückenden Gegner zurückzuwerfen. Als aber die Goten dem Graben nahe waren, da spannte zuerst der Oberfeldherr seinen Bogen und schoß einen Goten, der den ersten Heereszug befehligte, trotz des Panzers, der ihn schützte, durch den Hals, so daß der Krieger tödlich verwundet rücklings zu Boden stürzte. Sogleich erhob das ganze Volk der Römer ein jauchzendes Freuden-

geschrei. Als ein günstiges Vorzeichen wurde der Schuß von ihm begrüßt. Ein zweiter Pfeil wurde von Belisar abgeschossen. Er hatte denselben Erfolg. Lauter noch ertönte von der Mauer der Jubel, denn schon meinten die Römer, der Feind sei besiegt.

Jetzt gab Belisar allen Kriegern durch ein Signal den Befehl, zum Bogen zu greifen, und prägte namentlich den Seinen ein, nur auf die Ochsen zu zielen. In kurzer Zeit fielen diese bis auf den letzten, so daß die Türme nicht weiter vorwärts geführt werden konnten. Ratlos stand Vitigis und wußte nicht das rettende Mittel zu finden, um sein Werk zu vollenden. Jetzt war es klar, wie weise Belisar gehandelt hatte, als er keinen Versuch machte, den Feind, da er noch fern war, zurückzuweisen, und warum er über die Einfalt der Barbaren gelacht hatte, die ohne alle Überlegung sich der Hoffnung hingeben konnten, daß die Ochsen die Türme bis zur feindlichen Mauer hinziehen würden.

Dies geschah bei dem belisarischen Thore. Abgewiesen, ließ Vitigis hier eine starke Abteilung Goten zurück, die er in tiefe Schlachtordnung aufstellte, trug aber den Befehlshabern auf, sich jedes Sturmes auf die Mauern zu enthalten und in wohlbewahrter Ordnung möglichst viele Pfeile nach den Zinnen zu entsenden. So gedachte er dem Belisar die Möglichkeit zu nehmen, in den Kampf an einer anderen Stelle der Mauer, wo er selbst mit einer starken Heeresabteilung den Sturm unternehmen wollte, einzugreifen. Darauf eilte er mit einer großen Zahl seiner Krieger zu dem Teile der Mauer, welcher dem pränestinischen Thore nahe liegt und von den Römern Vivarium*) genannt wird. Dort konnte die Mauer leicht erobert werden und wurden deßhalb auch unter anderen Belagerungsmaschinen Türme, Sturmböcke und eine Menge Leitern schon in Bereitschaft gehalten.

Zur selben Zeit machten die Goten noch einen anderen Angriff auf das aurelische Thor. Außerhalb des aurelischen Thores, ungefähr einen Steinwurf von der Mauer entfernt, liegt das Grabdenkmal Hadrians**), ein prächtiger, sehenswerter Bau, denn er besteht aus parischem Marmor. Genau schließen die Quadern an einander, obgleich sie ohne Bindemittel zusammengefügt sind. Von gleicher Länge sind die vier Seiten, jede etwa einen Steinwurf lang. An Höhe überragt der Bau die Mauern der Stadt. Auf der Spitze des Gebäudes stehen bewundernswürdige

*) Das Vivarium lag vermutlich neben dem Thore von San Lorenzo, welches damals das pränestinische gewesen sein muß.

**) Moles Hadriani, jetzt Fort S. Angelo.

Standbilder von Menschen und Pferden, aus demselben Marmor, aus dem das Grabdenkmal gebaut ist, gemeißelt.

Da das Denkmal wie ein gegen die Stadt hin errichtetes Bollwerk erschien, hatten es die Alten durch zwei Schenkelmauern, welche von der Stadtmauer zu ihm hinführten, mit der Stadtbefestigung verbunden. So gleicht es einem gewaltigen Turme und dient dem nahen Thore zur Deckung.

Da dieses Bollwerk von großer Wichtigkeit war, so hatte es Belisar dem Konstantin anvertraut. Auch hatte er demselben den Befehl gegeben, für die benachbarte Stadtmauer, welche nur durch eine kleine, höchst unbedeutende Schar bewacht wurde, Sorge zu tragen. Denn weil der hier vorüberfließende Strom der Belagerung ein Hindernis in den Weg legt, so glaubte er, an diesem Punkte keinen Sturm befürchten zu müssen, und hatte deßhalb hierhin nur eine geringe Schar gelegt, die übrigen Soldaten aber an den am meisten gefährdeten Stellen verteilt. Überhaupt besaß er nur sehr wenige Truppen, zählte doch das kaiserliche Heer, das er in Rom führte, im Anfange der Belagerung höchstens 5000 Mann.

Plötzlich erhielt Konstantin die Meldung, daß der Feind den Übergang über den Tiber versuche. Er geriet in Besorgnis um jenen Teil der Mauer und eilte mit wenigen Begleitern der dortigen Besatzung zu Hilfe, die Sorge für das Grabmal und das Thor einer zahlreichen Schar überlassend.

Unterdessen aber versuchten die Goten durch einen raschen Anlauf die Porta Aurelia und das Grabmal Hadrians zu nehmen. Zwar hatten sie keine Belagerungsmaschinen, sondern allein Leitern und Wurfgeschosse, aber sie hofften den Feind in Schrecken setzen und wegen der geringen Menge der Verteidiger sich leicht der Befestigung bemächtigen zu können.

Sie hielten ihre Schilde vor sich, die so groß sind, als die Schilde der Perser. So rückten sie heran, und obwohl sie nahe genug an ihren Gegner herankamen, wurde doch dieser nicht ihrer gewahr, denn es fanden die Goten eine Deckung durch die Säulenhalle, welche vom Hadriansdenkmal bis zur Kirche des Apostels Petrus reicht. Von hier aus stürmten sie plötzlich zum Angriff vor, und dies geschah mit solch überraschender Schnelligkeit, daß die Verteidiger weder der sogenannten Ballisten sich bedienen konnten, mit denen man nur in gerader Richtung zu schießen vermag, noch wirksam ihre Pfeile gegen die Anstürmenden zu gebrauchen vermochten, denn die Goten schützten sich mit ihren Schilden.

Heftig drängten die Goten, nachdem sie einen Pfeilregen gegen die Zinnen entsendet hatten, heran. Schon rüsteten sie sich, die Leitern an die Mauern anzulegen, schon sahen sich die Verteidiger des Grabmals auf allen Seiten umringt und erkannten, daß, wenn die Angreifer weiter vorrückten, sie von beiden Seiten her in ihren Rücken kommen mußten. Fast verzweifelten die Römer an der Hoffnung zu entrinnen und waren sie vor Schrecken gelähmt, als sie plötzlich ein Gedanke der Entschlossenheit erfaßt. Sie zertrümmern die gewaltigen Standbilder, welche die Zinnen schmücken, heben davon mit beiden Händen große Stücke auf und schmettern sie mit Wucht auf die Köpfe der Feinde herab. Solchen Geschossen weichen jene, allmählich gehen sie zurück. Die Römer fühlen sich wieder im Vorteil. Ihr Mut wächst. Ein lauter und lauter werdendes Siegesgeschrei erhebt sich, und mit dem Bogen und mit Steinwürfen treiben die Verteidiger die Stürmenden zurück. Als sie nun auch der Wurfgeschütze sich bedienen konnten, wurde der Schrecken unter den Feinden allgemein. So war der Angriff bald vorüber. Dazu erschien jetzt auch Konstantius, der ohne große Mühe die Goten, welche den Übergang über den Fluß versuchten, in Verwirrung gebracht und zerstreut hatte. Hatten sie doch gemeint, die Mauer an dieser Stelle ganz unbewacht zu finden. Damit war das aurelische Thor gerettet.

Die feindlichen Truppen, welche zum transtiberinischen Thore, das auch Thor des Pankratius heißt, kamen, führten nichts Erwähnenswertes aus, denn zu fest ist jene Stelle der Umwallung, weil die Ringmauer hier auf einer steil abfallenden Anhöhe liegt. Paulus hatte hier mit seiner Abteilung Fußvolk die Wacht.

Auf das flaminische Thor versuchten die Goten nicht einmal einen Angriff, weil es hoch gelegen ist und keinen bequemen Anmarsch gewährt. Hier stand eine Schar Fußvolk, Reges genannt, deren Führer Ursicinus war . . .

Dem salarischen Thore gegenüber zeigte sich ein Gote, ein Mann von hohem Range und stattlichem Wuchs, ein wackerer Krieger, mit Panzer und Helm geschützt. Getrennt von den Seinigen, hatte er an einem Baume Stellung genommen und schoß von hier ununterbrochen seine Pfeile nach den Zinnen. Diesen Mann traf durch Zufall ein Wurfgeschütz, welches auf einem Turme zur Linken stand, so, daß das Geschoß durch Panzer und Körper und noch über die Hälfte in den Baum drang. Da es in dem Stamm stecken blieb, so blieb die Leiche an demselben hängen. Als die Goten dies erblickten, erfaßte sie Schrecken.

Von nun an hielten sie sich außerhalb des Bereichs der Wurfgeschütze in geschlossener Ordnung und hörten auf, die Verteidiger der Mauern zu beunruhigen.

Jetzt aber riefen Bessa und Peranius Belisar zu Hilfe, weil Vitigis sie am Vivarium heftig bestürmte. Der Feldherr fürchtete für jenen Teil der Mauern, der leicht einzunehmen war, überließ einem der Waffengefährten den Befehl über das salarische Thor und eilte nach der bedrohten Stelle. Er findet im Vivarium seine Soldaten durch den Angriff und durch die Übermacht der Feinde in Schrecken gesetzt. Ermunternde Worte ruft er ihnen zu und fordert sie auf, den Feind gering zu achten. So gelingt es ihm, ihr Selbstvertrauen wieder zu erwecken.

Die Umgebung war eben und daher zum Angriff auf die Mauern günstig. Zufällig war hier der Mauerring zerborsten und hielten nur locker noch die Ziegelsteine zusammen. Vor dieser Mauer hatten schon die alten Römer nach außen hin eine kleinere Mauer im Bogen gebaut, aber nicht zum Zweck der Befestigung, denn sie war weder mit Türmen noch Zinnen, noch durch ein anderes Mittel befestigt, welches bei einem Angriff des Feindes auf die Mauer Schutz hätte gewähren können, sondern es diente vielmehr der zwischen beiden Mauern gelegene Raum schnöder, der Menschen unwürdiger Vergnügungssucht. Löwen und andere wilde Tiere wurden hier sonst verwahrt. Daher hat er auch den Namen Vivarium erhalten, denn so nennen die Römer den Zwinger, in dem man ungezähmte Tiere zu halten pflegt.

Vitigis ließ an anderen Orten die Wurfgeschütze mannigfacher Art gegen die Stadtmauer in Thätigkeit setzen. Die äußere Vormauer aber befahl er seinen Goten zu erstürmen, zweifelte er doch nicht daran, daß, wenn jene genommen wäre, die Ringmauer leicht fallen würde, denn ihre Schwäche war ihm wohl bekannt. Belisar bemerkt denn auch bald, daß die Feinde an vielen Orten in das Vivarium eindrangen und sogleich ihren Angriff auf die Stadtmauer richteten. Trotzdem gab er seinen Soldaten den Befehl, die Verteidigung abzubrechen und ließ nur wenige Mann bei den Mauerzinnen zurück, obwohl er den Kern seines Heeres bei sich hatte. Hinter dem Thore stellte er jedoch die Seinigen in Schlachtordnung auf. Alle waren mit Brustharnisch versehen und führten nur das Schwert bei sich.

Sobald aber die Goten die äußere Mauer zerstört hatten und das Vivarium erfüllten, ließ Belisar den Cyprian mit einer Abteilung gegen

sie zum Angriffe vorgehen. Schrecken kam über die Goten, die schon den Sieg in den Händen zu haben sich gewähnt hatten. Ohne Verluste zu erleiden, hieben die Oströmer auf sie ein. Jene aber dachten flüchtig an keine Verteidigung und brachten selbst einander bei der Enge der Bresche, durch welche sie hindurchdrängten, Verderben. Der unverhoffte Ausfall hatte sie aller Fassung beraubt. Jede Ordnung schwand. Hierhin eilte der eine, dorthin floh der andere.

In diesem Augenblick ließ Belisar das Thor der Ringmauer öffnen und warf sich mit allen seinen Truppen auf den fliehenden Feind. Da vergaßen die Goten ihrer alten Tapferkeit und flüchtete ein jeder, wohin der Zufall ihn führte. Ihnen nach stürmten die Römer. Wer sich wehrte, erlag ihrem Schwerte. Weithin wurde die Verfolgung fortgesetzt, denn jene Schar Goten, die hier den Angriff auf die Mauer unternommen hatte, stand weit von ihrem festen Lager entfernt. An die Belagerungsmaschinen der Feinde befahl Belisar Feuer zu legen. Hoch auf loderten die wachsenden Flammen und vermehrten das Entsetzen der Fliehenden.

Zur selben Stunde vollzog sich am salarischen Thore ein gleicher Wechsel des Glückes. Plötzlich öffneten sich die Thore und stürmten unerwartet die Römer auf die Barbaren ein. Jene gaben den Kampf auf und wichen zurück. Die Fliehenden hieb man nieder. Auch hier warf man Brandfackeln in die Belagerungsmaschinen, und raste bald um die Mauern die verderbliche Feuersbrunst.

So wurden auf allen Punkten die Goten zurückgetrieben. Lautes Geschrei erhob sich auf beiden Seiten. Hier feuerten von der Mauer herab die Römer die Ihrigen durch Zuruf zur Verfolgung an, dort erscholl bei den Barbaren im Lager laute Klage über die ungeheuere Niederlage, die man erlitten hatte. Dreißigtausend Goten sind an diesem Tage gefallen, wie selbst die Führer eingestehen. Weit größer noch war die Zahl der Verwundeten. Zusammengedrängt hatte das Kriegsvolk gestanden, so daß kein Schuß von der Mauerzinne gefehlt hatte, und furchtbar war das Blutbad gewesen, das von den Ausfallenden unter der bestürzten, flüchtigen Menge angerichtet worden war.

Der Abend machte dem am Morgen begonnenen Kampfe ein Ende. Beide Gegner vermochten während der Nacht nicht den Schlaf zu finden. In der Stadt stimmten die Römer frohe Siegeslieder an, priesen Belisar und freuten sich der Beute, die sie den erschlagenen Feinden entrissen hatten. Die Goten aber verbanden ihre verwundeten Gefährten und beweinten ihre Toten.“

13. Belisar rüstet sich zu weiterer Verteidigung.

Nach der Zurückweisung des Angriffs der Goten schrieb Belisar an Kaiser Justinian, seinen Sieg ihm zu melden. Zugleich bat er um Verstärkung, um den Feinden entgegentreten zu können: wohl vermöge man noch jetzt der Unterstützung der Römer sicher zu sein, so lange man des frisch erkämpften Sieges sich freue. Hielten aber die Fährlichkeiten der Belagerung an, seien Entbehrungen zu ertragen, dann könnten sie leicht zu der Partei sich neigen, die ihnen größeren Vorteil bringe. ‚Ich weiß,‘ so schloß er, ‚daß es meine Pflicht ist, für deinen kaiserlichen Thron zu sterben, und daß daher niemand mich lebend von hier verdrängen wird. Bedenke aber, welchen Ruhm dir ein solches Ende Belisars bringen würde.‘

Sogleich schickte Justinian Verstärkung unter Valerianus und Martinus. Zwar kamen diese Hilfstruppen zunächst nur bis in die griechischen Provinzen Aetolien und Akarnanien, aber schon die Nachricht von ihrem Heranrücken belebte die Thatkraft Belisars und den Mut der Römer.

Am Tage nach dem Sturme hatte Belisar den Befehl gegeben, daß alle Römer ihre Kinder und Frauen, und was von ihrem Hausgesinde zur Bewachung der Stadtmauern nicht notwendig wäre, nach Neapel bringen sollten. Zugleich mußte eine Maßregel getroffen werden, um die öffentlichen Magazine nicht zu rasch zu leeren. Von nun an wurde nur die Hälfte der Rationen ausgegeben, die andere Hälfte durch eine Geldzahlung ersetzt. Die Goten duldeten den Abzug der Bevölkerung ruhig. Sie hielten sich fortan thatenlos in ihren Lagern, denn sie besorgten einen Ausfall des Gegners.

Prokop*) fährt fort:

„Belisar bemerkte bald, daß die Zahl seiner Krieger in keinem Verhältnis zum Umfange des Mauerringes stehe, denn nur klein war sein Heer, wie wir oben erwähnt haben. Auch konnten die Soldaten nicht immer des Schlafes entbehren und Wache halten, sondern während die einen, wie billig, am Schlafe sich erholten, waren die anderen auf Wache. Ferner sah der Feldherr, daß ein großer Teil des Volkes in drückender Armut sich befände, und daß vor allem die Handwerker, welche aus der Hand in den Mund lebten und durch die Belagerung um ihren Erwerb

*) A. a. O. I. 25.

gebracht worden waren, nicht imstande wären, die notwendigsten Nahrungsmittel zu erschwingen.

Aus diesen Gründen stellte Belisar neben seine Soldaten Leute aus dem Volke, teilte sie den Wachen zu und zahlte ihnen für jeden Tag einen bestimmten Sold. Ihre Abteilungen waren genau so stark, daß sie gerade eine Wache bildeten. Im voraus wurde eine jede benachrichtigt, in welcher Nacht sie die Bewachung der Stadtmauer erhalten würde, so daß sie alle der Reihe nach auf Wache zogen. So half Belisar seiner Verlegenheit und der drückenden Not der Bürger zugleich ab.

Da der Verdacht vorlag, daß Silverius, der Bischof der Stadt, mit den Goten in verräterischem Einvernehmen stehe, so schickte ihn Belisar sogleich nach Griechenland*). Kurze Zeit darauf erhob er den Virgilius zu dieser Würde. Einige Senatoren, die aus demselben Grunde in die Verbannung hatten gehen müssen, setzte er nach Aufhebung der Belagerung und Abzug der Feinde in die alte Ehre und ihren Besitz wieder ein . . .

Belisar besorgte, daß die Wachen am Thore Verrat üben oder daß der Feind sie durch Bestechung bethören könnte. Daher ließ er zweimal in jedem Monate alle Schlüssel zerbrechen und in eine neue Form gießen und versetzte er auch die Wächter an Plätze, die von den alten weit entfernt waren. Die Befehlshaber der Wachen auf den Mauern wechselten jede Nacht. Sie hatten die Pflicht, die Runde auf einer bestimmten Strecke der Mauer zu machen und sich die Namen der Posten aufzuzeichnen. Fehlte ein Posten, so war sofort ein anderer an seine Stelle zu setzen. Am Morgen wurden die Namen der Fehlenden dem Feldherrn gemeldet, damit die verdiente Bestrafung ihnen zu teil würde.

Auch befahl Belisar des Nachts auf den Mauern die Musik spielen zu lassen und sandte einzelne Abteilungen Soldaten, zumal Mauren, vor die Thore. Dort brachten sie am Graben die Nacht zu. Bei ihnen befanden sich Hunde. Unmöglich war es so, daß einer von der Ferne her an die Mauern sich heranschleichen und verborgen bleiben konnte."

---

*) Im März 537. Der Sturz des Silverius ist nicht verräterischen Umtrieben, sondern den Intriguen der Kaiserin Theodora zuzuschreiben. Virgilius war ein Werkzeug der Kaiserin.

14. Sieg der Goten in offener Feldschlacht.

Vitigis traf Anstalten die Verbindung Roms mit dem Meere zu unterbrechen. Er nahm den einen Hafen der Stadt, Portus, weg, während der andere, Ostia, im Besitze der Römer blieb. Aber Ostia lag am südlichen Mündungsarme des Tibers und gewährte nicht dieselben Vorteile wie Portus. Denn da die Schiffe durch Tiere stromaufwärts nach Rom gezogen werden mußten und das linke Ufer waldig und unwegsam und nicht wie das rechte zu diesem Zwecke eingerichtet war, so schloß der Verlust von Portus die Römer vom Meere so gut wie ganz ab.

Die Wegnahme von Portus fand drei Tage nach dem verunglückten Sturme auf die Mauern statt. Zwanzig Tage nach dieser Eroberung langten Martinus und Valerianus mit 1600 Mann in Rom an. Belisar meinte daher wieder zum Angriffe übergehen zu können. Sogleich führte er sein Vorhaben aus. Es gelang ihm, in einigen günstigen Reitertreffen den Gegner zu schlagen, denn die leicht beweglichen Bogenschützen Ostroms vermochten den nur mit Lanze und Schwert kämpfenden Ostgoten leicht Verluste zuzufügen. Wurden aber Belisars Truppen geworfen, so zogen sie sich zur Ringmauer in den Bereich der Wurfgeschütze zurück.

Die Vorteile, die man so errang, steigerten die Siegeshoffnungen der städtischen Bevölkerung. Die Römer drängten Belisar zum Kampfe, und dieser ließ sich denn auch nach einigem Zögern bereit finden, den Goten eine Schlacht anzubieten. Er feuerte seine Truppen durch ermunternde Worte zur Tapferkeit an und führte sie dann durch das salarische und pincianische Thor aus der Stadt heraus, während eine kleinere Abteilung unter Valentinus vor das aurelische Thor rückte, um hier auf dem rechten Ufer die Goten in Schach zu halten und so eine Vereinigung des gotischen Heeres zu verhindern. Vor dem pankrazischen Thore auf dem rechten Tiberufer stellte Belisar die Römer getrennt von den Seinen in Schlachtordnung auf, denn er fürchtete, daß die ungeübten Scharen der Bürger sein Heer in Verwirrung bringen könnten. An dieser Stelle dienten sie lediglich dazu, die Goten auf dem neronischen Felde festzuhalten. Da Belisar selbst sich entschlossen hatte, lediglich mit der Reiterei die Schlacht zu schlagen, so wies er dem Fußvolk, auf welches er weniger zählen konnte, eine Stellung am Graben an, in der es der Reiterei zum Rückhalt diente. Nur Principius und Termutus, zwei erprobte Söldnerführer, erhielten auf ihre dringende Bitte die Erlaubnis, mit ihren Abteilungen Fußvolk der Reiterei sich anschließen zu dürfen.

Lassen wir Prokopius*) weiter erzählen:

„So hatten die Römer sich zum Kampfe vorbereitet. Auf der Seite des Gegners ließ Vitigis alle Goten die Waffen ergreifen. Niemand außer den zum Kampfe Untauglichen durfte im Lager zurückbleiben. Marcia erhielt den Befehl, mit seinen Truppen im neronischen Felde stehen zu bleiben und sorgfältig auf die Brücke**) Obacht zu geben, damit nicht der Feind über sie dringe und ihnen in die Flanke falle.

Seine übrigen Krieger rief er zusammen und redete sie also an: ‚Vielleicht giebt es unter euch Männer, welche glauben, daß ich für meine Herrschaft fürchte und daß dies der Grund sei, warum ich euch bisher eine seltene Milde bewies und jetzt, zu kühner That ermunternd, zu euch rede. Ein solcher Gedanke mag menschlicher Sinnesweise nicht fern liegen, denn freundlich und herablassend pflegen Menschen von niederer Gesinnung mit tiefer Stehenden zu verkehren, wenn sie ihrer Hilfe bedürfen, während sie diejenigen, deren Unterstützung sie nicht brauchen, mit Rauheit behandeln. Mich aber kümmert weder der Verlust meines Reiches noch meines Lebens, denn heute noch wünschte ich diesen Purpur abzulegen, wenn sich nur ein Gote fände, sich mit ihm zu umkleiden, und glücklich möchte ich Theodahads Ende preisen, der mit der entrissenen Herrschaft sein Leben den Händen seiner Volksgenossen überließ. Der Vernünftige hat, wenn sein Haus von Unglück getroffen ist, dann immer noch Grund zum Troste, wenn sein eigenes Unglück nicht das Verderben seines ganzen Volkes nach sich zieht. Ich aber kann mich nicht von dem Gedanken an das Verhängnis der Vandalen, das mit dem traurigen Ende Gelimers verknüpft war, befreien. Immer erhebt sich drohend dies Bild des Schreckens vor meinen Augen. Ich wähne die Goten mit ihren Kindern in die Gefangenschaft geschleppt zu sehen, erblicke eure Weiber in den Armen der verhaßten Feinde, und mich selbst und des Theoderich Enkelin finde ich in den Banden derer, mit denen wir jetzt um den Sieg ringen. Ich wollte, daß auch ihr ein solches Los befürchtetet und, ein solches Schicksal vor Augen, in den Kampf ginget, denn dann würdet ihr einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde dem Leben nach der Niederlage vorziehen.

Wackere Helden kennen nur ein Unglück, und dies eine ist, dem Feinde unterliegen. Der Schlachtentod aber, zumal wenn er schnell dahin-

*) A. a. O. I. 28. 29.

**) Gemeint ist der Ponte molle, welcher oberhalb Rom beide Ufer verbindet.

rafft, macht immer diejenigen glücklich, deren Los bis dahin unglücklich war. Geht ihr in solchem Sinne in den Kampf, dann werdet ihr sicher über die Feinde, die geringer an Zahl und Griechen oder Leute ähnlichen Schlages sind, den Sieg erringen und damit den Frevel und Übermut, den sie gegen uns bewiesen haben, unverzüglich züchtigen.

Nicht ohne Grund rühmen wir uns, den Feind an Tapferkeit, Zahl und in anderen Dingen zu übertreffen. Mag er, stolz gemacht durch unsere Verluste, im Vertrauen nicht auf die eigene Kraft, sondern auf die thörichte Unterschätzung unserer Macht, sich noch so übermütig jetzt gegen uns zeigen: es ist ja doch nur der Erfolg, den die Griechen unverdient davongetragen haben, der allein ihre Dreistigkeit genährt hat.'

Also ermutigte Vitigis seine Goten. Dann stellte er das Heer in Schlachtordnung auf, in die Mitte nahm er das Fußvolk, auf die Flügel die Reitergeschwader. Nicht in weiter Entfernung, sondern in größter Nähe von den festen Lagern stand das gotische Heer kampfbereit. Wandte sich der Feind zur Flucht, so war der Raum für die Verfolgung groß genug und konnte man auf die Fliehenden leicht einhauen. Kam aber einmal der Kampf im freien Felde überhaupt zum Stehen, so konnte Vitigis hoffen, daß die Römer keinen Augenblick Widerstand leisten würden. Er folgerte dies aus dem sehr ungleichen Verhältnis der Streitkräfte beider Heere.

Es war am frühen Morgen, als der Kampf begann. Von beiden Seiten stürmten die Krieger zum Angriffe, während Vitigis und Belisar im Rücken ihrer Heere den Mut der Ihrigen anfeuerten. Anfangs waren die Römer im Übergewicht. Von ihren Pfeilen getroffen, fielen die Barbaren in Menge, aber keinen Schritt wichen sie zurück, denn da sie in gewaltiger Anzahl ins Feld gezogen waren, rückten immer andere schnell in die Lücken, welche die Gefallenen gelassen hatten, so daß der Verlust kaum bemerkbar war.

Die Römer aber waren es, da sie eine geringere Anzahl Streiter zählten, zufrieden, überhaupt den Kampf aufgenommen zu haben. Sie setzten das Treffen bei den Feldlagern der Feinde bis Mittag fort, töteten eine Menge ihrer Gegner und wünschten hierauf in die Stadt zurückzukehren, sobald sich die Gelegenheit böte, das Treffen abzubrechen . . .

Unterdessen standen auf dem neronischen Felde beide Teile lange unthätig einander gegenüber. Nur die Mauren machten beständig Angriffe und beunruhigten die Goten durch ihre Geschosse. Jene aber

blieben in ihrer Stellung, weil sie fürchteten, daß die in der Nähe stehende Abteilung Römer, die sie für geübte Soldaten hielten, aus dem Grunde sich nicht vom Platze bewegten, um ihnen in den Rücken zu fallen, sie von beiden Seiten anzugreifen und so zu vernichten.

Schon war die Mittagsstunde gekommen, als plötzlich das römische Heer sich auf den Feind stürzte. Der unerwartete Angriff brachte die Goten in Verwirrung. Sie flohen, vermochten aber nicht mehr sich ins Lager zu werfen, sondern flüchteten auf eine benachbarte Anhöhe, wo sie sich festsetzten.

Wohl waren die Römer zahlreich, aber ihr Heer war zum größten Teile schlecht gerüstet und zählte nicht viele Krieger, und da hier der Oberfeldherr fehlte, so war es vielen Ruderknechten und Troßbuben, die am Kampfe teilzunehmen wünschten, gelungen, sich unter die Truppen zu mischen. Nur die große Menge hatte die Barbaren in Schrecken gesetzt und in die Flucht getrieben. Aber bald riß unter den Römern Unordnung ein, und auch die Soldaten hörten, weil ihre Abteilungen durch das Eindringen der Troßbuben in Verwirrung geraten waren, nicht mehr auf des Valentinus Befehl, wie dringend dieser auch die Seinen aufforderte zusammenzuhalten. So kam es denn, daß man den Fliehenden nicht nachsetzte und ihnen keinen Schaden zufügte. Ruhig ließ man sie auf der Anhöhe stehen und jede feindliche Bewegung beobachten. Ja, es kam den Römern nicht einmal in den Sinn, die benachbarte Brücke abzubrechen. Hätten sie es gethan, so hätten die Barbaren darauf verzichten müssen, jenseits des Flusses noch ein Lager zu haben, und die Stadt wäre nicht mehr auf beiden Ufern angegriffen worden. Auch gingen sie nicht über die Brücke, um dem Feinde, der hier, auf dem linken Ufer, mit Belisar kämpfte, in den Rücken zu fallen. Wären sie über den Fluß gerückt, so würden sicherlich die Goten nicht an weiteren Widerstand gedacht haben, und wäre jeder nur bemüht gewesen, sein Heil in der Flucht zu suchen.

Aber nichts von alledem thaten die Römer. Sie begnügten sich mit der Besetzung des feindlichen Lagers und wendeten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Plünderung. Bald trugen sie eine große Menge silberner Geräte und viele andere Schätze davon. Eine Zeit lang sahen die Barbaren ruhig zu und verharrten in ihrer Stellung. Endlich aber faßten sie einen einhelligen Entschluß. Mutig stürzten sie sich unter lautem Schlachtrufe auf die Feinde, fielen über die Plünderer her und hieben eine große Menge nieder. Die anderen wurden, ohne Wider-

stand zu leisten, verjagt, denn wer nicht überrascht und sogleich niedergemetzelt wurde, der warf die reiche Last, die er trug, schnell zu Boden, um nur sein Leben retten zu können.

Während sich dies im neronischen Felde zutrug, hatte das andere Heer der Barbaren in der Nähe ihrer festen Lager die Schilde Rand an Rand fest zusammengefügt und standhaft die Angriffe der Feinde zurückgewiesen. Viele Krieger und eine große Menge Streitrosse hatten die Römer schon verloren, und durch den Abgang der Verwundeten und das Austreten der Reiter, welche ihre Rosse verloren hatten, verminderte sich das Heer, das schon vorher nicht stark gewesen war, mehr und mehr. Deutlicher machte sich die Übermacht der Goten geltend. Bald bemerkten dies die Reiter der Barbaren und stürmten rasch von dem rechten Flügel her auf den Feind ein. Auseinandergesprengt durch ihre Lanzen, wichen die Römer in wachsender Eile auf ihr Fußvolk zurück, aber auch das Fußvolk wurde durch den Anprall mit fortgerissen und schloß sich in der Mehrzahl der Flucht der Reiter an.

Jetzt begannen auch die anderen Truppen der Römer zu wanken. Mächtig drängt der Feind heran. Endlich zerstob alles vor ihrem Angriffe und warf sich in wilde Flucht.

Nur Principius und Termutus führten mit ihrer kleinen Schar Thaten aus, die ihrer Tapferkeit würdig waren. Sie kämpften und wollten nicht fliehen, und da eine große Menge Goten, von Bewunderung gefesselt, sie umringten, so vermochte sich die Reiterei und das übrige Fußvolk um so leichter zurückzuziehen. Endlich sank Principius, zerfleischt am ganzen Körper, zusammen, aber neben ihm bedeckten 42 tote Gegner das Schlachtfeld. Termutus sprang, in jeder Hand einen isaurischen Wurfspeer, bald gegen diesen, bald gegen jenen Angreifer vor und durchbohrte ihn. Zuletzt mußte er, schwer verwundet, sich verloren geben, als ihm noch zur rechten Zeit sein Bruder Ennes mit einigen Reitern zu Hilfe kam.

Er schöpfte Atem und eilte, mit Blut und Wunden bedeckt, in schnellem Laufe zur Ringmauer zurück, ohne einen seiner Speere verloren zu haben. Nur der Schnelligkeit seiner Füße verdankte er es, daß er, wiewohl sein Körper übel zugerichtet war, entkam. So erreichte er noch die Porta Pinciana, dort aber brach er zusammen. Für tot trugen ihn seine Waffengefährten auf einem Schilde davon. Noch zwei Tage lebte er, dann gab er seinen Geist auf. Bei den Isaurern und dem ganzen Heere wurde sein Name gepriesen.

Von Furcht ergriffen, wendeten die Römer alle ihre Aufmerksamkeit auf die Bewachung der Ringmauern. Sie schlossen mit vielem Geräusch die Thore und zwangen damit viele Fliehende, vor der Stadt zu bleiben, aus Angst, daß mit ihnen zugleich die Feinde in die Stadt eindringen könnten. Die draußen bleibenden Krieger setzten über den Graben. Bebend standen sie, ihren Rücken durch die Mauer schützend, und vergaßen aller Tapferkeit. Sie vermochten nicht die heranstürmenden Barbaren, welche Miene machten, den Graben zu überschreiten, abzuwehren, denn ihre Lanzen waren meist im Kampfe oder auf der Flucht zerbrochen, und gegenseitig drängten sich die Geflohenen so, daß sie sich des Bogens nicht bedienen konnten.

So lange nur wenige Verteidiger bei den Brustwehren sich zeigten, stürmten die Goten bis in große Nähe der Mauer heran. Noch hofften sie die Ausgeschlossenen töten und die Römer von den Mauern verjagen zu können. Als aber die Brustwehren sich mit einer dichten Schar kampfgerüsteter Soldaten und Haufen römischer Bürger füllten, gaben sie ihren Plan gleich auf und zogen sich unter höhnenden Schmähungen gegen den Feind zurück.

So fand die Schlacht, die nahe bei den Lagern der Feinde begonnen worden war, bei dem Graben und der Ringmauer der Stadt ihren Abschluß."

15. Die Not in Rom.

Nach jener unglücklichen Feldschlacht wagten die Römer nicht mehr, den Goten im freien Felde entgegenzutreten, sondern begnügten sich, ihnen durch ihre treffliche leichte Reiterei Abbruch zu thun. So maßen sich die Gegner noch in 67 Treffen, die aber auf die schließliche Entscheidung ohne Wirkung waren.

Inzwischen wuchs jedoch die Hungersnot in der eingeschlossenen Stadt und zuletzt gesellte sich zu ihr noch ein furchtbarer Genosse. Es war die Pest.

Prokop*) berichtet hierüber:

„Bereits beim Beginn der Sommersonnenwende verbreiteten sich Hungersnot und die Pest in der Stadt. Für die Soldaten war wohl Getreide, wenn auch keine anderen Lebensmittel vorhanden, den Römern

*) A. a. O. II. 3.

aber fehlte selbst dieses. Furchtbar wurden sie von Mangel und Krankheit gedrückt.

Die Goten bemerkten dies. Sie suchten daher nicht mehr die Entscheidung durch das Schwert herbeizuführen, sondern wachten nur darüber, daß keine neuen Nahrungsmittel der Stadt zugeführt würden.

Damals erhoben sich zwischen der Via Latina und der Via Appia zwei auf hohen Bogen hinführende Wasserleitungen. Etwa fünfzig Stadien von der Stadt entfernt, stoßen sie zusammen, um dann nicht weit davon eine entgegengesetzte Richtung einzunehmen, so daß die Leitung, welche vorher zur Rechten war, jetzt nach links hinführt. Später nähern sie wieder einander, nehmen ihre alte Richtung wieder auf und gehen schließlich nach verschiedenen Richtungen auseinander.

So kommt es denn, daß zwischen ihnen ein Raum entsteht, der zu beiden Seiten von den hohen Bogen der Wasserleitungen eingeschlossen wird. Die Barbaren verbauten nun den unteren Teil der Bogen so mit Steinen und Erde, daß die Örtlichkeit das Aussehen eines Kastells gewann. Hier übernahm eine Besatzung von nicht weniger als 700 Mann die Wache und achtete darauf, daß der Feind in der Stadt keine Zufuhr erhalte.

Jetzt schwand den Römern jede Hoffnung. Unglück aller Art brach über sie herein. Beherzte Soldaten ließen sich zwar, so lange das Getreide auf den Feldern reif war, durch Geldgier verlocken und ritten, mit Saumrossen neben sich, bei Nacht in die der Stadt benachbarten Felder, mähten Getreide ab, luden es auf ihre Tiere und suchten, vom Feinde unbemerkt, wieder zurückzukehren. Dort verkauften sie ihre Beute an reiche Römer um hohen Preis. Aber die übrigen Bürger waren auf die Kräuter angewiesen, deren es eine große Menge sowohl in der nächsten Nähe der Stadt als innerhalb des Mauerringes gab . . . Diese Kräuter dienten auch den Streitrossen der Belagerten zur Nahrung.

Einige machten auch aus dem Fleisch der in Rom gefallenen Maultiere Würste und verkauften sie im Geheimen. Als aber die Saatfelder leer von Getreide waren und die Not unter den Römern aufs höchste stieg, versammelten sich die Bürger um Belisar und verlangten von ihm, er möge in einer einzigen Schlacht die Entscheidung suchen. Sie gaben das Versprechen, daß kein Bürger zurückbleiben würde."

16. Waffenstillstandsverhandlungen.

Belisar wies die Bitte der Römer, dem unerträglichen Zustande der Not durch eine Feldschlacht ein Ende zu machen, zurück und tröstete sie mit der nahen Ankunft von Verstärkungen und Lebensmitteln, welche der Kaiser versprochen hatte.

So dauerte denn die entsetzliche Not fort. Ein furchtbarer Druck lag auf den Gemütern und förderte allerhand Aberglauben wieder zu Tage, wie zu den Zeiten, da Alarich die Stadt umschlossen hielt. Eines Nachts machte man den Versuch, die Thore des Janustempels zu öffnen. Auch hat man seine Zuflucht zu den sibyllinischen Büchern genommen. Aber auch die Goten litten unsäglich. Verteilt durch die ungesunde Campagna, wo des Sommers die Malaria tödlich ist, hatten sie auch ohne Kampf täglich schwere Verluste zu ertragen, und die zusammengeschmolzene Schar lichtete nicht minder der Hunger inmitten der trostlosen Öde, die von der Sonnenglut verbrannt, ohne Graswuchs, nichts bot, als ein Grab.

Damals wurde der Mann, dessen Feder uns jene Ereignisse überliefert hat, Prokopius, nach Neapel gesendet, um die nahende Hilfe zu beschleunigen. Bald waren mehr denn 500 Mann Verstärkung mit Lebensmitteln unterwegs.

Hören wir weiter*).

„Die Barbaren verloren bald die Lust zum Kriege und gingen mit sich darüber zu Rate, wie sie den Rückzug antreten könnten. Die furchtbare Pest und das Schwert der Feinde hatten ihre Zahl von vielen auf wenige Tausende verringert. Dazu wurden sie durch eine Hungersnot arg bedrängt und von aller Zufuhr abgeschnitten. Dem Worte und dem Scheine nach waren sie allerdings die Belagerer, in Wirklichkeit aber wurden sie von den Feinden festgehalten. Da sie nun noch die Kunde erhielten, daß den Römern von Byzanz aus zu Wasser und zu Lande ein Heer zu Hilfe komme, und das Gerücht dazu die Zahl weit übertrieb, da schraken sie vor der Fortsetzung des Kampfes zurück und traten wegen Beschleunigung des Rückzuges zu einem Rate zusammen.

Dann schickten sie zwei der Ihrigen als Gesandte nach Rom. Als dritten fügten sie einen Römer hinzu, der bei ihnen in hohem Ansehen stand. Dieser kam zu Belisar und sprach Folgendes:

---

*) A. a. O. III. 6.

„Jeder, der von uns die Qualen des Krieges erduldet hat, weiß, daß er keinem von beiden Gegnern Nutzen brachte ... Wir sind daher unter uns wegen Beilegung des gegenwärtigen Krieges zu Rate gegangen und kommen zu euch, um Vorschläge zu machen, die dem gemeinsamen Besten dienen werden. Dabei sind wir selbst bereit, von unserem Rechte etwas aufzuopfern. Ihr aber möget euch hüten, daß ihr nicht im Eifer, mit uns über euren Gewinn zu streiten, euch verleiten laßt und euch ins Unglück stürzt, anstatt an euren Vorteil zu denken.

Es scheint uns übrigens nicht passend, daß von beiden Seiten zusammenhängende Reden gehalten werden. Wird von dem einen etwas Unangemessenes gesagt, so möge sogleich der andere Gegner ihn unterbrechen. So wird ein jeder seine Gedanken in Kürze aussprechen und seiner Pflicht nachkommen können.'

Belisar gab hierauf zur Antwort: ‚Befolgen wir euren Vorschlag, so wird unsere Unterhandlung ungestört guten Fortgang nehmen. Nur ist es notwendig, daß von euch nur friedfertige und gerechte Gesinnungen ausgesprochen werden.'

Weiter sprachen die Gesandten der Goten: ‚Ungerecht habt ihr gehandelt, o Römer, da ihr die Waffen gegen uns, eure Freunde und Bundesgenossen, ergriffen habt. Das hätte nicht geschehen sollen. Wir werden uns in dieser Beziehung begnügen, lediglich das vorzubringen, was jedem von euch, wie wir glauben, bekannt ist. Nicht gewaltsam haben die Goten den Römern das Land Italien entrissen. Einst besaß dieses Reich Odovakar, der den Kaiser gestürzt hatte und die freie Verfassung des Landes zu eigenmächtiger Herrschaft umwandelte. Zeno, der damalige Beherrscher des Ostens, war willens, das von dem Zwingherrn seinen Gefährten in der kaiserlichen Macht angethane Unrecht zu rächen und diesem Lande die Freiheit wiederzugeben. Da er jedoch selbst dem Odovakar die Gewalt nicht zu entwinden vermochte, so überredete er den Theoderich, unsern König, trotzdem dieser sich damals rüstete, Byzanz zu belagern, Frieden mit ihm zu machen*). Eingedenk der Ehren, die er schon von ihm erlangt hatte — denn er war in den Stand der Patrizier versetzt und zum römischen Konsul ernannt worden —, sollte er Odo-

*) Vergleiche hiermit Jordanis' tendenziös gefärbte Darstellung auf Seite 241, nach welcher zwischen Ostrom und Theoderich das größte Einvernehmen herrschte und der Amaler wie ein dem Kaiser gleichberechtigter Fürst auftritt.

vakar für das Verbrechen, welches er an Augustulus begangen hatte, züchtigen. Das Land aber sollte er selbst, wie seine Goten, nach Gesetz und Recht beherrschen.

Durch diesen Vertrag haben wir die Herrschaft Italiens empfangen. Wir haben die Gesetze und die Staatseinrichtungen mit nicht geringerem Eifer in Kraft erhalten, als diejenigen es jemals gethan haben, die vordem Kaiser waren, und es giebt weder von Theoderich noch von einem seiner Nachfolger auf dem Throne der Goten ein geschriebenes oder ungeschriebenes Gesetz*). Was aber den Dienst Gottes und den Glauben anbetrifft, so haben wir den Römern jeden Schutz gewährt. Bis auf diesen Tag hat kein Bewohner Italiens freiwillig noch gezwungen sein Glaubensbekenntnis geändert, und gegen die Goten, welche zum Glauben jener übergegangen sind, ist nicht mit Strafe vorgegangen worden. Vielmehr haben wir den Kirchen der Römer die größte Achtung erwiesen. Wer auch je seine Zuflucht in die Kirche nahm, dem ist nicht Gewalt zugefügt worden.

Ferner haben die Römer alle bürgerlichen Staatsämter bekleidet und diese nicht mit den Goten teilen müssen.

Wenn einer meinen sollte, daß wir nicht die Wahrheit gesprochen hätten, so trete er auf und widerlege uns. Dazu kommt noch, daß den Römern von den Goten verstattet wurde, jährlich von dem Kaiser des Orients die Würde des Konsulats anzunehmen.

Als Italien von den Barbaren Odovakars arg geknechtet wurde, habt ihr keinen Versuch gemacht, es zu befreien. Und nicht bloß kurze Zeit, sondern zehn lange Jahre führte er die Herrschaft. Jetzt aber strebt ihr danach, die rechtmäßigen Herren aus ihrem Besitze zu verdrängen.

Darum, sagen wir euch, ziehet von dannen mit eurem Eigentum und aller eurer Beute.‘

Belisar gab zur Antwort: ‚Kurz und maßvoll verspracht ihr zu reden, doch eure Rede war lang und von Anmaßung nicht frei. Kaiser Zeno überließ wohl die Führung des Krieges gegen Odovakar dem Theoderich, aber nicht damit er sich zum Könige von Italien mache. Denn welchen Vorteil hätte es gebracht, einen Gewalthaber durch den andern zu ersetzen? Seine Absicht war vielmehr, dem Lande die Freiheit und des Kaisers Herrschaft wiederzugeben. Theoderich trug über den Tyrannen

*) Doch giebt es das Edikt Theoderichs, eine Bearbeitung römischer Rechtsbestimmungen.

den Sieg davon, aber bald zeigte er sich über die Maßen undankbar, denn er weigerte sich, Italien seinem rechtmäßigen Herrn wiederzugeben. Meiner Ansicht nach ist es aber dasselbe Vergehen, ob man das, was des Nachbars ist, nicht freiwillig zurückgiebt oder es ihm gewaltsam entreißt. Nimmermehr werde ich also ein Land, welches dem Kaiser zugehört, in der Hand eines andern lassen. Wünscht ihr aber etwas anderes, so sprecht es aus!'

Darauf erwiderten die Barbaren:

‚Keinem von euch kann verborgen geblieben sein, daß wir die lautere Wahrheit gesprochen haben. Dennoch wollen wir, um nicht als Freunde langen Hin- und Herstreitens zu erscheinen, euch Sizilien abtreten, eine an Größe ausgedehnte, reiche Insel, ohne welche ihr nicht mit Sicherheit den Besitz von Afrika behaupten könnt.'

Belisar antwortete: ‚Und wir treten den Goten Britannien ab, eine Insel, die viel größer als Sizilien ist und einst den Römern unterthan war. Denn wer mit Nachgiebigkeit und Freundlichkeit beginnt, dem muß man mit Gleichem vergelten.'

Die Goten: ‚Gesetzt, wir sprächen noch von Kampanien und von Neapel selbst, würdet ihr dann auf unsere Forderungen eingehen?'

Belisar: ‚Nimmermehr. Denn wir haben kein Recht, über Länder des Kaisers zu verfügen ohne seine Entschließung.'

Die Goten: ‚Wenn wir uns nun bereit finden würden, einen jährlichen Tribut dem Kaiser zu entrichten?'

Belisar: ‚Auch dann nicht. Denn unser Auftrag lautet allein dahin, das Land seinem rechtmäßigen Herrn wiederzugeben und zu erhalten.'

Darauf gaben die Goten zur Antwort: ‚Gut denn. Gestatte uns, eine Gesandtschaft zum Kaiser zu senden, damit wir mit ihm selbst über die Hauptsache unterhandeln. Notwendig ist es jedoch, die Zeit genau zu bestimmen, während welcher die Waffen beider Heere ruhen sollen.'

Belisar: ‚Dem sei also. Es geschehe, was ihr verlangt. Ferne sei es von mir, euch im Wege zu stehen, wenn ihr ernstlich den Frieden wollt.'

So hatten sie gesprochen. Drauf wurde die Unterredung abgebrochen und kehrten die Gesandten der Goten in ihr Lager zurück. In den folgenden Tagen verhandelte man hin und her und vereinbarte einen Waffenstillstand. Auch beschloß man, um diesem größere Sicherheit zu verleihen, von beiden Seiten ausgezeichnete Männer als Geiseln zu stellen."

17. Der Abzug der Goten.

Glücklich gelangten die Verstärkungen an Mannschaften und Lebensmitteln nach Rom, denn Ostia war noch in Belisars Händen geblieben.

Drei Monate sollte der Waffenstillstand währen. Die gotischen Gesandten machten sich unterdessen auf den Weg nach Byzanz.

Die Not im Gotenlager stieg von Tag zu Tag. Darum verließen die Goten auf Vitigis' Befehl Portus, auch Centumcellä und Albanum*), die sie besetzt gehalten hatten. Sogleich nahm Belisar diese Orte in Besitz und schloß damit die Gegner ein.

Laute Klage führten die gotischen Gesandten in Rom über die Verletzung des Waffenstillstandes. Vergebens. Belisar sandte sogar Truppen unter dem ‚wilden' Johannes in den Rücken der Belagerer nach Picenum, wo die Weiber und Kinder und die ganze Habe der Goten zurückgeblieben waren, aber kein Heer stand, und gab ihm den Befehl, sobald die Feinde den Waffenstillstand brächen, alles Land weit und breit mit Feuer und Schwert zu verheeren und die festen Plätze wegzunehmen. Auch erhob sich unter den Unterthanen der Goten der Verrat. Die Mailänder baten um oströmische Truppen, weil sie sich dem Kaiser unterwerfen wollten.

Riesengroß wuchs die Not von Tag zu Tag im Lager des Gotenkönigs. Lange hatte Vitigis unthätig die Unternehmungen Belisars geduldet, in der Hoffnung, daß der Frieden von dem Gegner ehrlich gewollt würde. Endlich raffte er sich auf, aber zwei schwache Versuche, welche er machte, durch einen Handstreich die Stadt zu nehmen, scheiterten, und nun erklärte Belisar den Waffenstillstand für gebrochen und gab dem wilden Johannes den Befehl zum Angriff. Furchtbar hauste der grausame Feldherr in dem wehrlosen Lande. Er bemächtigte sich mehrerer fester Städte. Selbst Rimini fiel in seine Hand. Ja Mataswintha, die den Gemahl haßte, dem sie gezwungen ihre Hand gereicht hatte, begann im Geheimen verräterische Verhandlungen mit dem byzantinischen Heerführer.

So schien sich alles zum Untergange von Theoderichs Reich verschworen zu haben.

Prokop**) erzählt weiter:

---

*) Civitavecchia und Albano.

**) A. a. O. II. 10.

„Als die Goten den Fall Riminis erfuhren, entschlossen sie sich, da ihnen die notwendigsten Lebensmittel ausgegangen waren, zum Rückzug. Zudem waren die drei Monate vorübergegangen, ohne daß ihnen eine Kunde über ihre Gesandten zugegangen war.

Das Jahr war schon bis zur Frühlingsgleiche vorgerückt, ein Jahr und neun Tage waren über die Belagerung dahingegangen, als die Goten alle ihre Standlager in Flammen aufgehen ließen und beim Morgengrauen sich auf den Marsch machten*).

Sogleich bemerkten die Römer den Abzug des Feindes. Einen Augenblick waren sie schwankend, welchen Entschluß sie fassen sollten, denn gerade damals fehlte der größere Teil der Reiterei, die nach verschiedenen Richtungen ausgesendet worden war. Auch glaubten sie selbst, einer so großen Menge Feinde nicht gewachsen zu sein. Trotzdem befahl Belisar dem Fußvolk und der Reiterei sich zum Kampfe zu rüsten, und sobald die Mehrzahl der Goten die Brücke**) überschritten hatte, führte er seine Truppen durch die Porta Pinciana hinaus. Mit derselben Hartnäckigkeit wie in allen übrigen Schlachten trafen die Truppen auf einander.

Anfangs wiesen die Barbaren aufs tapferste jeden feindlichen Angriff zurück und fielen beim ersten Kampfe auf beiden Seiten viele Krieger. Dann aber wendeten sich die Goten zur Flucht und erlitten eine furchtbare Niederlage, denn da ein jeder zuerst die Brücke zu überschreiten trachtete, so gerieten sie, eingeengt in ein furchtbares Gedränge, in eine schreckliche, unheilvolle Lage. Sie erlagen dem Schwert des Feindes wie der Ihrigen. Viele stürzten auch in den Tiber herab und fanden, durch die Schwere ihrer Rüstung auf den Grund gezogen, ihren Tod in den Wellen.

So erlitten die Goten schwere Verluste. Die Geretteten aber schlossen sich dem vorausgegangenen Heere an.“

18. Die Eroberung von Auximum.

Vitigis warf auf seinem Rückzuge Besatzungen in alle festen Plätze, weil er hoffte, bald wieder verstärkt zu einem neuen Angriffe übergehen zu können. So wurden Orvieto, Todi, Petra, Osimo, Urbino, Cesena und andere Festen gesichert. Er selbst legte sich vor Rimini, während

*) Anfang März 538.

**) Der Rückzug fand auf der flaminischen Straße statt. Die hier genannte Brücke ist der Pons Milvius, welcher über den Tiber führte, j. Ponte molle.

Belisars Truppen unter Mundilas Mailand, Bergamo, Como, Novara besetzten. Endlich brach auch Belisar von Rom auf und unterwarf Todi und Chiusi.

Eine Verzögerung trat im Ausnützen der Erfolge jetzt dadurch ein, daß Narses mit einer bedeutenden Streitmacht von Byzanz kam und über die Kriegführung mit Belisar in Streit geriet. Der Streit der Feldherren lähmte auf mehrere Monate die kriegerischen Bewegungen. Wohl nahm Belisar Urbino, dem das Wasser ausging, aber Mundilas wurde nach glänzenden Erfolgen in Oberitalien von den Goten unter Uraja und 10,000 Burgundern in Mailand eingeschlossen, und da der Streit mit Narses die Hilfesendung verzögerte, so fiel die Stadt im April 539 in die Hände der Goten. Nun endlich wurde Narses zurückberufen.

Vergeblich bat Vitigis die Langobarden um Hilfe. Mit besserem Erfolge gelang es ihm, den Perserkönig Chosroes zum Kampf gegen Justinian zu bestimmen.

Gegen die drohende Gefahr vom Osten her bedurfte Justinian seines Feldherrn. Belisar erhielt daher den Auftrag, den Gotenkrieg schnell zu vollenden. Er gedachte zunächst Fiesole und Osimo*) zu nehmen und dann durch das furchtbar verwüstete, durch Schwert und Hungersnot menschenleer gewordene Land sich gegen Ravenna zu wenden, wohin Vitigis, der die Belagerung Riminis hatte aufgeben müssen, zurückgegangen war.

Wir entnehmen die Schilderung der Belagerung Osimos dem Berichte Prokops**). Deutlich zeigt er uns die verzweifelte Lage der Goten, ihre heldenmütige Tapferkeit und ihr Erliegen.

Der byzantinische Geschichtschreiber erzählt:

„Auximum ist die hervorragendste Stadt Picenums und wird von den Römern wohl auch die Mutterstadt jenes Landes genannt. Ungefähr 84 Stadien liegt sie von dem Ufer des jonischen Meeres, von der Stadt Ravenna aber drei Tagereisen entfernt. Sie thront auf hohem Felsen und ist von keiner Seite bequem zu betreten. Daher kommt es, daß ihr die Feinde nicht beikommen können.

Hierher hatte Vitigis die Blüte des gotischen Heeres als Besatzung gelegt, indem er wohl bedachte, daß die Feinde nie wagen würden Ravenna zu bestürmen, als bis sie diese Stadt genommen hätten.

---

*) Damals Auximum.

**) A. a. O. II. 23. 24. 26. 27.

Sobald aber das römische Heer nach Auximum gelangte, befahl Belisar, die Stadthöhe zu umzingeln. Während aber noch die Truppen in getrennten Abteilungen ihre Zelte aufschlugen, brachen plötzlich die Goten, welche sahen, daß die Feinde durch große Zwischenräume geschieden wären — denn weithin erstreckt sich die Ebene — und einander nicht leicht Hilfe bringen könnten, zur Zeit, da die Dämmerung begann, aus dem östlichen Teile der Stadt hervor, wo gerade Belisar mit seinen Waffenträgern und Gardetruppen beim Bau des Lagers beschäftigt war. Sogleich griffen die Seinigen, wie es die Gefahr des Augenblicks verlangte, zu den Waffen, warfen ohne große Mühe die Angreifer zurück und verfolgten sie bis in die Mitte der Anhöhe. Hier stützten sich die Feinde auf die günstige Stellung und erwarteten festen Fußes den Angriff der Verfolger. Da sie ihre Geschosse von der Höhe herabschleuderten, brachten sie ihren Gegnern schwere Verluste bei. Erst die Nacht trennte die Kämpfenden. Man zog sich daher zurück und verhielt sich die Nacht über ruhig.

Zufällig war Tags vorher eine Schar Goten beim Morgengrauen ausgerückt, um in der Umgebung Lebensmittel zu holen. Ohne von der Ankunft des Feindes Kenntnis zu haben, kehrten sie jetzt in der Nacht zurück und bemerkten plötzlich die Wachtfeuer der Römer. Staunen und Schrecken erfaßt sie. Viele wagen die Gefahr zu bestehen, täuschen den Feind und gelangen verstohlen nach Auximum hinein. Andere aber zogen sich aus Furcht zurück und suchten in einem Walde Schutz, um von da nach Ravenna zu gelangen. Aber kurze Zeit darauf fielen sie in die Hände der Feinde und fanden alle den Tod.

Belisar bemerkte, daß Auximum außerordentlich fest sei und daher ein Handstreich keinen Erfolg verspräche. Auch ein Sturm schien vergeblich. Es blieb ihm deshalb nur eine Hoffnung übrig, daß er durch enge Einschließung und sorgsame Bewachung die Feinde aushungern und endlich zur Übergabe zwingen könne.

Unweit der Stadtmauer lag ein Stück Land, bedeckt mit reichem Graswuchs. Diese Wiese gab täglich Römern und Goten Veranlassung ihre Kräfte zu messen. Die Römer bemerkten nämlich, daß der Feind Tag für Tag dorthin gehe, um Gras zu holen. Sie stürmten daher im Laufschritt den Hügel hinauf und nahmen das Handgemenge auf. Mit größter Tapferkeit verhinderten sie das Abmähen des Grases und erschlugen viele Gegner an jenem Tage. Überwunden griffen die Feinde zu einer List. Sie nahmen nämlich von ihren Wagen die Räder mit den Achsen ab und hielten sie in Bereitschaft. Dann machten sie sich

daran, das Gras zu mähen. Sobald aber die Römer die Hälfte des Abhanges heraufgestiegen waren, ließen sie die Räder los und die Höhe gegen die Anstürmenden hinabrollen. Der Zufall aber fügte es, daß die Räder, ohne jemand Schaden zuzufügen, in die Ebene liefen. Als dieser Versuch, die Feinde am Sturm zu hindern, mißglückt war, zogen sich die Goten in eiligem Laufe in die Stadt zurück.

Darauf ersannen sie folgende List. Sie legten in eine Schlucht, die unweit der Mauer sich befand, heimlich eine auserlesene Mannschaft und ließen nur wenige Leute sichtbar vor den Feinden auf der Wiese sich zeigen. Als es nun mit diesen zum Handgemenge kam, sprangen plötzlich die Krieger aus dem verborgenen Hinterhalte hervor, drangen, überlegen an Zahl, auf die Römer ein, und da jene durch den unvermuteten Angriff in Verwirrung geraten waren, gelang es ihnen, viele zu töten, nnd die übrigen den Abhang hinunter zu jagen. Vergeblich hatten die Römer ihre Genossen zurückgerufen. Aber umsonst, denn diese konnten im Getöse des Waffenlärms ihren Zuruf nicht hören. Auch war die Entfernung zu groß, und absichtlich schlugen die Barbaren ununterbrochen ihre Waffen dröhnend zusammen."

Auf den Rat des Prokopius, der uns diese Geschichte erzählt, gab Belisar den Befehl, daß fortan, um jeden Überfall zu vermeiden, die Soldaten sofort durch ein Trompetensignal gewarnt würden und sich dann sogleich zurückziehen sollten.

„Belisar verkündete diesen Befehl durch eine Ansprache.

Wieder bemerkten die Soldaten, daß die Feinde sich Gras holten. Sogleich machten sie einen Angriff und töteten auch einige Mann im ersten Anlauf. Unter diesen war ein Mann, der goldenen Schmuck trug. Ein Maure, der seiner gewahr wurde, gedachte den Leichnam zu plündern, faßte ihn bei den Haaren und schleppte ihn mit sich fort. Aber ein Gote schleuderte seinen Speer nach ihm und traf ihn durch die hinter den Schienbeinen sitzenden Muskeln und zwar der Art, daß beide Füße durch das Geschoß an einander geheftet wurden. Trotzdem ließ der Maure das Haar nicht fahren, sondern schleppte den Goten mit sich fort. Jetzt erhoben sich die Goten aus ihrem Hinterhalte. Aber Belisar bemerkte sie vom Lager aus und ließ sogleich durch die Trompete des Fußvolks das Zeichen zum Rückzuge geben. Auf dieses Signal hin zogen sich die Römer allmählich zurück, den Mauren samt dem Speere, der ihn durchbohrt hatte, mit sich fort tragend. Die Goten aber wagten ihnen nicht mehr nachzusetzen, sondern kehrten unverrichteter Sache zurück.

So verstrich geraume Zeit. Mangel an Lebensmitteln drückte die Barbaren, und die Not wuchs. Da berieten sie sich, wie sie Vitigis von ihrer traurigen Lage berichten könnten. Niemals jedoch ließen die Römer in ihrer Bewachung nach, und niemand ließ sich daher finden, der gewagt hätte, sich der gefährlichen Sendung zu unterziehen. Sie ersannen daher eine List. Sie warteten eine mondlose Nacht ab und befahlen den Kriegern, welche es übernommen hatten, zu Vitigis zu gehen, sich mit den Briefen bereit zu halten. Dann erhoben sie mitten in der Nacht auf allen Teilen des Mauerringes ein lautes Geschrei. Wer es hörte, der wäre auf den Gedanken gekommen, ein heftiger Angriff des Feindes hätte sie in Schrecken gesetzt und in Verwirrung gebracht oder die Stadt sei plötzlich genommen worden. Die Römer vermochten denn auch den Grund nicht zu erraten, hielten sich auf Belisars Befehl ruhig im Lager und überlegten, ob von der Stadt aus ein Angriff erfolgen werde oder ein Entsatzheer von Ravenna her gegen sie vorrücke. Jedenfalls waren sie der Meinung, daß es besser sei, unversehrt in Sicherheit zu bleiben, als in finsterer Nacht sich offenbarer Gefahr auszusetzen. So gelang es den Barbaren, unvermerkt ihre Boten nach Ravenna zu entsenden. Ohne auf einen Feind zu stoßen, langten diese nach drei Tagen bei Vitigis an und übergaben ihm einen Brief, der also lautete: ‚Als Du uns in Auximum in Besatzung legtest, sagtest Du uns, o König, daß Du uns die Schlüssel Ravennas, ja Deines Reiches anvertrautest. Deshalb hast Du uns befohlen, wacker die Wacht zu halten, damit wir mit aller unserer Kraft verhinderten, daß der Goten Macht an den Feind ausgeliefert würde. Dann hast Du uns auch versichert, daß Du uns, wenn wir der Hilfe bedürften, rasch zu Hilfe eilen würdest, so daß Du selbst der Bote Deiner Ankunft wärst. Wir haben uns sicherlich als treue Wächter Deines Reiches bewiesen und haben mit dem Hunger und mit Belisar gekämpft, doch Du hast uns keine Hilfe gesendet. Siehe zu, daß nicht Auximum fällt, daß Du nicht vernachlässigst, was wir hier hüten, daß nicht die Schlüssel Deines Hauses geraubt werden und dann Dein Haus den Römern offen steht.‘

Also lautete das Schreiben. Als Vitigis es gelesen hatte, sandte er sogleich die Boten wieder zurück und gab ihnen das Versprechen, daß er mit ganzer Macht Auximum zu Hilfe kommen werde. Hernach aber, da mancherlei Bedenken auf ihn einstürmten, blieb er thatenlos. . .

Die Goten aber, die zu Auximum waren, verloren den Glauben an die Hilfe, die sie von Ravenna erbeten hatten, und dachten wieder daran,

Vitigis um Beistand anzurufen. Sie vermochten aber nicht die Wachen zu täuschen und gerieten daher in große Trauer.

Wenige Tage darauf erblickten sie einen römischen Soldaten, der Geburt nach ein Besse*), Burcentius mit Namen, der unter dem Armenier Narses**) diente. Er stand zur Mittagszeit allein auf Posten und sollte verhindern, daß jemand die Stadt verlasse, um Gras zu holen. Zu diesem traten einige Goten heran und begannen eine Unterhaltung. Zuletzt schwuren sie ihm volle Sicherheit zu und verpflichteten sich, jeder Gewalt und Hinterlist sich zu enthalten. Dann luden sie ihn unter dem Versprechen einer großen Geldsumme zu einer Unterredung ein. Er kam, und nun baten sie den Mann, er möge einen Brief nach Ravenna tragen. Sie zahlten ihm sofort eine hohe Geldsumme und versprachen ihm eine größere, sobald er mit einem Briefe Vitigis' zurückkomme. Der Soldat ließ sich durch das Geld gewinnen, versicherte, den Dienst leisten zu wollen, und führte auch sein Versprechen getreulich aus. Mit dem Briefe, den er versiegelt empfangen hatte, eilt er nach Ravenna, wird vor Vitigis gelassen und übergiebt ihm das Schreiben. Es lautete also: ‚Wie es mit uns steht, das wirst Du klar erkennen, wenn Du den Träger des Briefes fragst, wer er sei. Kein Gote kann mehr die Stadt verlassen, und von allen Nahrungsmitteln ist uns nur eines zurückgeblieben, das Gras, das in der Nähe unserer Mauern wächst, und das können wir jetzt auch nur mit dem Blute unserer Krieger erkaufen. Was unser Los sein soll, das kommt Dir und den Goten in Ravenna zu, zu entscheiden' . . ."

Vitigis entschuldigte sich, daß er nicht habe Hilfe bringen können, und bat die Goten auszuhalten. Burcentius kehrte zurück, und es gelang ihm, seine Gefährten zu täuschen und die Antwort auszuliefern. Ja er übernahm es nochmals, einen Brief an Vitigis zu bringen, und wieder kehrte er mit einer ermunternden Antwort zurück. Die Römer staunten, daß trotz der offenbaren Not die Übergabe nicht erfolgte, und suchten sich daher darüber Aufschluß zu verschaffen. Ein Slave von ungeheurem Körperbau fing einen Goten auf der vielumstrittenen Wiese lebendig. Der Gefangene erklärte den Grund und verriet die Botschaften des Burcentius. Der Besse gestand seine Schuld. Er wurde von Belisar seinen Genossen zur Bestrafung überlassen, und diese verbrannten ihn angesichts der Stadt lebendigen Leibes.

---

*) Die Bessen waren ein thrakisches Volk, das in den Hochthälern der Rhodope und des Haemos wohnte.

**) Es ist dieser Narses nicht mit dem großen Feldherrn Narses zu verwechseln.

Damit war den Eingeschlossenen die letzte Möglichkeit, mit dem Könige zu verkehren, genommen.

„Belisar mußte aber sehen, daß trotzdem die Barbaren in ihrer Not aushielten. Er kam daher auf den Gedanken, ihnen das Wasser abzuschneiden, in der Hoffnung, es sei dies der leichteste und kürzeste Weg, die Feinde zur Übergabe zu zwingen.

Im Osten der Stadt brach, einen Steinwurf von der Mauer entfernt, eine Quelle aus dem dort steil abfallenden Felsen und ergoß ihr Wasser in ein altes Becken. Aus diesem schöpften die Einwohner von Auximum ihren Wasservorrat. Belisar meinte nun, daß wenn man es hindern könnte, daß das Wasser sich in dem Behältnis sammele, die Barbaren, bedroht von feindlichen Geschossen, auch in längerer Zeit ihre Krüge aus dem schmalen Gerinsel nicht zu füllen vermöchten, faßte daher den Enschluß, jenes Wasserbecken zu zerstören, und ging an die Ausführung seines Planes in folgender Weise.

Er ließ alle Truppen die Waffen ergreifen und rückte von allen Seiten nahe an die Stadt heran, so daß die Feinde meinten, es werde ein Angriff erfolgen. Dies besorgend, standen die Goten an den Brustwehren. Von dort gedachten sie den Sturm abzuschlagen.

Unterdessen führte Belisar fünf Isaurer, die erfahren in Maurerarbeiten und mit Beilen und anderen Werkzeugen zum Zerschmettern von Steinen versehen waren, zu dem Sammelbecken, ließ sie hier durch Schilde schützen und gab ihnen den Befehl, mit allem Eifer und in größter Schnelligkeit die Mauern zu zertrümmern und auseinander zu reißen. Auch jetzt noch meinten die Barbaren, daß die Römer es auf die Ringmauern abgesehen hätten, machten daher keinen Ausfall, sondern rüsteten sich, die Näherkommenden durch ihre Geschosse zurückzuweisen. Noch ahnten sie keine Hinterlist. Als sie aber bemerkten, daß die Isaurer in das Brunnengewölbe eintraten, schleuderten sie Steine und Geschosse aller Art nach dieser Richtung.

Jetzt flohen in raschem Laufe alle Römer zurück. Nur die fünf Isaurer blieben, um in Sicherheit Hand an ihre Arbeit zu legen. Des Schattens wegen hatten nämlich in alter Zeit die Einwohner ein Gewölbe über jenem Brunnen aufgeführt, und unter diesem Gewölbe konnten jene Krieger der Geschosse lachen, welche die Feinde in dichter Menge nach ihnen warfen. Zuletzt konnten sich die Goten nicht zurückhalten. Ein nahes Thor wurde geöffnet, und von Zorn entbrannt, stürmten sie ordnungslos gegen die Isaurer heraus. Aber Belisar ermutigt die

Römer. Mannhaft werfen sie sich den Goten entgegen. Ein hartnäckiger Kampf entbrennt. Lange wogte er hin und her, viel Blut floß auf beiden Seiten, doch war der Verlust der Römer größer, denn die Barbaren kämpften von der Höhe herab und vermochten daher größeren Schaden zuzufügen, als sie empfingen. Trotzdem wollten die Römer nicht weichen, denn Belisar, der zugegen war und sie mit Worten anfeuerte, zwang sie durch die Scheu, mit der er sie erfüllte, zu bleiben.

In diesem Augenblicke nahm laut schwirrend ein feindlicher Pfeil, aus Zufall oder mit Absicht entsendet, seinen Flug gerade auf den Leib des Oberfeldherrn. Belisar sah ihn nicht und vermochte sich daher nicht gegen ihn zu schützen, noch ihm durch eine Wendung auszuweichen, aber ein Mann seiner Leibwache, Unigatus mit Namen, der neben Belisar stand, wurde den Pfeil gewahr. Rasch streckte er die Rechte vor und rettete dadurch das Leben des Feldherrn. Den Gebrauch seiner Hand gewann er freilich nicht wieder, denn der Pfeil hatte die Sehnen durchschnitten.

Am Morgen hatte der Kampf begonnen, und bis Mittag dauerte er an. Die wackersten Thaten hatten sieben Armenier vollbracht, die unter Narses und Aratius dienten. Auf den abfallenden Hängen liefen sie wie auf ebenem Boden hin und her und brachten den Barbaren, die ihnen entgegentraten, Tod und Verderben, bis jene sich zur Flucht wandten. Als die übrigen Römer den Feind auf dem Rückzug erblickten, drängten sie nach. Jetzt artete das Zurückweichen in wilde Flucht aus, und zuletzt warfen sich die Barbaren hastig in die Stadt.

Die Römer meinten schon, die Isaurer hätten das Wasserbehältnis zerstört und ihr Werk vollbracht, aber auch nicht ein Steinchen hatten jene losschlagen können, denn die alten Baumeister, die bei ihren Arbeiten die größte Sorgfalt anzuwenden pflegten, hatten das Bauwerk so dauerhaft hergestellt, daß es weder dem Einfluß der Zeit noch der Hand des Menschen unterlag. Wie die Isaurer aber sahen, daß die Römer das Schlachtfeld behaupteten, verließen sie das Gewölbe und kehrten unverrichteter Sache in das Lager zurück.

Nun gab Belisar den Befehl, daß man totes Vieh und giftige Kräuter in das Wasser werfe und feuergeglühten Stein, den man ehedem Titanos, jetzt aber ungelöschten Kalk nennt. Im Brunnen sollte der Kalk gelöscht werden. Der Befehl wurde ausgeführt. Fortan mußten sich die Goten eines Brunnens bedienen, der sehr arm an Wasser war, aber innerhalb der Stadtmauern lag. Kaum befriedigte er den notwendigsten Bedarf.

Von jetzt ab verzichtete Belisar auf jeden Versuch, sich mit Gewalt der Stadt zu bemächtigen oder wegen des Wassers oder wegen einer anderen Sache neue Maßregeln zu finden, denn er hatte die Hoffnung, daß der Hunger allein die Feinde bändigen werde. Daher sorgte er nur für die strengste Bewachung aller Zugänge der Feste . . ."

Unterdessen war auch Fiesole (das alte Fäsula) gefallen. Die Truppen, welche vor jener Felsenstadt gelegen hatten, erschienen zur Verstärkung des Belagerungsheeres vor Osimo.

„Belisar ermahnte daher die Goten in Auximum, von ihrem thörichten Widerstande abzulassen und die Hoffnung, die sie bisher auf Ravenna gesetzt hatten, aufzugeben: Alles sei ja doch vergebens. Möchten sie noch so lange Zeit mit dem unerträglichen Elend ringen, nichtsdestoweniger würden sie dasselbe Schicksal erleiden wie die Besatzung von Fäsula."

Lange gingen die Goten mit sich zu Rate. Endlich zwang sie die Hungersnot, den Worten Belisars Gehör zu schenken, und willigten sie in die Übergabe der Stadt ein. Doch machten sie eine Bedingung: frei und ungeschädigt an Hab und Gut wünschten sie nach Ravenna zu ziehen. Hierin fand aber Belisar Bedenken, denn die Vereinigung von so vielen tapferen Männern mit dem Heere von Ravenna mußte ihm Nachteil bringen. Zugleich aber wollte er durch eine Verzögerung sich nicht die Gelegenheit zu einer raschen That entgehen lassen, sondern gegen Ravenna und Vitigis ziehen, so lange noch dort alles voll Ungewißheit und Unordnung war . . . Auch wollten seine Söldner nicht zugeben, daß er den Barbaren gestatte, alle ihre Schätze mit sich zu führen. Sie wiesen auf ihre Wunden, deren sie viele vor der Stadt erhalten hatten, zählten alle ihre Anstrengungen auf, welche sie bei der Belagerung hatten erdulden müssen. Der Preis dafür, so erklärten sie, könne nur die Beute des besiegten Feindes sein.

Endlich wurden die Römer, welche keine Zeit zu verlieren hatten, um den Krieg zu vollenden, und die Goten, welche der Hunger trieb, darüber einig, daß die Römer die Hälfte der Schätze erhielten und unter einander teilten. Die Goten sollten die andere Hälfte behalten und sich dem Kaiser unterwerfen. Beide Parteien beschworen den Vertrag. Die römischen Führer, daß sie das Übereinkommen beobachten, die Goten, daß sie von ihrer Habe nichts verheimlichen würden.

Nachdem der gesamte Besitz der Goten geteilt worden war, besetzten die Römer Auximum. Die Goten aber traten in das Heer des Kaisers ein."

19. Der Fall Ravennas.

Mit zäher Ausdauer hatten die Ostgoten in dem ihnen ungewohnten Festungskrieg von den etruskischen Felsennestern aus sich verteidigt, aber aller Mut, alle Todesverachtung waren umsonst gewesen, da Vitigis' Hoffnungen, noch ein streitbares Heer aufzubringen und mächtige Bundesgenossen zu werben, getrogen hatten.

Burg auf Burg war gefallen. Nur noch einen Hort besaß das Gotenvolk, den Zufluchtsort der letzten Kaiser des Römerreichs, die Hauptstadt des großen Theoderich, das feste Ravenna. Rasch zog Belisar seine Truppen zusammen, die Stadt zu bezwingen und damit dem Kriege ein Ende zu machen. Der Zufall erleichterte die Belagerung. Viele Kähne, welche stromabwärts nach Ravenna Lebensmittel führen sollten, gerieten auf den Sand und fielen in die Hand der Römer. Vom Meere her war bereits die Zufuhr abgeschnitten. So war auch hier der beste Bundesgenosse Belisars, die Not, in der Stadt zu erwarten.

Schon einmal waren während des Krieges die Franken in Italien eingefallen, doch sie hatten beiden Teilen Schaden zugefügt und waren dann wieder weggezogen. Jetzt boten Boten dieses Volkes dem König Vitigis Hilfe an, wenn er bereit sei, die Herrschaft Italiens mit ihnen zu teilen. Gleichzeitig trafen in Ravenna Gesandte Belisars ein, um mit den Goten zu verhandeln.

Prokop*) erzählt weiter:

„Nachdem Vitigis lange Beratung mit den Goten gepflogen hatte, entschloß er sich lieber mit dem Kaiser in Verhandlung zu treten und entließ daher die Franken unverrichteter Sache. Seit diesem Tage wurden die Friedensverhandlungen zwischen Römern und Goten nicht wieder abgebrochen.

Nichtsdestoweniger war Belisar eifrig darauf bedacht, daß die Barbaren keine Zufuhr an Lebensmitteln erhielten. Auch gab er dem Vitalius Befehl, in das Land der Veneter einzurücken und der meisten Plätze sich zu versichern, während Ildiger auf das linke Pouser geschickt wurde. So hielt Belisar beide Flußufer besetzt und konnte hoffen, daß der eintretende Mangel an Lebensmitteln den Barbaren den Mut rauben und sie zwingen würde, auf seine Bedingungen einzugehen.

Da er aber hörte, daß noch ein großer Vorrat von Getreide in den

---

*) A. a. O. II. 28. 29.

öffentlichen Scheuern zu Ravenna aufbewahrt werde, bestach er einen Bürger durch eine Geldsumme. Heimlich sollte er das Gebäude samt dem Getreide in Brand stecken. Andere erzählen auch, daß das mit Zustimmung Mataswinthas, der Gemahlin König Vitigis', geschehen sei. Doch giebt es auch neben denen, welche glauben, daß der Brand in tückischer Weise angezündet worden sei, andere, welche berichten, daß der Blitz die Ursache des Feuers gewesen sei.

Die Goten aber erwogen beide Möglichkeiten. Tiefe Ratlosigkeit kam über sie, denn sie glaubten den Ihrigen nicht trauen zu dürfen und meinten, daß Gott wider sie sei.

In den Alpen, welche Gallien von Ligurien trennen und von den Römern die kottischen Alpen genannt werden, liegen viele Burgen. Zahlreiche Goten saßen hier, tapfere Männer mit Weib und Kindern.

Da Belisar hörte, daß diese Goten auf Abfall sännen, sandte er einen der Seinigen, Thomas mit Namen, mit geringer Begleitung dahin, damit er unter Eid und Vertrag die Barbaren für die Herrschaft des Kaisers gewinne. Als jene Gesandten in die Alpen kamen, nahm sie Sisigis, der den Oberbefehl über jene Besatzungen führte, in seine Burg auf, unterwarf sich ihnen mit seinem Besitz und bewog die übrigen Besatzungen in gleicher Weise zur Unterwerfung."

Vergeblich war der Versuch des Goten Uraja, den Sisigis wieder zu gewinnen. Er mußte davon abstehen und sich nach Ligurien zurückziehen. Enger und enger umschloß Belisar die hungernde Hauptstadt des Gotenvolkes. Da erschienen Gesandte Justinians in Ravenna und boten Vitigis den Frieden an: die Hälfte des königlichen Schatzes und das Land jenseits des Po sollte er behalten dürfen. Gern gingen die Goten auf dies Anerbieten ein, aber als Belisar, der im Triumph Vitigis durch die Straßen von Byzanz zu führen gedachte, unwillig über den Vertrag, seine Unterschrift verweigerte, fürchteten sie irgend eine List und erklärten, ohne eidliche Bekräftigung Belisars keinen Vergleich eingehen zu können.

Prokopius berichtet weiter:

„Die Goten erlagen der Hungersnot und dem Elend. Wohl grollten sie dem Könige Vitigis, hatte doch jederzeit das Unglück ihn verfolgt, aber noch trugen sie Bedenken, sich dem Kaiser anzuvertrauen, denn sie fürchteten, wenn sie sich einmal unterwürfen, zum Verlassen Italiens und zur Übersiedelung nach Byzanz gezwungen zu werden. Daher

beschlossen denn die Männer, welche an Klugheit und Ansehen hervorragten, nach gemeinschaftlicher Beratung die Herrschaft über das Abendland Belisar anzubieten. Sie sandten also zu ihm im Geheimen und baten ihn, den Purpur anzunehmen: Wenn er es thue, so würden sie freudig ihm gehorchen.

Doch Belisar dachte nicht daran, wider Willen des Kaisers sich mit der Krone zu schmücken. Auch war ihm der Name eines Gewalthabers zuwider. Zudem hatte er dem Kaiser einen furchtbaren Eid geschworen, so lange dieser lebe, nie die Verfassung des Reiches anzutasten. Um aber von der Lage Vorteil zu ziehen, gab er sich den Anschein, als wenn er nicht ungern den Antrag der Barbaren vernähme. Vitigis hörte von den Verhandlungen, und obschon er für sein Leben fürchtete, lobte er doch der Goten Entschluß. Auch er sandte heimlich Boten zu Belisar und drang in ihn, die Herrschaft anzunehmen. Niemand, so setzte er hinzu, werde sich ihm dann widersetzen.

Nun versammelte Belisar alle Gesandten und Unterbefehlshaber des Kaisers um sich und richtete an sie die Frage, ob es ihnen als eine große und erfolgreiche That erschiene, wenn man alle Goten und Vitigis selbst gefangen nähme, aller ihrer Schätze sich bemächtige und Italien unter das Scepter Ostroms zurückführe. Jene antworteten, eine solche That würde das Glück Roms vollenden, und baten ihn, so schnell als möglich, auf welchem Wege es auch sei, seinen Plan zu Ende zu führen.

Es sandte daher Belisar sogleich einige seiner Freunde zu Vitigis und den Edlen der Goten und forderte sie auf, was sie versprochen hätten, zu vollenden. Aber schon die Hungersnot duldete kein Aufschieben des Versprechens, und furchtbar wachsend, trieb sie zu einem schnellen Entschluß. Wiederum schickten die Goten zu Belisar Unterhändler und gaben diesen den Auftrag, der Menge gegenüber Schweigen zu beobachten. Nach Entfernung von Augenzeugen sollten sie sich von Belisar einen Eid schwören lassen, daß er keinem von ihnen etwas Böses anthun und der Italiener und Goten König sein wolle. Verpflichte er sich hierzu, so sollten sie mit ihm und dem römischen Heere nach Ravenna zurückkehren.

Belisar beschwor im allgemeinen alle Forderungen der Gesandten, nur was die Herrschaft anbetraf, so erklärte er, den Eid vor Vitigis selbst und den Vornehmen der Goten ablegen zu wollen. Da es aber den Gesandten selbstverständlich schien, daß Belisar den Purpur nicht zurück-

weise, sondern ihn vor allem begehre, so forderten sie ihn auf, sogleich mit ihnen nach Ravenna zu ziehen*).

So marschierte denn Belisar mit seinem Heere in Begleitung der Gesandten nach Ravenna. Zugleich erteilte er den Befehl, daß eine mit Getreide und anderen Lebensmitteln befrachtete Flotte schnell nach dem Hafen Classis segle. So heißt nämlich die Vorstadt Ravennas, wo der Hafen liegt.

Mir aber kam, als ich damals zuschaute, wie das römische Heer in Ravenna einzog, der Gedanke, nicht Hochherzigkeit der Menschen, nicht große Volksmenge, nicht ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes ließen große Unternehmungen zur Vollendung gedeihen, sondern es gebe ein höheres Wesen, das den Sinn der Menschen immer so lenke, daß er Pläne zu ersinnen vermöchte, vor denen jedes Hindernis schwinde, denn die Goten waren an Zahl und Körperkraft ihren Feinden weit überlegen, und obwohl sie seit ihrem Zuge nach Ravenna keine Entscheidung durch die Waffen gesucht hatten und sonst kein Grund sichtbar war, der ihren Mut lähmte, so beugten sie sich doch dem Joche der Minderzahl und glaubten nicht, daß der Knechtschaft Schimpf innewohne.

Die Weiber der Goten aber, welche von ihren Männern gehört hatten, daß die Römer ihnen an Größe des Leibes und an Zahl überlegen seien, spieen alle ihren Männern ins Gesicht, da sie diese unthätig in der Stadt sitzen sahen. Mit den Händen zeigten sie auf die Sieger und verwünschten der Goten Feigheit.

Vitigis wurde von Belisar in ehrenvoller Gefangenschaft gehalten. Die Barbaren, welche diesseits des Po wohnten, erhielten den Befehl, auf ihre Landgüter zu gehen und für diese nach ihrem Gutdünken Sorge zutragen, denn Belisar fürchtete von dieser Seite keine Feindseligkeit mehr. Auch glaubte er nicht, daß sich die Goten hier zusammenrotten würden, weil in jenen Gegenden ein bedeutender Teil des römischen Heeres in die Städte als Besatzung zerstreut lag. Mit Freuden zogen die Goten heim. Hierdurch gewannen die Römer an Sicherheit, denn jetzt gaben sie den Goten in der Stadt an Zahl nichts mehr nach. Alsdann nahm Belisar die Schätze des königlichen Palastes in seinen Besitz, um sie dem Kaiser zu senden. Von den Goten beraubte er aber niemand, noch duldete er, daß die Seinigen sich an ihrer Habe vergriffen, sondern wie vereinbart war, behielt jeder ungeschmälert sein Gut.

---

*) Ende des Jahres 539.

Als die übrigen Barbaren, welche in einzelnen festen Plätzen noch als Besatzung standen, die Kunde erhielten, Ravenna sei mit Vitigis in die Hand der Römer gefallen, schickten sie Boten an Belisar, um durch einen Vertrag sich und die festen Orte, die ihrer Bewachung anvertraut waren, ihm auszuliefern."

20. Das Auftreten König Totilas.

Die Hinterlist Belisars hatte gerade glänzend vollendet, was seine Waffen siegreich begonnen hatten, als ihn Verleumdungen und der drohende Perserkrieg nach Byzanz zurück riefen und ihm nicht erlaubten, die Verwaltung des neugewonnenen Reiches zu ordnen.

Vitigis wurde mit hinweggeführt. In ehrenvoller Gefangenschaft hat er am Hofe des Kaisers als Patricius gelebt und ist hier gestorben. Seine Witwe, die Amalertochter Mataswintha, vermählte sich nachmals mit dem Brudersohn des Kaisers, Germanus.

Doch noch war der Widerstand nicht ganz gebrochen. Die Goten jenseits des Po schöpften von neuem Mut und boten Uraja die Herrschaft an, jedoch dieser wies, als Verwandter des unglücklichen Vitigis, die Krone zurück und lenkte die Wahl auf Ildibad. Aber obgleich Ildibad zum Könige erhoben wurde, begann er doch wieder Verhandlungen mit Belisar, der damals noch nicht Italien verlassen hatte, und suchte ihn mit der Aussicht auf die Krone zu gewinnen. Doch auch jetzt war der Versuch, Belisar zur Untreue gegen seinen Herrn zu verlocken, vergeblich. Belisar ging nach Byzanz zurück.

Nun versammelte König Ildibad in Ticinum (Pavia), der einzigen Stadt, die ihm geblieben, die letzten Scharen seiner Goten. Zwar gelang es ihm, den byzantinischen Feldherrn Vitalius bei Treviso vollständig zu schlagen, aber die Freude über den glücklichen Anfang wurde bald durch böse Zwietracht im Gotenlager getrübt, denn zwischen Uraja und Ildibad entbrannte ein Streit, dem Uraja zum Opfer fiel. Darum warfen die Goten allen ihren Zorn auf den König. Ein Gepide, Wila mit Namen, dem Ildibad die Braut genommen hatte, um sie einem anderen zu geben, erschlug ihn beim Mahle.

Unter den Goten lebte eine große Anzahl stammverwandter Rugier. Diese benutzten die Verwirrung und hoben schnell einen der Ihrigen, Erarich, auf den Thron, aber die Goten wollten dem Gepiden nicht unterthan sein, sondern riefen 542 den tapferen Befehlshaber von Treviso,

Ildibads Neffen, Totila, zum Könige aus, und da Erarich mit Justinian verhandelte, um dem Gotenreiche wenigstens das linke Poufer zu erhalten, töteten sie ihn.

So war Totila der alleinige Herr seines Volkes. Das Reich Theoderichs war zerstört, nur flüchtige Haufen Goten hatten am Südabhange der Alpen ihre Freiheit behauptet. Es war eine traurige Erbschaft, die der Gotenkönig antrat, und doch lagen die Verhältnisse, da Totila die dornenvolle Krone, deren Last seine Vorgänger erlegen waren, annahm, nicht mehr so ungünstig wie kurze Zeit vorher, denn die Feldherren der Griechen waren uneins, bei den Söldnern wegen ihrer Habsucht und Härte unbeliebt und besaßen nicht das Vertrauen des Heeres. Eben noch hatte man bei Verona eine Niederlage erlitten. Dazu zeigte sich ein Umschwung in der Gesinnung der Italiener. Mit Verrat an ihren Herren hatten sie den Griechen die Wege gebahnt, die Thore der Städte geöffnet. Als sie jetzt unter der Herrschaft des Kaisers dem Drucke unerschwinglicher Steuern erlagen, den sie doppelt schwer empfanden, da die Leiden eines langen, an Verwüstungen reichen Krieges noch nicht verschmerzt waren, vergaßen sie den Haß, den sie auf die Goten, die arianischen Ketzer und Barbaren, geworfen hatten, und wie das neue Leid immer das große Leid ist, so dünkte sie des Kaisers Regiment unerträglich und die Herrschaft der Goten ersehnenswert.

Die Griechen waren nach der Niederlage bei Verona auf das rechte Poufer zurückgegangen. Totila sammelte alle seine Scharen und begann nun mit seinem kleinen Heere, das anfangs nur 5000 Krieger zählte, seinen wunderbaren Siegeszug durch Italien.

Lassen wir unseren Gewährsmann*) weiter berichten:

„Totila rüstete sich den Po zu überschreiten. Vorher aber rief er die Goten zusammen und hielt an sie eine feurige Ansprache:

‚In anderen Schlachten, Genossen meines Volkes, ermunterte die Kämpfenden die Überlegung, daß beide Teile gleich an Kraft wären, zu größerer Anstrengung. Wir aber gehen in wesentlich anderer Lage in den Kampf, nicht dem Feinde gewachsen, sondern mit ungleicher Macht. Überwinden wir unsere Gegner, so können jene in kurzer Zeit den Kampf von neuem beginnen, denn allenthalben haben sie in den festen Plätzen Italiens große Streitkräfte zurückgelassen, und leicht vermögen sie Truppen von Byzanz schnell zu Hilfe herbeizuführen. Trifft uns aber

*) A. a. O. III. 4.

eine Niederlage, dann schwindet für immer uns jede Hoffnung, dann ist der Stamm der Goten dahin, denn schauet um euch: von 200,000 Mann sind wir auf 5000 zusammengeschmolzen.

Noch will ich etwas hinzufügen, was, wie ich glaube, der Erwähnung wert ist. Als ihr mit Ildibad den Beschluß faßtet, die Waffen gegen den Kaiser zu führen, zähltet ihr nicht mehr denn tausend, verbunden durch Gemeinsamkeit des Lebens, und war euer ganzes Reich durch die Mauern Ticinums umschlossen. Doch ihr errangt in der Schlacht den Sieg, und der Sieg vergrößerte euer Heer und euer Gebiet. Darum hoffe ich, und nicht ohne Grund, daß, wenn es euer Wille ist, heldenmütige Thaten zu vollführen, wir im weiteren Verlaufe des Krieges den Feind überhaupt besiegen, denn wer den Sieg an seine Fahnen fesselt, dem wächst die Streitmacht.

Möge daher ein jeder von euch mit tapferem Herzen und mit ganzer Kraft sich auf den Feind werfen, möge er dessen eingedenk sein, daß wir nicht imstande sind, nochmals von neuem den Kampf zu beginnen, wenn uns einmal das Glück im Streite verläßt. Noch eine andere Hoffnung stärkt uns, da wir die Waffen erheben. Unsere Feinde haben durch ihre Übelthaten unsere Macht vermehrt, denn sie behandeln ihre Unterthanen so, daß wir den Bewohnern Italiens, die gewagt haben an uns schändlichen Verrat zu üben, keine weitere Strafe aufzuerlegen für nötig haben: so haben sie, um es kurz zu sagen, jede Art der Unbill von denen erfahren, die sie freundlich aufgenommen haben.

Was kann demnach wohl leichter sein, als den Feind zu bekämpfen, dessen Thaten so schwer sind, daß er von Gott keine Hilfe erhoffen kann!

Unser Vertrauen auf den Sieg muß noch zuversichtlicher werden, wenn wir bedenken, daß der Feind uns fürchtet. Dieselben Söldner sind es, die wir heute angreifen, welche neulich noch in Verona sich befanden und, ohne Grund verzagt, wiewohl kein Mensch sie verfolgte, in toller Flucht davonliefen.‘

So feuerte Totila die Seinen an. Darauf hieß er dreihundert Mann von seinem Gefolge in einer Entfernung von zwanzig Stadien den Fluß überschreiten, sich in den Rücken des feindlichen Heeres ziehen, und sobald es zum Kampfe käme, vom Rücken her herzhaft ihre Geschosse auf den Gegner schleudern. Die einbrechende Verwirrung mußte jeden Gedanken auf tapferen Widerstand unmöglich machen.

Er selbst setzte sogleich mit seinen übrigen Truppen über den Po

und eilte geraden Wegs dem Feinde entgegen, während die Römer sich rüsteten den Angriff aufzunehmen. Schon standen beide Heere zum Kampfe geordnet einander gegenüber, als plötzlich ein Gote, Viliaris mit Namen, ein Mann von gewaltigem Körperbau und furchterregendem Aussehen, im Vollgefühle seiner trotzigen Kraft und voll überschäumender Kriegslust vor die Schlachtreihe sprengte und mitten im freien Felde hielt. Angethan war er mit einem Harnisch, auf dem Haupte trug er den Helm. Laut forderte er unter den Römern zum Kampfe heraus, wer es wage, sich mit ihm zu messen.

Alle lähmte die Furcht. Nur Artabazes stellte sich ihm. Beide Kämpfer tummelten die Rosse gegen einander. Jetzt sind sie einander nahe und schwingen die Lanzen zum tödlichen Stoß, doch Artabazes kommt dem Goten zuvor und durchbohrt ihm die rechte Seite. Viliaris war tödlich verwundet, rückwärts neigte er sich zum Sturze, aber seine Lanze, welche die erstarrende Hand nicht los ließ, traf hinterwärts auf einen Stein auf und bewahrte ihn vor dem Falle. Hitziger drängte Artabazes heran, denn er meinte, der Gegner sei noch nicht zum Tode getroffen, und wollte ihm die Lanze in den Leib rennen, da wollte es ein eigentümlicher Zufall, daß die Spitze von Viliaris Lanze, die beinahe aufrecht stand, des Artabazes Panzer berührte, allmählich daran hinglitt und ihm durch die Haut in den Hals drang. Dort aber durchschnitt das scharfe Eisen die Schlagader. Sogleich stürzte das Blut in Menge hervor. Zwar hatte der Sieger keine Empfindung von Schmerz, aber er ritt doch sogleich zum römischen Heere zurück.

Viliaris brach auf der Stelle tot zusammen, Artabazes aber hauchte drei Tage später sein Leben aus, denn unmöglich war es gewesen, das Blut zu stillen.

Der Ausgang des Kampfes hatte schon die Römer erschüttert, aber noch größeren Schaden brachte es ihnen, daß Artabazes bei der beginnenden Schlacht fehlte, denn während jener außerhalb des Gefechtes für seine Wunde Sorge trug, gerieten die Heere ins Handgemenge. Als die Schlacht ihren Höhepunkt erreicht hatte, brachen plötzlich die dreihundert Goten, die im Rücken der Römer im Hinterhalte gelegen hatten, hervor. Die Angegriffenen meinten, als sie des neuen Feindes gewahr wurden, daß sie es mit einem zahlreichen Heerhaufen zu thun hätten, gerieten in Bestürzung und flohen davon, wie ein jeder eben konnte. Die Barbaren aber hieben auf die ordnungslos Fliehenden ein und richteten unter ihnen ein furchtbares Blutbad an.

Viele Griechen fielen lebendig in die Hand der Goten und gerieten in Gefangenschaft. Alle Feldzeichen blieben in der Hand des Siegers, ein Verlust, wie die Römer ihn bis dahin noch nie erlitten hatten.

Mit geringer Begleitung flüchtete jeder Führer, wie er vermochte, und warf sich in die Stadt, in die der Zufall ihn führte."

21. Totilas Milde und Gerechtigkeit.

Kurze Zeit darauf unterlag bei Mucella in der Nähe von Florenz ein anderes Heer der Byzantiner im offenen Felde. Totila behandelte die zahlreichen Gefangenen, die er machte, mit großer Milde, so daß die meisten freiwillig in seine Dienste traten. Dann rückte der Gotenkönig nach Süden vor, unterwarf weit und breit alles Land und gewann auch das ausgehungerte Neapel durch Vertrag*). Den Neapolitanern wurde volle Freiheit zugesichert, und der byzantinische Befehlshaber Konon erhielt mit seinen Leuten freien Abzug, wohin er wollte.

Prokop**) berichtet weiter:

„Nachdem Totila sich Neapels bemächtigt hatte, zeigte er den Unterworfenen gegenüber eine Menschenliebe, wie sie bei dem Feinde selten, am wenigsten aber bei Barbaren gefunden wird. Elend waren die Neapolitaner vor Hungersnot und vollständig kraftlos. Totila fürchtete daher, sie würden, wenn sie im Übermaß Lebensmittel erhielten, ersticken. Er ergriff daher folgende Maßregel. Nachdem er am Hafen und an den Thoren Wachtposten verteilte hatte, die niemand aus der Stadt ließen, befahl er die Lebensmittel in wohlüberlegter Kargheit auszuteilen, so daß ihre Menge der Größe des Hungers nicht entsprach. Dann ließ er täglich unmerklich die Rationen vergrößern, bis die Einwohner ihre Kräfte wiedergewonnen hatten, und zuletzt ließ er die Thore öffnen und erlaubte jedem hinzugehen, wohin es ihm beliebte.

Konon und seine Söldner wollten nicht in Neapel bleiben. Daher gestattete er ihnen sich einzuschiffen und ließ sie nach Gefallen davonfahren. Da aber die Soldaten, welche aus Scham nach Byzanz nicht zurückkehren wollten und den Wunsch hatten, sogleich nach Rom zu segeln, durch einen ungünstigen Wind am Auslaufen gehindert wurden und schon in Angst gerieten, der Sieg möchte Totila doch veranlassen, sein

---

*) Im Frühling 543.

**) A. a. O. III. 7. 8.

gegebenes Wort zu brechen und sie möchten üble Behandlung erfahren, so rief der Gote, der dies fühlte, alle zu sich, begann sie zu trösten und sprach noch stärker sein Versprechen aus. Dann hieß er sie guten Mutes sein, ohne Besorgnis mit dem Gotenheere verkehren, Lebensmittel einkaufen und von den Seinen wie von Freunden anzunehmen, was sie sonst noch notwendig hätten. Als aber der Wind ungünstig blieb, gab er ihnen Pferde und Zugtiere, beschenkte sie mit Reisebedürfnissen und ließ sie auf dem Landwege nach Rom davonziehen. Angesehene Goten gab er ihnen mit, sie zu geleiten.

Er selbst verließ die Stadt, nachdem er die Mauern Neapels dem Boden gleich gemacht hatte, denn er fürchtete, die Römer könnten sich wieder der Festung bemächtigen und von ihr aus gegen die Goten vorbrechen. Auf offenem Felde, in ehrlichem Streite wollte er mit ihnen um den Sieg ringen, nicht aber mit künstlichen Ränken und Hinterlist kämpfen. So zerstörte er den größten Teil der Mauern. Was übrig war, ließ er ungebrochen zurück.

Um diese Zeit kam ein Römer, seiner Geburt nach ein Kalabrese, zu Totila und klagte ihm, daß einer von seinen Waffenträgern Gewalt gegen seine Tochter gebraucht habe. Der König ließ den Mann, der die That nicht leugnete, in den Kerker werfen und beeilte sich, das Verbrechen zu bestrafen. Da es aber ein mutiger und kriegerischer Mann war, so traten die vornehmsten Männer unter den Goten, die für sein Leben fürchteten, zusammen, kamen zu Totila und baten ihn, er möge dem Manne seine Schuld verzeihen.

Gütig hörte der Held ihre Rede an und ohne jede Bewegung der Leidenschaft. Dann aber sprach er zu ihnen . . ."

Er schloß seine eindringlichen, zu gerechtem Handeln ermahnenden Worte folgendermaßen:

„„Da Theodahad unser Herr war, ein Mann, der das Gold mehr liebte als die Gerechtigkeit, haben wir durch ungerechtes Handeln den Zorn Gottes auf uns geladen. Ihr wißt es ja alle, wer und welche geringe Anzahl von Männern uns zu Boden warf. Nun aber lenkt Gott, nachdem unser Vergehen reichlich gesühnt ist, unser Leben wieder nach seinem Willen und hat, um es mit einem Worte zusammenzufassen, wider alles Erwarten unser Los zum besseren gewendet. Einen größeren Sieg, als wir nach unserer Macht erwarten konnten, haben wir errungen. Besser ist es, wir bewahren uns die Gnade Gottes, die wir ihm verdanken, durch Pflege der Gerechtigkeit, als daß wir Gott beleidigen

und damit bezeugen, daß wir uns selbst beneiden und unser Glück hassen.

Nie kann es, nimmermehr wird es geschehen, daß, wer Ungerechtigkeit und Gewalt verübt, in der Schlacht den Sieg davon trägt, denn der Lenker der Schlachten teilt nur dem Guten den Sieg zu.'

Also sprach Totila. Die Vornehmen unter den Goten riefen ihm Beifall zu und ließen ab, um das Leben des Mannes zu bitten. Dem Gerichte des Führers wurde er überantwortet. Totila aber bestrafte ihn kurz darauf mit dem Tode und gab Hab und Gut des Gerichteten der verletzten Jungfrau."

22. Totila vor Rom.

Durch sein kluges Auftreten machte der Gotenkönig glänzende Fortschritte und gewann fast ganz Italien seiner Herrschaft. Daher sah sich Kaiser Justinian gezwungen, im Jahre 544 Belisar von dem Kriege gegen die Perser abzuberufen und gegen Totila zu senden. Der erprobte Feldherr organisierte sein Heer in Pola in Istrien und ging von da nach Ravenna, doch hinderten ihn der Mangel an Geld und der schlimme Zustand der Truppen, die Offensive kräftig zu ergreifen.

Unterdessen nahm Totila Fermo, Ascoli, Spoleto und Assisi und schritt 545 zur Belagerung Roms. Da es den Byzantinern nicht gelang, Lebensmittel wie Verstärkungen in die Stadt zu werfen, in welcher Bessa und Konon den Oberbefehl führten, so wuchs die Not bald zu erschreckender Höhe. Vergeblich wandten sich die unglücklichen Bewohner an die Feldherren der Griechen mit der Bitte, ihnen entweder die allernotwendigsten Lebensbedürfnisse zu verabreichen oder sie auswandern zu lassen oder sie zu töten. Doch Bessa wies sie zurück und tröstete die Hungernden mit der nahen Hilfe.

Hören wir Prokop*) weiter:

„Allein durch die Verzögerung der Hilfe stieg der Hunger zu furchtbarer Größe und ließ zu den fremdartigsten und unnatürlichsten Speisen greifen. Anfangs wohl verkauften Bessa und Konon, die Führer der römischen Besatzung, noch Korn, das sie reichlich innerhalb der Mauern Roms aufgespeichert hatten, und auch die Soldaten gaben noch, was sie von ihren Rationen entbehren konnten, an reiche Römer um hohen Preis

*) A. a. O. III. 17.

ab. Doch das Maß Getreide kostete sieben Goldstücke und wer nicht so begütert war, um so teure Nahrung sich erschwingen zu können, der kaufte sich um den vierten Teil jener Summe ein volles Maß Kleie und verspeiste es, denn die harte Not machte die Speise zum Leckerbissen.

Die Soldaten von Bessas Leibwache verkauften wohl auch einmal einen Ochsen, den sie bei einem Austritt erbeutet hatten, den Römern um fünfzig Goldstücke. Starb einem Römer ein Pferd oder ein anderes Tier, so wurde er glücklich gepriesen, konnte er doch nun das Fleisch des gefallenen Tieres verzehren. Die große Menge aber nährte sich lediglich von Nesseln, wie sie hier und da an den Stadtmauern und in verfallenen Gebäuden in reichlicher Menge wachsen. Damit aber das Kraut nicht Lippen und Schlund verbrenne, aß man es gekocht.

So lange die Römer noch Geld hatten, kauften sie, wie wir erzählt haben, Korn und Kleie und gingen wieder nach Hause, hier ihr elendes Dasein dahinzuschleppen, aber bald war das Geld zu Ende. Nun trugen sie allen Hausrat nach dem Markte, um dagegen die täglichen Lebensmittel einzutauschen. Zuletzt aber langte das Getreide nicht mehr so weit für die Soldaten, daß sie vermocht hätten den Bürgern davon zu verkaufen — denn nur Bessa allein hatte noch Vorrat —, und besaßen die Römer nichts mehr, womit sie hätten kaufen können. Jetzt waren alle gezwungen, zu den Nesseln ihre Zuflucht zu nehmen, aber dies Nahrungsmittel wollte nicht ausreichen, und der Hunger wich nicht. Da wurden denn die meisten elend, sie magerten ab, bleigrau wurde ihre Farbe und eher sahen sie Gespenstern ähnlich als Menschen. Viele stürzten, während sie herumgingen, plötzlich zu Boden oder starben noch Nesseln kauend. Schon nährte man sich von unaussprechlich ekler Kost. Mancher auch legte Hand an sich selbst, um den Qualen des Hungers zu entgehen. Weder Hunde, noch Mäuse, noch irgend ein anderes Tier fand man mehr, das zur Nahrung hätte dienen können.

Damals lebte in Rom ein armer Mann, der fünf Kinder hatte. Da ihn diese umringten, sein Gewand erfaßten und nach Speise schrieen, stieß er keinen Seufzer aus, zeigte er kein bewegtes Herz. Tief im Innern verbarg er sein Wehe und hieß die Kinder mit ihm gehen, als sollten sie Nahrung empfangen. Er nahm seinen Weg nach der Tiberbrücke. Dort angelangt, zog er sein Gewand herauf zum Antlitz, verhüllte damit seine Augen und stürzte sich angesichts seiner Kinder und der Römer, die zugegen waren, in die Flut.

Jetzt endlich gaben die Befehlshaber des Kaisers allen Römern,

welche auswandern wollten, gegen Geld die Erlaubnis zum Verlassen der Stadt. Wenige blieben zurück, die andern aber eilten dahin, wo sich ihnen eine Zuflucht bot, doch waren die meisten entkräftet durch die Hungersnot, und ereilte sie der Tod auf der Seefahrt oder der Landreise. Viele auch wurden auf dem Wege von den Feinden gefangen und erschlagen.

Das war nun das Los der Stadt Rom und des römischen Volkes."

23. Belisars Rettungsversuch.

Was war nicht alles für Unheil über die stolze, glänzende Cäsarenstadt gekommen! Sie hatte Italien, hatte die Welt bezwungen, und Roms Heere hatten ihre Adler getragen, so weit man damals die Erde kannte. Wie oft waren in glänzenden Triumphzügen siegreiche Imperatoren auf der Via sacra vorüber an den prächtigen mit dem Raube aller Länder geschmückten Tempel und Hallen hinauf zum Kapitol gezogen, und hatte eine freudig erregte, jubelnde Menge die Straßen der Weltstadt durchwogt! Wohl war schon manches Unglück heraufgezogen und hatte die Kaiserstadt schwer betroffen, nie aber zuvor hat Rom solche Leiden ausstehen müssen, wie damals, als beutesüchtige vaterländische Söldner zwischen den verödeten Palästen geboten.

Unterdessen war Belisar in Portus angelangt. Von hier aus gedachte er, die Stadt zu entsetzen, aber große Schwierigkeiten standen ihm entgegen, denn zwischen dem Hafen und der Stadt hatten die Goten, um den Fluß zu sperren, die Ufer durch eine Brücke aus gewaltigen Baumstämmen verbunden und so das Fahrwasser gesperrt. Hüben und drüben waren noch zwei hölzerne Türme errichtet, die von starken Besatzungen gehalten wurden. Klein war Belisars Heer, der wilde Johannes, auf dessen Ankunft er gewartet hatte, nahte nicht und Bessa blieb thatenlos. Trotzdem wagte der Feldherr den Versuch, die Stadt mit Lebensmitteln zu versehen.

Hierüber berichtet Prokopius*):

„Belisar fürchtete, die Not könne die Römer zu einem beklagenswerten Schritt treiben, und sann daher darüber nach, auf welche Weise er in die Stadt Lebensmittel bringen könne. Da er zu schwach war,

---

*) A. a. O. III. 19.

um in freiem Felde eine entscheidende Schlacht mit dem Feinde aufzunehmen, entwarf er folgenden Plan.

Zwei breite Kähne wurden mit einander verbunden und fest zusammengekoppelt und auf ihnen ein Turm errichtet, der bedeutend höher war, als die Türme, welche die Feinde an der Brücke gebaut hatten... Dann ließ Belisar 200 Schnellsegler in den Tiber einlaufen, die an der Seite mit hohen Holzwänden versehen waren. Gleich Mauern erhoben sich diese Wände und waren mit vielen Schießscharten versehen. Auf diese Schnellsegler ließ er eine Menge Lebensmittel, zumal Getreide bringen und bemannte sie mit den tapfersten Kriegern. Andere Soldaten, Reiterei wie Fußvolk, verteilte er an der Mündung des Tibers an beiden Ufern und befahl ihnen, hier in festen Lagern auszuharren und mit aller Kraft den Feind zurückzuweisen, wenn er etwa einen Angriff auf Portus versuche. Den Isaak aber ließ er Portus besetzen und vertraute ihm die Stadt an und sein Weib und alles, was hier aufgespeichert war, und verbot ihm, in keinem Falle den Ort zu verlassen, selbst dann nicht einmal, wenn die Nachricht einliefe, Belisar sei von den Feinden erschlagen. Vielmehr solle er alle Sorgfalt auf die Bewachung verwenden, damit, wenn ja ein Unfall das Heer beträfe, ein fester Punkt zum Rückzuge in seinem Besitze sei. In der That besaßen die Griechen in der ganzen Gegend kein einziges Festungswerk und war alles umher in der Hand des Feindes.

Belisar selbst stellte sich an die Spitze der Flotte und befahl, die Lastschiffe, auf welchen der hölzerne Turm errichtet war, ins Schlepptau zu nehmen.

Über dem Turme hatte er ein Boot anbringen lassen, das mit Pech, Schwefel, Harz und anderen leicht brennbaren Stoffen angefüllt war. Am rechten Flußufer, auf welchem der Weg von Portus nach Rom führt, war das Fußvolk zur Unterstützung des Angriffs aufgestellt. Tags vorher hatte Belisar einen Boten an Bessa abgehen lassen mit dem Befehle, er möge folgenden Tags größere Truppenmengen aus der Stadt herausführen und das feindliche Lager beunruhigen. Es war dieselbe Aufforderung, die er schon wiederholt an ihn gerichtet hatte.

Aber wie schon früher, so kam auch jetzt während des beginnenden Treffens Bessa diesem Befehle nicht nach. Für sich selbst hatte er nämlich immer noch Getreide im Vorrat, denn von den Vorräten, welche früher die Befehlshaber aus Sizilien nach Rom, um Heer und Bevölkerung zu versorgen, geschickt hatten, hatte er nur eine sehr geringe

Menge an das Volk abgegeben, das meiste aber unter dem Vorwande, als sei es für die Soldaten bestimmt, für sich bei Seite geschafft. Und weil er von dem Vorrate für hohe Summen an Senatoren zu verkaufen pflegte, war es gar nicht sein Wunsch, daß die Belagerung so bald ein Ende nehme.

Unter großen Anstrengungen fuhr Belisar mit der Flotte den Tiber stromaufwärts. Nirgends stellten sich ihm die Goten entgegen, sondern hielten sich ruhig im Lager. Schon waren die Römer der Brücke nahe gekommen, als sie auf die Feldwachen stießen, die zu beiden Seiten des Flusses aufgestellt waren, um die Kette, welche Totila zum Schutze der Brücke über den Fluß hatte spannen lassen, zu bewachen, doch wurde der eine Teil der Barbaren getötet, der andere zersprengt.

Rasch fiel die Kette, geradenwegs fuhr man nun auf die Brücke los, und sowie man in ihrer Nähe war, begann man eilig den Angriff.

Sogleich leisteten die Barbaren von den Türmen aus den tapfersten Widerstand und kamen andere aus dem Lager herbei, die Brücke zu beschützen. In diesem Augenblick erteilte Belisar den Befehl, die Lastkähne, welche den Turm trugen, an dem einen der feindlichen Türme anzulegen, der wegen des Wegs nach Portus hier gebaut war, das Boot in Brand zu stecken und dann auf den feindlichen Turm herabzustürzen. Der Befehl wurde ausgeführt. Der Kahn stürzte auf den Turm hinab und setzte ihn augenblicklich in Flammen. Mit ihm verbrannten alle Goten, zweihundert an Zahl. Auch Osda verlor in dem Brande sein Leben, ihr Führer, der streitbarste Held unter allen Goten.

Den Römern wuchs das Vertrauen. In dichter werdender Menge schleuderten sie ihre Geschosse auf die Barbaren, welche rasch aus dem Lager den Ihrigen zu Hilfe eilten. Jene stutzen im Angesicht des Unglücks, das sie betroffen, sie weichen und fliehen zuletzt in jeder Richtung, die Rettung verheißt. Jetzt sind die Römer an der Brücke. Schon sind sie dabei, sie zu zerstören. Der Weg ist frei, um vorzurücken und Rom ungehindert zu erreichen, aber die Göttin des Glückes hatte es anders beschlossen, und die Hinterlist eines boshaften Dämon brachte den Plan der Römer zu Fall.

Während nämlich das Heer sich in der geschilderten Lage befand, verbreitete sich zum Unheil der Römer das Gerücht hiervon und eilte nach Portus. Belisar, so erzählte es, habe gesiegt, die Kette sei gesprengt, die Wache der Goten getötet. Es war dasselbe, was wir oben berichtet haben. Wie aber Isaak das hört, verliert er die Besonnenheit und

brennt vor Begierde, seinen Teil an dem Siege zu haben. Er mißachtet Belisars Befehl und eilt nach dem anderen Flußufer, an dem Ostia liegt, nimmt von der Besatzung, die Belisar dorthin gelegt hatte, hundert Reiter und geht auf das Lager der Feinde, welches Roderich, ein erprobter Kriegsmann, befehligte, zum Sturme vor. Rasch werden die hier aufgestellten Barbaren angegriffen, und es gelingt auch, einige zu verwunden. Unter ihnen befand sich vor allen Roderich selbst, der sich tapfer den Römern entgegengeworfen hatte. Darum verließen die Goten sogleich das Lager und zogen sich zurück. Entweder glaubten sie, daß dem Isaak noch eine größere Menge von Feinden folge, oder sie wollten den Gegner überlisten, um ihn, wie es denn auch geschah, um so sicherer vernichten zu können.

Isaak drang mit seiner Begleitung in das Lager ein und raubte das Silbergeschirr, das hier lag, und andere Schätze. Plötzlich aber kehren die Goten zurück, erschlagen eine große Menge Söldner und nehmen Isaak mit einigen wenigen Begleitern gefangen.

In raschem Laufe sprengen die Reiter zu Belisar und melden ihm, Isaak sei in die Hände der Feinde gefallen. Bestürzung ergreift Belisar. Er unterläßt zu fragen, wie Isaak in Gefangenschaft geraten sei. Um Portus handle es sich, so meint er, um sein Weib, um sein ganzes Unternehmen, um den letzten festen Ort, in den er sich zurückziehen könne, und in dumpfen Schrecken fällt er, wie niemals ihm vorher geschehen war.

Sogleich führt er sein Heer zurück in der Absicht, die Feinde unvorbereitet zu überraschen und mit aller Macht die Stadt wiederzugewinnen, und so zog denn das römische Heer sich von dem Angriffe auf die Goten unverrichteter Sache zurück.

Als aber Belisar nach Portus zurückkam, erkannte er, daß Isaak aberwitzig gehandelt habe, er selbst aber sich ungebührlicher Weise in Schrecken habe setzen lassen. Der Schmerz über das gescheiterte Unternehmen warf ihn aufs Krankenlager, Fieber ergriff ihn und bereitete ihm heftige Qualen und brachte ihn sogar in Lebensgefahr.

Zwei Tage nach diesem Kampfe beschloß Roderich sein Leben. Totila wurde schmerzlich von diesem Verluste getroffen und befahl, zur Sühne Isaak zum Tode zu führen."

24. Die Einnahme Roms durch Totila.

Das Mißgeschick, welches Belisar bei seinem wohl durchdachten Angriff gegen die Brücke gehabt hatte, endlich seine Krankheit, die ihn

zur Thatenlosigkeit verurteilte, entschied das Los Roms. Ruhe trat ein im Lager der Griechen und Ruhe herrschte bei den Goten. Gespenstig öde lag der ungeheure aurelianische Mauerring, kaum von einem Posten bewacht. In der Stadt aber war das Elend grenzenlos.

Wir lassen Prokopius*) weiter berichten:

„Bessa verkaufte von Tag zu Tag das Getreide teurer und häufte so Schätze auf Schätze, denn die Not ließ die Darbenden jeden noch so hohen Preis zahlen. Während er aber alle seine Sorge auf den Gewinn richtete, vernachlässigte er die Bewachung der Ringmauern und alle anderen Maßregeln, die zur Sicherheit dienen. Hatten die Soldaten Lust, sich niederzulegen, so stand ihnen dies frei, so daß nur aus wenigen Mann die Wache auf der Mauer bestand und der Dienst nachlässig gehandhabt wurde. Ja, es war den Wachen gestattet, zu schlafen, denn sie hatten keinen Vorgesetzten, der sie zur Strafe gezogen hätte, und niemand trug durch Abgehen der Posten, wie es Sitte ist, Sorge für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Überdies waren keine Bürger mehr in Rom, die neben den Söldnern die Wache hätten beziehen können. Nur wenige waren, wie wir erzählt haben, in der Stadt zurückgeblieben, und diese hatte die Hungersnot entkräftet.

Vier Isaurer, welche die Wache am asinarischen Thore hatten, benutzten die Nachtzeit, während die Bewachung jenes Teiles der Ringmauer ihnen oblag und an ihre Gefährten die Reihe gekommen war, sich zur Ruhe zu legen, zum Verrate. Sie banden an die Mauerzinnen Seile fest, die bis zum Boden reichten, und ließen sich dann, am Seile mit beiden Händen anfassend, über die Mauer hinunter. Dann gingen sie zu Totila und versprachen ihm, ihn mit dem Heere der Goten in die Stadt aufzunehmen. Ohne Schwierigkeit, so versicherten sie, könnten sie dies ausführen.

Totila versprach ihnen seinen Dank reichlich abzustatten: glücke das Unternehmen, so werde er ihnen eine große Summe Geldes schenken. Darauf sandte er zwei Krieger mit ihnen, um die Stelle zu untersuchen, an welcher, wie jene sagten, die Goten in die Stadt eindringen könnten. Jene kamen bis zur Ringmauer, ergriffen die Seile und kletterten ungefährdet, ohne daß sie angegriffen worden wären, noch jemand von einem Verrate etwas gemerkt hätte, zu den Zinnen empor. Hier zeigten die Isaurer den Barbaren alles: nichts stehe denen, welche heraufzu-

*) A. a. O. III. 20.

steigen wagten, im Wege, der Rückzug sei frei, niemand werde sie daran hindern. Die Isaurer forderten die Goten auf, dies dem Totila zu berichten, und ließen sie alsdann wieder von der Mauer herab.

Wohl freute sich Totila, als er diese Botschaft hörte, doch hatte er noch Verdacht gegen die Isaurer und wollte ihnen nicht allzusehr trauen. Als sie nun wenige Tage darauf wieder zu ihm kamen und ihn zu der Unternehmung ermunterten, gab er ihnen zwei andere Begleiter mit, die alles genau untersuchen und ihm dann darüber Bericht erstatten sollten. Diese meldeten aber, als sie zurückkehrten, genau dasselbe wie die früheren Boten.

Zufälliger Weise traf nun gerade in dieser Zeit eine starke Abteilung römischer Soldaten, welche auf Kundschaft ausgesendet worden waren, unweit der Stadt auf zehn Goten, die auf dem Marsche sich befanden. Sie wurden gefangen genommen und sogleich vor Bessa geführt, der die Barbaren über die Pläne Totilas ausfragte. Die Goten antworteten, der König habe Hoffnung, durch Verrat einiger Isaurer sich der Stadt zu bemächtigen. Denn schon war der Handel vielen Barbaren zu Ohren gekommen.

Bessa und Konon vernahmen dies, mißachteten aber jene Aussage und verschärften nicht die Bewachung. Zum dritten Male erschienen die Isaurer vor Totila und ermunterten ihn zu dem Unternehmen. Jetzt sandte er einen seiner Verwandten und andere Männer mit ihnen zur Stadt. Auch diese kamen zurück, berichteten über die Lage und bestärkten ihn in seiner Absicht.

Totila befahl daher seinem ganzen Heere, sich in tiefster Stille bereit zu machen. Dann führte er es beim Einbruch der Dunkelheit in die Nähe des asinarischen Thores und hieß hier vier Goten, die sich durch Mut und Kraft auszeichneten, zugleich mit den Isaurern an den Seilen zu den Brustwehren hinaufklettern. Es war zu der Zeit der Nacht, in welcher die übrigen Wachtposten schliefen und den Isaurern die Pflicht oblag, an jenem Teile der Ringmauer die Wache zu übernehmen. Ohne Widerstand zu finden, gelangten jene vier Männer in die Stadt und eilten hier nach dem asinarischen Thore. Mit Beilen wurde der Balken, welcher in die Fugen beider Thorgewände eingefügt und vorgelegt ist und beide Thorflügel zusammen zu halten pflegt, zerhackt. Dann zerschlugen sie das Eisenwerk, in welches die Wächter die Schlüssel steckten, um je nach Bedürfnis die Thüren auf- oder zuzuschließen.

So wurde das Thor geöffnet und Totila mit dem Heere ohne

Widerstand in die Stadt eingelassen. Totila führte die Seinigen auf einen Platz zusammen und duldete nicht, daß man sich zerstreue, denn er fürchtete in einen Hinterhalt der Feinde zu fallen. Bald brach, wie zu erwarten war, in der Stadt Verwirrung und Schrecken aus. Die Mehrzahl der römischen Soldaten flüchtete, so schnell ein jeder konnte, mit ihren Führern durch ein anderes Thor davon und nur wenige nahmen ihre Zuflucht zu den zurückgebliebenen Einwohnern und in die Kirchen. Von den Patriziern folgten Decius, Basilius und einige andere, denen noch Pferde zu Gebote standen, dem fliehenden Bessa. Andere, wie Maximus, Olybrius und Orestes suchten in der Kirche des Apostels Petrus Schutz. Vom Volke waren nur noch fünfhundert in der ganzen Stadt übrig, welche sich in die Kirchen schleppten . . . Viele brachten noch während der Nacht dem Totila die Kunde, daß Bessa und die Feinde auf der Flucht seien. Er dankte ihnen für die angenehme Nachricht, die sie ihm brachten, verbot aber die Verfolgung.

‚Was,‘ so sagte er, ‚kann dem Menschen erfreulicher sein als die Flucht seiner Feinde?‘

Endlich brach der Tag an und schwand nun jeder Grund, einen Hinterhalt der Feinde zu befürchten. Jetzt begab sich Totila in die Kirche des Apostels Petrus zum Gebet. Die Goten aber hieben die Menschen nieder, auf die sie stießen. So starben von den Söldnern 26 und vom Volke 60. Als Totila in das Gotteshaus trat, kam ihm Pelagius, Christi Verkündigung in den Händen, mit demütiger Bitte entgegen und sprach: ‚O Herr, schone die Deinen.‘ Unter fröhlichem Lachen antwortete dieser: ‚Kommst du nun, Pelagius, um Gnade zu flehen?‘ Pelagius erwiderte: ‚Gott hat mich zu deinem Knecht gemacht. Aber habe fortan Erbarmen, o Herr, mit deinen Unterthanen.‘

Totila gewährte die Bitte und gab den Goten Befehl, von nun an keinen Römer am Leben zu schädigen. Von den Schätzen sollte das Wertvollste für ihn*) herausgesucht werden, das übrige möchten sie nach Gutdünken unter sich teilen. Vieles aber wurde in den Häusern der Patrizier vorgefunden, bei weitem das meiste jedoch dort, wo Bessa gewohnt hatte, denn der Unselige hatte den gewissenlos zusammengebrachten Gewinn für das verkaufte Getreide hier aufgehäuft. So kam es denn, daß sogar Römer von senatorischem Range wie die Witwe

*) Man darf nicht vergessen, daß der Königsschatz in die Hände der Byzantiner gefallen war, und daß Totila sich gezwungen sah, einen neuen zu sammeln. Auf einem großen Schatz beruhte nicht am wenigsten Macht und Ansehen des germanischen Königs.

des Boëthius, des Symmachus Tochter Rusticiana, welche ihr Vermögen an die Bedürftigen ausgeteilt hatte, in bäuerlichem oder Knechtsgewande Brot und andere Lebensmittel von den Feinden erbettelnd ihr Leben fristeten. Sie gingen herum, Haus für Haus, klopften an die Thüren und baten um eine Gabe und brauchten sich dessen nicht zu schämen.

Die Goten erhoben wider Rusticiana Klage und forderten, daß sie getötet würde: Durch Bestechung der Feldherren des römischen Reiches habe sie diese veranlaßt, Theoderichs Standbilder zu zerstören, um so die Hinrichtung ihres Vaters Symmachus und ihres Gatten Boëthius zu rächen. Aber Totila duldete nicht, daß ihr ein Leid zugefügt werde, und nicht nur sie, sondern auch alle anderen Frauen schützte er vor Gewaltthat."

25. Die Schlacht bei Taginä.

Am anderen Tage versammelte Totila alle Goten um sich und sprach zu ihnen. Mit kurzen Worten erinnerte er sie an den ungeheuren Glückswechsel, der sich in den letzten Jahren vollzogen hatte, und forderte sie eindringlich zur Gerechtigkeit auf: Durch Ungerechtigkeit und Gewissenlosigkeit sei das gotische Volk gefallen, durch Gerechtigkeit aber habe Gott es wieder sich erheben lassen. ‚Ich behaupte,' so schloß er seine Rede, ‚daß ihr unter euch und gegen die Unterworfenen Gerechtigkeit üben müßt. Nur dadurch könnt ihr das Glück an unsere Fahnen fesseln.' Dann berief Totila die Herren vom römischen Senate zu sich und schalt sie heftig: Mit Wohlthaten seien sie von Theoderich und Athalarich überhäuft worden, Ämter habe man ihnen übertragen, zur Staatsverwaltung habe man sie herangezogen und umgeben mit einer Fülle von Reichtum. Mit Undank hätten sie diese Güte gelohnt, ohne triftigen Grund seien sie zu den Griechen abgefallen und seien so an den Goten und an sich zu Verrätern geworden. Dann fragte er sie, was denn Justinian ihnen Gutes erwiesen habe, und zeigte ihnen, wie er wohl wisse, daß von des Kaisers Seite ihren Rechten und ihrer Freiheit übel mitgespielt worden sei. Er drohte ihnen, er wolle sie zu Knechten machen und die römischen Staatsämter den Isaurern zuerteilen, ließ sich aber durch Pelagius' Bitten zu dem Versprechen milder Behandlung bestimmen.

Darauf entsandte er Boten an Kaiser Justinian und bot ihm Frieden und Freundschaft an. Aber vergeblich. Ergrimmt über die Abweisung soll damals Totila daran gedacht haben, die stolze Kaiserstadt, das vielum-

strittene Rom, von Grund aus zu zerstören, selbst die schönsten Paläste in Brand zu stecken und die Stätte zu einer Viehweide zu machen, aber ein Brief Belisars soll ihn bewogen haben, die herrliche Stadt, an der Jahrhunderte lang die edelsten Kräfte gebaut hatten, zu erhalten. So zog denn der Gote, nachdem er sich begnügt hatte, ungefähr den dritten Teil der Ringmauer abzubrechen, von Rom hinweg, das wüst und menschenleer blieb, und bemächtigte sich ganz Unteritaliens. Unterdessen wußte Belisar sich durch einen kühnen Handstreich in den Besitz der verlassenen Hauptstadt zu setzen. Rasch wurden die zerstörten Mauern notdürftig wieder hergestellt, so daß es möglich war, den herbeieilenden Totila zurückzuwerfen. Umsonst waren die Angriffe der Goten, unerfahren wie sie im Belagerungskriege waren, mußten sie sich zuletzt zurückziehen.

Es folgten eine Reihe von Kämpfen, die aber ohne entscheidenden Einfluß auf den Krieg waren. Als aber inmitten der kriegerischen Bewegungen Belisar abberufen wurde, rückte Totila sogleich wieder gegen Rom vor, und diesmal gelang es ihm, sich der Stadt und der Engelsburg zu bemächtigen. Doch zerstörte er die Mauern nicht, sondern rief vielmehr die Bevölkerung zurück und traf Anstalten, was noch von Bauten erhalten war, zu schützen. Ein glücklicher Kriegszug brachte 549 Sizilien in die Gewalt der Goten, schon verheerten Totilas Flotten die Küsten Korfus und des griechischen Festlandes, aber 551 erlagen sie in dem Seetreffen von Ancona. Was nutzte es den Goten, wenn noch Sardinien und Corsika in ihre Hand fielen? Wurden doch durch weitere Eroberungen ihre geringen, zusammenschmelzenden Streitkräfte immer mehr zersplittert.

Endlich sollte sich ihr Schicksal erfüllen. Der als Feldherr und Staatsmann gleich hervorragende neue byzantinische Oberbefehlshaber Narses drang mit einem großen, den Goten weit überlegenen Heere, mit Geld und allen Kriegsbedürfnissen aufs reichlichste versehen, von Salona aus durch Venetien vor, gelangte glücklich bei dem Heere des Goten Teja vorüber nach Ravenna, überwand bei Rimini den Usdrila und rückte nun nach Mittelitalien zum entscheidenden Waffengange gegen Totila vor.

Prokop*) berichtet weiter:

„Sobald Totila die Kunde von dem vernahm, was sich in Venetien zugetragen hatte, machte er anfangs bei Rom Halt, um Teja und dessen Truppen zu erwarten. Bald aber kam dieser mit Ausnahme von zwei-

*) De bello Gothico IV. 29—32.

tausend Reitern, die sich noch auf dem Marsche befanden, an, und nun beschloß Totila, nicht länger zu bleiben, sondern zog mit dem ganzen Heere ab, um auf einem günstigen Terrain den Kampf mit den Feinden aufzunehmen. Als ihm jedoch gemeldet wurde, was dem Usdrila geschehen, und daß die Feinde schon über Ariminum*) hinaus und durch ganz Tuskien vorgerückt seien und schon im Apennin ständen, schlug er nahe einem Dorfe, welches die Eingeborenen Taginä**) nennen, ein Lager auf und erwartete hier den Feind.

Nicht lange darauf errichtete auch das römische Heer unter Narses ein Lager im Apenninengebirge, etwa hundert Stadien von der feindlichen Stellung entfernt, auf einem Platze, der zwar eben, aber von einer Reihe von Grabhügeln umgeben war, die sich hier erhoben. Hier soll vor vielen Jahren Camillus, der Feldherr der Römer, in einer Schlacht das Heer der Gallier besiegt und erschlagen haben. Mit seinem Namen verbürgt heute noch der Ort die That und bewahrt so das Andenken an die Niederlage der Gallier, denn er heißt Busta Gallorum, und Busta nennen die Gallier die Überreste von Scheiterhaufen, auf denen man die Toten verbrennt. Allenthalben aber erblickt man an jenem Orte Grabhügel, welche, durch zusammengeführte Erde erhöht, emporragen.

Von hier aus sandte kurze Zeit darauf Narses einige seiner Vertrauten mit dem Auftrage zu Totila, er solle die Waffen niederlegen und endlich einmal an den Frieden denken, denn er müsse doch in Erwägung ziehen, daß er mit seinem kleinen, frisch zusammengezogenen und ungeübten Heere dem römischen Reiche keinen Widerstand leisten könnte. Zugleich aber trug er ihnen weiter auf, ihn aufzufordern, falls er kampfbegierig sei, einen Tag für die Schlacht zu bestimmen.

Die Gesandten erfüllten den Befehl und überbrachten Totila den Auftrag des Narses. Mit jugendlicher Raschheit antwortete stolz und zornig der Gote, daß sie in jedem Falle kämpfen müßten. ‚Wohlan, edler Mann,‘ fragten jene, ‚welchen Tag wählst du zum Kampfe aus?‘ Totila erwiderte: ‚In acht Tagen werden wir uns mit einander messen.‘ Die Gesandten kehrten zu Narses zurück und meldeten, was man beschlossen hatte. Aber dieser meinte, Totila sinne auf List, und bereitete alles sogleich zum Kampfe vor, als sollte schon Tags darauf die Schlacht beginnen.

Und er hatte sich in der Absicht der Feinde nicht geirrt, denn am

*) Rimini. **) Zwischen Assisi und Fano.

folgenden Tage erschien Totila selbst, noch ehe nur das Gerücht seines Heranmarsches ihm voraneilen konnte, mit dem ganzen Heere. Beide Heere standen einander gegenüber, nur getrennt durch einen Raum, der nicht weiter war als zwei Bogenschuß.

Es lag aber dort ein kleiner Erdhügel. Beide Gegner waren bemüht, diese Erhebung zu besetzen, teils weil sie günstig war, um von oben her die Geschosse auf den Feind zu schleudern, teils weil das römische Heer, welches im übrigen durch die Hügel geschützt war, deren viele in der Ebene lagen, nur auf einem einzigen Pfade umgangen und im Rücken angegriffen werden konnte und dieser Pfad gerade neben jenem Hügel hinlief. Deshalb legten beide Parteien auf den Besitz des Hügels großen Wert. Die Goten gedachten nun während des Treffens den Feind zu umgehen und von hier aus ihre Geschosse auf ihn zu schleudern, jedoch die Römer suchten gerade dieser Gefahr zuvorzukommen. Aber Narses war schneller als die Goten, mitten in der Nacht entsandte er fünfzig aus einer Kohorte auserwählte Krieger ab und befahl ihnen, jenen Punkt zu besetzen und zu halten. Diese gelangten glücklich auf die Höhe und setzten sich, ohne vom Feinde daran gehindert zu werden, in ihren Besitz.

Vor dem Hügel floß ein Bach vorüber, neben jenem Wege, den wir oben erwähnten. Jenseits erhob sich die Höhe, auf welcher die fünfzig Mann dichtgedrängt und, so gut als es bei der Engigkeit des Ortes gehen mochte, sich gerade dem gotischen Lager gegenüber in Schlachtordnung aufstellten. Sobald die Sonne aufging, bemerkte Totila jene Schar. Sogleich wendete er alles auf, um sie von dort zu vertreiben. Schnell wurde ein Reitergeschwader ausgesandt mit dem Befehle, den Feind zu verjagen. Mit gewaltigem Geschrei und dröhnendem Hufschlag brausten die Reiter heran, als wenn sie im ersten Anprall die Gegner vernichten sollten. Diese aber rückten dicht aneinander und erwarteten, hinter ihre Schilde gedeckt, die Goten, die mit verhängten Zügeln ordnungslos heranstürmten. Alsdann stießen sie die Schilde aneinander und schwangen unaufhörlich die Lanzen, so daß die Rosse durch das ununterbrochene Klirren und Dröhnen der Schilde scheuten und die Reiter vor den Spitzen der vorgestreckten Lanzen zurückschraken. Die Rosse drängten zurück, wild gemacht durch das steil ansteigende Terrain und das Getöse der Waffen und unfähig, vorwärts zu dringen, und die Reiter wußten nicht, was sie thun sollten, denn der Feind wich aus seiner festen Stellung nicht zurück und das Roß wollte dem Zügel nicht gehorchen.

So scheiterte der erste Angriff. Die Goten gingen zurück, aber bald

wieder stürmten sie vor, doch nachdem sie denselben Empfang gefunden hatten, wichen sie abermals. So versuchten sie wiederholt vergeblich, den Feind aus seiner Stellung zu vertreiben, gaben jedoch zuletzt den Angriff auf. Ein zweites Geschwader wirft Totila gegen die Höhe vor. Es hat dasselbe Schicksal. Ein drittes folgt, nicht mit besserem Erfolge. Erst nachdem Totila eine Menge Reitergeschwader vorgeführt hatte und allen der Angriff mißlungen war, stand er endlich von dem Unternehmen ab."

Beide Feldherren redeten darauf zu ihrem Volke, beide wiesen darauf hin, daß der bevorstehende Kampf der letzte sein und über das Schicksal Italiens entscheiden werde.

„Darauf rückten beide Heere, in folgender Weise geordnet, zum Kampfe vor. Da sie einander gegenüber treten sollten, bildeten sie die Schlachtreihen so tief und lang als möglich. Auf dem linken Flügel der Römer bis zum Hügel hin standen Narses und Johannes mit dem Kern des römischen Heeres, denn neben den übrigen Söldnern hatte jeder der Feldherren seine Leibtruppen, die Hastati und Scutati, bei sich und eine auserlesene Schar Hunnen. Den rechten Flügel befehligten Valerianus, der wilde Johannes, Dagisthäus und die anderen Römer. Auf den Flügeln waren gegen 8000 Bogenschützen aufgestellt. In die Mitte stellte Narses die Langobarden, Heruler und alle übrigen Barbaren. Er ließ sie absitzen und zu Fuß kämpfen, damit sie, falls Furcht oder Treulosigkeit ihren Kampfeseifer lähmen sollten, nicht zu entfliehen vermöchten.

Den äußersten linken Flügel der römischen Aufstellung hatte Narses hakenförmig gekrümmt. Dort hatten 1500 Reiter ihren Platz gefunden. 500 andere Reiter hatten den Auftrag, wenn ein Teil des römischen Heeres sich zur Flucht wende, sogleich diesem zu Hilfe zu kommen, die übrigen tausend aber den Befehl erhalten, dem feindlichen Fußvolk, sobald es in den Kampf eingriffe, in den Rücken zu fallen, damit es von zwei Seiten her bedrängt werde.

Totila stellte zu gleicher Zeit alle seine Truppen auf und führte sie dann dem Feinde entgegen. Darauf eilte er durch die Schlachtreihen und sprach seinen Kriegern Mut zu und ermunterte sie durch Wort und Haltung zu kühnem Wagnis. Dasselbe that Narses. Er ließ den Seinigen Armspangen, goldene Ketten und Zäume und andere Kostbarkeiten, die geeignet waren, die Herzen zum Kampfe zu entzünden, zeigen.

Eine Zeit lang machte kein Teil Miene, die Schlacht zu beginnen, sondern festen Fußes standen beide Gegner, den Angriff erwartend.

Dann aber sprengte aus der Gotenschar Koka hervor, ein Mann von weitberühmter Tapferkeit. Nahe jagte er an das römische Heer heran und forderte hier einen Krieger zum Zweikampfe heraus. Koka aber gehörte zu jenen römischen Söldnern, die früher zu Totila übergegangen waren.

Sogleich trat ihm einer der Waffenträger des Narses entgegen, ein Armenier, mit Namen Anzalas. Auch er war zu Pferde. Koka machte den ersten Angriff. Mit der Lanze nach dem Leibe des Gegners auslegend, sprengte er auf jenen zu, aber Anzalas riß schnell sein Pferd zur Seite, bog so dem Angriff aus und ließ Koka vorüber. Dadurch gewann er zugleich Gelegenheit, jenem von der Seite her beizukommen und ihm die Lanze in die linke Seite zu stoßen. Koka stürzte vom Pferde und blieb tot am Boden liegen. Durch die römische Schlachtreihe aber brauste ein lautes Jubelgeschrei. Dennoch schritt kein Teil zum Angriffe vor.

Nur Totila allein sprengte jetzt in den leeren Raum, der zwischen beiden Heeren sich ausdehnte, rief aber niemand zum Zweikampfe auf, sondern wollte nur die Zeit hinziehen und den rechten Augenblick abwarten. Er hatte nämlich die Kunde erhalten, daß die zweitausend Goten, welche er erwartete, in der Nähe seien, und gedachte bis zu ihrer Ankunft den Beginn des Treffens zu verschieben. Daher that er folgendes. Er wollte an diesem Tage dem Feinde zeigen, welch' ein Mann er sei. Darum hatte er eine reich mit Gold geschmückte Rüstung angezogen. Von seinem Helm und seiner Lanze wallte Purpurschmuck hernieder, und was sonst einem Könige zur Zierde gereichte, war überaus prächtig. So prangend, tummelte er angesichts beider Heere sein Roß in kunstvollem Waffenspiele und warf, nach allen Seiten hin verschlungene Kreise im Galopp reitend, seine Lanze hoch in die Lüfte, fing sie behende, wenn sie hernieder fiel, noch in der Luft auf und erfaßte sie stets in der Mitte, und indem er den Schaft immer bald mit dieser, bald mit jener Hand ergriff und so mit vielem Geschick wechselte, legte er dar, mit welchem Erfolge er sich in diesem Waffenspiele geübt habe. Dann bog er sich hinten über und drehte sich in vielfachen Windungen bald hierhin, bald dorthin, so daß jeder erkennen konnte, er habe von Jugend auf dergleichen Reiterkunststückchen gelernt.

Mit dergleichen Übungen zog er fast den ganzen Morgen hin. Da er aber beabsichtigte, die Entscheidung noch länger zu verschieben, so sandte er Boten zum römischen Heere und erklärte, in eine Unterredung

mit dem Feldherrn treten zu wollen. Narses aber meinte, es sei wohl auf eine Täuschung abgesehen: Früher, wo er Gelegenheit zur Verhandlung gehabt habe, sei er begierig zum Kampfe gewesen, jetzt, wo man auf dem Kampfplatze sei, suche er sie.

Endlich trafen die 2000 gotischen Krieger ein. Sobald Totila von ihrer Ankunft hörte, ritt er, da es die Zeit des Essens war, in sein Zelt. Darauf lösten auch die Goten ihre Schlachtreihe auf und gingen ins Lager zurück. Als Totila in sein Zelt zurückkehrte, fand er die Zweitausend bereits im Lager. Er befahl nun zunächst dem ganzen Heere, sich am Mahle zu stärken, dann zog er eine andere Rüstung an und hieß seine Krieger aufs Sorgfältigste sich waffnen. Darauf führte er seine Truppen wieder zum Kampfe heraus, in der Hoffnung seine Feinde unerwartet überraschen und niederwerfen zu können.

Allein er fand die Römer nicht ungerüstet, denn Narses besorgte, daß der Feind mit seinem Angriffe ihn zu überraschen gedächte, und hatte deshalb verboten, zu speisen, zu schlafen, den Panzer abzuschnallen oder dem Pferde den Zaum abzunehmen. Doch ließ er seine Krieger nicht ohne alle Nahrung. Bewaffnet, wie sie waren, und in Reih und Glied stehend, mußten sie auf seinen Befehl, den Blick geradeaus gerichtet, in Erwartung des Feindes, etwas genießen.

Indes hatten sie ihre Aufstellung geändert, denn die Flügel, auf welchen je 4000 Bogenschützen standen, hatten auf Narses Geheiß eine halbmondförmige Aufstellung genommen. Bei den Goten hingegen stand das gesamte Fußvolk in dichtgedrängten Reihen hinter den Reitern, damit, falls diese weichen sollten, sie von jenen aufgenommen würden, und sie dann mit vereinten Kräften zum Angriffe auf den Feind vorgehen könnten. Die Goten hatten überdies den Befehl erhalten, sich nicht der Pfeile, noch eines anderen Wurfgeschosses, sondern nur der Lanzen zu bedienen. Darin beging sicher Totila unkluger Weise einen Fehler, daß er beim Beginn der Schlacht aus einem unfindbaren Grunde seine Truppen, welche schon in anderen Dingen dem Feinde nachstanden, auch auf eine einzige Waffe beschränkte, während doch die Römer nach den Umständen sich jeglicher Waffen im Streite bedienten, zur Lanze griffen, zum Schwerte oder zu jeder anderen Waffe, die im Augenblicke zur Hand oder von Nutzen war, bald zu Roß, bald zu Fuß kämpften, bald die Feinde umgingen, bald die Anstürmenden erwarteten und den Angriff, durch die Schilde geschützt, abwiesen.

Bald ließen die Reiter der Goten ihr Fußvolk hinter sich zurück,

allein auf ihre Lanzen vertrauend stürmten sie in wildem Jagen heran, aber nur zu bald zeigten sich, da der Kampf begann, die Folgen ihres tollkühnen Wagemutes. Geradeaus richteten sie ihren Angriff auf die Mitte der feindlichen Schlachtreihe, gerieten aber hier, ohne daß sie es ahnten, auf jene 8000 Mann Fußvolk.

Von allen Seiten fiel ein Hagel von Geschossen auf sie, denn die Bogenschützen hatten nach der Mitte zu Schwenkungen gemacht und umringten nun die Angreifer. Da entsank den Goten der Mut. Ehe sie nur mit den Gegnern handgemein geworden waren, hatten sie in diesem Kampfe viele Leute und Rosse eingebüßt, und als sie spät erst und unter unsäglichen Mühen die feindliche Schlachtreihe erreichten, hatten sie schwere und unersetzliche Verluste erlitten.

Jetzt weiß ich nicht, wem ich vor den übrigen den Preis der Bewunderung zuerteilen soll, den Römern oder den mit ihnen verbündeten Barbaren. In allen war die Kampfbegierde gleich groß und glänzte streitfertiger Mannesmut. Unerschütterlich nahm jede Abteilung den Angriff des Gegners auf, und standhaft wies sie ihn zurück. Der Tag neigte sich, und das Dunkel des Abends zog herauf, als plötzlich beide Schlachtreihen sich in Bewegung setzten. Langsam begannen die Goten zu weichen, und vorwärts drangen die Scharen der Römer. Denn wenn auch die Goten den Angriff begonnen hatten, so leisteten sie doch auf die Länge keinen Widerstand, zogen sich vielmehr vor den Heranstürmenden zurück und lösten sich endlich, erschüttert durch die Überzahl und die treffliche Aufstellung des Feindes, in regelloser Flucht auf. Vergessen war die Abwehr, und es schien, als wenn gespenstische Erscheinungen sie schreckten oder der Himmel selbst sie bekämpfte. So eilten die Reiter der Goten nach kurzer Zeit auf ihr Fußvolk zurück. Als sie hier ankamen, wuchs das Unglück riesengroß, denn nicht in geordneten Reihen waren sie zurückgewichen, so daß sie imstande gewesen wären, mit erneutem Mute und mit gesammelter Macht den Kampf wieder aufzunehmen und dem Feinde trotzig die Stirne zu bieten oder in anderer Weise dem Kampfe eine günstige Wendung zu geben, sondern zersprengt und dem Angriffe der verfolgenden römischen Reiterei unterliegend jagten ihre Reihen zurück. Daher öffnete das gotische Fußvolk seine Reihen nicht, um die Flüchtigen durchzulassen, noch blieb es standhaft, um jenen Gelegenheit zu geben, sich zu sammeln und wieder Mut zu gewinnen, sondern es schloß sich der Flucht der Reiterei an. Im nächtlichen Kampfe brachten sie einander selbst Tod und Verderben.

Das römische Heer benutzte den Schrecken, der die Goten ergriffen hatte, und hieb mitleidlos auf alles ein, was ihm in die Hand fiel. Es wehrten sich die Gegner nicht mehr, sie wagten nicht einmal den Blick erheben und überließen sich auf Gnade und Ungnade dem Feinde.

Der Schrecken ließ auch nicht nach, er wuchs mehr und mehr und erfüllte die Gemüter mit lähmender Betäubung. 6000 Goten verloren in jener Schlacht ihr Leben, viele ergaben sich auch dem Feinde und wurden zwar damals geschont, später jedoch getötet. Aber nicht nur Goten bedeckten die Walstatt, neben ihnen lag auch die Mehrzahl der römischen Soldaten, die früher von dem römischen Heere zu Totila und den Goten abgefallen waren, erschlagen im Felde.

Endlich vermochten die Goten, welche dem Tode und den Händen der Feinde entgangen waren, sich zu verstecken und zu entschlüpfen, wie die Schnelligkeit seines Rosses, oder seiner Füße, oder das Glück dem einen oder dem anderen verstattete oder Zeit und Ort ihn begünstigten.

Damit war die Schlacht bereits geendet. Nacht bedeckte nun die Erde.

Totila war in der Finsternis mit nur fünf Begleitern, unter denen Skipuar sich befand, geflohen. Einige Römer setzten ihnen nach, ohne zu wissen, daß es Totila war, den sie verfolgten. Bei ihnen befand sich der Gepide Asbad. Asbad war nahe an Totila herangesprengt. Schon schwang er die Lanze, um sie dem Könige in den Rücken zu stoßen, da rief ein gotischer Jüngling, ein Diener des Totila, der seinen Herrn auf der Flucht begleitete, um das drohende Verhängnis abzuwenden, laut dem Verfolger zu: ‚Wie, du Hund, du wagst deinen Gebieter zu töten?‘ Asbad stieß sogleich mit ganzer Kraft die Lanze vorwärts und durchbohrte Totila, empfing aber von Skipuars Hand eine Verwundung am Fuße und wurde gezwungen, Halt zu machen. Doch auch Skipuar erhielt einen Streich und blieb zurück.

Die vier Krieger aber, die zugleich mit Asbad den Feinden nachgesetzt waren, ließen von jenen ab, um den verwundeten Genossen in Sicherheit zu bringen, und kehrten mit ihm zurück.

In eiliger Flucht jagten die Gefährten Totilas, die sich noch verfolgt wähnten, davon und führten zwischen sich den todwunden, ohnmächtigen König. Die Furcht trieb sie zu dem gewaltsamen Ritte, und so stürmten sie 84 Stadien weit durch die stille Nacht, bis sie einen Ort erreichten, Capră mit Namen. Hier rasteten sie von der Flucht und verbanden des Totila Wunde, aber schon wenige Stunden später starb der

Held. Seine Gefährten vertrauten den Leichnam der Erde an und flüchteten weiter.

Elf Jahre hatte Totila über die Goten geherrscht, da er ein solches Ende seines Lebens und seiner Regierung fand. Unwürdig war es seiner Thaten, denn während in allen früheren Unternehmungen das Glück ihn begünstigt hatte, stand sein Tod in keinem Verhältnis zu seinem glorreichen Leben. Doch die Schicksalsgöttin, die so oft machtvoll sich erweist und Menschenwerk mißachtet, zeigte auch jetzt ihre Gewalt und wandelte das Los des Menschen wider Erwarten nach ihrem Willen. Sie war es, die lange Zeit Totila mit unbegreiflichem Glücke begnadete, nun aber, ohne daß ein begreiflicher Grund vorgelegen hätte, ihn durch ihren Machtspruch einem traurigen Tode weihte.

Aber dies sind Dinge, die nach meinem Dafürhalten dem menschlichen Geiste von jeher niemals verständlich waren noch je verständlich werden können, obwohl man zu jeder Zeit genug Worte darüber verloren hat. Mag darum ein jeder darüber nach Belieben nachdenken und reden und sich eine Vorstellung machen, die ihn zu trösten imstande ist. Ich aber kehre zu meiner Aufgabe zurück.

Die Römer wußten nicht, daß Totila tot sei, bis ein gotisches Weib ihnen den Hergang erzählte und den Grabhügel wies. Sie argwöhnten, es sei eine Lüge, gingen aber an die Stelle, wo er begraben sein sollte, und befahlen ohne Aufschub den Sarg auszugraben. So fanden sie Totila.

Sie erkannten den König, wie man erzählt, und sättigten an dem Anblicke des toten Gegners ihr Auge. Dann gruben sie ihn wieder in die Erde ein und berichteten dem Narses den ganzen Vorgang.

Doch giebt es auch Leute, welche behaupten, es habe sich mit dem Tode Totilas und der Schlacht anders zugetragen. Es scheint mir darum angemessen, auch diesen anderen Bericht wiederzugeben. Sie erzählen, nicht ohne triftigen Grund und nicht auf unbegreifliche Weise sei die Flucht des gotischen Heeres hervorgerufen worden, sondern während eine römische Abteilung aus der Ferne ihre Pfeile auf die Goten abgeschossen habe, sei Totila durch Zufall, ohne daß der Schütze auf ihn gezielt, von einem Pfeile getroffen worden. Denn Totila habe, gerüstet wie jeder andere seiner Krieger, in Reih' und Glied gestanden und kein Abzeichen getragen, um vom Feinde unerkannt zu bleiben und sich seinen Angriffen nicht allzu sehr auszusetzen.

So habe also das Schicksal die Hand im Spiele gehabt und den

Pfeil auf seinen Körper gerichtet. Auf den Tod verwundet, habe der König unter den heftigsten Schmerzen die Schlachtreihe verlassen und sei mit wenigen Begleitern langsam zurückgegangen. Dann habe man ihn zu Pferde nach Caprä gebracht. Dort sei der Schmerz unerträglich geworden und habe ihm das Bewußtsein geraubt. Man habe ihn darauf verbunden, doch nicht viel später sei der Tod eingetreten. Sobald aber das Gotenheer, das an sich schon dem Feinde im Kampfe nicht im entferntesten gewachsen gewesen sei, wider Erwarten gesehen habe, daß sein König schwer verwundet aus der Schlacht gehe, sei es in Bestürzung geraten, und der Gedanke habe es bedrückt, daß Totila allein ohne feindliche Nachstellung tödlich verwundet worden sei. Deshalb verzagt und mutlos geworden, habe es sich zu grenzenlosem Schrecken und schimpflicher Flucht hinreißen lassen."

26. Tejas Tod.

Nach einem wechselvollen Leben war Totila, der glänzendste Held des ganzen Gotenkrieges, dem selbst der Feind, der uns die Schicksale des unglücklichen Königs beschreibt, seine Bewunderung nicht versagen kann, seinem Schicksal erlegen. Warum das Schicksal jenen Gotenherrscher so hoch erhob und dann wieder so tief fallen ließ, das erscheint dem byzantinischen Geschichtschreiber ein schwer begreifbares Rätsel, an dessen Lösung man verzweifeln müsse.

Narses aber nahm einen festen Platz nach dem anderen und besetzte auch die vielumrungene Hauptstadt des Landes, das verödete Rom.

Unterdessen hatte das letzte Häuflein der Goten in Pavia die Hoffnung auf den Sieg noch nicht aufgegeben. Teja, ein wackerer Held, wurde auf den Schild erhoben, und er, der letzte Gotenkönig, rief nun die Trümmer seines Volkes zum entscheidenden Waffengange mit Byzanz auf. Vergeblich waren seine Versuche, ein Bündnis mit dem mächtigen Frankenvolke zu schließen: man wies ihn zurück.

Unweit Neapel liegt an dem lieblichen Gestade von Bajä die alte Griechenstadt Cumä. Hier lag noch eine starke gotische Besatzung, denn hier hatte Totila den in den Kämpfen mit Rom erbeuteten Königsschatz verwahrt. Als nun Narses mit seinem Heere nach Cumä zog, eilte Teja ihm durch ganz Italien nach, und im Angesicht des rauchenden Vesuv, auf feuerdurchglühtem Lavaboden stellten sich die Heere kampfgerüstet einander gegenüber. Nur ein schmaler, zwischen steilen

Ufern hinströmender Fluß, Drakon mit Namen, trennte die feindlichen Lager.

Zwei Monate vergingen und die Entscheidung fiel nicht. Da zwang die Not den Gotenkönig zum Abzug, denn die Flotte, die bisher ihm reichlich Lebensmittel aus Sizilien zugeführt hatte, fiel durch Verrat in die Hände der Griechen. So zog denn Teja mit seinem Volk hinweg und nahm eine feste Stellung auf einem in der Nähe liegenden Berge ein, dem Mons Lactis.

Prokop*) erzählt weiter:

„Als sich die Goten auf dem lactarischen Berge niedergelassen hatten, bereuten sie alsbald ihren Entschluß, denn noch mehr gebrach es ihnen hier an Lebensmitteln, so daß sie bald nichts mehr besaßen, wovon sie sich und ihre Rosse ernähren konnten.

In dieser Not faßten sie einen heldenmütigen Gedanken. Besser, meinten sie, sei es, in der Schlacht den Tod zu erleiden, als dem Hunger zu erliegen. Darum warfen sie sich unvermutet in plötzlichem Angriffe auf den Feind. Doch hielten die Römer Stand und wehrten sich, so gut es nur möglich war, denn sie kämpften nicht unter ihren Führern, noch nach Abteilungen gesondert und in Reih' und Glied geordnet. Keiner gehorchte den Befehlen, die im Kampfe gegeben wurden, und wie es der Zufall fügte, so stürmte jeder mutig dem Feinde entgegen.

Darauf stiegen die Goten von ihren Rossen und stellten sich, das Antlitz dem Feinde trotzig zugewandt, in eine tiefe Schlachtreihe auf. Sobald dies die Römer sahen, entfernten auch sie ihre Pferde und ordneten sich in gleicher Weise.

Meine Erzählung wendet sich nun einer Schlacht zu, die würdig ist, unvergessen zu bleiben, schon wegen der Tapferkeit eines Mannes, der die Thaten der gefeiertsten Helden des Altertums übertroffen hat, des Teja.

Die Verzweiflung erhöhte die Kraft des Gotenheeres, aber auch die Römer leisteten, obgleich sie sahen, daß der Feind wie im Wahnsinn focht, mutigen Widerstand, denn sie schämten sich, vor der geringen Zahl von Feinden das Feld zu räumen. So stürmten beide Teile wutentbrannt auf einander ein, die einen, um den Tod zu suchen, die anderen, um den Lohn ihrer Tapferkeit zu gewinnen.

Am Morgen begann die Schlacht. Allen sichtbar, den Schild vor-

*) A. a. O. IV. 35.

haltend und die Lanze zum Stoß vorgestreckt, stand Teja, Freund und Feind sichtbar, vor seinem Schlachthaufen. Wenige Waffengenossen waren ihm zur Seite. Als die Römer den König erblickten, meinten sie, der Kampf werde sogleich ein Ende nehmen, wenn der Führer falle. Daher drangen die Mutigsten in großer Menge auf ihn ein. Lanzen wurden gegen ihn geschwungen und Wurfgeschosse geschleudert, aber standhaft fing Teja mit dem deckenden Schild alle Speere auf und stürzte dann wieder plötzlich hervor, eine Menge der Feinde erlegend. War der Schild voll von darin haftenden Speeren, so gab er ihn seinen Schildträgern und ergriff einen anderen.

So hatte der Held ununterbrochen den dritten Teil des Tages gestritten. Eben wurde der von zwölf Speeren starrende Schild seinem Arme zu schwer, und er vermochte ihn nicht mehr nach Belieben zu bewegen, noch die Angriffe damit zurückzuweisen. Eilig rief er daher einen seiner Schildträger herbei. Aber er verließ seine Stellung nicht, er wich nicht um eines Fingers Breite zurück, ließ die Feinde nicht vorrücken, noch lehnte er seinen Rücken auf den Schild oder wandte er sich zu Seite, sondern aufrecht, als wenn er mit dem Boden zusammengewachsen wäre, stand er, den Schild mit der Linken vorhaltend und den Angriff abwehrend, mit der Rechten aber Tod den Feinden bringend. So rief er seinen Waffenträger beim Namen. Der Gerufene reichte sofort einen anderen Schild, und der König vertauschte alsbald den von Wurfgeschossen beschwerten Schild mit dem neuen.

Nur einen Augenblick blieb dabei seine Brust unbedeckt, und in diesem Augenblick traf ihn ein Wurfspeer und tötete ihn auf der Stelle.

Die Römer schnitten der Leiche das Haupt ab, steckten es auf eine Lanze und zeigten es, hocherhebend und herumtragend, beiden Heeren: Um so zuversichtlicher, so hofften sie, würden die Ihrigen vorgehen, die Goten aber alle Hoffnung sinken lassen und die Waffen niederlegen.

Aber auch jetzt gaben die Goten den Kampf noch nicht auf. Bis in die Nacht stritten sie fort, obwohl sie wußten, daß der König tot sei.

Die Nacht trennte endlich die Kämpfenden, aber an derselben Stelle harrten beide Heere bewaffnet aus, und sobald am anderen Tage das erste Licht den Himmel rötete, erhoben sie sich wieder gegen einander und kämpften bis zur Nacht, trotzig entschlossen, nicht zu weichen, nicht zu fliehen oder nur zurückzugehen, obwohl auf beiden Seiten viele Krieger erschlagen zu Boden sanken. Von grimmiger Wut entflammt, setzten sie den Kampf weiter fort, denn den Goten war es klar, daß sie ihren

letzten Kampf kämpften, und die Römer hielten es für schimpflich, hinter ihren Gegnern zurückzustehen.

Endlich sandten die Barbaren einige ihrer angesehensten Männer zu Narses und ließen ihm kund thun, sie sähen ein, daß sie wider den Willen Gottes den Kampf führten. Sie fühlten seine strafende Gewalt und gäben sich, nachdem sie noch einmal alles Unglück sich vergegenwärtigt hätten, das ihnen zugestoßen sei, keiner Täuschung mehr über das ihnen bestimmte Geschick hin. Darum seien sie bereit, für die Zukunft die Waffen niederzulegen; aber ohne dem Kaiser Gehorsam zu leisten, wünschten sie mit anderen Barbaren zusammen nach ihren Gesetzen zu leben. Sie baten also die Römer, sie möchten sie ungestört abziehen und ihren weisen Entschluß nicht bereuen lassen. Als Wegzehrung sollten die Römer ihnen die Schätze geben, die sie früher in den festen Plätzen Italiens niedergelegt hätten.

Narses legte die Forderung der Goten seinen Feldherrn zur Beratung vor. Johannes, der Neffe des Vitalianus, riet, daß man dem Verlangen der Barbaren zustimme, denn nicht länger dürfe man mit Menschen kämpfen, die nur noch den einen Wunsch hätten, zu sterben, und man solle nicht den Kampf gegen eine Kühnheit versuchen, die aus der Verzweiflung am Leben entstanden sei. Sie könnte denen, die sie besäßen, wie denen, die sich entgegenstellten, verderblich werden. ‚Männer von Klugheit und Mäßigung,‘ so schloß er seine Rede, ‚lassen es genug sein am Siege. Wer darüber hinausgehen will, der möchte wohl Unglück erleiden.‘

Narses stimmte diesem Vorschlage bei. So wurde denn ein Vertrag gemacht, nach welchem alle Barbaren, die am Leben geblieben waren, sogleich Italien zu verlassen hätten und keinen Krieg mehr mit den Römern zu führen sich verpflichteten.

Unterdessen hatten schon tausend Goten das Lager verlassen. Sie zogen nach Ticinum*) und dem Lande jenseits des Po. . . .

Alle anderen Goten aber leisteten einen Eid und bekräftigten so alle Vereinbarungen. Cumä und alle übrigen Plätze wurden darauf den Römern übergeben.

*) Ticinus oder Ticinum ist das h. Pavia.

27. Aligern.

Aber noch nicht war es mit dem Kampfe zu Ende, wie uns die dem Ende zuhastende Geschichte Prokops, der bisher unser Gewährsmann war, glauben machen will. Die Goten im Norden von Italien wollten die festen Plätze, die sie noch inne hatten, nicht räumen und riefen, da der Frankenkönig Theodebald seinen Beistand versagte, zwei alemannische Fürsten aus seinem Reich, Leutharis und Butilin, zu Hilfe.

Beutegierig zogen diese mit einem großen Heere von Alemannen, Franken und Burgundern über die Alpen. Neue Hoffnung erfaßte die Goten, schon glaubten sie an eine Wiedererhebung ihres Volkes und an die Wiedererstehung des gotischen Königtums. Unter diesen Umständen war es wichtig, was Aligern, Tejas Bruder, der Cumä mit dem Kronschatze verteidigte, thun würde. In seinen Händen lag die Entscheidung.

Wohl hätte Aligern alles für die Freiheit seines Volkes geopfert und die Hand jedes Freundes ergriffen, mit den Franken aber gemeinsame Sache zu machen, schien ihm keinen Gewinn zu bringen: ihr Streben ging nach dem Besitze Italiens. Daher machte er lieber einen Frieden mit Narses und lieferte ihm Cumä aus.

Agathias aus Myrina im kleinasiatischen Aeolis hat in fünf Büchern eine Fortsetzung von Prokops Geschichtswerk geschrieben. In schwülstiger und unleidlich breiter Sprache schildert er uns die Kämpfe Justinians gegen Goten, Franken und Perser in den Jahren 553—560.

Wir entlehnen seiner Darstellung*) den letzten Heldenkampf der Goten in Italien:

„So machten sich denn Leutharis und Butilin auf, das römische Reich mit Krieg zu überziehen. Beide wurden von stolzer Hoffnung erfüllt und wollten nicht mehr unter den bisherigen Verhältnissen leben. Narses, so meinten sie, werde nicht einmal ihren ersten Angriff aushalten können, und ganz Italien und Sizilien müßten in ihre Hand fallen. Ja sie wunderten sich über die Goten, daß sie sich vor einem solchen Menschen, der an ein Bett und ein behagliches und schwelgerisches Leben gewöhnt sei und nichts Männliches an sich habe, fürchteten. In solchem Wahne waren sie voll Übermut und Siegeszuversicht und rüsteten sich, nachdem sie viel Volk gesammelt und ein Heer von Alemannen und

*) Agathiae Scholastici Myrinensis historiae ed. Niebuhr. Corpus script. hist. Byzant. III. Bonn 1828. I. 8—11. 20.

Franken, das 72,000 Streiter zählte, zusammengerufen hatten, sogleich zum Kampfe und zum Einfall in Italien.

War auch Narses, der Feldherr der Römer, nicht vollständig von ihren Plänen unterrichtet, so wollte er doch in kluger Vorsicht dem Angriffe der Feinde zuvorkommen und beschloß daher, sogleich einige Städte Tuskiens, die sich noch in den Händen der Goten befanden, mit aller Kraft zur Unterwerfung zu zwingen, denn sein Sieg hatte ihn nicht hochmütig gemacht, noch ihn dazu verführt, nach den Mühen des Krieges sich der Unthätigkeit und dem Vergnügen zu überlassen, was wohl ein anderer gethan hätte. Daher rückte er sogleich mit seinem Heere gegen Cumä. Es ist dies aber wohl die festeste Stadt Italiens und nicht leicht zu erobern, denn sie liegt auf einem steilen, schwer ersteigbaren Hügel wie eine Warte am tyrrhenischen Meere, und hart an der Küste erhebt sich dieser Hügel, so daß an seinem Fuße sich die Wellen brechen. Oben liegt die Stadt, umgeben mit einem Wall und mit Türmen und festen Brustwehren stark geschirmt.

In dieser festen und sicher gelegenen Stadt hatten Totila und Teja, die früheren Könige der Goten, was sie von wertvollen und kostbaren Schätzen besaßen, bewahrt. Sobald nun Narses hierher kam, gab er sich alle Mühe, die Stadt so schnell als möglich zu nehmen, damit die Goten keinen festen Platz mehr besäßen, von dem aus sie Ausfälle machen könnten, und damit sein Sieg vollständig sei.

Aligern, der jüngste Bruder des Gotenkönigs Teja, befehligte in der Stadt. Er hatte eine nicht geringe Schar um sich gesammelt und dachte nicht daran, die Waffen niederzulegen. Daß Teja im Kampfe gefallen und der Goten Macht zerschlagen und vernichtet sei, hatte er wohl erfahren, aber trotzdem ließ er den Mut nicht sinken, noch fürchtete er ein feindliches Geschick, vielmehr wuchs, da er auf die Lage der Stadt und den reichlichen Vorrat an Lebensmitteln vertrauen konnte, seine Kühnheit und seine Zuversicht und wurde in ihm die Hoffnung gewiß, daß er des Feindes sich erwehren könne.

Nachdem Narses die Seinen angefeuert hatte, rückte er sogleich mit dem Heere vor die Stadt. Unter unsäglichen Mühen erklomm man den Abhang und näherte sich den Befestigungen. Dann warfen die Angreifer Geschosse auf die Goten, welche an den Mauerzinnen standen. Ununterbrochen entschwirrten den Bogensehnen die Pfeile und wurden Schleudersteine nach der Höhe geworfen, und was von Wurfgeschützen zur Belagerung

diente, führte man herbei. Aber Aligerns Genossen, welche auf der Mauer zwischen den Türmen aufgestellt waren, wurden im Kampfe nicht müde, Speere und Pfeile zurückzusenden. Gewaltige Steine schmetterten sie mit den Händen hinunter auf die Anstürmenden, Baumstämme und Beile, und was ihnen sonst noch zur Abwehr gut erschien. Auch der Wurfgeschütze und anderer Verteidigungsmittel bedienten sie sich und unterließen überhaupt keine Maßregel, die ihnen nützlich sein konnte. Die Geschosse, die Aligern schleuderte, erkannten die Römer leicht vor anderen, denn mit lautem Schwirren und ungeheurer Schnelligkeit kamen seine Pfeile herangeflogen. Trafen sie auf einen Stein oder sonst einen harten, schwer zerbrechlichen Gegenstand, so zerschmetterten sie ihn durch die Gewalt des Fluges. Als Aligern den Palladius erblickte, der bei Narses viel galt, einer der Führer des römischen Heeres war und zu den angesehensten Befehlshabern gehörte, wie er in eherner Rüstung mit großer Zuversicht gegen die Mauer vorrückte, sandte er von der Höhe einen Pfeil gegen ihn ab und schoß den Mann durch und durch, durch Schild und Panzer. So übertraf er alle anderen an Kraft und so stark war sein Arm, um den Bogen zu spannen. So wurde viele Tage hinüber und herüber geschossen, aber beiden ging die Sache nicht nach Sinn, denn den Römern mußte es schimpflich erscheinen, abzumarschieren, ohne die Stadt in ihre Gewalt gebracht zu haben, und die Goten andererseits konnten offenbar durch Belagerung nicht zum Nachgeben gezwungen werden.

Der Feldherr Narses war unzufrieden und zürnte, daß die Römer viele Zeit vor der kleinen Feste verlieren sollten. Nachdem er aber lange unschlüssig alles in Überlegung gezogen hatte, schien es ihm zuletzt als das Beste, die Belagerung der Burg in folgender Weise zu versuchen. In dem nach Osten liegenden Teile des Hügels war eine Höhle, von beiden Seiten geschlossen und oben gewölbt. Geheimnisvolle, von der Natur gebildete Klüfte enthält sie und einen gewaltigen schluchtenreichen Gang. Hier, so erzählt man, hat einst die italische Sibylle gewohnt, ein wunderbares, gotterfülltes Wesen, welches denen, die nach der Zukunft forschten, ihr Los verkündete. Auch berichtet man, daß Aeneas, des Anchises Sohn, hierher gekommen sei und die Sibylle ihm alles erzählt habe, was später in Erfüllung gegangen. Über dieser Höhle erhob sich ein Teil der Stadtmauer und ruhte auf der Wölbung. Narses bemerkte dies und dachte daraus Nutzen zu ziehen. Sogleich sandte er in die Höhle eine große Menge von Männern mit Werkzeugen, um die

Steine loszuschlagen und die Mauern zu untergraben, und befahl ihnen, den Fels, auf welchem die Mauer der Feste lastete, zu zerstören und dort die Höhle zu erweitern. Durch Ausbrechen und Absprengen arbeitete man sich bis zum Grunde des Befestigungswerkes durch. Bald erblickte man das Fundament. Darauf ließ Narses Balken in Reihe aufrecht in die Höhe stellen, welche das ganze Gewicht der Mauer zu tragen hatten, denn nicht sollte sie zu früh den Halt verlieren und einstürzen und so den Goten den Plan verraten. Dann nämlich hätten jene die Absicht der Römer irgendwie durchkreuzt, den Schaden ausgebessert und den gefährdeten Punkt auf das Sorgsamste bewacht. Damit überhaupt das ganze Vorhaben geheim bliebe und die Goten nicht den Lärm von dem Zertrümmern des Gesteins hörten, ließ Narses so oft als möglich unter großem Geschrei und Waffenlärm einen Angriff machen. So war das Getümmel überaus groß und die Belagerung voll Lärm und Getöse. Als aber die Mauer, welche auf der Höhle ruhte, ganz untergraben war, keinen festen Halt mehr hatte und nur noch von den aufgerichteten Stützbalken getragen wurde, ließ Narses trockenes Laub und was er noch von dürren und leicht brennbaren Dingen bei der Hand hatte in der Höhle um die Pfosten aufhäufen, Feuer anlegen und dann die Seinen hinausgehen. Kurze Zeit verging, und die Stützen wurden vom Feuer erfaßt und gaben, von den Flammen verzehrt, dem lastenden Drucke nach. Was aber von Befestigung durch jene Strebebalken in der Höhe erhalten worden war, das brach jetzt zusammen. Türme und kleinere Befestigungen, welche dort standen, wurden sogleich losgerissen und stürzten herunter. Ein Thor befand sich in jenem Teile der Mauer. Auf das Tapferste wurde es von den Feinden verteidigt und der Schlüssel dazu von den Wächtern bewahrt. Jetzt wurde es zugleich mit dem Verschließbalken und dem Schloß herabgeschleudert und stürzte auf den Strand und die Klippen. Zugleich fiel alles mit herunter, was mit ihm in Verbindung stand, die Pfosten, das Dach, der Thürsturz und die Thürangeln, die in der Schwelle befestigt waren.

Jetzt endlich erschien die Erstürmung der Stadt den Römern leicht und der Feind unschwer zu überwinden. Aber auch jetzt noch trog die Hoffnung, denn ein Felsspalt und der steile Abfall des Hügels, der noch im Innern der Feste zu überwinden war, machten die Stadt nicht weniger schwer zugänglich als vorher. Wohl ließ mit Aufbietung aller Kraft Narses den Sturm auf die Stadt wiederholen, um sich sogleich in ihren Besitz zu setzen, aber die Goten sammelten an der gefährdeten Stelle

ihre Streitkräfte und leisteten den tapfersten Widerstand. So wurde Narses zurückgeworfen, ohne etwas erreicht zu haben . . ."

Der byzantinische Feldherr wollte nicht Zeit und Truppen nutzlos vor dem Felsenneste vergeuden, zumal er jetzt die Nachricht erhielt, daß die räuberischen Scharen der Franken und Alemannen sich dem Po näherten. Er ließ daher einen Teil seines Heeres zur Fortsetzung der Belagerung vor Cumä zurück, er selbst aber ging dem neuen Feinde entgegen.

„Da nun Aligern in Cumä mit sich zu Rate ging wegen der damaligen Verhältnisse, da kam ihm der Gedanke, daß die Franken sich nur den Anschein gäben, als ständen sie mit den Goten in einem kriegerischen Bündnisse und wären auf deren Bitte herbeigezogen: was sie aber wirklich planten, das würde noch in anderer Weise zu Tage treten. Er glaubte aber, auch wenn sie über die Römer siegten, so würden sie Italien den Goten nicht zurückgeben, sondern diejenigen, denen sie vorgäben, Hilfe zu bringen, erst unterwerfen, ihnen dann fränkische Fürsten setzen und sie ihrer heimatlichen Gesetze berauben. Als er nun solches bei sich erwog und hin und her überdachte und zugleich von den Belagerern hart bedrängt wurde, kam er zuletzt zu dem Entschlusse, es möchte das Nützlichste sein, die Stadt mit allen ihren Schätzen dem Narses zu übergeben, sich selbst in die Herrschaft der Römer zu fügen und abzulassen von den Gefahren des Krieges und der barbarischen Lebensweise. Denn es schien ihm gerecht, daß, wenn es den Goten einmal nicht beschieden sein sollte, Italien zu besitzen, dann wenigstens die alten Einwohner im Lande wieder herrschen und nicht fortwährend ihres Eigentums beraubt werden sollten. Er entschloß sich daher, nun selbst dies zu thun und allen seinen Volksgenossen ein Beispiel klugen Sinnes zu geben. Daher ließ er den Römern, die vor der Stadt lagen, melden, er wünsche mit dem Befehlshaber des Heeres zu verhandeln, und als man ihm seine Bitte gewährte, begab er sich nach Classis, wo damals Narses, wie er vernommen hatte, sich aufhielt. Es liegt aber diese Feste im Gebiete von Ravenna. Dort trat er vor Narses, überreichte ihm die Schlüssel von Cumä und erklärte ihm seine Unterwerfung. Narses nahm ihn gütig auf und umarmte ihn und entließ ihn unter vielen Versprechungen. Sogleich entsandte er aber einen Teil der Truppen, welche Cumä belagerten, in die Stadt, mit dem Auftrage, diese zu besetzen, alle Schätze an sich zu nehmen und in Sicherheit zu bringen. Die übrigen Truppen erhielten den Befehl, nach anderen Städten und Burgen zu ziehen und dort zu überwintern. Aligern aber hieß er nach der Stadt Cesena

gehen. Sobald er dort angekommen sei, solle er die Mauer der Stadt besteigen und sich offen zeigen, damit ein jeder erkenne, wer er sei. Er hatte ihm dies in der Absicht aufgetragen, daß die Franken, welche soeben dort vorüberziehen wollten, sähen, daß er freiwillig zu den Römern übergegangen sei. Vielleicht würden sie dann, so meinte er, jeden Gedanken auf einen Zug nach Cumä fallen lassen, die Hoffnung, die dort bewahrten Schätze zu gewinnen, aufgeben und endlich an dem ganzen Kriege verzweifeln, wenn sie alle wichtigen Plätze in der Hand der Feinde sähen.

Da Aligern die vorübergehenden Franken erblickte, rief er sie von der Höhe der Stadtmauer mit höhnenden Worten an und spottete, daß sie vergeblich herbei eilten und zu spät kämen: alles sei bereits in die Gewalt der Römer gegeben, selbst alle königlichen Abzeichen der gotischen Fürsten, so daß, wenn einer zum Könige der Goten erhoben würde, er keinen Schmuck habe, glänzender aufzutreten, sondern allein in der Rüstung eines Kriegers und im Gewande eines gemeinen Mannes einhergehen müsse. Die Franken aber machten ihm dagegen Vorwürfe und nannten ihn einen Verräter seines Volkes. Unentschlossen schienen sie zu sein, was sie jetzt thun sollten, und zu überlegen, ob der Krieg weiter fortgeführt werden könnte. Aber die Meinung siegte, man dürfe nicht ablassen, sondern müsse den Plan, den man gefaßt habe, zu Ende führen."

Die alemannischen Herzöge sollten das erhoffte Glück in Italien nicht finden. Leutharis wurde bei Pisaurum aufgerieben und dann in Venetien samt seinem Heere von Seuchen hinweggerafft, und Butilin erlag bei Capua am Casilinus.

Im folgenden Jahre 555 fiel Compsä (wohl Conza in Samnium), wohin sich 7000 Goten geflüchtet hatten.

Mit diesem Schlage war endlich die Kraft des Volkes gebrochen, und mochten auch hier und da versprengte Scharen Widerstand leisten, so tauchte doch der Gedanke auf eine Erhaltung der Nationalität, auf eine Wiederaufrichtung des Königtums nicht wieder auf: vernichtet war der Name von Theoderichs Volk, sein Reich zerstört, und noch einmal hatte Byzanz in Italien die Herrschaft errungen.

Fünftes Kapitel.

Die Langobarden.

1. Die Langobarden vor der Einwanderung nach Italien.

Nicht lange sollte die wiederaufgerichtete Verbindung des Ostreiches und Westreiches bestehen, denn kaum hatte Narses, dessen Feldherrnkunst der kühne Totila unterlegen war, die byzantinische Herrschaft in Italien gefestigt, als das Volk der Langobarden, welches ihm bei der Besiegung der Ostgoten Hilfe geleistet hatte, herbeizog, um auf den Trümmern des oströmischen Reiches in Italien sich neue Sitze zu erwerben und eine unabhängige Herrschaft zu gründen.

An den Ufern der unteren Elbe im sogenannten Bardengau, dessen Hauptort Bardewik bei Lüneburg war, lassen sich die Langobarden zuerst mit Sicherheit nachweisen. Von hier aus wanderten sie zusammen mit jenen Völkern des Nordens, welche die zunehmende Menschenmenge zum Aufsuchen neuer und fruchtbarer Sitze zwang, nach Südosten, drängten hier zusammen mit den übrigen wandernden Völkern die Donaugermanen über den Strom und halfen dadurch den Markomannenkrieg herbeiführen. Nach zahlreichen Kämpfen finden wir sie in der Theißebene angesiedelt. Hier wurden sie in neue Kriege mit den Herulern, Gepiden und Avaren verwickelt, bis die durch lange Seßhaftigkeit eintretende Übervölkerung, wohl auch Besorgnis vor den immer mehr um sich greifenden Avaren, deren Anfällen man in dem offenen Pannonien schutzlos ausgesetzt war, den König Alboin veranlaßten, über die Alpen nach Italien zu gehen, um hier in einem schon durch die Natur gesicherten und reichen Lande, dessen Vorzüge durch die langobardischen Söldner des Narses bekannt geworden waren, sich ein neues Reich zu gründen.

Wie bei jedem anderen Volke, so beginnt auch bei den Langobarden

die Geschichte mit der Sage, aber tiefer noch als bei den anderen germanischen Stämmen zieht sich die Sage bis in die historischen Zeiten hinein. Ja, als das Reich dem Angriffe des großen Karl erliegt, treibt sie neue, reiche Blüten, und wie das Licht der Sage die Morgendämmerung der Volksgeschichte durchglänzt, so leuchtet es auch noch im Abenddunkel, als das Ende der Langobardenherrschaft eintritt. So flicht die Sage um die Thaten des Volkes ihren nirgends abgerissenen Kranz, aber auch um die Person des Mannes, der sie uns mit treuem Sinn überliefert hat, schlingt sie ihre üppigen Ranken.

Paulus Diakonus, der Geschichtschreiber der Langobarden, berichtet*) über seine Vorfahren folgende sagenhafte Erzählung:

„Zu der Zeit, da das Volk der Langobarden aus Pannonien nach Italien zog, kam mit ihnen zugleich mein Ururgroßvater Leupichis, der auch von Geburt ein Langobarde war. Nachdem er einige Jahre in Italien gelebt hatte, starb er und hinterließ fünf Söhne, welche damals noch im Knabenalter standen, in die Gefangenschaft der Avaren gerieten und aus der Feste Forojuli**) in das Avarenland davon geschleppt wurden***). Da sie nun viele Jahre lang in jenem Lande das Elend der Knechtschaft ertragen und schon das Mannesalter erreicht hatten, beschloß der fünfte von den Brüdern, mit Namen Leupichis, der dann mein Urgroßvater wurde, während die anderen vier, deren Namen sich nicht erhalten haben, in den Banden der Knechtschaft blieben, auf Antrieb des Herrn der Barmherzigkeit, wie ich glaube, das Joch der Gefangenschaft abzuwerfen, nach Italien zu wandern, wo er noch wußte, daß der Langobarden Volk seine Sitze hatte, und seine Freiheit und sein Recht wiederzugewinnen. Da er flüchtete, nahm er nur einen Köcher und den Bogen und etwas Speise zur Wegzehrung mit sich, und als er nicht wußte, wohin er wandern sollte, kam ein Wolf herbei und wurde ihm zum Reisebegleiter und Führer. Denn da er vor ihm herlief, sich häufig nach ihm umblickte und mit dem Rastenden Halt machte und mit dem Vorwärtsschreitenden weiter ging, so erkannte Leupichis, Gott habe ihm den Wolf gesandt, auf daß er ihm den Weg zeige, den er nicht kannte. Schon waren sie so einige Tage durch die Einöden der Gebirge ge-

*) Pauli historia Langobardorum IV, 37. Monumenta Germ. Hist. Script. rer. Langob. et Ital. saec. VI-IX. Hannoverae 1878. Übersetzung von Otto Abel in den Geschichtschr. d. d. Vorz. Heft 6.

**) Cividale del Friuli.

***) Bei dem Einfalle der Avaren vom Jahre 610.

wandert, als der geringe Vorrat an Brot, den Leupichis bei sich hatte, ganz zu Ende gegangen war. Da er nun hungernd seines Weges zog und fast schwach und kraftlos wurde, spannte er den Bogen und gedachte den Wolf mit dem Pfeile zu töten, damit er ihm zur Nahrung diene, aber der Wolf wich dem Schusse aus und entschwand seinen Augen. Er selbst aber wollte, als der Wolf ihn verlassen hatte und er nicht wußte, wohin er seine Schritte lenken sollte, und dem drückenden Hunger erliegend, schon am Leben verzweifeln, er warf sich zu Boden und schlief ein. Da erblickte er im Traume einen Mann, der also zu ihm sprach: ‚Erhebe dich! Was ruhest du? Dorthin nimm deinen Weg, wohin deine Füße gerichtet sind, denn dort liegt das Land Italien, das zu erreichen du dich sehnst.‘ Sogleich erhob er sich und begann nach jener Richtung hin zu wandern, von welcher er im Traume gehört hatte. Bald kam er zu Wohnungen der Menschen, denn es siedelten Slaven in jenen Gegenden. Hier erblickte ihn eine alte Frau, sie erkannte sogleich, daß er ein Flüchtling sei und Hunger leide. Mitleid ergriff sie, und sie verbarg ihn in ihrem Hause und reichte ihm heimlich und ganz allmählich Nahrung, damit er nicht, wenn sie in ihrem Erbarmen ihm Speise bis zur Sättigung reiche, sein Leben verliere. Dann gab sie ihm in so angemessener Weise zu essen, daß er seine Kräfte wieder erlangen konnte, und als sie ihn wieder gekräftigt und gestärkt zur Reise sah, gab sie ihm Speise auf den Weg mit und wies ihm die Richtung, in welcher er gehen sollte.

So gelangte er nach einigen Tagen nach Italien und kam zu dem Hause, darinnen er geboren worden war. Es lag aber dieses so wüste, daß es nicht nur kein Dach hatte, sondern voll war von Sträuchern und Dorngebüsch. Er hieb nun das Gesträuch nieder, an einen stattlichen Eschenbaum aber, welchen er innerhalb der Wände fand, hing er seinen Köcher auf. Später erbaute er, unterstützt durch Geschenke von Verwandten und Freunden, das Haus von neuem und ehelichte ein Weib, aber von dem, was sein Vater einst gehabt hatte, konnte er nichts wieder erhalten, da andere die Güter durch langen Besitz ersessen hatten.

Dieser Leupichis, wurde, wie ich schon oben erwähnt habe, mein Urgroßvater, denn er erzeugte meinen Großvater Arichis, Arichis aber meinen Vater Warnefrid, dem Warnefrid endlich gebar sein Weib Theudelinda mich, den Paulus, und meinen Bruder, auf welchen der Name des Großvaters, ‚Arichis‘, überging.“

Paulus stammt aus einem edlen Geschlechte und ist im Lande Friaul, welches zur Provinz Venetien gehört, in den Jahren 720—725 geboren. Wenig wissen wir von seiner frühesten Jugend, nur so viel ist uns bekannt, daß er eine gelehrte Erziehung erhielt und auch Griechisch lernte. Es scheint, daß er später an den Hof des Königs Ratchis (744—749) kam. Wenigstens sah er hier in der Hand des Königs den Becher, welchen Alboin aus dem Schädel des von ihm erschlagenen Kunimund hatte machen lassen. In seinen späteren Jahren trat er in ein nahes Verhältnis zu dem Eidam des Königs Desiderius, dem Herzog Arichis von Benevent, der einem friaulischen Edelgeschlechte entstammte, und zu dessen Gattin Adelperga, an welche er im Jahre 763 das Gedicht a principio seculorum und später, jedenfalls vor 774, die Historia Romana, eine Ergänzung und Erweiterung der römischen Geschichte des Eutropius, mit einer Widmung übersandte.

Es war wohl der Sturz des Langobardenreiches, welcher den Sohn des Warnefrid aus dieser Welt, in welcher der Langobardenstaat erlosch, in die den Kämpfen der Völker entrückte Stille des Klosters führte. Schon des Desiderius Besiegung und der Fall der Hauptstadt Pavia mußte in dem Herzen des gelehrten und vaterlandsliebenden Mannes den Wunsch nahe legen, dem Leben in der kampferfüllten Zeit zu entsagen. Als es nun noch zu einem Konflikt zwischen dem glücklichen Sieger, dem Frankenkönige Karl, und dem hochverehrten Herzog Arichis kam und Paulus' Bruder, wie der Herzog von Benevent, Arichis, geheißen, wegen Teilnahme an der Verschwörung der langobardischen Herzöge gegen Karl gefangen über die Alpen geführt wurde, überschritt wohl 776 Warnefrids Sohn die Schwelle des hochberühmten Klosters von Monte Casino. Noch einmal verließ er seine neue Heimat und wanderte 781, sei es um für den noch immer gefangenen Bruder die Freiheit zu erbitten, sei es, daß er von Karl, zu dessen Ohren der Ruf von der Gelehrsamkeit des Mönches gedrungen war, gerufen wurde an den Hof des großen Kaisers, an welchem er, getragen von des Herrschers Gunst, einige Jahre verweilte, obwohl ihn, wie seine Briefe an den Abt des Klosters in rührender Weise aussprechen, sein Herz nach seiner Zelle im stillen Kloster und dem Zusammenleben mit den ihm teuren Brüdern mit Sehnsucht zurückzog.

Während seines Aufenthaltes im Frankenreiche schrieb er, vermutlich in Diedenhofen, auf Wunsch des Bischofs Angilramn von Metz eine Geschichte der Bischöfe von Metz, in welcher er vor allem auch ausführ-

lich die Vorzeit des karolingischen Geschlechtes behandelt und ohne Verletzung des langobardischen Volksgefühles, ohne unwürdige Schmeichelei in dem Aufstreben jenes Geschlechtes die gottgesegneten weltumfassenden Erfolge dieses Hauses darstellt und rechtfertigt.

Im Jahre 786 kehrte Paulus Diakonus, wie er nach seinem geistlichen Stande genannt wurde, nach Italien zurück. Wohl noch auf der Rückreise stellte er in Rom das Leben Gregors des Großen zusammen. Von 787 an finden wir ihn wieder in seinem Kloster, wo er den Abend seines Lebens in ungestörter Ruhe frommen Betrachtungen und wissenschaftlichen Arbeiten zubrachte. Er verfaßte hier die Sammlung der Homilien, ferner eine ausführliche Erläuterung der Klosterregel und schrieb endlich sein letztes und für uns wichtigstes Werk, die sechs Bücher langobardischer Geschichte.

Als er einst der Herzogin Adelperga die römische Geschichte überreichte, hatte er die Absicht, sie später noch bis auf seine Zeit fortzuführen, aber der Sturz des Reiches war dazwischen gekommen und hatte ihm die Freude am Erzählen genommen. Jetzt aber, am Abende seines wechselvollen Lebens, auf dem sonnenhellen Gipfel des stillen Klosters, wo sein Geist, ungetrübt durch die Leiden dieser Welt, dem Himmel zugewendet war, zogen noch einmal die Geschicke seines heldenmütigen Volkes vor seinem Auge vorüber. Er gedachte wieder des alten Planes, den er einst gefaßt hatte, führte ihn aber in veränderter Gestalt durch, als die Geschichte seines Volkes, aber ehe er noch sein Werk vollendete, ereilte den Greis der Tod.

Über die letzten Jahre des Paulus Diakonus hat uns die Chronik von Salerno, welche um das Jahr 978 ein Benediktinermönch in barbarischem Latein verfaßte, eine wohl nicht im Volke, sondern in den Klostermauern entstandene Tradition aufbewahrt*). Sie möge hier folgen:

„Zu den Zeiten des Königs Desiderius zeichnete sich in den Wissenschaften der Diakonus Paulus aus. Er stammte aus der Stadt Forojuli von Eltern nicht geringen Standes und wurde von dem Könige selbst und allen hoch und wert gehalten, ja der Herrscher machte ihn zum Vertrauten aller seiner geheimen Pläne. Zu derselben Zeit nahm Pippins Sohn Karl des Desiderius Tochter zur Ehe. Es hatte aber

*) Chronicon Salernitanum. Monumenta Germaniae Historica. SS. III. Hannoverae 1839. Übersetzung von Otto Abel. Geschichtschr. d. d. V. Heft 6.

der König noch eine andere Tochter, welche Adelperga hieß und mit Herzog Arichis von Benevent vermählt war. Doch ich möchte über die Thaten dieses Paulus, dessen ich eben Erwähnung that, etwas erzählen und in diese Geschichte einflechten, wie schwer es mir auch von der Hand geht. Also er war, wie ich gesagt habe, bei allen sehr beliebt, und nach Verdienst wendete ihm Christus seine Gnade zu, daß er bei allen Zuneigung fand, und wie konnte jemand den hassen, der von Christus geliebt wurde? Aber da in ungerechter Leidenschaft sich die Langobarden wider einander erhoben, sandten einige von den Großen der Langobarden heimlich Boten an Karl, den König der Franken, auf daß er mit großer Heeresmacht herbeizöge und das Reich Italien seiner Herrschaft unterwürfe, indem sie hinzufügten, daß sie den Tyrannen Desiderius ihm gefesselt ausliefern und ihm viele Schätze und mit Gold und Silber durchwobene Gewänder übergeben würden. Sobald dies König Karl hörte, machte er sich mit Franken, Alemannen, Burgundionen und Sachsen auf und eilte mit einem großen Heere nach Italien. Als nun der König Karl nach Italien kam, wurde der König Italiens Desiderius von seinen Getreuen ihm mit Arglist verraten, von Karl seinen Kriegern gefesselt übergeben und, wie auch einige erzählen, des Augenlichtes beraubt. Karl wurde nun selbst als der König ganz Italiens anerkannt; nur Herzog Arichis von Benevent allein verachtete seine Gebote, da er selbst auf dem Haupte eine kostbare Krone trug. Wie König Karl solches vernahm, geriet er in heftigen Zorn, schwur einen Eid und sagte: ‚Wenn ich nicht mit dem Scepter, welches ich in der Hand führe, dem Arichis die Brust einstoße, so will ich nicht leben!‘

Der oben erwähnte Paulus stand dem König Karl aus Treue gegen seinen eigenen König Desiderius zweimal nach dem Leben, und da die Kunde hiervon dem König Karl von seinen Getreuen gebracht wurde, ließ er es doch lange hingehen, wegen der großen Liebe, mit der er ihm zugethan war. Aber als er zum dritten Male einen üblen Anschlag gegen ihn ersonnen hatte, befahl er, ihn zu ergreifen, vor sich in eine Versammlung zu führen, und redete ihn hier also an: ‚Sage mir, Diakonus Paulus, warum hast du mir zweimal und dreimal den Tod bringen wollen?‘ Jener antwortete, hochherzig wie er war, mutigen Sinnes: ‚Thue mir, wie du willst, aber ich rede die Wahrheit, und keine Lüge soll über meine Lippen kommen! Ich war einst ein Getreuer des Königs Desiderius, und meine Treue ist geblieben bis auf den heutigen Tag.‘ Als er dies in der Versammlung in Gegenwart aller Großen

des Reiches gesagt hatte, da befahl der König, tief ergrimmt, seinen Kriegern, ihm ohne Verzug die Hände abzuschlagen. Aber während noch die Diener seinen Befehl vollziehen wollen, da seufzte der milde König um der Liebe willen, die er ihm gezeigt, und wegen seiner Weisheit tief und brach in die Worte aus: ‚Wehe mir, wie werde ich, wenn ich diesem die Hände abhauen lasse, wieder einen so vortrefflichen Schriftsteller finden?‘ Aber die umstehenden Großen und Vornehmen, welche den Paulus wegen seiner Treue zu König Desiderius haßten, gaben ihm zur Antwort: ‚Wenn du diesen Diakonus ungestraft davon gehen lässest, o König, so wird dein Reich keine Festigkeit haben.‘ Da erwiderte Karl: ‚Saget mir, welche Strafe euch passend erscheint.‘ Sie aber antworteten in bösem Sinne: ‚Die Augen sollen ihm ausgerissen werden, daß er mit seinen Händen fortan weder Briefe noch anderes gegen eure Würde und euer Reich anzuzetteln vermag.‘ Karl sah nun die Härte und die Grausamkeit seiner Leute, geriet in Bestürzung, und indem er bedachte, wie er ihn von der schweren Strafe errette, sagte er: ‚Wo aber finden wir einen gleich fleißigen und berühmten Dichter und Geschichtschreiber wieder?‘ Doch die Großen wollten nicht seine Worte hören und verlangten, daß er auf eine Insel in die Verbannung geschickt werde, damit er dort sich zu Tode quäle. Und so geschah es. Gefesselt wurde er auf eine Insel*) gebracht, wo er lange Zeit in Not und Pein lebte. Aber da Paulus der Wahrheit folgte, welche Christus ist, so errettete die Wahrheit ihn durch ihre Macht in wunderbarer Weise, denn ein Mensch, der ihm lange gedient hatte, befreite ihn von jener Insel und floh mit ihm nach Benevent. Als dies dem Herzog Arichis gemeldet wurde, erfüllte ihn große Freude, weil er schon lange Zeit das Angesicht des Paulus zu sehen und die süßen Worte seines Mundes zu vernehmen gewünscht hatte. Sogleich sandte er ihm nicht wenige von den Vornehmen seines Reiches mit einer Schar Ritter entgegen. Und als sie mit Ehren empfangen nach Benevent kamen, da fiel ihm unter Thränen der Freude der Herzog um den Hals und küßte ihn.

Paulus aber ging zu der Tochter seines ehemaligen Herrn, Adelperga, demütig verneigte er sich vor ihr und sprach: ‚Ich habe deinen milden Vater verloren, aber erhalten hat mir der Herr seine Kinder und läßt mich noch deine herrlichen Sprößlinge schauen.‘ Da weinte die milde Fürstin bitterlich.

*) Nach Leo von Ostia I, 15, soll es die Insel des Diomedes, die heutige Isola de Tremiti gewesen sein.

Herzog Arichis aber gab ihm eine Menge Diener, Kleider und Speise in Überfluß, hieß ihn in seinem Palaste wohnen und unterhielt sich oft mit ihm über die Wissenschaften. Wenn sie sich über die heilige Schrift unterredeten, dann war der Fürst unersättlich in seinem Eifer. Da einst die Rede auf König Karl kam, da sagte Paulus unter anderem folgende Worte: ‚Dieser Karl, von dem wir oben sprachen, wird, wenn ich eine Vermutung wagen darf, mit ungeheurer Heeresmacht über dich kommen.‘ Als dies Arichis mit Verwunderung gehört hatte, verließ er Benevent und entwich, für sich und seine Töchter Schutz suchend, nach Salernum*), einer festen und berühmten und mit Lebensmitteln reich versehenen Stadt, die er fortan noch zu seiner Sicherheit trefflich verstärkte . . .“

Nachdem der Mönch von Salerno ausführlich berichtet hat, wie es den Bischöfen von Benevent gelang, den Zorn des Frankenkönigs zu beschwören, durch eine List dem Schwur, den Karl gethan hatte, dem Arichis mit dem Scepter die Brust einzustoßen, eine scheinbare Erfüllung zu geben und Frieden und Freundschaft zwischen den Völkern der Franken und Langobarden aufzurichten, fährt er folgendermaßen fort:

„Nachdem Arichis neunundzwanzig Jahre und sechs Monate regiert hatte, entschlief er, schon hochbejahrt, in der Stadt Salernum eines sanften Todes und fand daselbst in der Kirche der heiligen Mutter Gottes eine Ruhestätte.

Da aber Paulus den Tod des Herzogs Arichis und seines Sohnes**) erlebt hatte, entsagte er dem Ruhme dieser Welt und begab sich in das Kloster des heiligen Benedikt, wo er sich umkleidete mit dem Gewande der Frömmigkeit und bis zu seines Lebens Ende zu verweilen gelobte. So lange er hier lebte, bewies er die größte Sittenreinheit und Demut und übte das Stillschweigen zugleich in übermenschlicher Weise. Als aber der Abt und die Brüder dagegen Einspruch erhoben und ihm sagten, daß allzu großes Stillschweigen nicht gut und sogar den Worten der heiligen Väter entgegen sei, antwortete er voll Weisheit: ‚Allzu viel thörichte Worte habe ich einst gesprochen, gerecht ist es also, wenn ich jetzt selbst auf das Erlaubte Verzicht leiste; sagt ja doch Papst Gregor: Wer Unerlaubtes beging, der thue Erlaubtes, und wer Unerlaubtes verübte, der gestatte selbst sich das Erlaubte nicht. Darum, mein Vater, wünsche ich selbst, auf das mir Erlaubte, was du mich heißest, zu ver-

*) Salerno. **) Romuald.

zichten.‘ Der Abt antwortete ihm: ‚Genügend ist was unser heiliger Vater Benediktus hierüber in seiner Regel ausgesprochen hat.‘ Da löste sich Paulus selbst von der engeren Fessel, mit der er sich gebunden hatte, und begnügte sich, fortan nach den Vorschriften des Ordens mit seinen Mitbrüdern zu leben.

Auf die dringenden Bitten des Abtes des Klosters und der Brüder, daß er, was in der Regel Benedikts an undeutlichen Aussprüchen gefunden werde, erkläre, übernahm er es, gehorsam die Aufgabe zu erfüllen, erklärte alle dunklen Stellen und hieß seine Schrift ‚Über die Regel‘ zu nennen. Auch noch einige andere Werke schrieb er in trefflicher Sprache. Und da er lange hier in der heiligen Gemeinschaft gelebt hatte, vollendete er, schon hochbetagt, dieses Lebens Lauf und fand hier in dem genannten Kloster, welches im Gebiete von Aquinum*) liegt, und wo der heilige Benedikt selbst begraben liegt, eine würdige Ruhestätte. Auf seinem Grabsteine habe ich noch die Inschrift gefunden, welche besagt, was er in dieser Welt gethan, wie klug er war und wann er gelebt hat. Er war aber ein überaus weiser Mann, beredt in den Worten der Schrift, mit den Wissenschaften wohl vertraut und Diakonus an der Kirche der Stadt Aquileja.“

Als ein bedeutender Geschichtschreiber kann Paulus, Warnefrids Sohn, nicht betrachtet werden. Wohl weiß er die Sprache mit Leichtigkeit und nicht ohne Anmut zu handhaben, hält er sich namentlich frei von der gesuchten Gelehrsamkeit seines Zeitalters und der barbarischen Roheit der Sprache seiner Zeitgenossen, auch fehlt es ihm nicht an der Gabe, vorurteilsfrei die Ereignisse früherer Jahrhunderte darzustellen, aber historische Kunst oder tiefere Auffassung gehen ihm ganz ab. Was er in seinen Quellen, zu denen namentlich die Origo gentis Langobardorum, Gregor von Tours, Beda, das Leben der Päpste gehörten, fand, das hat er oft ohne Berücksichtigung des Zusammenhanges, ohne Sorgfalt und Genauigkeit in der Zeitbestimmung ausgeschrieben. Wenn aber auch Paulus als Geschichtschreiber sich nur wenig über seine Zeitgenossen erhebt, so entschädigen uns doch für seine Mängel die einfache schlichte Erzählung, die ungeschminkte Wahrheitsliebe, das warme Gefühl für sein Volk, der treue Sinn endlich, mit welchem er die sagenhafte Vergangenheit der Langobarden erzählt. Sehen wir endlich nur auf den Inhalt seines Werkes, so ist dieser unbedenklich als unschätzbar zu

*) Aquino.

bezeichnen, denn Paulus' Langobardengeschichte hat uns, ganz abgesehen von dem, was sie aus verloren gegangenen Quellen berichtet, den reichen, noch durch keine Gelehrsamkeit entstellten Sagenschatz, wie er zu des Mönches Zeit noch in der mündlichen Überlieferung festgehalten wurde, bewahrt, und diese Sagen bilden ein aneinanderhängendes Stück der schönsten Dichtung, von wahrem epischen Wesen durchzogen. Die helle Freude an Kampfesmut und Schlachtensieg, an kühner That und Mannestreue klingt in ihnen wieder, und ein Hauch von der wilden Poesie des Krieges weht noch durch die Schrift des gelehrten Mönches, der im Kleide des Friedens das, was sein geliebtes Volk einst gesungen und gesagt hat, in seiner stillen Klosterzelle mit treuer Liebe zu seinem Stamme aufzeichnete.

Wir lassen aus Paulus' Langobardengeschichte die schönsten Aufzeichnungen, in welchen Geschichte und Sage oft unentwirrbar sich verbinden, hier folgen.

Paulus*) erzählt:

„Je weiter der nördliche Himmelsstrich entfernt ist von der Hitze der Sonne und durch Schnee und Eis Kühlung empfängt, um so gesünder ist er für die Körper der Menschen und um so fähiger, die Zahl eines Volkes schnell zu vermehren. Jedes südlichere Land hingegen läßt, je mehr es der Glut der Sonne ausgesetzt ist, viele Krankheiten entstehen und weniger leicht die Menschen heranwachsen. Dies ist der Grund, warum so gewaltige Mengen von Völkern im Norden geboren werden, und deshalb wird nicht mit Unruhe jener ganze Landstrich vom Tanais**) bis zum Abend hin mit dem einen Namen Germania***) genannt, wenn auch die einzelnen Teile besondere Namen tragen und die Römer, als sie noch in jenen Gegenden herrschten, ihre zwei Provinzen jenseits des Rheines als das obere und das untere Deutschland unterschieden.

Aus diesem volkreichen Germanien also sind oft unzählige Mengen von Kriegsgefangenen fortgeführt und an südliche Völker verkauft worden. Auch sind viele Stämme, da das Land mehr Menschen hervorbringt, als es zu ernähren vermag, des öfteren ausgewandert und haben

*) Pauli histor. Langob. I, 1—3. 7—18. 20. 22—24. 27.

**) Der Don.

***) Dies Wortspiel Germania von germinare sprossen, sich vermehren, läßt sich nicht übersetzen.

wohl auch einzelne Teile Asiens, vor allem aber das ihnen benachbarte Europa heimgesucht. Es bezeugen dies allenthalben die Trümmer der Städte in ganz Illyrien und Gallien, besonders aber in dem unglücklichen Italien, das die Wut fast aller jener Völker erfahren hat. So sind die Goten, Vandalen, Rugier, Heruler und Turkilinger und noch andere wilde und barbarische Stämme aus Germanien hervorgegangen.

In gleicher Weise ist auch das Volk der Winiler oder Langobarden, welches nachmals glücklich in Italien herrschte und seinen Ursprung von dem Germanenstamme herleitet, aus demselben Grunde, wiewohl auch noch andere Ursachen angegeben werden, aus der Insel Skandinavien*) hinweggezogen. Dieser Insel thut auch Plinius Secundus in den Büchern, welche er über die Natur der Dinge geschrieben hat, Erwähnung**). Diese Insel also liegt, wie die Reisenden versichern, welche sie gesehen haben, nicht sowohl mitten im Meere, sondern wird nur von den Fluten des Meeres, das hier wegen der geringen Erhebung der Küste weit ins Land eingedrungen ist, umspült.

Da nun die Völker, die hier wohnten, zu so großer Menge herangewachsen waren, daß sie nicht mehr zusammen zu wohnen vermochten, teilten sie, wie die Sage geht, die ganze Schar in drei Haufen und erforschten durch das Los, welcher von jenen das Land verlassen und neue Sitze sich suchen sollte.

Jene Schar nun, die durch das Los dazu bestimmt worden war, das Land der Geburt zu meiden und fremde Gefilde sich zu suchen, setzte sich zwei Führer, Ibor und Ajo, beides Brüder und beide noch in der Blüte des Mannesalters, hervorragend vor allen. Dann sagte sie Lebewohl den Ihrigen und dem Lande der Väter und griff zum Wanderstabe. Die Mutter der beiden Führer hieß Gambara und war ein Weib, das sich unter ihrem Volke durch Schärfe des Geistes und klugen Rat auszeichnete. Zu ihrer Klugheit hatte man in der Gefahr nicht wenig Zutrauen.

Also zogen die Winiler hinweg aus Skandinavien und kamen mit Ibor und Ajo, ihren Führern, in eine Gegend, die hieß Scoringa***). Hier rasteten sie einige Jahre. Zu jener Zeit überzogen Ambri und

*) Unter Skandinavien verstand man überhaupt die Gegend an Deutschlands Nordgrenze zwischen Nord- und Ostsee. Wo die Langobarden nach Paulus' Angabe ihre Wohnsitze gehabt haben, ist hiernach nicht mit Sicherheit zu bestimmen.

**) Plinius IV, 13.

***) Scoringa heißt Ufergau, wohl der spätere Bardengau.

Assi, die Heerführer der Vandalen, die benachbarten Länder mit Krieg. Durch viele Siege mit Übermut erfüllt, sandten sie auch Boten zu den Winilern mit der Aufforderung, entweder den Vandalen einen Tribut zu zahlen oder zu blutiger Entscheidung durch Waffengewalt sich zu rüsten. Da meinten Ibor und Ajo unter Zustimmung ihrer Mutter Gambara, daß es besser sei, mit den Waffen in der Hand die Freiheit zu verteidigen, als sie durch Zahlung von Zins zu beflecken. Und sie ließen die Vandalen durch ihre Boten wissen: lieber würden sie zur Schlacht sich entschließen, als die Fesseln der Knechtschaft tragen. Wohl standen damals alle Winiler im blühendsten Mannesalter, aber ihre Zahl war gering, denn nur den dritten Teil von der Bevölkerung einer und dazu nicht allzu großen Insel hatten sie gebildet.

An dieser Stelle nun berichtet alte Überlieferung ein wunderliches Märchen. An Wodan sollen sich die Vandalen gewendet und von ihm den Sieg über die Winiler erfleht haben. Jener aber, heißt es, habe geantwortet: denen werde er den Sieg verleihen, die sein Auge zuerst beim Aufgange der Sonne erblicke*). Darauf sei Gambara vor Freia, Wodans Gattin, getreten und habe den Sieg für das Volk der Winiler erbeten. Von Freia aber sei der Rat gegeben worden: der Winiler Frauen sollten ihr Haar lösen und über das Antlitz legen, auf daß es einem Barte gliche. Dann sollten sie in aller Frühe mit ihren Männern sich versammeln und dem Fenster gegenüber sich aufstellen, durch welches Wodan hinaus zu schauen pflegte. Und so soll es geschehen sein. Als nun Wodan im Lichte der aufgehenden Sonne jene erblickt habe, da habe er gesagt: ‚Wer sind jene Langbärte?‘ Freia aber soll ihn gebeten haben, daß er denen auch den Sieg zuwende, denen von ihm ein Name gegeben worden sei. So habe den Winilern Wodan den Sieg verliehen . . .

Sicher ist, daß die Langobarden, die früher Winiler geheißen worden waren, von der Länge ihrer Bärte, die kein Schermesser je berührte, Langobarden genannt worden sind. Wodan aber, den sie mit Anhängung eines Buchstabens Gwodan genannt haben, ist der nämliche,

---

*) Paulus vergißt hier den Zug, welchen die Origo gentis Langobardorum (Edicta regum Langobardorum ed. op. et studio Caroli Baudii a Vesme. August. Taurin. 1846. p. 6), die ihm zur Quelle diente, enthält. Danach dreht Freia, als die Sonne aufgeht, das Bett Wodans so, daß sein Antlitz nach Osten gewendet ist und er die Langobarden erblicken muß. Darauf weckt sie ihren Gemahl.

der bei den Römern Mercurius heißt und von allen Völkern Germaniens wie ein Gott angebetet wurde, jedoch nicht zu dieser Zeit, sondern viel früher und nicht Germanien, sondern Griechenland angehört.

Die Winiler also, welche auch Langobarden genannt werden, kämpften tapfer mit den Vandalen, da sie um ihre Ehre und ihre Freiheit stritten, und errangen den Sieg. Nachher aber hatten sie eine schwere Hungersnot im Lande Scoringa zu erleiden und gerieten daher in große Betrübnis.

Sie zogen nun aus diesem Lande hinweg und wanderten nach Mauringa*). Hier stellten sich ihnen die Assipitter entgegen und verweigerten ihnen den Durchzug durch ihr Gebiet. Da nun die Langobarden die große Menge der Feinde erblickten und wegen ihrer geringen Anzahl sich mit ihnen zu messen nicht wagten, da fand, als sie noch unschlüssig überlegten, was sie thun sollten, die Not einen Rat. Sie gaben nämlich vor, es gäbe in ihrem Lager Kynoskephalen, das sind Menschen mit Hundsköpfen, und ließen zugleich bei ihren Feinden das Gerücht verbreiten, daß diese unaufhörlich im Kampfe lebten und von Menschenblut sich nährten und, falls sie keines Feindes habhaft würden, ihr eigenes Blut tränken. Um diesem Gerüchte mehr Glauben zu erwecken, rückten sie die Zelte auseinander und brannten in ihrem Lager sehr viele Feuer an. Als die Feinde solches vernahmen und sahen, ließen sie sich bethören und wagten nicht mehr die Waffen, mit denen sie gedroht hatten, zum Kampfe zu erheben.

Sie hatten jedoch unter sich einen sehr tapferen Mann, zu dessen gewaltiger Kraft sie solch hohes Vertrauen hatten, daß sie nicht zweifelten, durch ihn alles erlangen zu können, wonach ihr Sinn trachtete. Darum forderten sie die Langobarden auf, sie möchten einen der Ihrigen, wen sie wollten, entsenden, damit er mit diesem im Zweikampfe sich messe, unter der Bedingung jedoch, daß, wenn ihr Kämpfer als Sieger aus dem Streite mit den Langobarden hervorginge, das Volk der Langobarden auf dem Wege, den es gekommen, wieder davonzöge. Würde er dagegen von seinem Gegner überwunden, dann wollten sie die Langobarden fernerhin an dem Durchzuge durch ihr Gebiet nicht hindern. Während die Langobarden noch erwogen, wen von den Ihrigen sie gegen den tapferen Krieger aussenden sollten, bot sich ihnen ein

*) Unter Mauringa sind vermutlich die weiten Länderstrecken im Osten der Elbe zu verstehen.

Knecht freiwillig an und versprach, den Zweikampf mit dem Feinde aufzunehmen, doch unter der einen Bedingung, daß er und seine Nachkommenschaft aus den Banden der Unfreiheit erlöst würden. Bereitwillig versprach man ihm, seine Bitte zu erfüllen. Darauf wandte er sich zum Angriff gegen den Feind, stritt mit ihm und errang den Sieg. So erlangte er für die Langobarden die Erlaubnis zum Durchzug, sich aber und den Seinen die Rechte der Freiheit, die er gewünscht hatte.

Als nun die Langobarden endlich nach Mauringa kamen, da befreiten sie, um die Zahl ihrer Krieger zu vermehren, viele vom Joche der Knechtschaft und gewährten ihnen die Freiheit. Damit aber ihre freie Stellung offenbar würde, bekräftigten sie ihnen nach altem Brauche mittels eines Pfeiles die Weihe und sprachen dazu noch einige Worte in ihrer Sprache, um dem Losspruch Festigkeit zu verleihen.

Darauf verließen die Langobarden Mauringa und gelangten nach Golanda*), wo sie einige Zeit lang geweilt haben sollen. Hierauf sollen sie einige Jahre hindurch Anthaib, Banthaib und Burgundhaib besessen haben. Dies sind wohl, wie wir zu glauben befugt sind, Namen von Gauen oder einzelnen Gegenden.

Unterdessen waren Ibor und Ajo, die Herzöge des Volkes, welche die Langobarden aus Skandinavien hinweggeführt und bis auf diese Zeit an der Spitze der Ihrigen gestanden hatten, gestorben. Nicht länger wollten jetzt die Langobarden unter Herzögen stehen, sondern erwählten sich gleich anderen Völkern einen König. So herrschte denn über sie zuerst Agelmund, Ajos Sohn, der von dem Geschlechte der Gungingen abstammte, das bei ihnen für edler als andere gehalten wird. Dieser hielt, wie uns von den Vorfahren überliefert wird, dreiunddreißig Jahre lang das Scepter über die Langobarden.

Zu dieser Zeit ereignete sich folgender Vorfall. Ein niederes Weib gebar auf einmal sieben Kinder, aber grausamer selbst als die wilden Tiere, warf die unnatürliche Mutter sie in einen Fischteich, um sie zu ertränken. Zufällig aber traf es sich, daß König Agelmund des Weges kam und an jenem Teiche vorüberzog. Er hielt sogleich sein Pferd an, und verwundert über die armen Kinder, die er darin liegen sah, wendete er ihre Körper mit seiner Lanze hierhin und dorthin. Da ergriff eines von ihnen mit der Hand den Schaft der königlichen Lanze. Von Mit-

---

*) Golanda wird als Gaviland gedeutet und bezeichnet eine ausgedehnte Ebene von Ackerland.

leid wurde des Herrschers Herz berührt, und während er noch den wunderbaren Vorfall staunend überdachte, kam ihm eine Ahnung, die ihn dem Kinde eine große Zukunft voraussagen ließ.

Sogleich befahl er, den Knaben aus dem Teiche zu nehmen und einer Amme zu übergeben, und wachte mit Sorgfalt über seine Erziehung. Und da der Knabe aus einem Teiche gezogen worden war und dieser in ihrer Sprache Lama heißt, so gab man dem Knaben den Namen Lamissio*). Da er aber heranwuchs, bewies er sich als ein so wackerer Mann und Held, daß er nach Agelmunds Tode das Scepter in seine Hand nehmen konnte. Man erzählt von ihm folgende Sage. Als die Langobarden einst wandernd mit ihrem Könige zu einem Flusse kamen, und Amazonen sie hindern wollten weiter zu ziehen, da habe er mit der tapfersten unter ihnen mitten im Flusse schwimmend gekämpft und sie erschlagen, sich selbst durch diese That großen Ruhm, den Langobarden aber freien Durchzug erstritten. Denn zwischen beiden Heeren sei zuvor beschlossen worden, daß, wenn jene Amazone den Lamissio überwinde, die Langobarden an dem Flusse umkehren müßten, siege aber Lamissio, wie es denn nachher sich zugetragen habe, dann sollten sie ungehindert den Strom überschreiten.

So setzten denn die Langobarden über den Fluß. Glücklich gelangten sie an das andere Ufer und blieben darauf eine Zeit lang in jenem Lande. Da sie aber sich keines bösen Anschlages versahen und sorglos waren, brachte ihnen das allzu lang dauernde Gefühl der Sicherheit, welches immer die Mutter von mancherlei Gefahr ist, schweren Verlust. Denn als sie einst ohne wachsame Fürsorge des Nachts sich alle der Ruhe überlassen hatten, fielen plötzlich die Bulgaren über sie her, schlugen ihnen viele Wunden, töteten eine Menge und hausten furchtbar in ihrem Lager. König Agelmund selbst fiel unter ihren Streichen, und seine einzige Tochter wurde in die Knechtschaft davongeschleppt.

Als aber die Langobarden sich von diesem Unfalle erholt hatten, wählten sie Lamissio, von dem wir schon oben erzählt haben, zu ihrem Könige. Dieser war ein Mann von raschem Blute und zum Kriege schnell bereit. Nichts anderes ersehnte er, als den Tod Agelmunds zu

---

*) In der Origo gentis Langob. wird Lamissio von Geschlecht ein Gunginge genannt, war demnach mit Agelmund verwandt. Die Sage ist offenbar durch Deutung des Namens Lamissio entstanden. Lama hat sich vielleicht noch in unserem ‚Lehm‘ erhalten.

rächen. Daher wandte er seine Waffen wider die Bulgaren. Beim ersten Zusammentreffen flohen die Langobarden und zogen sich zu ihrem Lager zurück. Kaum sah dies König Lamissio, als er mit lauter Stimme dem ganzen Heere zuzurufen begann: sie sollten sich der Schmach, die sie ertragen hätten, erinnern und den schimpflichen Anblick vergegenwärtigen, wie die Feinde ihren König erwürgt und seine Tochter, die sie sich zur Königin ausersehen, jammervoller Weise in die Gefangenschaft hinweggeschleppt hätten. Zuletzt feuert er sie an, daß sie nicht vergäßen, sich und die Ihrigen mit den Waffen zu schützen: Besser sei es, so rief er, sein Leben in der Feldschlacht aufs Spiel zu setzen, denn als feiler Knecht zum Gespött der Feinde zu dienen. Da er nun dies und ähnliches ihnen zurief und weder Drohungen noch Versprechungen sparte, um sie anzuspornen, den Kampf zu bestehen, und, wenn er Unfreie in der Schlacht erblickte, ihnen Freiheit und Lohn verhieß, da endlich stürmten sie, durch die Worte und das Beispiel ihres Fürsten entflammt, der ihnen allen voraus sich auf den Feind warf, in den Kampf, stritten mit hartnäckiger Wut und richteten unter den Gegnern ein furchtbares Blutbad an. So errangen sie endlich einen Sieg über den Sieger und walteten der Rache für den erschlagenen König und die eigene Unbill, die sie erlitten hatten. Reiche Beute ließen die Feinde in ihren Händen. Seit jener Zeit wuchs den Langobarden die Kühnheit für ihre Unternehmungen im Kriege.

Nach dem Tode Lamissios, der als der zweite König über die Langobarden geherrscht hatte, kam Lethu als der dritte auf den Thron. Ungefähr vierzig Jahre lang regierte er, dann ließ er seinem Sohne Hildehoc die königliche Herrschaft. Nach dessen Tode kam Gedehoc als der fünfte König zur Regierung . . . Da Claffo starb, bestieg sein Sohn Tato als der siebente in der Reihe der Könige den Thron. Damals verließen die Langobarden Rugiland*) und ließen sich in einer weiten Ebene nieder, die in ihrer Sprache Feld genannt wird. Drei Jahre lang hatten sie hier gewohnt, als ein Krieg zwischen Tato und Rodulf, dem Herulerkönige, entbrannte. In früherer Zeit hatte ein Bündnis zwischen beiden Völkern bestanden. Die Veranlassung zur Zwietracht aber gab folgender Vorfall**):

---

*) Rugiland ist das heutige Unterösterreich, umfaßte aber noch Teile der angrenzenden Gebiete.

**) Anders als die Sage erzählt der zuverlässige Prokop (De bello Goth. II. 14) die Veranlassung zum Kriege. Danach wird Rodulf durch die Kriegswut seines Volkes

Der Bruder König Rodulfs war zu Tato gekommen, um einen Vertrag abzuschließen. Da er nun nach Erfüllung seiner Botschaft in sein Vaterland zurückzukehren gedachte, geschah es, daß er vor dem Hause der Tochter des Königs, die Rumetrud hieß, vorüber zog. Jene erblickte die Menge der Männer und das vornehme Geleite und fragte, wer jener wohl sein könne, der ein so edles Gefolge habe. Es wurde ihr geantwortet, König Rodulfs Bruder sei es, der nach Erfüllung seines Auftrages in seine Heimat zurückkehre. Da sandte die Jungfrau aus und ließ ihn einladen, daß er aus ihrer Hand einen Becher Wein zu nehmen geruhe. Jener folgte einfältigen Sinnes der Einladung. Und da er klein von Gestalt war, erhob sich in dem Mädchen der Hochmut. Es behandelte ihn mit Mißachtung und machte sich über ihn laut lustig. Jener aber wurde von Scham und Unwillen gereizt und antwortete in gleicher Weise mit höhnenden Worten, daß des Königs Tochter in heftigen Zorn geriet und, entbrannt von weiblichem Hasse, den Grimm, den ihr Herz empfand, nicht länger zu zügeln vermochte und zu der bösen That schritt, welche ihr in den Sinn kam. Sie heuchelte Gelassenheit und lud ihn, mit freundlicher Miene und mit fröhlichen Worten ihn beschwichtigend, ein, sich bei ihr niederzulassen, und zwar hieß sie ihn so sich setzen, daß er das Fenster des Saales im Rücken hatte. Dieses Fenster aber befahl sie, unter dem Scheine, als wolle sie den Gast ehren, in der That aber, um keinen Verdacht in ihm laut werden zu lassen, mit einem wertvollen Teppich zu verhängen. Zugleich aber erteilte sie ihren Dienern den grausamen Befehl, in demselben Augenblicke, in welchem sie zu dem Mundschenken spräche: ‚mische,‘ jenen vom Rücken her mit ihren Speeren zu durchbohren. Und so geschah es. Bald gab das entsetzliche Weib das Zeichen. Vollstreckt wurde der furchtbare Befehl, und von Wunden durchbohrt stürzte jener zu Boden und gab seinen Geist auf.

Als dies dem Könige Rodulf gemeldet wurde, jammerte er über das grausame Ende seines Bruders und entbrannte, unfähig, den Schmerz zu ertragen, von Verlangen, den Mord zu rächen. Darum brach er das Bündnis, welches er mit Tato geschlossen, und kündigte ihm den Krieg an.

Auf weitem Blachfelde standen beide Heere zum Kampfe gerüstet

---

zum Kampfe gezwungen und greift die Langobarden ohne allen Grund an. Ungern nehmen diese den Streit auf, aber es gelingt ihnen, in einer Schlacht (im Jahre 495) die Heruler zu schlagen und den König zu töten.

einander gegenüber. Rodulf entsandte die Seinen zum Angriff. Er selbst blieb im Lager zurück, und am Siege nicht zweifelnd, ergötzte er sich am Brettspiel, denn es waren damals die Heruler wohl geübt im Kriege und hatten sich durch Besiegung vieler Völker großen Ruhm erworben. Nackt pflegten sie, nur die Hüften umkleidet, in den Kampf zu ziehen, sei es, um ungehinderter streiten zu können, sei es, um ihre Verachtung gegen die vom Feinde geschlagenen Wunden zu bezeugen. Darum vertraute der König fest auf ihre Stärke, und während er selbst ruhig beim Spiele saß, hieß er einen der Seinigen auf einen Baum, der zufällig in der Nähe stand, steigen, damit er ihm von da den Sieg seines Volkes schneller melden könne. Zugleich aber drohte er ihm, er werde ihm das Haupt abschlagen lassen, berichte er, daß der Heruler Heer sich zur Flucht wende. Jener sah nun, wie die Reihen der Heruler ins Wanken kamen und von den Langobarden hitzig bedrängt wurden, gab aber, da der König ihn öfter nach den Herulern fragte, zur Antwort, daß sie vortrefflich kämpften. Und da er nicht offen zu sprechen wagte, so that er das Unglück nicht eher kund, als bis alle Schlachtreihen dem Feinde den Rücken gewendet hatten. Jetzt endlich brach er, freilich zu spät, in die Worte aus: ‚Wehe dir, armes Herulervolk, welcher Zorn des himmlischen Herrn kommt über dich!‘ Durch diese Worte erschreckt, fragte der König: ‚Fliehen denn etwa meine Heruler?‘ Jener aber antwortete: ‚Nicht ich, sondern du, o König, hast es selbst gesagt.‘ Da gerieten, wie es in solcher Gefahr zu geschehen pflegt, der König selbst und alle seine Begleiter in große Bestürzung, und während sie noch unentschlossen schwankten, was sie thun sollten, kamen die Langobarden über sie und hieben sie nieder. Auch der König selbst wurde nach tapferem Kampfe erschlagen. Während aber der Heruler Scharen hierhin und dorthin flohen, traf sie so der Zorn des Himmels, daß sie grünende Flachsfelder, welche sie erblickten, für Gewässer hielten, durch welche sie schwimmen könnten. Sie streckten die Arme aus, um sie zu durchschwimmen. Da traf sie grausam das Schwert der Feinde.

Nach gewonnenem Siege teilten die Langobarden die ungeheure Beute, welche sie im Lager gefunden hatten, unter sich. Tato aber nahm Rodulfs Banner, welches sie Bandum nennen, und seinen Helm, den er im Kampfe zu tragen pflegte. Von dieser Zeit an war die Kraft der Heruler so gebrochen, daß sie über sich keinen eigenen König mehr hatten. Die Langobarden aber wurden von jetzt ab reicher an Schätzen, und ihr Heer wuchs an Streitern durch die Völkerschaften, die ihnen überwunden

folgten. Auch ohne Anlaß begannen sie von nun an ins Feld zu ziehen und den Ruhm ihrer Tapferkeit allenthalben zu verbreiten ...

Zwischen Gepiden und Langobarden brach darauf ein lange genährter Zwist aus, und von beiden Seiten wurde zum Kriege gerüstet*). Es kam also zur Schlacht, und während beide Heere wacker kämpften und keines vor dem anderen wich, da geschah es, daß im Streite selbst Alboin, Audoins Sohn, und Turismod, der Sohn Turisends, aufeinander trafen und Alboin seinen Gegner mit dem Schwerte durchbohrte, vom Pferde warf und erschlug. Als die Gepiden sahen, daß ihres Königs Sohn, der vor allen anderen den Krieg herbeigeführt hatte, gefallen sei, entsank ihnen sogleich der Mut, und sie wandten sich zur Flucht. Die Langobarden verfolgten sie heftig, zerstreuten ihre Scharen und kehrten erst, nachdem eine große Anzahl Gepiden getötet worden war, zurück, um die Gefallenen zu plündern.

Wie nun nach errungenem Siege die Langobarden in ihre Heimat kamen, wandten sie sich an ihren König Audoin mit der Bitte, daß er seinen Sohn Alboin zu seinem Tischgenossen mache, denn nur durch seine Tapferkeit hätten sie in der Feldschlacht den Sieg errungen, und er verdiene es, nicht nur in der Gefahr, sondern auch beim Gastmahle seines Vaters Gefährte zu sein. Audoin aber gab zur Antwort, nimmer könne er solches thun, denn er sei ferne davon, des Volkes Gebrauch zu verletzen. ‚Ihr wisset,‘ so sagte er, ‚daß es bei uns nicht Sitte ist, daß der Sohn an seines Vaters Tische sitzt, als bis er von dem Könige eines anderen Volkes die Waffen erhalten hat.‘

Als Alboin dies aus seines Vaters Munde vernommen hatte, nahm er nur vierzig Jünglinge mit sich und zog zu Turisend, dem Könige der Gepiden, mit welchem er noch unlängst gestritten hatte, und eröffnete ihm, warum er gekommen sei. Gütig nahm ihn der König auf, lud ihn zu seinem Gastmahle und gewährte ihm den Platz zu seiner Rechten, wo Turismod, sein Sohn, einst zu sitzen pflegte. Während sie nun von den verschiedenen Gerichten zulangten, da kam Turisend die Erinnerung, wie einst sein Kind an seiner Seite gesessen. Den Tod des Sohnes konnte er nicht aus seinen Gedanken bringen, und da er jetzt den Mörder an dessen Stelle neben sich sitzen sah, entrang sich ein Seufzer seiner Brust. Nicht länger vermochte er seinen Schmerz zu verbergen.

*) Prokopius III. 33 und IV. 18 u. f. berichtet von drei verschiedenen Kriegen zwischen beiden Völkern. In jene Kämpfe fällt das hier erzählte Ereignis.

Laut rief er aus: ‚Lieb ist mir jener Platz, aber der Anblick dessen, der auf ihm sitzt, fällt meinem Herzen schwer.‘ Da weckte in dem zweiten Sohne*) des Königs, der zugegen war, das Wort des Vaters bitteren Groll. Höhnende Worte und Schmähruse begann er an die Langobarden zu richten, und weil die Langobarden unterhalb der Waden weiße Fußriemen tragen, so meinte er, sie seien den Stuten vergleichbar, welche bis zu den Knien weiße Beine haben, und rief ihnen zu: ‚Fruchtbar sind die Stuten, denen ihr gleicht.‘ Darauf antwortete einer der Langobarden: ‚Gehe nur hinaus auf das Asfeld. Dort kannst du leicht sehen, wie gewaltig jene Stuten, wie du sie nennst, auszuschlagen verstehen, denn dort liegen auch die Gebeine deines Bruders zerstreut wie die Knochen schlechten Aases auf dem Anger!‘ Als dies die Gepiden hörten, vermochten sie ihre Wut nicht länger zu zügeln. Ingrimmig sprangen sie von der Tafel auf und rüsteten sich, den offenen Schimpf zu rächen. Auch die Langobarden machten sich zum Kampfe bereit und griffen zum Schwert. Da erhob sich der König, warf sich zwischen die Rasenden und hielt die Seinen von Zorn und Kampf zurück, den mit Strafe bedrohend, der den Streit beginne: nicht sei es Gott wohlgefällig, wenn einer den Gastfreund im eigenen Hause erschlage.

Endlich wurde der Hader beigelegt und fröhlichen Sinnes das Gastmahl geendet. Dann ergriff Turisend die Waffen seines Sohnes Turismod, übergab sie dem Alboin und ließ ihn ungekränkt im Frieden in seines Vaters Reich zurückziehen.

So kehrte denn Alboin heim und wurde seines Vaters Tischgenosse. Als er aber mit dem Vater fröhlich beim königlichen Mahle saß, erzählte er alles, was ihm bei den Gepiden in Turisends Reiche begegnet war. Alle Gäste bewunderten ihn und lobten seine Kühnheit, doch nicht minder rühmten sie die Treue Turisends. Nach Audoins Tode, gelangte, durch den Wunsch aller auf den Thron berufen, Alboin als der zehnte in der Reihe der Könige zur Herrschaft des Reiches. Da er allenthalben einen großen Namen sich gemacht hatte und durch seine Macht weit berühmt war, gab ihm der König der Franken Chlothar die Chlotsuinda zur Ehe, die ihm eine Tochter, die Albsuinda, gebar.

Unterdessen starb Turisend, der König der Gepiden, und es folgte ihm Kunimund als Haupt seines Volkes. Dieser begehrte, die alte Schmach, welche den Gepiden zugefügt worden war, zu rächen, brach

*) Vermutlich der später erwähnte Kunimund.

daher das Bündnis mit den Langobarden und wählte lieber den Kampf als den Frieden*). Aber Alboin schloß mit den Avaren, welche früher Hunnen, dann nach dem Namen eines ihrer Könige Avaren genannt wurden, einen ewigen Bund und zog darauf in den von den Gepiden heraufbeschworenen Krieg. Während diese ihm eilends entgegenzogen, fielen die Avaren nach der Verabredung mit Alboin in ihr Land ein. So kam es denn, daß Kunimund bald die traurige Kunde von dem Einfalle der Avaren empfing. Wohl ergriff ihn, da er sich in doppelter Not sah, Bestürzung, aber dennoch feuerte er die Seinigen an, zuerst den Kampf mit den Langobarden aufzunehmen: vermöchten sie diese zu bestehen, dann werde es ihnen nicht schwer sein, die Scharen der Hunnen aus ihrem Lande zu vertreiben. Die Schlacht begann. Von beiden Seiten wurde mit äußerster Erbitterung gekämpft, zuletzt aber errangen die Langobarden den Sieg, und mit solchem Grimme wüteten sie gegen die Gepiden, daß diese bis zur Vernichtung aufgerieben wurden und von der so zahlreichen Menge kaum ein Bote der Niederlage übrig blieb.

In diesem Treffen erschlug König Alboin den Kunimund. Aus dem Schädel des Erschlagenen ließ er sich eine Art Trinkgeschirr machen, die bei den Langobarden Scala, bei den Römern aber Patera genannt wird. Kunimunds Tochter Rosamunda, welche er zugleich mit einer großen Menge verschiedenen Alters und Geschlechtes mit sich fortgeführt hatte, nahm er, da Chlotsuinda gestorben war, zu seinem eigenen Verderben, wie später offenbar wurde, zum Weibe.

Damals haben die Langobarden so große Beute erworben, daß sie fortan im größten Reichtum lebten. Der Gepiden Volk aber war so gering an Zahl geworden, daß es seit jener Zeit keine eigenen Könige mehr hatte, sondern die, welche den Krieg überlebt hatten, insgesamt entweder den Langobarden unterthan wurden, oder, da die Hunnen bis auf den heutigen Tag noch ihr Land besitzen, unter deren hartem Joche seufzen**).

Alboins Name aber war weit und breit so berühmt, daß bis heute auch bei Bayern und Sachsen wie bei den anderen Völkern desselben Stammes sein Edelmut und Ruhm, sein Kriegsglück und seine Tapfer-

*) Im Jahre 566 oder 567.

**) Bald waren die Gepiden nur noch den Hunnen, d. h. den Avaren, unterworfen, unter denen sie sich später verloren haben. Reste derselben will man unter den Zipsern finden.

keit in Liedern gepriesen werden. Auch sollen, wie viele jetzt noch erzählen, ganz vortreffliche Waffen unter ihm geschmiedet worden sein."

2. König Alboin.

Die zunehmende Bevölkerung, für welche die Grenzen des Landes zu eng wurden, wie die Besorgnis vor den Angriffen der von Osten her drängenden Avaren, bewogen König Alboin, Pannonien zu verlassen und den Versuch zu wagen, Italiens Herrschaft zu erringen.

Die Langobarden hatten bei ihren Kriegszügen in Italien, die sie als Söldner im Dienste des Narses unternahmen, nicht nur die trotz mannigfacher Verwüstungen immer noch reichen Gefilde Italiens kennen gelernt, sondern sicher auch wahrgenommen, wie schwach Justinians Macht in dem eben erst den Goten entrissenen Lande begründet war. Was Therwinger und Greuthunger vergeblich erstrebt hatten, konnte und mußte ihnen bei der Schwäche des Reiches jetzt gelingen.

Paulus erzählt*) über die Eroberung folgende Sage:

„Nachdem Narses das ganze Volk der Goten überwunden und vernichtet und eine große Menge Gold und Silber und Schätze anderer Art gesammelt hatte, erhob sich bei den Römern, für deren Wohl er so viele Gefahren bestanden hatte, Neid und Mißgunst gegen ihn. Sie wandten sich an Kaiser Justinus und seine Gemahlin Sophia, verleumdeten den Feldherrn und sprachen also: ‚Besser war es fürwahr für uns Römer, das Joch der Goten zu ertragen als das der Griechen, da der Eunuch Narses bei uns jetzt befiehlt und uns in harter Knechtschaft hält. Aber dies weiß unser gnädiger Fürst nicht. Befreie uns entweder aus seiner Gewalt oder wir sind gezwungen, die Stadt Rom und uns selbst einem fremden Volke zu übergeben!‘

Als dies Narses wieder zu Ohren kam, gab er kurz zur Antwort: ‚Habe ich gegen die Römer schlecht gehandelt, so will ich es auch schlecht finden.‘ Da geriet der Kaiser in solchen Zorn gegen Narses, daß er sogleich den Präfekten Longinus nach Italien sandte, damit er an Narses Stelle trete. Wie Narses dies hörte, erschrak er heftig; namentlich fürchtete er sich vor der Kaiserin Sophia, so daß er nicht nach Konstantinopel zurückzukehren wagte. Jene soll aber unter anderem, weil er ein Eunuch war, ihm haben sagen lassen, sie werde ihm im Mägdezimmer seinen

*) A. a. O. II. 5.

Platz anweisen, dort möge er den Mägden die Wolle zum Spinnen austeilen. Man erzählt, Narses habe hierauf zur Antwort gegeben, er werde ihr ein Gespinnst anfangen, daß sie Zeit ihres Lebens das Ende nicht finden solle. Darauf entwich er, von Haß und Furcht getrieben, nach Neapel. Zu dem Volke der Langobarden jedoch sandte er Boten mit der Aufforderung, jene sollten die armseligen Äcker Pannoniens verlassen und kommen, Italien, das voll sei jeglichen Reichtums, in Besitz zu nehmen. Zugleich schickte er durch sie Früchte verschiedener Art und andere Erzeugnisse, welche Italien in reicher Fülle hervorbringt, damit er hierdurch ihren Sinn anlocke und sie zum Wandern bewege. Mit Freuden hörten die Langobarden diese Kunde, gern nahmen sie an, was ihren Wünschen entsprach, und freudig hofften sie, daß die Zukunft ihnen Glück bringen werde.

Zu jener Zeit wurden in Italien des Nachts schreckliche Zeichen sichtbar. Feurige Heere erschienen am Himmel und ließen durch ihre Erscheinung an das viele Blut denken, was nachher vergossen wurde.

Da aber Alboin willens war, mit den Langobarden nach Italien zu ziehen, bat er die Sachsen, seine alten Bundesgenossen, um Hilfe, damit er mit einem zahlreichen Heere in Italien einfallen und das weit ausgedehnte Land in Besitz nehmen könne. Die Sachsen stießen denn auch zu ihm, mehr den 20,000 Männer mit Weibern zugleich und Kindern, um seinem Wunsche gemäß mit ihm nach Italien zu ziehen.

Darauf überließ Alboin die Wohnsitze seines Volkes in Pannonien seinen Bundesgenossen, doch unter der Bedingung, daß, wenn zu einer Zeit die Langobarden heimkehren müßten, sie ihre Äcker wieder erhielten. So verließen denn die Langobarden Pannonien und zogen mit Weib und Kind und aller fahrenden Habe nach dem Lande Italien, um es in Besitz zu nehmen. 42 Jahre lang hatten sie in Pannonien gewohnt. Jetzt verließen sie das Land im Monate April, in der ersten Indiktion, am Tage nach dem heiligen Osterfeste, welches der Berechnung nach in jenem Jahre auf den ersten April fiel, da seit der Menschwerdung des Herrn 568 Jahre verflossen waren."

König Alboin stieg über die Alpen und eroberte zunächst das nördlich der Adria gelegene Gebiet von Friaul mit der Hauptstadt Forojuli (j. Cividale), wo er seinen Neffen Gisulf als Herzog zurückließ. Damals blieb auch des Geschichtschreibers der Langobarden Urahn Leupichis in diesem Lande zurück. Alboin aber zog weiter, eroberte den größten Teil Oberitaliens und legte sich zuletzt mit seinem Heere vor das feste Pavia.

Paulus*) fährt fort:

„Drei Jahre und einige Monate hatte die Stadt Ticinum**) der Einschließung getrotzt. Endlich ergab sie sich dem Alboin und den langobardischen Bedrängern. Als aber Alboin durch das Thor, welches seinen Namen vom heiligen Johannes trägt, von Osten her seinen Einzug in die Stadt hielt, stürzte sein Roß inmitten des Thorweges, und obgleich es heftig mit den Sporen angetrieben und auch von dem Marschall geschlagen wurde, konnte es sich doch nicht erheben. Da rief ein Langobarde dem Könige folgende Worte zu: ‚Denke, o Herrscher, an das Gelübde, daß du beschworen hast. Brich es, denn es ist zu hart, und du wirst in die Stadt einziehen, denn ein wahrhaft christliches Volk lebt in jenen Mauern!' Es hatte aber Alboin gelobt, das gesamte Volk, weil es sich ihm nicht beugen wollte, mit dem Schwerte zu vertilgen. Da er nun jetzt das Gelübde zurücknahm, erhob sich sogleich das Roß. Darauf ritt er in die Stadt ein, ohne jemand ein Leid zuzufügen, und hielt, was er versprochen. Alles Volk aber strömte zu ihm nach dem Palaste, den einst Theoderich erbaut hatte, und lebte nach so schwerer Not wieder zu froher Hoffnung für die Zukunft auf.

Drei Jahre und sechs Monate hatte Alboin als König in Italien geherrscht. Dann fiel er durch die Tücke seiner Gemahlin***). Die Veranlassung zu seiner Ermordung bot folgendes Ereignis: Als er einst in Verona länger, als er hätte thun sollen, beim Gastmahle fröhlich saß, vor sich den Becher, den er sich aus dem Schädel König Kunimunds, seines Schwiegervaters, hatte machen lassen, befahl er, der Königin Wein zum Trunke zu geben, und forderte sie auf, mit ihrem Vater lustig zu trinken. Möge dies niemand unwahrscheinlich dünken. Ich spreche die Wahrheit in Christo, habe ich doch selbst einst an einem festlichen Tage gesehen, wie denselben Becher König Ratchis in der Hand hielt und den Seinen zeigte. Sobald Rosamunda die Worte des Gemahles hörte, erwachte lautes Weh in ihrem Herzen, und unfähig, ihres Grames Meister zu werden, sann sie sogleich darauf, durch den Tod des Gatten das Ende ihres Vaters zu rächen. Sogleich schmiedete sie mit Helmechis, welcher des Königs Milchbruder und Scilpor, das ist sein Schildträger, war, den Plan, den König zu töten. Dieser überredete die Königin,

*) A. a. O. II. 27—32.

**) Ticinum oder Ticinus, auch Papia gen., das j. Pavia.

***) Im Jahre 572.

daß sie selbst den Peredeo, der ein sehr tapferer Mann war, zum Genossen des Anschlages mache*)."

Anfangs wollte Peredeo sich zu dem Verbrechen nicht verstehen, aber Rosamunda gewann ihn durch eine List, und was er freiwillig zu thun sich geweigert hatte, das mußte er jetzt gezwungen ausführen.

„Als nun eines Tages Alboin sich um Mittag dem Schlafe überließ, befahl Rosamunda, daß im Palaste Stillschweigen beobachtet werde. Dann entfernte sie alle Waffen aus Alboins Gemach, nur sein Schwert ließ sie zurück, band es aber fest zu Häupten der Bettstatt, so daß es der König nicht wegzunehmen noch aus der Scheide zu reißen vermochte, und geleitete dann nach Helmechis Rat, reißender als selbst ein wildes Tier, den Peredeo in das Schlafgemach. Plötzlich erwachte Alboin aus dem Schlummer und erkannte die drohende Gefahr. Rasch fährt seine Hand nach dem Schwerte, aber, da es festgebunden war, vermag er es nicht herauszuziehen. Da ergreift er einen Fußschemel und wehrt sich mit diesem eine Zeit lang. Aber ach! Was vermochte der wackere, kühne Recke ohne Waffen gegen den Feind? Wie ein Schwächling wurde er erschlagen, und er, der durch so manchen Sieg über den Feind den größten Kriegsruhm sich erworben hatte, erlag der hinterlistigen Tücke eines Weibes.

Unter Jammern und Wehklagen der Langobarden wurde des Königs Leichnam unter den Stufen einer Treppe, welche zum Palaste hinaufführt, beigesetzt. Schlank von Gestalt war Alboin gewesen, und sein Körper zum Kampfe trefflich gebaut.

Nach Alboins Tode versuchte Helmechis sich der Herrschaft zu bemächtigen, aber vergeblich war sein Streben, denn die Langobarden trachteten, voll Schmerz über ihres Königs Tod, nach seinem Leben. Daher schickte Rosamunda sogleich dem Longinus, dem Präfekten von Ravenna, eine Botschaft, er möge schnell ein Schiff senden, welches sie aufnehmen könne. Eilends schickte Longinus, den solche Botschaft mit Freude erfüllte, das gewünschte Schiff. In dieses begaben sich Helmechis und Rosamunda, jetzt sein Weib, zu nächtlicher Zeit flüchtend, und mit sich Albsuinda, des Königs Tochter, und den ganzen Schatz der Langobarden hinwegführend, und eilten ohne Zögern nach Ravenna. Da begann der Präfekt Longinus die Rosamunda zu überreden, daß sie den

*) Die Origo gentis Langob. läßt gerade umgekehrt Peredeo den Rat geben und Helmechis die That vollführen, während Agnellus den Peredeo überhaupt nicht kennt und alles, was von ihm erzählt wird, den Helmechis thun läßt.

Helmechis töte und ihm sich vermähle. Jene aber, zu jeder Schandthat leicht entschlossen, wünschte Herrin von Ravenna zu werden, und gab daher ihre Einwilligung zu dem Verbrechen. Mit eigener Hand reichte sie dem Helmechis, als er aus dem Bade kam, einen Giftbecher dar, versicherte ihm aber, er enthalte einen stärkenden Trank. Als jedoch Helmechis fühlte, daß er sich aus dem Becher den Tod getrunken habe, riß er das Schwert aus der Scheide und zwang die Rosamunda den Rest zu trinken.

So traf nach dem Ratschlusse des allmächtigen Gottes die ungerechten Mörder in einem und demselben Augenblicke die verdiente Strafe. Nach ihrem Tode sandte der Präfekt Longinus die Albsuinda mit den Schätzen der Langobarden nach Konstantinopel zum Kaiser. Einige berichten auch, daß Peredeo in gleicher Weise mit Helmechis und Rosamunda nach Ravenna gekommen und von da mit Albsuinda nach Konstantinopel gesendet worden sei und dort in einem Kampfspiele vor dem Volke in Gegenwart des Kaisers einen Löwen von wunderbarer Größe getötet habe. Da er aber ein gewaltiger Mann war, so, erzählt man, habe der Herrscher, damit er in der kaiserlichen Stadt kein Unheil anrichte, den Befehl gegeben, ihm die Augen auszustechen. Aber nach einiger Zeit verschaffte sich Peredeo zwei Messer, diese versteckte er in seine Ärmel, ging dann nach dem Palaste und erklärte hier, er werde, wenn er Einlaß erhalte, etwas erzählen, was dem Kaiser von Nutzen sein werde. Darauf schickte der Kaiser zwei Patrizier, die seine Vertrauten waren, zu ihm, damit sie seine Worte anhörten. Als diese nun zu Peredeo kamen, trat er, gleichsam als wollte er ihnen im Geheimen etwas sagen, näher an sie heran, zog dann rasch die beiden Messer, welche er verborgen getragen hatte, hervor und verwundete sie damit so heftig, daß sie sogleich zu Boden stürzten und ihren Geist aufgaben. So rächte er nicht unähnlich dem starken Simson das ihm zugefügte Leid und erschlug für den Verlust seiner beiden Augen zwei Männer, welche dem Kaiser besonders nützlich waren.

Die Langobarden in Italien aber wählten nach gemeinsamer Beratung den Kleph, einen edlen Mann, in der Stadt Ticinum zu ihrem Könige. Dieser tötete viele mächtige Männer unter den Römern durch das Schwert oder vertrieb sie aus Italien, und da er ein Jahr und sechs Monate mit Masane, seiner Gemahlin, auf dem Throne gesessen hatte, wurde er von einem seiner Knechte mit dem Schwerte umgebracht.

Nach seinem Tode hatten die Langobarden durch zehn Jahre keinen

König, sondern lebten unter Herzögen, denn jeder Herzog gebot über seine Stadt: Zaban über Ticinum, Wallari über Bergamum, Alichis in Brexia, Evin in Tridentum, Gisulf in Forumjuli*). Aber außer diesen gab es noch dreißig andere Herzöge in verschiedenen Städten. In dieser Zeit wurden viele edle Römer aus Habsucht ermordet, die übrigen aber unter die Fremdlinge verteilt. Zinspflichtig gemacht, mußten sie den dritten Teil ihrer Ernte den Langobarden abtreten. Durch diese Herzöge der Langobarden wurden im siebenten Jahre nach der Ankunft Alboins und seines Volkes die Kirchen geplündert, die Priester erschlagen, Städte zerstört und die Völker, welche nach der Weise der Saaten emporgewachsen waren, umgebracht, Italien aber, soweit es Alboin nicht schon eingenommen hatte, zum größten Teile von den Langobarden besetzt und unterjocht."

Als die Langobarden noch an der unteren Elbe saßen, standen sie nicht unter Königen, sondern, wie die übrigen Völker des westlichen Deutschlands unter selbstgewählten Fürsten, in deren Hand vor allem die Leitung der Gerichtsversammlungen gelegen hatte. Es waren die einzelnen Hundertschaften, in welchen diese Vorsteher ihre Thätigkeit entfalteten; noch gab es wohl keine größeren Verbände, aber als in den folgenden Kriegen und Wanderungen ein festeres Zusammenschließen sich notwendig machte, traten umfassendere Vereinigungen in den Vordergrund, während die Hundertschaften mehr und mehr von ihrer Bedeutung einbüßten. Die Vorstände dieser Abteilungen waren die Herzöge, welche von dem Könige bestellt wurden. Nach Alboins Tode war die Stellung der Herzöge entschieden eine andere geworden, als sie früher war, sie erlangten fast die Selbständigkeit, und wenn sie auch gezwungen wurden, einen neuen König auf den Thron zu erheben, so erlangten sie doch unter ihm so viel Macht, daß sie nach seiner kurzen Regierung es wagen konnten, von der Wahl eines neuen Herrschers zunächst ganz abzusehen. So schien es, als sollte das Königtum bei den Langobarden, nachdem es inmitten der von allen Seiten drohenden Gefahren, zwischen Franken und den immer noch in Italien sich haltenden Byzantinern stark geworden und durch Alboins machtvolle Persönlichkeit sich gehoben hatte, nach kurzer Zeit wieder fallen. Die Gemeinsamkeit der Interessen war dabei noch nicht aufgehoben. Daher kam es denn auch, daß bei aller Verschieden-

*) Heute Pavia, Bergamo, Brescia, Trient, Cividale.

heit unter den Herzögen sie doch im großen und ganzen dieselbe Politik verfolgten. Vor allem trat im Innern eine stärkere Ausprägung des nationalen Elementes hervor. War schon unter Alboin und Kleph das Los der Römer kein beneidenswertes gewesen, geradezu unerträglich wurde es durch die harten Bedrückungen der Herzöge, denn wer dem Schwerte entronnen war, der fiel in Knechtschaft oder wurde doch seines Eigentums beraubt und in den Aldionat herabgedrückt, einen Zustand, der zwischen Freiheit und Unfreiheit die Mitte hielt, und die Sachsen, die als Kriegsgefährten treulich die Mühen der Eroberung geteilt hatten, mußten, da sie auf ihr Recht, welches sie bis dahin bewahrt hatten, nicht zu Gunsten des langobardischen verzichten wollten, das Land verlassen. Doch auch nach außen suchten die Herzöge ihre Macht zu erweitern. Um das Jahr 576 nahm Faroald, der erste Herzog von Spoleto, die Hafenstadt von Ravenna, 578 belagerten die Langobarden Rom, und drei Jahre später hielten sie sogar Neapel eingeschlossen. Zu gleicher Zeit nahmen die Herzöge den Kampf mit den Franken auf, deren Gebiet sich weit hinein in die Alpen erstreckte. Die gemeinsame Gefahr, welche jetzt den Byzantinern und Franken drohte, mußte eine Verbindung zwischen beiden Völkern bewirken. Schon seit 578 trat man in Unterhandlung, bis unter Kaiser Mauritius*) und Childebert II. ein festes Bündnis zur Vertreibung der Langobarden zu stande kam. Jetzt sollte sich zeigen, ob die durch das Gefühl gemeinschaftlicher Nationalität nur lose verbundenen Herzogtümer den Angriffen zweier mächtiger Reiche die Spitze zu bieten vermöchten, von denen jedes eine starke und wohlkonzentrierte Regierungsgewalt besaß.

Gerade diese drohende Gefahr war es wohl, welche die Herzöge veranlaßte, zusammenzutreten und das Königtum von neuem aufleben zu lassen.

Paulus Diakonus erzählt weiter:

„Da die Langobarden unter der Herzöge Gewalt zehn Jahre gestanden hatten, erwählten sie endlich nach gemeinsamer Beratung Klephs Sohn Authari zu ihrem Könige**). Diesem gaben sie wegen seiner Würde den Beinamen Flavius***), welchen dann alle späteren Könige

*) 582—602.

**) Im Jahre 584.

***) Der Beiname Flavius bezeichnet wohl das Rechtsverhältnis zu den neu erworbenen Territorien. Als langobardischer König blieb Authari nur der erste unter seinem Adel, als Flavius wurde er zugleich Schutzherr seiner römischen Unterthanen.

der Langobarden mit Glück geführt haben. Damals steuerten die Herzöge, welche zu jenen Zeiten geboten, zur Wiederherstellung des Königtums die Hälfte all ihres Besitzes bei zum Besten des Königs, damit der Herrscher selbst, sein Gefolge, und wer sonst noch in seiner Nähe lebte, Unterhalt fände. Die bedrückten Unterthanen wurden unter die langobardischen Fremdlinge verteilt. Das aber war wahrhaft wunderbar im Reiche der Langobarden: keine Gewaltthätigkeit fiel vor, kein listiger Anschlag wurde ersonnen, niemand wurde zu ungerechtem Frohndienste gezwungen, kein Diebstahl begangen, kein Straßenraub, und jeder konnte, wie es ihm beliebte, und ohne Furcht seines Daseins sich freuen."

3. König Autharis Brautwerbung.

Über König Autharis Brautwerbung bringt Paulus*) folgende anmutige Erzählung:

„König Flavius Authari schickte Gesandte nach Bayern, welche um die Tochter Garibalds, des Bayernkönigs, für ihn werben sollten. Gütig nahm sie jener auf und versprach ihnen, daß er seine Tochter dem Authari geben wolle.

Als nun die Gesandten bei ihrer Rückkehr dem Authari solches überbrachten, erwachte in dem Könige der Wunsch, seine Braut selbst zu sehen. Darum wählte er unter seinen Langobarden einige rüstige Männer aus, stellte einen seiner Getreuesten gleichsam als ihr Oberhaupt an ihre Spitze und zog unverweilt ins Bayerland. Da sie nun nach dem Rechte der Gesandten vor König Garibalds Antlitz geführt wurden und der Mann, welcher mit Authari gleichsam als der Führer der ganzen Schar gekommen war, nach der Begrüßung eine Ansprache gehalten hatte, wie es die Sitte erheischt, ging Authari, der von keinem bei jenem Volke gekannt wurde, nahe an König Garibald heran und sprach zu ihm: ‚Mein Herr, der König Authari, hat mich allein aus dem Grunde hergesandt, daß ich eure Tochter, seine Braut, die in Zukunft unsere Herrin sein wird, anschauen soll, damit ich ihm getreulich berichten könne, von welcher Gestalt sie sei.‘

Sobald dies der König gehört hatte, hieß er seine Tochter kommen. Schweigend schaute sie Authari an, wie schön sie war, und da sie ihm in allem wohl gefiel, sagte er zum Könige: ‚Da wir eure Tochter von

*) A. a. O. III, 29. 35.

solcher Gestalt erfunden haben, daß wir füglich den Wunsch hegen, sie möchte unsere Königin werden, so bitten wir aus ihrer Hand, wenn es eure Gnade gestattet, in der Weise, wie sie es einst mit uns halten wird, einen Becher Weins empfangen zu dürfen. Der König gewährte die Bitte. Darauf ergriff seine Tochter den gefüllten Becher, kredenzte ihn zuerst dem, welcher ihr das Haupt der Gesandtschaft zu sein schien, dann aber wandte sie sich zu Authari, von dem sie nicht wußte, daß es ihr Bräutigam war. Jener trank und gab den Becher wieder zurück, berührte aber dabei, ohne daß es jemand gewahr wurde, ihre Hand mit seinem Finger und führte ihre Rechte über seine Stirn, Nase und Wange herab.

Errötend erzählte sie dies ihrer Amme. Diese gab ihr zur Antwort: ‚Wenn dies nicht der König selbst und dein Verlobter wäre, so hätte er nicht gewagt, dich zu berühren. Aber laß uns inzwischen schweigen, damit dein Vater nichts davon erfährt. Denn wahrlich der Langobarde ist ein Mann, würdig, die Krone zu tragen und dich zu besitzen.‘

Es war aber damals Authari in der Blüte der Jahre, ein Jüngling von edler Gestalt, von hellen Locken umflossen und von schönem Antlitz.

Nicht lange darauf empfingen die Gesandten von dem Könige ein Geleite und machten sich mit diesem eilends auf den Weg, um in das Vaterland heimzukehren. Ohne Verzug verließen sie das Land Noricum, welches das Volk der Bayern bewohnt und im Osten von Pannonien, im Westen von dem Suebenlande, im Mittag von Italien und im Norden von der Donau begrenzt wird. Als nun Authari schon nahe der Grenze Italiens gekommen war und noch die Bayern bei sich hatte, die ihn geleiteten, erhob er sich auf dem Rosse, das er ritt, so hoch als er konnte, und warf mit aller Gewalt die Streitaxt, die er in der Hand hielt, gegen einen Baum, der in der Nähe stand, und ließ sie darin haften, indem er laut rief: ‚Solche Hiebe pflegt Authari zu führen.‘ Wie er aber dies sagte, erkannten die Bayern, die in seinem Geleite ritten, daß es König Authari selbst sei.

Da einige Zeit darauf König Garibald wegen des Heranrückens der Franken in Not geriet, floh Theudelinde, seine Tochter, mit ihrem Bruder, der Gundoald hieß, nach Italien und ließ ihrem Verlobten Authari ihre Ankunft melden. Sogleich ging ihr der König mit stattlichem Gefolge zur Hochzeit entgegen. Auf dem Sardisfelde traf er sie, oberhalb Verona, wo er unter aller Freude am 15. Mai die Hochzeit feierte.

Es befand sich damals unter den Herzögen der Langobarden Agilulf,

der Herzog von Turin. Als nun in jener Stadt bei einem Gewitter ein Stück Holz, welches im königlichen Hofe lag, unter gewaltigem Donner vom Blitzstrahle getroffen wurde, da sagte ein Sklave des Agilulf, ein Wahrsager, der durch teuflische Kunst die Zukunft zu ergründen vermochte und jenen Blitzstrahl bemerkte, zu seinem Herrn: ‚Jenes Weib, das soeben unserem Könige sich vermählt, wird in kurzer Zeit deine Ehegenossin sein.‘ Da der Herzog dies hörte, drohte er ihm, er werde ihm das Haupt abschlagen, wenn er noch mehr über diese Sache spreche. Dieser gab aber zur Antwort: ‚Wohl kann ich getötet, das Schicksal kann aber nicht geändert werden, denn gewiß ist es, daß jenes Weib nur in dieses Land kam, um deine Gattin zu werden.‘

Und dies geschah denn auch nicht lange darauf ...

Sechs Jahre lang hatte Authari regiert. Da starb er in Ticinum, wie man sagte, an Gift, das er erhalten. Weil aber die Langobarden die Königin Theudelinde hoch schätzten, so gestatteten sie ihr, die königliche Würde weiter zu führen, rieten ihr jedoch zugleich unter allen Langobarden nach ihrem Gutdünken einen Gemahl zu wählen, der fähig sei, das Reich mit Vorteil zu regieren. Jene beriet sich daher mit klugen Männern und erwählte sich alsdann Agilulf, den Herzog von Turin, zum Gemahl, dem Volk der Langobarden zum Könige. Es war dies ein wackerer und streitbarer Mann und durch Gestalt des Körpers wie Klugheit zum Herrschen wohl geschickt. Diesen entbot die Königin sogleich zu sich und eilte ihm selbst entgegen bis zur Stadt Laumellum*). Als nun Agilulf vor sie trat, wechselte sie mit ihm einige Worte und befahl dann, daß man ihr einen Becher Wein reiche. Erst setzte sie den Becher an ihre Lippen, dann reichte sie ihn dem Agilulf zum Trunke. Der Herzog ergriff den Becher und küßte ehrfurchtsvoll die Hand der Königin, doch Theudelinde lächelte errötend und sagte, nicht dürfe der Mann die Hand ihr küssen, der ihr auf den Mund einen Kuß drücken dürfe. Darauf erhob sie ihn zum Kuß und sprach ihm von der Vermählung und der königlichen Würde. Unter großer Freude wurde die Hochzeit gefeiert. So übernahm denn Agilulf, der ein Verwandter König Autharis war, im Anfang des Novembers die Regierung, später aber, im Monat Mai**), da alle Langobarden versammelt waren, wurde er in Mediolanum***) auf den königlichen Thron erhoben.

*) Lumello.

**) Im Jahre 591.

***) Mailand.

4. König Rothari.

König Authari war eine kraftvolle Persönlichkeit gewesen; die aufstrebende Herzogsgewalt zu unterdrücken war ihm aber nicht gelungen, da er durch äußere Kriege allzusehr in Anspruch genommen wurde. Während seiner sechsjährigen Regierung brach allein der Frankenkönig Childebert fünfmal mit gewaltigen Heeresmassen ins Land und machten die Griechen mehr denn je Anstrengungen, um die ihnen entrissenen Gebiete wieder zu erobern. Da die langobardischen Herzöge zum Teil auf die Seite des Kaisers traten, suchte Authari ein Bündnis mit den Franken. Noch während der Unterhandlungen war er aber im Jahre 590 gestorben. Sein Nachfolger Agilulf schloß den Frieden mit den Franken und erlangte so, wenn auch die Kämpfe gegen den Papst und die Griechen noch fortdauerten, die Möglichkeit, im Innern des Reiches Ruhe und Ordnung zu schaffen und die gärenden Elemente niederzuhalten. Mit unerbittlicher Strenge wurde vor allem gegen diejenigen Herzöge eingeschritten, welche um ihres persönlichen Vorteils willen sich dem Kaiser Ostroms unterworfen hatten, dann schlug der König alle Erhebungen gegen seine Macht mit Erfolg nieder und begründete so die Gewalt der Krone von neuem. Freilich ging manches von dem, was er gewonnen, schon durch seinen Sohn Adaloald (616—626) und dessen Nachfolger Arioald (626—636) wieder verloren, aber König Rothari (636—652) wußte mit kraftvoller Hand die Widerwilligen zu beugen und die zersplitterten Gewalten zum Heile des Ganzen wieder zu vereinen und in seiner Gesetzessammlung dem Königtum eine neue feste Grundlage zu geben, welche selbst die heftigsten Stürme der nächsten Zeiten nicht zu unterwühlen vermochten.

Wenig ist es, was uns Paulus von dem Leben und der Thätigkeit dieses bedeutenden Fürsten schildert. Er erzählt*):

„Nachdem Arioald zwölf Jahre über die Langobarden geherrscht hatte, schied er aus diesem Leben und übernahm Rothari vom Geschlechte Arodus das Reich. Er war aber ein tapferer Mann und folgte dem Wege der Gerechtigkeit, hielt aber nicht inne den rechten Pfad des christlichen Glaubens, sondern befleckte sich mit dem Unglauben arianischer Ketzerei. Es sagen nämlich die Arianer zu ihrem eigenen Verderben, daß der Sohn geringer sei als der Vater, der heilige Geist aber geringer

*) A. a. O. IV. 42. 45—47.

als der Vater und der Sohn, während wir Katholiken glauben, daß Vater, Sohn und heiliger Geist in drei Personen der Eine und wahrhafte Gott seien, von gleicher Macht und Herrlichkeit. In dieser Zeit gab es fast in allen Städten des Königreiches zwei Bischöfe, einen katholischen und einen arianischen. Heute noch zeigt sich dies in der Stadt Ticinum, wo der arianische Bischof von der Kirche des heiligen Eusebius das Baptisterium inne hatte, während doch der katholischen Kirche ein anderer Bischof vorstand. Doch bekehrte sich der arianische Bischof, Anastasius mit Namen, welcher in dieser Stadt lebte, später zum katholischen Glauben und leitete darauf die Kirche Christi.

Dieser König Rothari ließ die Gesetze der Langobarden, welche bis daher nur im Gedächtnis und durch Gewohnheit bewahrt wurden, schriftlich aufsetzen und nannte dieses Gesetzbuch das Edikt. Es geschah dies aber im siebenundsiebzigsten Jahre*) seit der Ankunft der Langobarden in Italien, wie der König selbst in der Vorrede zu seinem Edikte bezeugt . . .

König Rothari eroberte alle Städte der Römer, welche von Luna**) in Tuskien an bis zur Grenze des Frankenlandes hin an dem Ufer des Meeres liegen. Auch nahm er Opitergium***) eine Stadt, die zwischen Tarvisium†) und Forojuli gelegen ist, ein und zerstörte sie. Mit den Römern von Ravenna kämpfte er an einem Flusse der Provinz Ämilia, welcher Scultenna††) heißt. In dieser Schlacht fielen auf Seiten der Römer achttausend Krieger, die übrigen flohen . . .

Nachdem König Rothari sechzehn Jahre und vier Monate lang das Reich inne gehabt hatte, schied er aus dem Leben und hinterließ die Herrschaft seinem Sohne Rodoald."

5. Aus der Jugend Grimoalds.

Nur kurze Zeit sollte Rotharis Sohn das Scepter des Langobardenreiches führen, denn schon im Jahre nach des Vaters Tode 653 wurde er erschlagen und durch Aripert, den Sohn Gundoalds, einen Neffen der Königin Theudelinde, ersetzt. Aripert starb nach neunjähriger Regierung im Jahre 661 und hinterließ seinen beiden noch im Jünglingsalter

*) Rothari selbst giebt das sechsundsiebzigste Jahr an.
**) Luni.
***) Oderzo.
†) Treviso.
††) Der Tanaro zwischen Modena und Bologna.

stehenden Söhnen Pertari und Godepert das Reich, von denen der eine zu Pavia, der andere in der Stadt Mailand seinen Sitz nahm. Gegen die jungen Könige erhob sich 662 der Herzog Grimoald von Benevent. Er stürzte die Brüder und riß die Krone an sich.

Grimoalds Regierung ist von Paulus mit besonderer Ausführlichkeit behandelt worden und zwar nicht bloß deshalb, weil dieser König schon eine Lieblingsgestalt der langobardischen Sage war, sondern weil vor allem Grimoald dem Geschlechte Gisulfs, des Friauler Herzogs, angehörte, der einst des Geschichtschreibers Urahnen unter anderen Langobarden auserwählte, damit er mit den Seinen in der dem Angriffe des Feindes leicht ausgesetzten Provinz sich ansiedele. Mit treuem Eifer hat Paulus namentlich Friauls Geschicke und seiner Herzoge Thaten beschrieben, und treue Ergebenheit hat er den Nachkommen Gisulfs bewahrt bis zu seinem Tode.

Aus Grimoalds Jugend erzählt Paulus*) folgende Züge:

„Um diese Zeit zog der König der Avaren, der in der Sprache seines Landes Kakan genannt wird, mit einer unzähligen Menge Volkes heran und fiel in das Gebiet von Venetien ein. Gisulf, der Herzog von Friaul, zog mit den Langobarden, die er um sich scharen konnte, ihm tapfer entgegen, aber obgleich er mit seiner geringen Schar gegen die ungeheure Überzahl auf das Wackerste stritt, so wurde er doch mit fast allen den Seinigen von allen Seiten umringt und erschlagen. Das Weib Gisulfs aber, mit Namen Romilda, schloß sich mit den Langobarden, welche sich gerettet hatten, und den Frauen und Söhnen der Gefallenen in die Mauern des festen Forojuli ein. Zwei Söhne hatte sie, welche schon Jünglinge waren, Taso und Cacco, während die anderen beiden, Rodualdo und Grimoald, noch Knaben waren. Sie hatte aber auch noch vier Töchter, von denen die eine Appa, die andere Gaila hieß; der beiden anderen Namen sind uns entfallen.

Es verteidigten sich aber auch die Langobarden in den anderen festen Städten, welche in der Nähe lagen, in Cormones, Nemas, Osopo, Artenia, Reunia, Glemona**) und vor allem auch in Ibligo***), das durch seine Lage unbezwinglich schien. In gleicher Weise verschanzten sie sich auch in den übrigen Kastellen, damit sie nicht den Hunnen, das

*) A. a. O. IV. 37—39. 42—44. 51.

**) Cormons, Nimis, Ossopo am Tagliamento, Artegna, Ragogna, Gemona.

***) Iplis.

sind die Avaren, in die Hände fielen. Die Avaren aber streiften durch das ganze Gebiet von Forojuli und verwüsteten alles Land mit Raub und Plünderung, die Stadt Forojuli selbst hielten sie umschlossen und bedrängten sie mit aller Macht.

Als nun einst ihr König, der Kakan, bewaffnet und mit einem großen Gefolge von Reisigen um die Mauern herumritt, um eine Stelle zu erspähen, an der die Stadt leicht erobert werden könnte, wurde Romilda, welche von der Stadtmauer herabschaute, seiner gewahr, und da sie sah, daß er ein schöner Mann und in der Blüte der Jugend sei, erwachte in ihr schändliche Begierde, und sogleich sandte sie ihm einen Boten und versprach ihm, wenn er sie zur Ehe nehmen wolle, sei sie bereit, ihm die Stadt mit allen, die darin seien, zu übergeben. Als dies der König vernahm, verhieß er mit arger List das thun zu wollen, was sie verlangt hatte, und gelobte, sie zu seinem Weibe zu machen. Jene aber öffnete darauf ohne Zögern die Thore der Feste Forojuli und ließ zu ihrem eigenen und aller übrigen Verderben den Feind herein. Sobald aber die Avaren mit ihrem Könige in die Stadt eingedrungen waren, raubten sie alles, was sie fanden, überließen die Stadt den Flammen und schleppten alle Einwohner als Gefangene hinweg, indem sie ihnen voll Trug versprachen, sie in dem Lande, aus welchem sie hinweggezogen waren, in Pannonien, anzusiedeln.

Da sie aber in ihr Vaterland zurückzogen und in eine Ebene gelangten, die sie das heilige Feld nennen, beschlossen sie, alle volljährigen Langobarden durch das Schwert umzubringen. Die Weiber aber und Knaben teilten sie unter einander zur Knechtschaft. Taso aber und Cacco wie auch Rodualb, die Söhne Gisulfs und der Romilda, durchschauten die böse Absicht der Avaren, sprangen sogleich aufs Roß und ergriffen die Flucht. Einer von ihnen glaubte, daß es besser sei, den Grimoald, ihren kleinen Bruder, umzubringen, als ihn das Joch der Knechtschaft tragen zu lassen, da er noch zu jung sei, um auf dem davonjagenden Rosse sich fest halten zu können, und wollte ihn töten. Als er nun den Speer erhob, um den Knaben zu durchbohren, da begann dieser in Thränen auszubrechen und klagte: ‚Töte mich nicht, denn ich vermag mich auf dem Pferde zu halten!‘ Nun ergriff ihn der Bruder beim Arm und hob ihn auf den glatten Rücken des Rosses und ermunterte ihn, sich festzuklammern. Der Knabe aber faßte die Zügel des Rosses und folgte den fliehenden Brüdern.

Als die Avaren dies gewahr wurden, schwangen sie sich sogleich auf

ihre Pferde und machten sich auf zur Verfolgung. Doch gelang es ihnen, während die andern durch schnelle Flucht sich retteten, nur den Knaben Grimoald durch einen der Ihrigen, der schneller ritt, zu erreichen. Sie wollten ihn wegen seiner zarten Jugend nicht töten, sondern schenkten ihm das Leben, um ihn für die Knechtschaft zu bewahren. Der Avare ritt also nach dem Lager zurück, ihn mit sich führend, indem er die Zügel seines Pferdes in der Hand hielt. Er freute sich aber der edlen Beute, denn Grimoald war ein Knabe von hoher Schönheit, mit glänzenden Augen und lichtem Haar. Doch der Knabe empfand bitteren Schmerz darüber, gefangen fortgeführt zu werden. Große Gedanken durchzuckten die kleine Brust, und plötzlich riß er sein kurzes Schwert, wie er es in seinem Alter nur führen konnte, aus der Scheide und schlug damit den Avaren, der ihn fortschleppte, mit aller Kraft auf den Kopf. Sogleich stürzte der Feind, dem der Hieb bis ins Gehirn gedrungen war, vom Pferde herab. Der kleine Grimoald aber wandte sein Roß und stürmte fröhlichen Herzens in die Flucht davon und erreichte endlich seine Brüder. Er verkündete ihnen seine Befreiung und das Ende des Feindes und erfreute sie dadurch höchlichst.

Die Avaren aber brachten alle erwachsene Langobarden mit dem Schwerte um, die Weiber hingegen und Kinder ließen sie das Joch der Knechtschaft tragen . . .

Nach dem Tode des Herzogs Gisulf von Friaul übernahmen seine Söhne Taso und Cacco die Regierung des Herzogtums. Sie besaßen zu ihrer Zeit das Land der Slaven, welches Zellia*) heißt, bis zu dem Orte, der Medaria**) genannt wird. Deshalb bezahlten denn auch diese Slaven bis zu den Zeiten des Herzogs Ratchis den Herzögen von Forojuli einen Tribut. Diese beiden Brüder brachte der Patrizius der Römer Gregorius in der Stadt Opitergium durch trügerische List ums Leben. Denn da er dem Taso versprach, ihm den Bart, wie es Sitte war, zu scheren und ihn zum Sohne zu machen***), so kam Taso mit seinem Bruder Cacco und auserwählten Jünglingen nichts Böses ahnend zu Gregorius. Sobald er aber mit den Seinen Opitergium betrat, befahl der Patricius, die Thore der Stadt zu schließen und sandte Krieger wider Taso und seine Genossen aus. Als dies Taso mit den Seinen

*) Cilly.

**) Windisch Matrei.

***) Haar und Bart sind Zeichen des Freien. Abschneiden des Haares, bei Erwachsenen des Bartes war Symbol der Annahme an Kindesstatt.

erfuhr, bereiteten sie sich voll kühnen Mutes zum Kampfe vor, dann aber reichten sie sich zum Abschiede die Hände und zerstreuten sich hierhin und dorthin durch die Straßen der Stadt, hieben jeden, auf den sie trafen, nieder, und wurden zuletzt, als sie schon ein großes Blutbad unter den Römern angerichtet hatten, erschlagen. Weil aber der Patricius Gregorius einen Eid geschworen hatte, so ließ er sich das Haupt Tasos bringen und schnitt ihm meineidig den Bart, wie er versprochen hatte, ab.

Nachdem diese Männer in solche Weise ihr Leben verloren hatten, wurde Grasulf, Gisulfs Bruder, zum Herzog von Forojuli eingesetzt. Aber Radoald und Grimoald verschmähten es als schimpflich, unter der Gewalt ihres Oheims Grasulf zu leben, da sie schon dem Mannesalter sich näherten, sie bestiegen deshalb ein Schiff und fuhren in das Land von Benevent. Dort eilten sie zu Arichis, dem Herzoge der Beneventaner, einst ihrem Lehrer, und dieser nahm sie freundlich auf und hielt sie an Sohnesstatt . . .

Als Arichis, der Herzog von Benevent, seinen Sohn Aio an den Hof des Königs Rothari sandte und dieser auf dem Wege nach Ticinum nach Ravenna kam, wurde ihm durch die Niedertracht eines Römers ein Trank gereicht, der bewirkte, daß der Verstand von ihm ging und er niemals mehr von dieser Zeit an gesunden Sinnes war. Da nun Herzog Arichis, Aios Vater, schon hochbejahrt seinem Ende sich näherte, so empfahl er, weil er wußte, daß sein Sohn Aio nicht gesunden Verstandes war, den Radoald und Grimoald, welche damals in der Blüte der Jugend standen, gleich als wären sie seine eigenen Söhne, den Langobarden, die bei ihm waren, und sagte ihnen, daß besser als sein Sohn Aio jene sie regieren könnten. Nach dem Tode des Arichis, der das Herzogtum fünfzig Jahre lang beherrscht hatte, wurde sein Sohn Aio zum Führer der Samniten gemacht. Ihm gehorchten Radoald und Grimoald wie einem älteren Bruder und Herrn in allen Dingen. Als nun Aio schon ein Jahr und fünf Monate Herzog der Beneventaner gewesen war, kamen Slaven mit einer Menge von Schiffen herbei und verschanzten sich nicht weit von der Stadt Sepontum*). Um ihr Lager herum hatten sie versteckte Gruben angelegt. In der Abwesenheit Radoalds und Grimoalds kam Aio über sie und wollte sie bekämpfen. Da fiel sein Roß in eine der Gruben, und als die Slaven über ihn herstürzten, wurde er mit manchem anderen erschlagen. Wie das dem Radoald hinterbracht wurde,

*) Siponto.

kam er eilends herbei und redete die Slaven in ihrer eigenen Sprache an, und da sie deshalb weniger vorsichtig sich zeigten, warf er sich auf sie, rächte mit großem Blutvergießen Aios Tod und zwang die Feinde, welche am Leben geblieben waren, aus jenem Lande zu fliehen . . .

Nachdem Aripert in Ticinum neun Jahre lang die Langobarden beherrscht hatte, starb er und hinterließ das Reich seinen Söhnen Pertari und Godepert, die damals noch Jünglinge waren. Godepert nahm seinen Sitz in Ticinum, Pertari aber in der Stadt Mediolanum. Aber es entbrannte, angeregt durch nichtswürdige Menschen, zwischen den beiden Brüdern Haß und Zwietracht, so daß der eine des anderen Reich an sich zu reißen trachtete. Zu diesem Zwecke sandte Godepert den Garibald, den Herzog von Turin, zu Grimoald, der damals der wackere Führer der Beneventaner war, und lud ihn ein, sobald als möglich herbeizueilen und ihm gegen seinen Bruder Pertari Hilfe zu bringen; zugleich versprach er ihm des Königs Tochter, seine Schwester, zur Gemahlin zu geben. Aber der Gesandte selbst handelte voll Untreue gegen seinen Herrn, er ermahnte den Grimoald herbeizukommen und sich des Reiches der Langobarden, das die beiden Brüder zerrissen, selbst zu bemächtigen, weil er reifer an Jahren und ein Mann von Einsicht und Tapferkeit sei. Wie das Grimoald hörte, richtete er sogleich seinen Sinn auf die Erlangung des Langobardenreiches. Er ließ seinen Sohn Romuald als Herzog in Benevent zurück, machte sich eilends mit einer auserwählten Schar auf den Weg nach Ticinum und wußte in allen Städten, durch welche er zog, sich Freunde und Bundesgenossen zur Erwerbung der Krone zu gewinnen, den Grafen Transemund von Capua aber sandte er durch Spoletium*) und Tuskien, damit er die Langobarden, welche in diesen Gegenden wohnen, ihm geneigt mache. Als nun Grimoald mit einer großen Menge von Kriegern in Placentia**) ankam, sandte er den Garibald, der von Godepert als Gesandter an ihn geschickt worden war, voraus, damit er dem Godepert die Kunde von seiner Ankunft überbringe. Der aber kam zu Godepert und meldete ihm, Grimoald ziehe eilig herbei. Als nun Godepert fragte, wo er Grimoald gastfreundlich eine Stätte bereiten sollte, antwortete Garibald, es gezieme sich, daß Grimoald, der zu seiner Hilfe herbeikomme und seine Schwester zur Ehe erhalten werde, ein Unterkommen in der Pfalz erhalte. Und so geschah

*) Das Gebiet von Spoleto.

**) Piacenza.

es denn auch, und Grimoald bekam bei seiner Ankunft eine Wohnung in der Pfalz angewiesen. Aber derselbe Garibald, der Urheber dieser ganzen Bosheit, überredete den Godepert, daß er nicht anders als mit einem Panzer unter dem Kleide zu einer Unterredung mit Grimoald ginge, weil Grimoald ihm nach dem Leben stehe. Dann wieder kam dieser Meister der Lüge zu Grimoald und sagte ihm, daß, wenn er nicht sich schütze, Godepert ihn mit dem Schwerte umbringen werde. Noch fügte er als Beweis für diese Absicht hinzu, daß Godepert, wenn er zu einer Unterredung komme, einen Panzer unter dem Kleide führe.

Als nun die beiden Fürsten am anderen Tage zu einer Unterredung zusammenkamen und Grimoald nach der Begrüßung den Godepert umarmte, bemerkte er sogleich, daß er einen Panzer unter dem Gewande trage. Ohne Zögern riß er das Schwert aus der Scheide, erschlug ihn und riß Reich und Macht Godeperts an sich. Es hatte aber damals Godepert einen kleinen Sohn, Namens Raginpert, der von den Getreuen Godeperts gerettet und im Geheimen aufgezogen wurde. Doch ließ ihn Grimoald nicht verfolgen, da er noch zu klein war. Da Pertari, welcher zu Mailand herrschte, erfuhr, daß sein Bruder ermordet worden sei, flüchtete er mit großer Schnelligkeit zu dem König der Avaren, dem Kakan. Sein Weib Rodelinde und seinen kleinen Sohn Kuninkbert ließ er zurück. Grimoald sendete sie nach Benevent in die Verbannung.

Nach diesen Ereignissen sollte Garibald, auf dessen Betreiben und Anstacheln dies vollbracht worden war — und nicht nur dies, sondern auch noch einen Betrug hatte er auf seiner Gesandtschaft verübt und die Geschenke, welche er nach Benevent hatte bringen sollen, nicht unversehrt abgeliefert —, der Thäter also solcher Frevelthaten, nicht lange seines Lebens sich freuen. Es war nämlich ein kleines Männchen in der Stadt Turin, welches zum Geschlechte Godeperts gehörte. Da dieser Mann wußte, daß der Herzog Garibald am heiligen Ostertage zum Gebete nach der Kirche des heiligen Johannes kommen werde, so stieg er auf den Taufstein des Baptisteriums, hielt sich hier mit der Linken an einen Pfeiler der Decke und verbarg hier, wo Garibald vorübergehen mußte, das gezückte Schwert unter seinem Gewande. Wie nun Garibald vorüberkam, hob er das Gewand empor und schlug mit solcher Gewalt ihm das Schwert in den Nacken, daß er ihm das Haupt sogleich vom Rumpfe trennte.

Garibalds Begleiter warfen sich alsbald auf den Angreifer und

töteten ihn mit vielen Wunden. So hauchte er wohl sein Leben aus, das Ende seines Herrn Godepert hatte er aber rühmlich gerächt."

6. König Grimoald und Pertari.

Über König Grimoald und den vertriebenen rechtmäßigen König Pertari berichtet Paulus**) weiter:

„Nachdem Grimoald seine königliche Herrschaft zu Ticinum befestigt hatte*), vermählte er sich nicht lange darauf mit der Tochter König Ariperts, die ihm schon lange verlobt war und deren Bruder Godepert von ihm erschlagen wurde. Das Heer von Benevent, mit dessen Hilfe er den Thron erworben hatte, entließ er reich beschenkt in die Heimat, die wenigen Männer aber, welche er zurückbehielt, stattete er freigebig mit großen Besitzungen aus.

Als er nun hörte, daß Pertari flüchtig nach Skythien geeilt sei und bei dem Kakan weile, sandte er Boten zu dem Kakan, dem Könige der Avaren, und ließ ihm verkünden, daß, wenn er den Pertari in seinem Lande eine Stätte gewähre, er fernerhin mit den Langobarden und ihm nicht mehr in Frieden wie bisher leben könne. Wie dies der Avarenkönig hörte, rief er den Pertari zu sich und sagte zu ihm, er möge gehen, wohin er wolle, denn nicht möchten um seinetwillen die Avaren mit den Langobarden in Kampf geraten. Pertari vernahm dies und eilte nun nach Italien, um zu Grimoald zurückzukehren, denn man hatte ihm erzählt, daß er milde sei. So kam er nach der Stadt Laudis***). Von hier aus sandte er zu Grimoald den Hunulf, einen ihm sehr getreuen Mann, der dem König seine Ankunft verkünden sollte. Hunulf aber kam zu Grimoald und meldete ihm, Pertari nahe sich, um in seinem Schutze zu leben. Da dies jener hörte, gab er das Versprechen, es werde dem, der in seinen Schutz sich begebe, nichts Übles widerfahren. Unterdessen kam auch Pertari. Er wollte sich, da er vor Grimoald trat, dem Könige zu Füßen werfen, aber dieser hielt ihn mit Milde zurück und hob ihn zu seinem Angesicht, ihn zu küssen. Doch Pertari sprach zu ihm: ‚Ich bin dein Knecht. Ich wußte, daß du christlich seiest und fromm, und obschon

*) A. a. O. V. 1—4.

*) Im Jahre 662.

**) Lodi.

ich unter den Heiden leben konnte, so bin ich doch, auf deine Gnade vertrauend, hier erschienen, um mich vor dir zu beugen.' Darauf erwiderte ihm der König mit seinem gewöhnlichen Schwure: ,Bei dem, der mich geboren werden ließ, schwöre ich dir, daß du nichts Übles erleiden wirst, da du unter meinen Schutz dich gestellt hast, vielmehr werde ich also für dich Sorge tragen, daß du mit Ehren leben kannst.' Er gewährte ihm denn auch in einem geräumigen Palaste Gastfreundschaft, hieß ihn nach den Mühen des Weges der Ruhe pflegen und gab den Befehl, daß von Staatswegen für Pertaris Lebensunterhalt und für alles, was er sonst noch bedürfe, reichlich gesorgt werde.

Als aber Pertari in das ihm vom Könige angewiesene Haus gezogen war, begannen sogleich die Bürger Ticinums in Scharen herbeizulaufen, um ihn zu sehen, oder, wenn sie ihn von alter Zeit her kannten, zu begrüßen. Was kann eine böse Zunge nicht alles verderben? Bald nämlich nahten sich dem König einige Schmeichler mit böser Rede und raunten ihm zu, daß wenn er nicht Pertari schnell des Lebens beraube, er selbst alsbald Reich und Leben verlieren würde: Das sei auch der Grund, setzten sie hinzu, warum die ganze Bürgerschaft zu ihm laufe. Als Grimoald dies hörte, schenkte er nur allzuleicht ihnen Glauben, vergaß seines Eidschwures und entschloß sich sogleich zum Tode des unschuldigen Pertari. Er ersann einen Anschlag, wie er ihn, da die Stunde schon weit vorgerückt war, am anderen Tage des Lebens beraube, und sandte ihm noch des Abends verschiedene Speisen, treffliche Weine und Getränke verschiedener Art, um ihn trunken zu machen, damit er, durch das viele Trinken während der Nacht betäubt und berauscht, an Rettung nicht denken könne.

Da war aber am Hofe ein Mann, der schon zum Gefolge von Pertaris Vater gehört hatte. Als dieser ihm nun das königliche Mahl gebracht hatte, da beugte er gleichsam zum Gruße sein Haupt tief zum Tische hinab und flüsterte ihm verstohlen zu, daß der König ihn zu töten beabsichtige. Sogleich befahl Pertari seinem Mundschenken, er möge ihm in der silberne Schale nichts anderes als ein wenig Wasser darreichen. Als nun die Diener, welche die Getränke verschiedener Art vom Könige herbeigebracht hatten, ihn im Auftrage ihres Herrn baten, daß er die Schale leere, versprach er, sie zu Ehren des Königs ganz auszutrinken, schlürfte aber aus dem Kelche in Wahrheit nur ein wenig Wasser. Die Diener hinterbrachten nun dem Könige, daß Pertari fleißig trinke, der König aber gab ihnen erfreut zur Antwort: ,Mag der Trunkenbold

nur zechen, morgen wird er uns den Wein samt seinem Blute lassen müssen!'

Pertari rief darauf rasch den Hunulf zu sich und teilte ihm nach seiner Gewohnheit des Königs Anschlag mit. Sogleich sandte dieser nach seinem Hause einen Diener, damit er ihm ein Polster hole, und befahl sein Bett neben Pertaris Lager aufzuschlagen. Kurze Zeit darauf schickte König Grimoald seine Häscher, welche das Haus, in welchem Pertari ruhte, bewachen sollten, damit er auf keine Weise ihm zu entfliehen vermöchte. Als nun das Mahl vollendet war, sich alle hinwegbegeben hatten und nur Pertari und Hunulf und Pertaris Kämmerer, ein Mann von erprobter Treue, zurückgeblieben waren, eröffnete Hunulf dem Kämmerer den Anschlag und beschwor ihn, daß er selbst, während Pertari fliehe, die Rolle desselben übernehme und so lange als er vermöchte sich in dessen Schlafgemach schlafend stelle. Sogleich versprach jener das zu thun. Darauf legte Hunulf seine Bettdecken, ein Polster und ein Bärenfell dem Pertari auf Rücken und Nacken, jagte ihn nach Verabredung, als wäre er ein ungeschickter Sklave, zur Thür hinaus, indem er ihm laute Schmähworte nachrief, und ließ nicht nach, ihn mit dem Stocke zu schlagen und ihn zu stoßen, so daß er unter den Tritten und Schlägen öfters zu Boden stürzte. Als nun des Königs Leute, welche zur Wache ausgestellt waren, ihn fragten, was das wäre, sagte er: ‚Jener elende Sklave hat mir mein Lager im Schlafgemach dieses trunkenen Pertari zurecht gemacht, der so voll des Weines ist, daß er wie tot auf seinem Bett liegt, aber ich bin es überdrüssig, diesem Thoren bis jetzt gefolgt zu sein, und werde fortan, so lange mein Herr König lebt, in meinem eigenen Hause bleiben.' Jene hörten das, und da sie glaubten, daß er die Wahrheit sage, so freuten sie sich und gestatteten ihm und Pertari, den sie für einen Sklaven hielten, weil er sein Haupt bedeckt hatte, um nicht erkannt zu werden, hinwegzugehen und gaben ihnen Raum.

Während nun jene von dannen eilten, blieb der getreue Kämmerer, nachdem er die Thüre sorgfältig verschlossen hatte, allein im Hause zurück. Hunulf aber ließ den Pertari von einer Ecke der Mauer, welche nach dem Flusse Ticinus*) hin liegt, an einem Seile hinab und führte ihm, so viel er nur konnte, Genossen zu. Diese bemächtigten sich der Rosse, die sie auf der Weide fanden, und eilten auf ihnen in derselben Nacht noch nach der Stadt Asta**), wo Freunde Pertaris wohnten. Von

*) Heute Ticino. **) Asti.

da floh Pertari in größter Eile nach der Stadt der Tauriner*), und nachdem er die Grenzen Italiens überschritten hatte, gelangte er in das Land der Franken. So errettete der allmächtige Gott durch seine barmherzige Fügung den Unschuldigen vom Tode und bewahrte den König, der von Herzen das Gute that, vor schwerer Sünde.

König Grimoald glaubte unterdessen noch, Pertari ruhe in seinem Hause. Er ließ daher von diesem Hause bis zu seinem Palaste zu beiden Seiten des Weges seine Leute in einer Reihe aufstellen, damit Pertari bei ihnen vorüber geführt werde und in keinem Falle entfliehen könne. Als nun, vom Könige geschickt, Leute kamen, um Pertari nach dem Palaste zu rufen, und sie an die Thüre des Gemaches, in welchem sie glaubten, daß er ruhe, klopften, bat sie der Kämmerer, der sich darin befand, mit eindringlichen Worten: „Habet Mitleid mit ihm und lasset ihn noch ein wenig ruhen, da er bis jetzt von der Reise ermüdet in tiefem Schlafe ruht!‘ Jene ließen sich damit abweisen und meldeten dem König, Pertari liege noch in festem Schlafe. Grimoald aber antwortete: ‚Hat er sich denn gestern also mit Wein angefüllt, daß er nicht erwachen kann?‘ Sogleich befahl er, ihn aufzuwecken und nach dem Palaste zu führen. Daher gingen diese nochmals an die Thüre des Schlafgemaches, in welchem Pertari, wie sie meinten, der Ruhe pflegte, und begannen mit lauten Schlägen Einlaß zu fordern. Wieder begann der Kämmerer sie mit Bitten anzugehen, sie sollten doch Pertari noch eine kleine Weile schlafen lassen, aber jene gerieten in Zorn und schalten, genug habe der Trunkenbold geruht, stießen mit den Füßen die Thüre des Gemaches ein, erzwangen sich so den Eintritt und suchten Pertari auf seiner Lagerstatt . . . Da sie ihn aber nicht fanden, fragten sie den Kämmerer, was denn aus Pertari geworden sei. Dieser gab nun zur Antwort, er sei geflohen. Da ergriffen sie ihn wütend bei den Haaren, schleppten ihn vor den König und sagten, der Mann habe um Pertaris Flucht gewußt und sei deshalb des Todes würdig. Doch der König befahl, ihn loszulassen, und fragte ihn eingehend, wie Pertari seine Flucht bewerkstelligt habe. Als nun jener dem Könige alles erzählte, wie es sich zugetragen hatte, wandte sich Grimoald an die Umstehenden und richtete an sie die Frage: ‚Welcher Strafe dünket euch dieser Mann würdig, der solches verübt hat?‘ Da antworteten sie alle einstimmig, er sei wert, mit vielfältiger Qual vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Doch der König erwiderte ihnen: ‚Bei dem, der mich geboren werden

*) Turin.

ließ, jener Mann, der aus Treue gegen seines Herrn Willen sich nicht weigerte, dem Tode entgegen zu gehen, verdient in Wahrheit gut gehalten zu werden.' Er nahm ihn denn auch sogleich unter seine Kämmerer auf, indem er ihn ermahnte, ihm dieselbe Treue zu beweisen, welche er Pertari bewahrt hatte, und versprach, ihn reichlich zu beschenken.

Darauf erkundigte sich der König, was aus Hunulf geworden sei, und als ihm gemeldet wurde, daß er zu der Kirche des heiligen Erzengels Michael seine Zuflucht genommen habe, schickte er sogleich Boten zu ihm und versprach ihm aus freien Stücken, es werde ihm kein Leid widerfahren, und er solle nur im Vertrauen auf ihn kommen. Wie Hunulf von diesem Versprechen des Königs hörte, begab er sich eilends zum Palaste und warf sich hier dem Könige zu Füßen. Man fragte ihn, auf welche Weise und durch welche Mittel Pertari habe entfliehen können. Da jener ihm nun alles der Reihe nach erzählte, belobte der König seine Klugheit und Treue und ließ ihn in seiner Milde im Besitze seines Vermögens und von allem, was er nur haben konnte.

Einige Zeit darauf fragte der König den Hunulf, ob er bei Pertari zu leben begehre, da antwortete jener und rief Gott zum Zeugen an, daß er mit Pertari lieber sterben, als anderswo im größten Glücke leben wolle. Dann richtete der König an den Kämmerer dieselbe Frage, ob es ihm lieber sei, bei ihm im Palaste zu bleiben oder mit Pertari in der Verbannung zu leben, und als er dieselbe Antwort wie von Hunulf erhielt, nahm er solche Worte huldreich auf, belobte ihre Treue und hieß den Hunulf, was er wolle, aus seinem Hause nehmen, Knechte und Rosse und allerhand Hausrat und ungeschädigt zu Pertari davonziehen. In gleicher Weise gab er auch den Kämmerer frei.

Diese nahmen aber nach des Königs gnädiger Entscheidung alle ihre Habe, so viel sie nur davon bedurften, und unter des Königs Schutz zogen sie davon ins Frankenland zu ihrem geliebten Pertari."

Kurze Zeit nach der Flucht Pertaris fielen die Franken von der Provence her in Oberitalien ein, wurden aber von Grimoald in einer entscheidenden Schlacht geschlagen. Ungefähr gleichzeitig machte Kaiser Konstans II. den Versuch, Italien wieder den Langobarden zu entreißen. Er kam nach dem Herzogtum Benevent, an dessen Spitze damals der jugendliche Sohn des Königs, Romuald, stand, und gedachte es durch Belagerung zu nehmen.

Aus den Kämpfen jener Tage berichtet Paulus einen Zug jener aufopfernden Treue, wie sie die Sage der germanischen Völker mit Vorliebe verherrlicht hat.

Er erzählt*):

„Als der Kaiser Konstans nach Tarent gekommen war, rückte er von dort aus weiter, fiel in das Gebiet von Benevent ein und besetzte fast alle Städte der Langobarden, durch welche sein Heer zog. Auch Luceria**), eine reiche Stadt Apuliens, nahm er durch Belagerung ein, zerstörte sie und machte sie dem Erdboden gleich. Agerentia aber konnte er wegen der festen Lage des Ortes nicht bezwingen. Hierauf umlagerte er mit all seinem Kriegsvolke Benevent und begann die Stadt heftig zu berennen. Hier führte damals Romuald, Grimoalds Sohn, ein Jüngling noch an Jahren, die herzogliche Gewalt. Dieser sandte, sobald er von des Kaisers Ankunft hörte, seinen Lehrer, Sesuald mit Namen, über den Po zu seinem Vater Grimoald und beschwor ihn, er möge eilends kommen und seinem Sohne und den Beneventanern, deren Herzog er einst gewesen sei, mit starker Macht zu Hilfe ziehen. Sobald dies König Grimoald hörte, machte er sich sogleich mit einem Heere nach Benevent auf, um den Sohn zu retten, . . . den Lehrer aber, den wir erwähnten, sandte er, als er in die Nähe der Stadt kam, voraus, damit er dem Sohne die nahende Hilfe melde.

Sesuald erreichte die Umgebung der Stadt, fiel aber hier in die Hände der Griechen und wurde gefangen vor den Kaiser gebracht. Dieser fragte ihn, woher er käme. Als aber Sesuald verkündete, er komme von König Grimoald und erklärte, daß jenes Ankunft nahe sei, erschrak der Kaiser und entschied sich nach Beratung mit den Seinen sogleich dazu, einen Vertrag mit Romuald zu schließen, um nach Neapel zurückkehren zu können. Er erhielt denn auch Romualds Schwester, welche Gisa hieß, als Geisel und schloß mit dem Herzoge Frieden. Den Lehrer Sesuald aber hieß er vor die Mauern führen und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er Romuald oder den Bürgern Nachricht von Grimoalds Ankunft gäbe: er solle vielmehr versichern, daß es jenem unmöglich sei, zu kommen. Sesuald versprach auch, zu thun, wie ihm befohlen worden war, aber da man ihn nahe an die Stadtmauer heranführte,

*) A. a. O. V. 7. 8.

**) Lucera.

rief er, er wünsche Romuald zu sehen, und wie Romuald eilig herbeikam, redete er ihn also an:

‚Harre aus, Romuald, mein Herr und Gebieter, und laß dein Vertrauen nicht erschüttern! Dein Vater wird bald erscheinen, dir Hilfe zu bringen, denn wisse, daß er in dieser Nacht am Flusse Sangrus*) mit einem starken Heere lagert. Nur beschwöre ich dich, erbarme dich meines Weibes und meiner Kinder, denn das treulose Volk der Griechen wird mich nicht am Leben lassen!‘

Als er dies gesagt hatte, wurde ihm auf des Kaisers Befehl das Haupt abgeschlagen und mit einem Belagerungsgeschütz, welches Petraria heißt, in die Stadt geschleudert. Dies Haupt ließ Romuald zu sich bringen, küßte es unter Thränen und befahl es an würdiger Stelle beizusetzen. Der Kaiser aber fürchtete die plötzliche Ankunft Grimoalds, hob die Belagerung von Benevent auf und zog sich nach Neapel zurück.“

König Grimoald befreite Benevent von den Griechen, deren Herrscher Konstans später von den eigenen Leuten im Bade erschlagen wurde. Er hat so nach Außen hin das Reich mit kraftvoller Hand geschützt, im Innern beugte er den Übermut der Herzöge und hielt sie unter seiner Gewalt.

Über sein Ende berichtet**) Paulus:

„Als einst Grimoald sich hatte zur Ader lassen und neun Tage darauf in seinem Palaste saß, nahm er einen Bogen und versuchte eine Taube mit dem Pfeile zu schießen. Dabei brach die Ader wieder auf. Die Ärzte aber legten, so erzählt man, ein vergiftetes Heilmittel auf die Wunde und führten so seinen Tod herbei***). Es hat Grimoald zu dem Gesetze, welches König Rothari veröffentlicht hat, einige Zusätze gemacht, die ihn heilsam dünkten. Er war aber von gewaltigem Körperbau, an Kühnheit allen voraus, von kahlem Haupte und langem Barte, gleich tüchtig im Rat wie im Kampfe. Begraben wurde sein Körper in der Kirche des heiligen Bekenners Ambrosius, die er selbst vordem in der Stadt Ticinum hatte errichten lassen. Ein Jahr und drei Monate waren nach dem Tode König Ariperts vergangen, als er sich die königliche Gewalt über die Langobarden anmaßte, er selbst herrschte neun Jahre

*) Sangro.

**) A. a. O. V. 33—37.

***) Im Jahre 671.

lang und hinterließ seinem Sohne Garibald, welchen ihm die Tochter König Ariperts geboren hatte, einem Knaben, den königlichen Thron.

Gerade damals hatte Pertari Gallien verlassen und ein Schiff bestiegen, um nach Britannien in das Reich der Franken zu gehen. Da er nun eine Zeit lang auf dem Meere gefahren war, hörte man plötzlich vom Strande her eine Stimme, welche fragte, ob Pertari in diesem Schiffe sei. Man gab zur Antwort, Pertari sei zugegen. Da fügte jene Stimme hinzu: ‚Saget ihm, er möge in sein Vaterland heimkehren, denn heute ist der dritte Tag, daß Grimoald von hinnen ging.‘

Auf diese Nachricht hin, kehrte Pertari sogleich um, konnte aber, als er an den Strand gelangte, den Menschen nicht finden, dessen Stimme ihm die Kunde von Grimoalds Tode gemeldet hatte. Er glaubte daher, kein Mensch, sondern ein Bote des Himmels habe ihm die Nachricht gebracht. Ohne Zögern ging er heim in sein Vaterland. Als er aber zu den Grenzen Italiens kam, fand er hier bereits alle Diener des Palastes, das ganze königliche Gefolge und eine Menge von Langobarden. Daher zog denn Pertari sogleich nach Ticinum, entriß dem Knaben Garibald die Herrschaft und wurde von allen Langobarden im dritten Monate nach Grimoalds Tode auf den Thron erhoben. Er war aber ein gottesfürchtiger, katholisch gläubiger Mann, der Gerechtigkeit Freund und ein freigebiger Vater der Armen. Sogleich sandte er nach Benevent und ließ von da sein Weib Rodelinde und seinen Sohn Kuninkpert rufen.

Sobald aber Pertari die Herrschaft über sein Volk wieder übernommen hatte, ließ er sogleich an jenem Orte am Flusse Ticinus, von dem aus er seine Flucht begonnen hatte, seinem Herrn und Befreier und zu Ehren der heiligen Jungfrau und Märtyrerin Agathe ein Kloster bauen, welches das neue genannt wird. Hier versammelte er viele Jungfrauen und bereicherte die heilige Stätte mit Hab und Gut und mancherlei Kostbarkeiten. Die Königin Rodelinde aber, sein Weib, gründete die Kirche der heiligen Mutter Gottes ‚zu den Stangen‘, welche außerhalb der Mauern der Stadt Ticinum lag und ein Bau war von wunderbarer Art und geziert mit herrlichem Schmucke. ‚Zu den Stangen‘ aber hieß jener Ort aus dem Grunde, weil dort nach langobardischer Sitte hohe Stangen aufgerichtet waren. Sobald nämlich einer im fremden Lande im Kriege oder auf andere Weise sein Leben verloren hat, errichtet seine Sippe auf ihrem Begräbnisplatze eine Stange, auf deren Spitze eine hölzerne Taube befestigt ist, welche nach der Gegend hin

weist, wo der geliebte Anverwandte starb, damit man nicht vergesse, wo der Tote seine Ruhestätte gefunden habe.

Nachdem Pertari sieben Jahre hindurch allein geherrscht hatte, nahm er im achten Jahre seinen Sohn Kuninkpert zum Genossen in der Regierung an und waltete zusammen mit diesem noch zehn Jahre lang der Herrschaft.

Da sie nun in tiefem Frieden lebten und allenthalben Ruhe herrschte, erhob sich wider sie der Sohn des Unheils, Alahis mit Namen, der den Frieden im Reiche der Langobarden störte und viel blutiger Streit unter dem Volke hervorrief. Alahis war Herzog von Trident*) und mit dem Comes der Bayern, den jene Graf nennen, welcher in Bauzanum**) und den übrigen Burgen Herr war, in Streit geraten und hatte über ihn einen herrlichen Sieg errungen. Hierdurch übermütig gemacht, erhob er seine Hand wider seinen König Pertari und verschanzte sich aufrührerisch in der Stadt Trident. König Pertari aber zog wider ihn aus und lagerte sich vor der Stadt. Wohl stürmte plötzlich Alahis mit den Seinen heraus, zerstörte des Königs Lager und zwang ihn selbst zur Flucht, aber dennoch wurde er später auf Betreiben Kuninkperts, des Königsohnes, der seit langer Zeit ihm zugethan war, von König Pertari wieder zu Gnaden aufgenommen. Als nun der König wiederholt den Versuch machte, den Alahis durch Mord zu beseitigen, wußte sein Sohn Kuninkpert dies stets zu verhindern, indem er seinem Vater versicherte, der Herzog werde fortan treu sein. Und nicht eher hörte er mit Bitten bei seinem Vater auf, als bis er durchgesetzt hatte, daß Alahis das Herzogtum Brexia***) erhielt, obschon Pertari oft genug warnte, daß Kuninkpert solches zu seinem eigenen Verderben thäte, da er seinem Feinde damit die Macht gäbe, das Königreich an sich zu reißen, denn in der Stadt Brexia lebte immer eine große Anzahl edler Langobarden, mit deren Hilfe, wie Pertari fürchtete, Alahis größere Macht gewinnen könne.

In diesen Tagen ließ König Pertari in der Stadt Ticinum ein Thor, das nahe der Pfalz steht und auch das Pfalzthor genannt wird, mit großer Kunst erbauen.

Als Pertari achtzehn Jahre lang zuerst allein, später zusammen

---

*) Trident oder Trient, Trento.
**) Botzen.
***) Brescia.

mit seinem Sohne die Herrschaft geführt hatte, schied er von hinnen. Sein Körper fand in der Kirche unseres Herrn und Erlösers, die sein Vater Aripert erbaut hatte, seine Ruhestätte. Es war aber König Pertari ein Mann von ansehnlicher Gestalt gewesen, von Fülle des Körpers, milde in allen Dingen und herablassend."

7. Kuninkpert und Alahis.

Wie Pertari seinem Sohne richtig vorausgesagt hatte, so sollte ihm und seiner Macht Gefahr von Alahis kommen. Paulus*) erzählt:

„In Alahis aber reifte der schon lange gehegte Haß zum Ausbruche, und da Aldo und Grauso, zwei Bürger von Brexia, und noch viele andere Langobarden ihn dazu ermunterten, vergaß er der vielen Wohlthaten, die König Kuninkpert ihm erwiesen hatte, vergaß er auch des Schwures, mit dem er ihm Treue gelobt, und bemächtigte sich, als einst Kuninkpert abwesend war, seines Reiches und seines Palastes in Ticinum. Als Kuninkpert dies hörte, floh er nach einer Insel, welche im Larischen See**) unweit von Comum liegt und machte sich dort zur Verteidigung bereit.

Große Trübsal kam über alle, die ihn liebten, besonders über die Priester und Kleriker, welche alle Alahis auf das Bitterste haßte . . .

Indessen saßen die Wildheit und die rohe Barbarei nicht lange auf dem angemaßten Thron. Da Alahis einst auf seinem Tische Solidi zählte und ihm plötzlich ein Tremissis***) von der Tafel herabfiel, lief der Sohn Aldos, damals noch ein kleiner Knabe, hinzu, hob ihn von der Erde auf und gab ihn an Alahis zurück. Dabei sagte Alahis in der Hoffnung, der Knabe werde ihn nicht verstehen, zu ihm also: ‚Von dieser Art besitzt dein Vater viele, die er, so Gott will, demnächst mir überlassen soll.‘ Als nun der Knabe des Abends nach Hause kam, fragte ihn sein Vater, ob der König an diesem Tage etwas gesagt habe. Jener berichtete darauf dem Vater, was geschehen war, und erzählte, was der König gesprochen. Als dies Aldo vernahm, erschrak er sehr, ließ seinen Bruder Grauso herbeirufen und teilte ihm alles mit, was der König argen Sinnes geredet habe. Sogleich besprachen sie sich mit ihren Freunden

*) A. a. O. V. 38—41.

**) Lago di Como. Comum ist das heutige Como.

***) Der dritte Teil eines Solidus.

und Vertrauten, wie man den Tyrannen Alahis seines Reiches berauben könne, bevor er ihnen noch Unbill zufüge.

Darauf gingen sie in der Frühe zur Pfalz und sagten also zu Alahis: ‚Was magst du immer in der Stadt sitzen? Siehe, die ganze Stadt und das ganze Volk ist dir in Treue zugethan und der Trunkenbold Kuninkpert ist so herabgekommen, daß er ohne jede Macht ist. Verlasse daher deine Pfalz, gehe auf die Jagd und tummle dich mit deinen Mannen! Wir werden unterdessen mit den übrigen Getreuen diese Stadt verteidigen, aber auch das versprechen wir dir, daß wir dir demnächst das Haupt deines Feindes Kuninkpert bringen werden.‘ Durch solche Worte ließ sich Alahis überzeugen, verließ die Stadt, zog hinaus in den großen Stadtwald und überließ sich hier heiteren Spielen und den Freuden der Jagd. Aldo und Grauso dagegen gingen zum See von Comum, setzten sich in ein Schiff und fuhren zu Kuninkpert, und als sie zu ihm kamen, warfen sie sich ihm zu Füßen und bekannten, daß sie schlecht wider ihn gehandelt hätten, hinterbrachten ihm, was Alahis voll Tücke gegen sie gesagt habe und welchen Rat sie selbst zu seinem Verderben ihm gegeben. Beide Teile brachen in Thränen aus und bestimmten unter gegenseitigem Eidschwur einen Tag, an dem Kuninkpert kommen sollte, damit sie ihm die Stadt Ticinum auslieferten. Und also geschah es, denn am festgesetzten Tage kam Kuninkpert nach Ticinum und zog hier, von allen freudig aufgenommen, wieder in seine Pfalz ein. Es kamen aber alle Bürger, vor allem aber der Bischof, die Priester und die Geistlichen, jung und alt voll Eifer zu ihm gelaufen, umarmten ihn unter Thränen und sagten, von unaussprechlicher Freude über seine Rückkehr erfüllt, dem Herrn Lob und Dank. Jener aber küßte so viele er nur konnte.

Alsbald kam ein Bote zu Alahis mit der Nachricht, Aldo und Grauso hätten ihr Versprechen erfüllt und Kuninkperts Haupt herbeigebracht, aber nicht allein das Haupt, sondern den ganzen Körper, und versicherten, er sitze daheim in seiner Pfalz. Da er dies hörte, wurde er von Bestürzung erfaßt. Wütende Verwünschungen und Drohungen stieß er wider Aldo und Grauso aus, darauf entwich er und eilte über Placentia nach Osten. Aber einzelne Städte brachte er teils durch Überredung, teils durch Gewalt in seine Hand. Die Bürger von Vincentia*), welche aus ihrer Stadt herausstürmten, als er sich ihr näherte, und den Kampf

*) Vicenza.

begannen, besiegte er, so daß sie sich ihm unterwerfen mußten. Von da wandte er sich nach Tarvisium und den anderen Städten und eroberte sie.

Da nun Kuninkpert wider ihn ein Heer sammelte und die Bewohner von Forojuli in treuem Gehorsam zu seiner Hilfe herbeizogen, legte sich Alahis an der Brücke über den Liquentiafluß*), welcher 28 Meilen von Forojuli entfernt ist und auf dem Wege nach Ticinum hin berührt wird, in dem sogenannten Capulanerwald in einen Hinterhalt, und da das Heer der Friauler in zerstreuten Haufen heranzog, zwang er sie vereinzelt, wie sie kamen, ihm einen Treueid zu schwören, und achtete sorgfältig darauf, daß nicht einer von ihnen entweichen und den Nachrückenden die Kunde von dem Überfalle bringen könnte. So wurden denn alle, die von Forojuli kamen, durch einen Eid an ihn gebunden.

Darauf rückte denn Alahis mit dem ganzen Ostlande, von der anderen Seite Kuninkpert mit den Seinen heran und schlugen beide ihr Lager in der Ebene von Coronate**) auf.

Kuninkpert schickte an seinen Gegner einen Boten und ließ ihn zum Zweikampfe herausfordern, damit beiden Heeren die Kampfesmühe erspart bliebe, aber Alahis wies seine Forderung zurück, und als einer der Seinigen, der Abkunft nach ein Tusker, ihn überreden wollte, den Zweikampf gegen Kuninkpert zu wagen, da er doch ein streitbarer Mann sei, gab er zur Antwort: ‚Freilich ist Kuninkpert ein Trunkenbold einfältigen Sinnes, aber trotzdem voll Wagemut und erstaunlicher Tapferkeit. Denn bei Lebzeiten seines Vaters, da wir noch Jünglinge waren, wurden in der Pfalz Widder von erstaunlicher Größe gehalten. Diese ergriff er bei der Wolle am Rücken und erhob sie mit ausgestrecktem Arm vom Boden. Dies konnte ich nicht vollbringen.‘ Als dies der Tusker hörte, sagte er zu ihm: ‚Wenn du mit Kuninkpert keinen Zweikampf wagst, will ich auch fürderhin nicht mehr in deinem Gefolge als dein Waffengefährte dienen.‘ Sprach's, machte sich auf und entwich sogleich zu Kuninkpert, dem er diesen Vorfall selbst erzählt hat.

So trafen denn die beiden Heere, wie wir schon erzählt haben, auf dem Gefilde von Coronate zusammen. Schon hatten sie einander sich so genähert, daß sie handgemein werden mußten, da sagte Zeno, ein Diakonus von Ticinum und Pfleger an der Kirche des heiligen Johannes des Täufers, welche in jener Stadt liegt und dereinst von der Königin

*) Livenza.

**) Kornate an der Adda.

Gundiperga erbaut worden war, — denn er liebte den König und fürchtete, er möchte in dem Treffen fallen —, zu seinem Herrn also: ‚Mein Herr und König, unser aller Leben beruht auf deiner Rettung, denn fällst du im Kriege, so wird jener verwünschte Tyrann Alahis uns durch jede Marter töten. Darum mögest du meinen Rat mit Wohlgefallen anhören. Gib mir deine Rüstung, und ich werde gehen, mit jenem Tyrannen zu kämpfen. Falle ich, so wirst du selbst deine Sache weiterführen, erringe ich aber den Sieg, dann wird dein Ruhm um so größer sein, weil du durch einen Knecht gesiegt hast.‘ Wohl weigerte sich der König anfänglich, dies zu thun, als aber die wenigen Getreuen, die ihm zur Seite standen, ihn unter Thränen baten, daß er seine Zustimmung zu dem gebe, was der Diakon von ihm erbat, ließ er sich endlich, wie er ja frommen Gemütes war, durch ihre Bitten und Thränen erweichen und gab seinen Panzer, Helm, Beinschienen und die anderen Waffen dem Diakon und ließ ihn so, als wäre er der König selbst, in den Kampf ziehen. Es war aber der Diakonus von derselben Größe und Gestalt, so daß alle, da er aus dem Zelte heraustrat, ihn für König Kuninkpert hielten.

Heftig entbrannte nun die Schlacht und von beiden Seiten wurde mit aller Kraft gestritten. Alahis aber drang mit ganzer Macht dahin vor, wo er den König vermutete, und erschlug Zeno, im Wahne, er töte Kuninkpert. Als er aber befahl, dem Toten das Haupt abzuschlagen, es auf eine Lanze zu stecken und Gott Dank zu sagen, da erkannte er beim Abnehmen des Helmes, daß es ein Geistlicher sei, den er getötet habe. Da rief er wütend: ‚Wehe mir, was haben wir gewonnen, wenn wir in den Kampf zogen, um einen Pfaffen zu erschlagen! Das aber gelobe ich jetzt, wenn mir Gott den Sieg verleiht, so werde ich einen Brunnen mit den Gliedmaßen von Pfaffen anfüllen.‘

Da Kuninkpert sah, daß die Seinigen sich verloren gaben, zeigte er sich sogleich vor ihnen, nahm ihnen ihre Furcht und erhob ihre Herzen zur Hoffnung auf den Sieg.

Wiederum werden die Schlachthaufen geordnet, hier rüstet sich Kuninkpert, dort Alahis zur blutigen Entscheidung. Als sie nun einander so nahe kamen, daß beide Heere zum Handgemenge übergehen konnten, rief Kuninkpert dem Alahis zum zweiten Male die Worte zu: ‚Siehe, wie viel Volk auf beiden Seiten steht! Ist es notwendig, daß eine solche Menge vernichtet werde? Darum laß uns einander im Zweikampfe die Entscheidung suchen: wem von uns Gottes Wille den

Sieg giebt, der soll unbeschadet das ganze Volk besitzen!' Sogleich ermunterten Alahis' Mannen ihren Herrn, er solle Kuninkperts Herausforderung annehmen. Er aber antwortete: ‚Ich kann es nimmermehr thun, denn zwischen ihren Lanzen erblicke ich das Bild des heiligen Erzengels Michael, bei welchem ich Kuninkpert Treue zugeschworen habe.' Da erwiderte ihm einer von den Seinigen: ‚Die Furcht läßt dich Gespenster sehen, auch ist es zu spät, noch an das zu denken, was einmal geschehen ist.'

Unter dem Schalle der Hörner stürmten beide Heere auf einander ein. Keines wich vor dem anderen zurück, und viel Blut floß auf beiden Seiten. Endlich aber fiel der grausame Tyrann Alahis und trug Kuninkpert mit Gottes Hilfe den Sieg davon. Als das Heer des Alahis die Kunde von dem Tode des Führers erfuhr, suchte es sein Heil in der Flucht, aber wen das Schwert nicht erschlug, den verschlang der Fluß Addua. Der Leiche Alahis' wurden das Haupt und die Beine abgeschlagen, so daß nur der formlose Rumpf übrig blieb.

An dieser Schlacht nahm das Heer der Friauler keinen Anteil, denn, obgleich sie nur wider Willen dem Alahis den Eid geleistet hatten, so wollten sie doch weder König Kuninkpert noch Alahis Hilfe bringen, sondern während jene mit einander kämpften, kehrten sie in ihre Heimat zurück.

Nachdem Alahis ein solches Ende gefunden hatte, befahl König Kuninkpert, den Leichnam des Diakonus Zeno vor den Thoren der Kirche des heiligen Johannes, der er vorgestanden hatte, zu bestatten. Er selbst aber kehrte als Herrscher unter aller Freude und im Jubel des Sieges nach Ticinum zurück."

8. Aldo und Grauso.

König Kuninkpert mochte seine mächtigen Genossen fürchten und gedachte, wohl aus Besorgnis, sie möchten auf neuen Verrat sinnen, sie aus dem Wege zu räumen. Wie sie dieser Gefahr entgingen, erzählt eine alte Sage, die uns Paulus*) überliefert.

„Als einst König Kuninkpert mit seinem Stallmeister, welcher in der langobardischen Sprache Marpahis heißt, einen Anschlag in der Stadt Ticinum schmiedete, wie man den Aldo und Grauso ums Leben bringen könne, saß im Fenster eine große Mücke. Kuninkpert gedachte sie, um

*) A. a. O. VI. 6.

sie zu töten, mit dem Messer zu durchbohren, verfehlte sie aber und schnitt ihr nur ein Bein ab. Da nun Aldo und Grauso, ohne des Königs böse Absicht zu kennen, zur königlichen Pfalz gehen wollten und sich der Kirche des heiligen Märtyrers Romanus näherten, welche dem Palaste nahe liegt, begegnete ihnen ein lahmer Mann, welchem der eine Fuß fehlte, und sagte ihnen, daß Kuninkpert, wenn sie zu ihm kämen, sie töten würde. Als sie dies hörten, wurden sie von großer Furcht ergriffen und suchten am Altare der nahen Kirche Zuflucht. Bald wurde dem Könige Kuninkpert verkündet, daß Aldo und Grauso in die Kirche des heiligen Märtyrers Romanus geflohen seien. Da begann Kuninkpert seinen Stallmeister anzuklagen, daß er den Anschlag verraten habe, doch dieser gab zur Antwort: ‚Mein Herr und König, weißt du nicht, daß, seit wir des Rates pflogen, ich nicht aus deinen Augen gegangen bin? Wie also hätte ich dies einem anderen sagen können?‘ Darauf sandte der König zu Aldo und Grauso und ließ sie fragen, warum sie in das Heiligtum ihre Zuflucht genommen hätten. Diese erwiderten: ‚Man hat uns gesagt, daß uns der Herr König töten wolle.‘ Wiederum schickte der König Boten zu ihnen, um danach zu forschen, wer es gewesen sei, der ihnen diese Nachricht gebracht habe. Zugleich ließ er ihnen sagen, daß, wenn sie sich weigerten, den zu nennen, der sie gewarnt habe, sie keine Gnade bei ihm finden würden. Da ließen sie dem Könige erzählen, wie es sich zugetragen hatte: ein hinkender Mann sei ihnen entgegen gekommen, dem ein Fuß gefehlt und der bis zum Knie einen Stelzfuß getragen, und dieser Mann sei es gewesen, der ihnen die Kunde von dem drohenden Verderben hinterbracht habe. Da sah der König ein, daß jene Mücke, welcher er den Fuß abgeschnitten hatte, der böse Geist gewesen und von diesem sein Anschlag verraten worden sei. Sogleich befahl er, Aldo und Grauso aus der Kirche herbeizuholen, gewährte ihnen seinen Schutz, verzieh ihnen ihre Schuld und nahm sie fortan in sein Gefolge auf.“

Als im Jahre 700 Kuninkpert starb, wurde das Langobardenreich von neuem in schwere Kämpfe gestürzt. Der neue König, Kuninkperts Sohn Liutpert, war noch ein Kind, für welches der weise Ansprand als Vormund die Regierungsgeschäfte führen mußte. Zuerst erhob sich Herzog Raginpert von Turin, König Godeperts Sohn, gegen Ansprand, schlug ihn und riß das Reich an sich. Aber noch in demselben Jahre starb er. Sein Sohn Aripert folgte ihm und vereitelte alle Versuche, welche Ansprand und Liutpert machten, um den Thron wieder zu erwerben, mit

Erfolg und schlug auch den Herzog Rothari, der sich zum Könige aufwarf, aufs Haupt. Rothari wie Liutpert wurden getötet, jedoch Ansprand glückte es, zu entfliehen und bei dem Herzoge der Bayern Teutpert eine Zuflucht zu finden. Mit grausamer Härte verfuhr der König gegen die Verwandten des Geflohenen. Ansprands Gattin Theodorada ließ er Nase und Ohren abschneiden, das Gleiche geschah mit dessen Tochter Aurona, während sein Sohn Sigiprand geblendet wurde. Nur Ansprands junger Sohn Liutprand wurde, wohl weil er wegen seiner Jugend noch wenig gefährlich erschien, verschont und vermochte nach Bayern zu dem verbannten Vater zu entrinnen.

9. Herzog Ferdulf und Argait.

Während der unruhigen Zeiten, welche dem Tode Grimoalds folgten, kam es zu Kämpfen zwischen den Friaulern und den ihnen benachbarten Slaven. Paulus, der mit besonderer Vorliebe seiner Heimat Geschichte bedenkt, erzählt*) uns aus jenem Kriege folgende Episode:

„Nachdem zu Forojuli Ado, welcher des Landes Beschützer gewesen, gestorben war, übernahm Ferdulf, der aus Ligurien gebürtig war, das Herzogtum, ein falscher und hochmütiger Mann. Da er den Ruhm eines Sieges über die Slaven zu haben wünschte, brachte er großes Unglück über sich und die Bewohner von Forojuli. Er gab nämlich einigen Slaven Geldsummen und riet ihnen, ein Heer von Slaven in sein Land zu schicken. Dies ist denn auch also geschehen. Die Ursache des großen Unglücks im Herzogtum war aber folgende. Slavische Räuber brachen in die Schafherden, welche in dem Grenzgebiete weideten, griffen die Hirten an und führten die gemachte Beute davon. Der Amtmann jener Gegend, den sie auf langobardisch Sculdahis**) nennen, verfolgte sie, ein edler Mann und wacker an Geist und Körper, aber er vermochte der Räuber nicht habhaft zu werden. Als er nun von der Verfolgung zurückkehrte, kam ihm der Herzog Ferdulf entgegen und fragte ihn, was aus jenen Räubern geworden sei. Argait, so hieß der Mann, antwortete, sie seien geflohen. Da erwiderte Ferdulf höhnisch: ‚Wie kannst du denn auch eine wackere That vollbringen, da dein Name Argait sich von Arga***)

*) A. a. O. VI. 24.
**) Schultheiß.
***) Arga heißt der Furchtsame.

herleitet?' Da antwortete jener, tief entrüstet, denn er war ein sehr tapferer Mann: ‚Wollte Gott, daß ich und du, o Ferdulf, nicht eher von hinnen scheiden, als bis andere erfahren haben, wer von uns mehr der Arga ist!'

Wenige Tage nach jenem Wortwechsel traf es sich, daß das Heer der Slaven, dessen Ankunft Herzog Ferdulf durch sein Geld bewirkt hatte, mit starker Macht ins Land fiel. Als sie nun ein Lager auf dem höchsten Gipfel eines Berges aufgeschlagen hatten, zu welchem von allen Seiten der Zugang schwierig war, begann Ferdulf, der mit einem Heere herangezogen war, den Berg zu umgehen, damit er auf einem weniger steilen Abhange den Feind angreifen könne. Da sprach Argait, den wir oben erwähnten, also zu Ferdulf: ‚Denke daran, Herzog Ferdulf, daß du gesagt hast, ich sei feig und untüchtig, und daß du mich Arga geheißen. Jetzt soll der Zorn Gottes über den von uns beiden kommen, der zuletzt bei den Slaven anlangt!' Also sprach er, wandte sein Roß gegen den steil abfallenden Abhang hin und begann auf das slavische Lager hin zu reiten. Ferdulf aber meinte, es sei Schande für ihn, stürme er nicht selbst auch über den Abhang gegen die Slaven, und so folgte er ihm über Halden, Abstürze und unwegsames Land. Sein Heer, das es für schimpflich hielt, den Führer zu verlassen, zog ihm nach. Da nun die Slaven über den abschüssigen Hang hin den Gegner heranrücken sahen, rüsteten sie sich mannhaft zum Widerstande. Mehr mit Steinen und Äxten als mit Waffen kämpften sie, warfen fast alle von den Rossen und erschlugen sie. So gewannen die Slaven den Sieg nicht durch eigene Kraft, sondern durch einen Zufall. Hier deckte der ganze Adel von Forojuli den Rasen, hier fiel Herzog Ferdulf, hier hauchte auch jener das Leben aus, der ihn herausgefordert hatte. So sind hier viele wackere Männer um des Übels der Zwietracht und Unbesonnenheit willen umgekommen, welche einträchtig und nach verständigem Rate viele Tausende von Feinden hätten bezwingen können.

Ein einziger Langobarde jedoch, mit Namen Munichis, der später Vater der Herzöge Petrus von Forojuli und Ursus von Ceneta wurde, führte damals eine tapfere, männliche That aus. Da er vom Rosse herabgeworfen worden war und plötzlich ein Slave über ihn herstürzte und seine Hände band, entriß er selbst mit den gebundenen Händen der Rechten des Slaven die Lanze, durchbohrte ihn mit derselben und entging, sich trotz der Fesseln über den Abhang hinabstürzend, der Gefahr.

Diese Geschichte habe ich vor allem deshalb erzählt, damit nicht einem anderen durch das Übel der Zwietracht Ähnliches geschehe.

Nachdem Herzog Ferdulf auf solche Weise gestorben war, wurde an seinerstatt Corvolus eingesetzt, der jedoch nur kurze Zeit die herzogliche Gewalt bekleidete, wegen einer Beleidigung des Königs geblendet wurde und so sein Leben unrühmlich beschloß. Hierauf erhielt Pemmo das Herzogtum, ein verständiger und seinem Lande nützlicher Mann. Sein Vater hieß Billo und stammte aus Bellunum*), war aber wegen eines Aufstandes, den er dort erregt hatte, später nach Forojuli übergesiedelt, wo er im Frieden lebte. Dieser Pemmo hatte zum Weibe die Ratperga, welche, da sie von bäurischem Aussehen war, oft ihren Mann bat, er möge sie von sich thun und sich ein anderes Weib nehmen, die eines solchen Herzogs Gemahlin zu sein würdig sei. Aber er gab, da er ein weiser Mann war, ihr jederzeit zur Antwort, ihre Sitten, ihr demütiges Wesen und ihre Züchtigkeit seien ihm mehr wert als Schönheit des Körpers. Es gebar diese Frau dem Pemmo drei Söhne, Ratchis, Ratchait und Aistulf, allsamt wackere Männer, deren Geburt der Mutter Niedrigkeit zu Ehren brachte.

Dieser Herzog sammelte die Söhne aller der Edlen, welche in der oben erwähnten Schlacht gefallen waren, um sich und erzog sie so zugleich mit seinen Söhnen, als hätte er sie selbst erzeugt."

10. König Ariperts Tod.

Lange Jahre hatte Aripert sich auf dem Throne gehalten, aber endlich sollte sein Sturz erfolgen.

Paulus**) erzählt:

„Schon neun Jahre lang hatte Ansprand bei den Bayern in der Verbannung gelebt, als er endlich im zehnten vermochte den Theudepert zum Kriege zu bewegen. Mit Heeresmacht kam der Bayernherzog nach Italien und kämpfte mit Aripert und auf beiden Seiten kam viel Volk um. Aber als endlich die Nacht die Streitenden trennte, sah man, daß die Bayern geflohen seien und Ariperts Heer siegreich in sein Lager zurückkehre. Doch Aripert wollte nicht im Lager bleiben, sondern wandte sich nach der Stadt Ticinum und brachte dadurch Schrecken über die

*) Belluno.

**) A. a. O. VI. 35.

Seinen und stärkte den Mut der Feinde. Nachdem er aber in die Stadt gekommen war und gemerkt hatte, daß er durch sein Thun sich das Heer zum Feinde gemacht habe, verfiel er auf den Plan, nach dem Frankenlande zu flüchten, und nahm deshalb aus seiner Pfalz so viel Gold mit sich, als ihm nützlich schien. Da er jedoch, mit dem Golde belastet, durch den Ticinusfluß zu schwimmen versuchte, wurde er von dem Gewicht auf den Grund hinabgezogen und ertrank. Sein Leichnam wurde anderen Tages aufgefunden, in der Pfalz gebührend geschmückt und dann nach der Kirche unseres Herrn und Heilandes, welche ehedem Aripert erbaut hatte, gebracht, wo er beigesetzt wurde.

In den Zeiten, da er noch die Zügel des Reiches hielt, ging Aripert oft bei Nacht aus seiner Pfalz hinaus, begab sich hierhin und dorthin, erforschte selbst, was in den einzelnen Städten von ihm gesagt wurde, und untersuchte eifrig, wie die Richter vor dem Volke des Rechts walteten. Kamen Gesandte von fremden Völkern zu ihm, dann erschien er vor ihnen in geringem Gewande oder in Pelzwerk, und auf daß sie nicht Anschläge auf Italien machten, ließ er ihnen niemals einen kostbaren Wein oder irgend welche Leckerbissen vorsetzen. Er regierte aber teils zugleich mit seinem Vater Raginpert, teils allein, zusammen zwölf Jahre. Er war ein frommer Mann, hatte eine milde Hand und liebte die Gerechtigkeit.

Reichen Segen gab zu seinen Zeiten die Erde, aber wild und stürmisch ging es zu.

Nach dem Begräbnis Ariperts bemächtigte sich Ansprand des Reiches der Langobarden*), regierte aber nur drei Monate lang. Er war ein in allen Dingen trefflicher Mann, so daß wenige mit ihm an Weisheit sich zu messen vermochten. Als die Langobarden sein Ende kommen sahen, erhoben sie seinen Sohn Liutprand auf den königlichen Thron. Noch lebte Ansprand, da er aber die Kunde von der Wahl erhielt, war seine Freude groß."

11. König Liutprand.

Paulus*) berichtet weiter:

„Wie König Liutprand sich im Reiche befestigt hatte, wollte ihn Rothari, ein Blutsverwandter von ihm, umbringen. Dieser hatte ihm

*) Im Jahre 712.

**) A. a. O. VI. 38.

× cf. S. 400 oben

ein Gastmahl in seinem Hause zu Ticinum hergerichtet und in diesem Hause tapfere Männer verborgen, welche den König beim Schmause erschlagen sollten. Als solches dem Liutprand hinterbracht wurde, hieß er ihn in seine Pfalz rufen. Er fand aber, da er ihn mit der Hand berührte, daß er ein Panzerhemd trüge, wie man ihm erzählt hatte. Sogleich sprang Rothari, der sich entdeckt sah, zurück und riß den Dolch aus der Scheide, um den König zu durchbohren. Dieser zog sein Schwert. Es versuchte nun ein Gefolgsmann des Königs, mit Namen Subo, den Rothari vom Rücken her zu ergreifen, wurde jedoch von ihm an der Stirne verwundet. Jetzt fielen jedoch noch andere über Rothari her und stießen ihn auf der Stelle nieder. Seine vier Söhne, welche nicht zugegen waren, wurden dort erschlagen, wo man sie fand.

Es war aber König Liutprand ein Mann von großer Kühnheit, derart, daß er, als man ihm einst hinterbrachte, daß zwei seiner Schildträger ihn zu töten gedächten, mit ihnen allein in den dichtesten Wald ging. Dort riß er das Schwert aus der Scheide, hielt es vor sich und warf ihnen vor, daß sie auf seine Ermordung sännen. Er rief ihnen zu, sie sollten es jetzt nur versuchen. Sogleich aber warfen sich jene ihm zu Füßen und bekannten alles, was sie geplant hatten. Mit anderen hat er es in ähnlicher Weise gemacht. Wenn sie jedoch gestanden, dann verzieh er ihnen sogleich ihre Schuld."

12. Herzog Pemmo und seine Söhne.

Über den Herzog Pemmo von Friaul berichtet Paulus*) folgendes:

„Als die Söhne der Edlen, welche Pemmo zugleich mit seinen Söhnen auferziehen ließ, schon zu Jünglingen herangewachsen waren, wurde dem Herzog Pemmo plötzlich gemeldet, daß eine ungeheure Menge von Slaven an einem Orte, welcher Lauriana**) genannt wird, zusammengekommen sei. Da fiel er mit jenen Jünglingen über sie her und brachte ihnen eine große Niederlage bei. Von den Langobarden aber fiel nur Sicuald, der schon hochbejahrt war, denn schon in der früheren Schlacht, welche unter Ferdulf stattgefunden hatte, waren ihm zwei Söhne getötet worden. Schon zweimal hatte er, wie er wünschte, an den Slaven Rache genommen, bei dem dritten Male wollten der Herzog

*) A. a. O. VI. 45. 51—52.

**) Vielleicht Spital bei Villach.

und die anderen Langobarden ihn zurückhalten. Er aber ließ sich nicht halten, sondern gab ihnen zur Antwort: ‚Der Rache für den Tod meiner Söhne ist nun genug gethan, soll mich jetzt der Tod erreichen, so will ich ihn mit Freuden erleiden.‘ Und so geschah es: allein wurde er in diesem Kampfe erschlagen. Als aber Pemmo viele Feinde getötet hatte, fürchtete er, er möchte mehr von den Seinigen verlieren. Darum schloß er noch auf dem Schlachtfelde Frieden mit den Slaven, die von jenem Tage an immer mehr der Friauler Waffen zu fürchten begannen.

Zu dieser Zeit erhob sich zwischen Herzog Pemmo und dem Patriarchen Calixtus ein schwerer Streit. Der Grund aber zur Zwietracht war folgender. Schon in früherer Zeit war der Bischof Fidentius aus Castrum Juliense*) hinweggewandert und hatte mit dem Willen der früheren Herzöge seine Wohnung in Forojuli genommen und hierher den Sitz des Bistums verlegt. Nach seinem Tode war Amator als Bischof an seine Stelle getreten. Bis dahin hatten die Patriarchen, weil sie wegen der Angriffe der Römer in Aquileja nicht zu wohnen vermochten, ihren Sitz nicht in Forojuli, sondern in Cormones**). Dem Calixtus, der von hohem Adel war, wollte dies nun nicht gefallen, daß in seiner Diöcese ein Bischof mit dem Herzoge und den Langobarden zusammenwohne, während er selbst unter dem gemeinen Volk leben mußte. Daher trat er denn gegen den Bischof Amator auf, verjagte ihn aus Forojuli und richtete sich in dessen Hause seine Wohnung ein. Aber Herzog Pemmo verbündete sich deshalb mit vielen Langobarden gegen den Patriarchen, nahm ihn gefangen, führte ihn nach dem Kastell Potium, welches am Meere liegt, und wollte ihn hier ins Meer stürzen, unterließ indessen die That, da sie Gott zuwider war. Doch hielt er den Patriarchen im Kerker eingeschlossen und reichte ihm hier das Brot der Trübsal.

Als König Liutprand solches vernahm, entbrannte er in heftigem Zorne, nahm das Herzogtum dem Pemmo und setzte den Ratchis ein an seinerstatt. Da entschloß sich Pemmo mit den Seinen, in das Land der Slaven zu entfliehen, aber Ratchis, sein Sohn, flehte für ihn den König an und söhnte den Vater wieder mit ihm aus. Nachdem Pemmo nun die Zusicherung erhalten hatte, daß ihm nichts Übles widerfahren solle, zog er mit allen Langobarden, mit denen er im Einverständ-

---

*) Julia Carnica, jetzt zerstört.

**) Cormons.

nisse gewesen war, zum Könige. Liutprand saß zu Gericht, verzieh dem Pemmo und seinen beiden Söhnen Ratchait und Aistulf um Ratchis willen und befahl ihnen, hinter seinen Stuhl zu treten. Dann aber hieß er mit lauter Stimme alle, welche dem Pemmo angehangen hatten, Mann für Mann zu ergreifen. Da vermochte Aistulf seines Schmerzes nicht Herr zu werden, er riß das Schwert aus der Scheide und hätte den König getötet, wäre er nicht von seinem Bruder Ratchis daran gehindert worden. Während nun die Langobarden ergriffen wurden, zog einer von ihnen, Herfemar mit Namen, sein Schwert und floh, sich wacker gegen die Menge der ihm Nachsetzenden verteidigend, in die Kirche des heiligen Michael. Er allein ging straflos aus, während die anderen lange Zeit in Ketten schmachteten.

Ratchis, der, wie oben bemerkt, Herzog von Forojuli geworden war, fiel mit den Seinen in das Land der Slaven Carniola*) ein, tötete eine Menge Slaven und verwüstete das Land weit und breit. Als hier die Slaven ihn einst plötzlich überfielen und er selbst die Lanze von seinem Waffenträger nicht mehr erhalten konnte, schlug er den ersten, der auf ihn traf, mit dem Stocke tot, welchen er gerade in der Hand hatte."

13. Liutprands weitere Regierung und Tod.

Paulus**) fährt fort:

„Als das Heer der Sarazenen zum zweiten Male in Gallien einfiel und große Verwüstungen anrichtete, da lieferte ihnen Karl nicht weit von Narbo eine Schlacht und schlug sie wie schon früher in einem großen Treffen***). Aber nochmals drangen die Sarazenen in das Land Gallien ein, rückten bis in die Provincia vor und verwüsteten nach der Einnahme von Arelate†) alles Land weit und breit††). Da sandte Karl Gesandte mit Geschenken an König Liutprand und forderte von ihm Hilfe wider die Sarazenen, und dieser zögerte nicht, sondern eilte mit dem ganzen Heere der Langobarden zu seiner Unterstützung herbei. Als das Gerücht hiervon sich verbreitete, floh das Heer der Sarazenen sogleich aus

---

*) Krain.

**) A. a. O. VI. 54—58.

***) Im Jahre 737 hat Karl Martell seinen zweiten Sieg bei Narbonne erfochten.

†) Arles. Provincia ist die h. Provence.

††) Hiervon wissen die fränkischen Geschichtsschreiber nichts.

jenen Gegenden hinweg, Liutprand aber kehrte mit all seinem Kriegsvolke nach Italien zurück.

Viele Kriege führte dieser Herrscher gegen die Römer, und in allen errang er den Sieg, nur daß einmal in seiner Abwesenheit sein Heer bei Ariminum geschlagen wurde und ein andermal, als er sich in dem Dorfe Pileum in der Pentapolis*) aufhielt, eine große Menge von Leuten, welche dem Könige Gaben und Geschenke oder den Segen verschiedener Kirchen brachten, von den Römern überfallen und niedergehauen oder gefangen wurde. Als ein andermal Hildeprand, des Königs Neffe, und Peredeo, der Herzog von Vincentia, Ravenna belagerten, wurde Hildeprand bei einem plötzlichen Überfall der Veneter gefangen, während Peredeo in wackerem Kampfe unterlag. In der darauf folgenden Zeit zogen die Römer in ihrem gewohnten Übermute, unter Anführung des Herzogs Agatho von Perusia**) zu Hauf herbei, um Bononia, wo Walcari, Peredeo und Rothari sich gelagert hatten, einzunehmen. Die aber warfen sich auf die Römer, richteten unter ihnen viel Blutvergießen an und zwangen die übrigen, ihr Heil in der Flucht zu suchen.

In diesen Tagen erhob sich Transamund gegen den König, floh aber, da Liutprand mit seinem Heere wider ihn auszog, nach Rom***). An seinerstatt wurde Hilderich eingesetzt. Als Romuald der Jüngere, Herzog von Benevent, der sechsundzwanzig Jahre lang die herzogliche Gewalt bekleidet hatte, aus dem Leben schied, blieb sein Sohn Gisulf, damals noch ein Knabe, zurück. Gegen ihn standen einige auf und suchten ihn umzubringen, aber das Volk von Benevent, welches jederzeit seinen Herzögen treu war, erschlug die Aufrührer und rettete seinem Herrscher das Leben. Da jedoch Gisulf wegen seines jugendlichen Alters nicht stark genug erschien, sein Volk zu regieren, so zog damals Liutprand nach Benevent, nahm ihn an seinen Hof und setzte seinen Neffen Gregorius zum Herzog ein, der zur Ehe die Giselperga hatte. Darauf kehrte Liutprand, nachdem er die Angelegenheiten dort also geordnet hatte, zu seinem Königssitze zurück. Seinen Enkel Gisulf aber erzog er mit väterlicher Liebe und vermählte ihm die Scauniperga, eine aus hohem Geschlechte entsprossene Frau. Der König selbst verfiel zu dieser Zeit einer Schwäche

*) Pentapolis nannte man die Landschaft südlich von Rimini bis Osimo.

**) Perusia o. Perusium ist das j. Perugia.

***) 738/39. Paulus irrt hier in der Chronologie. Der Aufstand Transamunds mußte nach der Wahl Hildeprands erzählt werden.

und näherte sich dem Tode. Da aber die Langobarden meinten, daß das Leben ihm entfliehe, so erhoben sie vor den Mauern der Stadt bei der Kirche der heiligen Mutter Gottes, welche ‚zu den Stangen‘ heißt, seinen Neffen Hildeprand zum Könige*). Wie sie ihm nun nach alter Sitte eine Lanze in die Hand gaben, flog ein Kuckuck herbei und setzte sich auf die Spitze der Lanze. Das schien einigen klugen Männern eine schlechte Vorbedeutung, und sie glaubten, seine Herrschaft werde keinen Segen bringen. Wie König Liutprand hiervon Kunde erhielt, war er wohl unwillig, behielt aber, auch da er wieder von seiner Krankheit sich erholte, seinen Neffen als Gefährten in der Herrschaft.

Nach einigen Jahren kehrte Transamund, welcher nach Rom geflohen war, nach Spoletium zurück, tötete den Hilderich und erhob wider den König frechen Aufruhr. Auch Gregorius wurde, nachdem er neun Jahre lang zu Benevent das Herzogtum geführt hatte, ermordet, und an seine Stelle trat Godschalk, welcher drei Jahre lang an der Spitze der Beneventaner stand und zur Gemahlin eine Frau, namens Anna, hatte. Als aber König Liutprand solche Kunde aus Spolet und Benevent erhielt, zog er mit einem Heere wider Spolet aus**). Wie er nun in der Pentapolis von Fanum aus nach Forum Sempronii***) vorrückte, brachten inmitten des Waldes, der zwischen beiden Städten liegt, die Spoletaner, welche sich mit den Römern verbündet hatten, großes Unheil über sein Heer. Der König hatte den Nachtrab dem Herzog Ratchis und seinem Bruder Aistulf mit den Friaulern übertragen. Über diese fielen die Spoletaner und Römer her und verwundeten einige von ihnen, aber Ratchis, sein Bruder und andere tapfere Männer hielten das ganze Gewicht des Angriffes aus, stritten wacker und retteten, nachdem sie viele erschlagen und selbst, wie schon gesagt worden ist, nur wenige Verwundete verloren hatten, sich und die Ihrigen.

Hier geschah es, daß ein streitbarer Spoletaner, namens Berto, den Ratchis beim Namen rief und in voller Waffenrüstung sich auf ihn stürzte. Sogleich verwundete ihn Ratchis und warf ihn vom Pferde herab. Seine Gefährten wollten den am Boden Liegenden erschlagen, doch der Herzog ließ ihn in seiner gewohnten Milde entfliehen, und so vermochte jener, auf Händen und Füßen fortkriechend, den Wald zu er-

*) Im Jahre 735.
**) Im Jahre 740.
***) Fano und Fossombrone.

reichen und sich zu retten. Über Aistulf aber fielen zwei tapfere Spoletaner her, gerade da er auf einer Brücke war, und griffen ihn im Rücken an, aber er traf den einen mit der umgekehrten Lanze und warf ihn von der Brücke hinab, wandte sich dann sogleich gegen den anderen, erschlug ihn und sandte ihn seinem Gefährten ins Wasser nach.

Liutprand aber nahm, da er nach Spolet kam, dem Transamund das Herzogtum, machte ihn zum Geistlichen und setzte an seinerstatt seinen Neffen Agiprand zum Herzog ein*). Als er darauf nach Benevent zog, suchte Godschalk auf diese Kunde hin ein Schiff zu besteigen und nach Griechenland zu fliehen. Schon hatte er sein Weib und all seine Habe auf das Schiff gebracht und wollte selbst einsteigen, da stürzten die Beneventaner, welche dem Gisulf in Treue zugethan waren, über ihn her und erschlugen ihn. Nur sein Weib gelangte mit allem, was sie bei sich hatte, nach Konstantinopel.

Darauf machte König Liutprand bei seiner Ankunft in Benevent seinen Enkel Gisulf wieder zum Herzog und kehrte dann nach Herstellung der Ordnung in seine Königsstadt zurück.

Dieser ruhmvolle König baute zu Ehren Christi in den Städten, in welchen er zu leben pflegte, viele Kirchen. Er errichtete das Kloster des heiligen Petrus, welches vor den Mauern der Stadt Ticinum liegt und ‚Der goldene Himmel' genannt wird. Auch auf dem höchsten Gipfel von Bardosalp**) erbaute er ein Kloster, Bercetum geheißen. In Olonna ließ er ein Bauwerk von wunderbarer Art zu Ehren des Märtyrers Anastasius und für den Dienst Christi aufführen und richtete darin ein Kloster ein. In gleicher Weise stiftete er noch an vielen Orten Heiligtümer. Auch in seiner eigenen Pfalz erbaute er eine Kapelle unseres Erlösers, und was kein König vor ihm gethan hatte, er stellte Priester und Geistliche dabei an, welche täglich vor ihm den Gottesdienst abhalten mußten.

Da der König Liutprand einunddreißig Jahre und sieben Monate geherrscht hatte, endete er schon hoch an Jahren dieses Lebens Lauf***). Sein Körper wurde in der Kirche des heiligen Märtyrers Adrian beigesetzt, wo auch sein Vater ruht. Er war aber ein Mann von hoher Weisheit und klug von Rat, überaus gottesfürchtig und friedliebend,

---

*) Im Jahre 742.

**) Jetzt Bardi, Paß über den Apennin. Das Kloster Bercetum (Berceto) ist übrigens nicht von Liutprand erbaut, sondern nur vergrößert worden.

***) Im Jahre 744.

im Kriege ein gewaltiger Streiter, mild gegen Fehlende, keusch und züchtig, eifrig im Gebet, von freigebiger Hand, und wenn auch in den Wissenschaften nicht bewandert, so doch den Philosophen gleichzuachten, ein Vater seines Volkes und der Gesetze Verbesserer. Im Anfange seiner Herrschaft eroberte er viele Burgen der Bayern, mehr aber auf sein Gebet als seiner Waffen Gewalt vertrauend, und mit großem Eifer überwachte er den Frieden mit den Franken und Avaren."

14. Aistulf und die römischen Päpste.

Paulus Diakonus, dem wir in der Darstellung der langobardischen Geschichte bisher das Wort verstatteten, hat sein Werk über die Thaten seines Volkes leider nicht vollenden können. Er schließt mit dem Tode Liutprands ab, behandelt also nicht die Zeit, deren Augenzeuge er war, was für uns um so bedauerlicher ist, als jetzt gerade großartige Ereignisse sich vollzogen, der Sturz des Langobardenreiches und die Vereinigung Italiens mit dem Frankenreiche des großen Karl eintrat.

Ehe wir die Quellen selbst über die Katastrophe sprechen lassen, macht es sich notwendig, in der Kürze einen Blick auf die Entwickelung des Langobardenstaates und sein Verhältnis zu den unterworfenen Römern wie zu den Nachbarmächten zu werfen.

Wie gewaltthätig und grausam die Langobarden auch bei ihrem Eindringen in Italien verfuhren, so blieb doch der bei weitem größte Teil der Unterworfenen im Lande wohnen und wurde ein Gegensatz zwischen den barbarischen Siegern und den gebildeten Besiegten hergestellt, ein Gegensatz, der eine noch größere Schärfe dadurch erhalten mußte, daß beide Teile durch den Glauben getrennt waren, denn wie die anderen Germanen, so waren die Langobarden Arianer. An ein Aufgehen der unterworfenen römischen Bevölkerung in die der Langobarden war daher zunächst nicht zu denken, dazu war diese zu zahlreich und besaß eine zu alte vielseitige Bildung. Dagegen lag eine Verschmelzung beider Nationalitäten jetzt, wo ein ganzes Jahrhundert seit der Zerstörung des römischen Reiches vergangen war und die Bewohner Italiens sicherlich nicht mehr mit der alten Schroffheit wie ehemals den Germanen gegenüberstanden, nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Die Langobarden machten nun nicht den Versuch wie Odovakar und Theoderich, Germanen und Romanen als zwei von einander getrennte Völker in einem Staatswesen zu vereinigen: sie hoben das römische Recht auf und ließen

das langobardische Recht allein für alle Bewohner des Landes, Sieger und Besiegte, gelten. Und noch entschiedener zerstörte der neue Eindringling die alten Zustände dadurch, daß der vornehme Römer, auch wenn er seine persönliche Freiheit behielt, die freie Verfügung über sein Vermögen einbüßte, daß er keinen freien Grundbesitz mehr hatte und zum Aldionen, zum Halbfreien, herabgedrückt wurde, während sogar der römische Kolone seine Freiheit ganz verlor. So bildete also der Stand der Freien den Kern der langobardischen Macht, ihm sind die Aldionen zinspflichtig mit dem dritten Teile ihrer Einkünfte und die Unfreien als Knechte zugewiesen. Mochte aber auch in dieser Gestalt die Lage der Römer drückend sein, so fand trotzdem allmählich eine Annäherung zwischen den Langobarden und ihren Unterthanen statt, denn die Langobarden schlossen sich nicht streng gegen die Römer ab, ihre Lebensweise, ihre rechtlichen Anschauungen selbst wurden durch die Besiegten beeinflußt, ja zuletzt wurde selbst im Kriegsdienste, diesem ersten Vorrechte des freien Langobarden vor dem unterworfenen Römer, kein Unterschied mehr gemacht. Endlich gaben auch die Langobarden das arianische Bekenntnis auf, ihr Übertritt zur orthodoxen Lehre wurde ein neues Band zwischen ihnen und den Römern. Es war namentlich Theudelinde gewesen, welche den Katholicismus gefördert hatte, und so schnell verbreitete sich die rechtgläubige Lehre, daß unter König Rothari, demselben, welcher dem römischen Rechte neben dem langobardischen keine Stelle gewährte, in jeder Stadt fast, wie uns Paulus erzählte, sich zwei Bischöfe, ein katholischer und ein arianischer, befanden. Noch war Rothari ein Arianer, aber er sollte der letzte auf dem Throne der Langobarden sein.

So hat sich allmählich die Vereinigung beider Völker zu einem Volke vollzogen. Die Langobarden waren nicht gerade Römer geworden, ebenso wenig aber hatten sie auch ihr germanisches Volkstum bewahrt, sie waren mit den Römern zu einem Mischvolk herangewachsen.

Wir haben weiter oben erzählt, wie das langobardische Königtum eine Zeitlang durch die aufstrebende herzogliche Gewalt beschränkt wurde, später aber seit König Rothari sich von neuem erhob. Unter allen Königen hat Liutprand am meisten dazu beigetragen, die Herzöge der staatlichen Ordnung wieder zu unterwerfen, denn ihm gelang es, was bis dahin noch nicht erreicht war, die Herzöge von Friaul, Benevent und Spoleto, die schon durch die Lage ihr Besitzungen in einer unabhängigeren Stellung waren, seiner Gewalt zu beugen. Bei diesen Kämpfen stieß nun König Liutprand mit den anderen Herrschern Italiens zusammen und legte da-

mit den Grund zu einer Reihe von Konflikten, die mit dem Untergange seines Reiches schlossen.

Die Langobarden waren bei ihrem Einfall in Italien nicht im Stande gewesen, die ganze Halbinsel zu bezwingen. Zur kleineren Hälfte blieb sie im Besitze des oströmischen Kaisers, der außer der Südspitze den nördlichen Teil der östlichen Küste, das sogenannte Exarchat von Ravenna und die Pentapolis, auf der Westseite aber den Küstenstrich von der Mündung des Martaflüßchens bis Amalfi, die Dukate von Rom und Neapel, behielt. Die Verbindung zwischen den nordöstlichen und südwestlichen Besitzungen vermittelte das den Langobarden wieder entrissene Herzogtum Perugia. Damit war denn das langobardische Reich durch einen Streifen oströmischen Landes in zwei Teile geteilt, und zugleich war die Gefahr nahe gelegt, daß die südlichen Herzogtümer sich von dem Königreiche ganz trennen könnten. Diese Gefahr trat denn auch ein, und wiederholt finden wir die Herzöge von Benevent und Spoleto im Einverständnisse mit dem Kaiser von Konstantinopel. Noch größer aber mußte die Besorgnis der langobardischen Könige werden, als sich eine neue Macht in Mittelitalien bildete. Der Träger dieser Macht war der Bischof von Rom.

Die Verbindung der abendländischen Kirche mit der morgenländischen hatte sich schon lange gelockert. Dogmatische Streitigkeiten, der Kampf um den Vorrang zwischen den Bischöfen Roms und Konstantinopels brachten eine Entfremdung hervor, die sich allmählich so steigerte, daß der Bischof von Rom nicht nur die bischöfliche Macht bis zum höchsten Grade entwickeln konnte, sondern auch die dem oströmischen Statthalter in Ravenna zustehenden Rechte im römischen Dukate selbst ausübte. Zuletzt führte im Jahre 729 das Bilderverbot Leos des Isaurers die vollständige Trennung beider Kirchen herbei und löste damit auch das Verhältnis, in welchem bis zuletzt, wenn auch nur noch scheinbar, der Bischof von Rom zum römischen Kaiser gestanden hatte. Während dieses Umschwunges war König Liutprand mit dem Papste in freundschaftlichem Einvernehmen. War aber auch der Langobarde als Bundesgenosse dem Papste recht nützlich, so hatte doch das Haupt der christlichen Kirche keine Lust, dem Langobardenkönig die Herrschaft über ganz Italien, die jener erstrebte, zu überlassen und so nur den Herrn zu wechseln. Deshalb trat er denn in Verbindung mit den Herzögen von Benevent und Spoleto und unterstützte sie in ihrem Widerstande gegen das Königtum. Doch Liutprand ging als Sieger aus jenen Kämpfen hervor, wie uns der

Bericht des Paulus erzählt hat. Damals wandte sich in seiner Bedrängnis der Papst Gregor zum ersten Male an das Oberhaupt der Franken, den Majordomus Karl. Er trug ihm die Schutzherrschaft über Rom an und übersandte ihm die Schlüssel zum Grab des heiligen Petrus, und nur der Tod Karls hat in jenen Tagen weiteren Unterhandlungen ein Ende gemacht.

In der Folgezeit hat Liutprand, welcher den Einfluß und die Gewalt des Papstes in Italien zu schätzen wußte, den Frieden mit Rom um den Preis bedeutender Zugeständnisse gesucht und gefunden, denn er dachte damals daran, sich freie Hand gegen den Exarchen von Ravenna zu verschaffen. Allein kaum begann er seinen Angriff auf Ravenna, als auch schon Papst Zacharias als Mittler zwischen beiden Gegnern auftrat, Einstellung der Feindseligkeiten verlangte und König Liutprand, den er jetzt als seinen Feind betrachtete, um den wohlverdienten Dank für seine Willfährigkeit betrog.

Bald darauf starb Liutprand in der ersten Hälfte des Jahres 744 zur Freude der Römer, die in ihm ihren Gegner fürchteten, aber der Grund zum Kampfe war damit nicht gehoben. Rom und Pavia sahen sich in dem Ringen um die Oberherrschaft der Halbinsel als Feinde an, und mangelte dem Papste auch die Kraft, dem mächtigen Gegner die Gewalt zu entreißen, so wußte er doch, daß es jenseits der Alpen ein starkes Volk gab, das ihm bei der Vernichtung des Langobardenreiches bereitwillige Hilfe leisten würde.

Wir lassen das Ende des Langobardenvolkes hier in einem Berichte folgen, der den sogenannten Gesta pontificum entnommen ist, einer Sammlung von Lebensbeschreibungen römischer Päpste, welche an der Kurie wohl frühzeitig entstanden ist und Ende des neunten Jahrhunderts erweitert und zusammengestellt wurde. Trotz der rohen und nachlässigen Form und der parteiischen Auffassung sind diese Papstbiographien für uns eine wichtige und im allgemeinen zuverlässige Quelle.

In der Biographie des Papstes Zacharias (742—752)*) lesen wir:

„Den Hildeprand, einen Neffen Liutprands, welchen er selbst als König zurückgelassen hatte, verjagten böswillige Leute aus dem Königreiche. Darauf wählten sich die Langobarden den Herzog Ratchis

*) Vitae Romanorum pontificum ed. Muratori Rerum Italicarum scriptores III Mediolan. 1723.

zum Herrscher*). An ihn schickte der heilige Papst eine Gesandtschaft und gewährte ihm um der Liebe zu dem Apostelfürsten willen und auf seine Bitten Frieden auf zwanzig Jahre, und nun hatte das ganze Volk Italiens Ruhe . . .

Zu dieser Zeit zog Ratchis, der Langobarden König, mit großem Zorne aus, um die Stadt Perusia und die übrigen Städte der Pentapolis zu erobern und belagerte sie mit aller Macht. Als dies der heilige Vater hörte, machte er sich sogleich im Vertrauen auf Gottes Hilfe auf und gelangte in Begleitung einiger Geistlicher und Vornehmer zu dieser Stadt und bewog den König durch viele Geschenke und Bitten unter des Herrn gnädigem Beistande, von der Belagerung der Stadt abzulassen. Es gelang ihm auch, durch fromme Predigt mit Gottes Hilfe des Königs Sinn auf sein Seelenheil zu richten, denn wenige Tage darauf legte Ratchis seine königliche Würde nieder, kam mit seinem Weib und seinen Töchtern zur Schwelle des heiligen Petrus, des Apostelfürsten, empfing hier von dem Papste den Segen, trat in den geistlichen Stand und ging mit seinem Weib und seinen Töchtern ins Kloster**)."

Aus dem Leben des Papstes Stephanus II. (752—757) hören wir über den Streit des Papstes mit dem König Aistulf, den die nationale romfeindliche Bewegung auf den Thron erhoben hatte, folgendes:

„Da der Langobardenkönig Aistulf Rom und die umliegenden Städte heftig bedrängte und sein Zorn schwer auf ihnen lag, sandte der heilige Papst sogleich im dritten Monate seines Apostolats seinen Bruder, den Diakonus Paulus, und den Primicerius***) Ambrosius mit vielen Geschenken an König Aistulf, um ihn zum Frieden zu bewegen und das Bündnis zu festigen. Als aber die Männer zu ihm gekommen waren und die Geschenke verteilt hatten, um desto leichter ihr Ziel zu erreichen, schlossen sie mit ihm ein Bündnis auf vierzig Jahre ab. Doch der verworfene König der Langobarden brach schon nach vier Monaten treuloser Weise den Frieden. Viele Beleidigungen häufte er auf den heiligen

*) Der Sturz Hildeprands wie die Einsetzung des Ratchis ist vermutlich im Einverständnisse mit Rom erfolgt.

**) Die Nachgiebigkeit des Ratchis gegen den Papst, seine Schenkungen an die Kirche hatten das Volk erbittert. Als er nun sich zum Abzuge von Perugia bewegen ließ, sahen sich die Langobarden nach einem anderen Könige um. Dies bestimmte ihn zum Gange ins Kloster von Monte Casino. Seine Frau Tassia und Tochter Rattruda gründeten in der Nähe das Kloster Plumbariola und endeten hier ihr Leben.

***) Der erste Kanzler.

Mann und das große römische Volk und schreckte sie mit Drohungen. Er wünschte, obwohl Gott gegen ihn war, das Land der Römer anzugreifen und gedachte einen schweren Zins den Bewohnern der Stadt aufzuerlegen. Eine jährliche Kopfsteuer von einem Goldsolidus verlangte er von jedem römischen Bürger und vermaß sich, die Stadt Rom und die umliegenden Burgen seiner Gewalt zu unterwerfen.

Als nun der heiligste Papst die Wut des Königs drohen sah, entbot er die frommen Äbte der Klöster von St. Vincenz*) und St. Benedikt**) zu sich, sandte sie an den grausamen König und forderte durch sie ein Friedensbündnis und Ruhe für das Volk Gottes. Jener nahm sie wohl auf, aber verschmähte sie, verachtete ihre Gebote und schickte sie zum Schaden seiner Seele, ohne daß sie etwas erreicht hätten, zu ihren Klöstern zurück ... Unterdessen kam der kaiserliche Silentiarius***) Johannes nach Rom mit einem Schreiben an den Papst und einem anderen an den treulosen König, in welchem dieser aufgefordert wurde, die dem Reiche mit teuflischer List entrissenen Lande wieder herauszugeben. Sogleich schickte der Papst den kaiserlichen Befehl durch seinen Bruder, den Diakonus Paulus, an Aistulf nach Ravenna. Der aber entließ die Boten mit nichtiger Antwort und gab ihnen einen nichtswürdigen Mann voll teuflischer Listen aus seinem Volke mit. Da nun die Gesandten nach Rom zurückgekehrt waren, vor den heiligen Papst traten und erzählten, daß sie nichts vollbracht hätten, erkannte dieser die Absicht des Königs, sandte nach Konstantinopel Boten zugleich mit dem Gesandten des Kaisers und ließ die kaiserliche Huld anflehen: er möge, wie er oft schon ihm geschrieben hatte, mit einem Heere herbeikommen und die Stadt Rom und das ganze Land Italien von den Langobarden befreien.

Aber der König der Langobarden entbrannte in heftiger Wut, und wie ein Löwe brüllend, ließ er nicht ab, Drohungen gegen die Römer auszustoßen, sie alle müßten durch das Schwert fallen, wenn sie nicht seiner Herrschaft sich unterwürfen ...

Da nun der heilige Vater trotz der großen Geschenke, welche er wiederholt dem Könige der Langobarden gegeben hatte, und trotz der Bitten für die ihm von Gott anvertrauten Herden und die verlorenen Schafe, nämlich für das ganze Volk von Ravenna und das gesamte

*) An den Quellen des Volturno.

**) Monte Casino.

***) Ein hoher Beamter am byzantinischen Hofe.

Volk von Italien, welches der König in ungerechter Weise seiner Herrschaft unterworfen hatte, nichts erreichen konnte und einsah, daß auch bei der Macht des Kaisers keine Hilfe sei, da sandte der ehrwürdige Vater, wie ehedem seine Vorgänger seligen Angedenkens Gregorius der erste und der andere und Zacharias sich an den König Karl gewendet hatten, heimlich durch einen Pilger einen Brief an Pippin, den Frankenkönig, in welchem er ihm das Elend, welches über das Land gekommen war, darstellte und ihn bat, er möge zu ihm Gesandte nach Rom schicken und ihn zu sich kommen lassen. Während nun von dem Langobardenkönig die Städte und das Land der Römer besetzt gehalten wurden, kam der Abt Rodigang*) als Gesandter des Frankenkönigs und meldete, daß dieser geneigt sei, die Bitte des heiligen Papstes zu erfüllen. Und darauf kam noch ein Vertrauter des Königs**) und versicherte dasselbe ...

Da nun verließ am vierzehnten Oktober***), in der siebenten Indiktion, der Papst die Stadt Rom. Es folgten ihm viele Römer und die Bewohner der übrigen Städte weinend und klagend und ließen ihn nur ungern von sich gehen. Aber der heilige Mann vertraute auf die Kraft Gottes und den Schutz der heiligen Mutter Gottes und der Apostelfürsten und machte sich, obwohl durch die Schwäche seines Körpers gehemmt, auf den schweren Weg, indem er das ganze Volk Gottes dem guten Hirten, unserem Herrn, und dem Apostelfürsten Petrus anempfahl. Und indem er mit sich einige Geistliche der heiligen Kirche und Vornehme zur Begleitung nahm, zog er seines Weges ...

Als er sich aber der Stadt Papia nahte, sandte ihm König Aistulf seine Boten entgegen und ließ ihm sagen, er solle es nicht wagen, ein Wort über die Herausgabe von Ravenna, des Exarchats und der übrigen Städte, welche er oder sein Vorgänger im Reiche besetzt hätte, zu sagen. Doch gab jener zur Antwort, keine Drohung könne ihn zum Schweigen bringen.

Da er nun nach Papia kam und vor den König trat, ließ er ihm viele Geschenke reichen, beschwor ihn und flehte ihn unter Thränen an, daß er die Schafe des Herrn, die er geraubt hätte, wieder zurückgäbe. Jedoch in keiner Weise vermochte er etwas zu erlangen. Auch der kaiserliche Gesandte bat flehentlich und überreichte ihm den kaiserlichen Brief,

*) Es war Abt Droctegang von Gorze.
**) Herzog Autchar.
***) Im Jahre 753.

konnte aber ebensowenig durchsetzen. Zuletzt drohten die fränkischen Gesandten heftig, Aistulf solle den Papst nach dem Frankenlande abziehen lassen. Darauf fragte der König den heiligen Mann, ob es sein Wille sei, nach dem Frankenreich zu gehen. Jener aber schwieg nicht, sondern erklärte, daß er es in Absicht habe. Da knirschte Aistulf mit den Zähnen wie ein Löwe vor Wut. Heimlich sandte er noch zu wiederholten Malen einige seiner Begleiter zu ihm, um ihn von seiner Absicht abzubringen.

An einem anderen Tage fragte der Langobardenkönig in Gegenwart Rodigangs den heiligen Bischof nochmals, ob es seine Absicht sei, nach dem Frankenlande zu gehen. Er aber gab zur Antwort: ‚Wenn es dein Wille ist, mich ziehen zu lassen, so ist es allerdings meine Absicht.‘ Da wurde er vom Könige entlassen ... Am fünfzehnten November der siebenten Indiktion brach er von der Stadt Papia auf und nahm den Weg nach dem Frankenlande. Es gedachte jedoch der Langobardenkönig, ihm den Weg zu verlegen, aber nicht entging dies dem heiligen Manne; mit großer Schnelligkeit und unter Gottes Führung erreichte er die fränkischen Klausen, wo er mit seinen Begleitern sogleich dem allmächtigen Gotte für die Rettung dankte. Weiter seines Weges ziehend, gelangte er zu dem ehrwürdigen Kloster des heiligen Blutzeugen Christi Mauritius*), in welchem er, wie verabredet worden war, mit dem Frankenkönige zusammentreffen sollte. Es fanden sich auch hier nach einigen Tagen der Abt Fulrad und der Herzog Rothard ein, die von Pippin, dem Frankenkönige, gesendet worden waren, um ihn zu bitten, zu dem Herrscher zu kommen, und ihn und seine Gefährten mit großen Ehren zu ihm geleiteten.

Als aber der König hörte, daß der heilige Bischof sich nahe, zog er ihm eilig mit seinem Weibe, seinen Söhnen und den Großen des Reiches entgegen und sandte seinen Sohn Karl mit vielen vornehmen Männern hundert Meilen voraus. Er selbst blieb in seiner Pfalz an einem Orte, der Pontico**) heißt, und holte von hier aus zu Fuß drei Meilen entgegenziehend mit Weib und Söhnen den heiligen Papst ein ...

Kurze Zeit darauf bat der Papst den allerchristlichsten König unter Thränen, sich der Sache des heiligen Petrus und des Staates der Römer anzunehmen. Der aber leistete dem Papste einen Schwur, daß er mit ganzer Macht allen seinen Befehlen und Ermahnungen ge-

*) Kloster St. Maurice im Wallis.

**) Ponthion in der Champagne unweit Vitry le brûlé.

horchen und die Rückgabe des Exarchats von Ravenna und der dem römischen Staate zugehörigen Länder und Rechte durchsetzen werde. Da jedoch die Winterszeit nahe war, so ließ der König den heiligen Vater mit seiner Begleitung nach Paris zum ehrwürdigen Kloster des heiligen Dionysius*) geleiten und ihm hier eine Wohnung anweisen. Nach demselben Kloster kam auch der allerchristlichste Pippin, und hier war es, wo einige Tage später der allerchristlichste König Pippin und seine Söhne nach dem Willen Gottes und durch die Gnade Christi von dem heiligen Papste zu Königen der Franken gesalbt wurden. Darauf erkrankte der Papst infolge der Anstrengungen der Reise und des Witterungswechsels so heftig, daß alle seine Begleiter wie auch die Franken an seiner Rettung verzweifelten; jedoch durch die Hilfe Gottes, unsers Herrn, welcher niemand verläßt, der auf ihn hofft, wurde er anderen Tages, da alle ihn tot zu finden fürchteten, gesund gefunden. König Pippin aber wurde mit Ermahnung, Segen und Gebet des heiligen Vaters entlassen und zog nach dem Ort, der Carisiacum**) genannt wird. Hier versammelte er alle Großen seines Reiches und beschloß mit ihnen, was er durch Christi Hilfe schon mit dem heiligen Vater verabredet hatte, zu vollbringen."

Wir schließen hier den umständlichen Bericht der Biographie Stephans ab, um jenes welthistorischen Ereignisses, der Verbindung des Papstes mit dem Frankenreich, noch mit wenigen Worten zu gedenken.

König Ratchis war durch die Unzufriedenheit der Langobarden, welche seine Nachgiebigkeit gegen Rom verurteilten, ins Kloster getrieben worden. Sein Bruder und Nachfolger Aistulf, den das Volk im Jahre 749 auf den erledigten Thron erhob, hatte eine andere Politik verfolgt. Mit Entschiedenheit kehrte er sich von Rom ab, wie seine Unterthanen es verlangten, und alles hat er während seiner Regierung aufgeboten, um sein Volk zum Siege zu führen. Bald macht er der Herrschaft des Kaisers im nördlichen Italien ein Ende; Ravenna, das Exarchat, die Pentapolis fallen in seine Hände, er bedrängt Rom und das römische Dukat, schon lag der Gedanke nahe, daß jetzt nach beinahe zweihundert Jahren die Langobarden endlich Herren der ganzen Halbinsel werden würden, da kam Papst Stephan auf jene Verbindung zurück, die schon Gregor

*) St. Denis bei Paris. Hier fand am 28. Juli 754 die Salbung des Majordomus Pippin und seiner beiden Söhne Karl und Karlmann zu Königen der Franken und Patriziern von Rom statt.

**) Quierzy an der Oise. Die Versammlung der Großen trat im Herbst 754 zusammen.

bei Karl Martell gesucht hatte. Er verbündet sich mit dem kühn aufstrebenden Geschlechte der Karolinger, salbt Pippin zum Könige des Frankenreiches und sanktioniert damit den Sturz des rechtmäßig herrschenden Merowingergeschlechtes. Der große Dienst, welchen der Papst dem Karolinger leistete, verpflichtete zum Danke. Darum wurde denn dem Papste die Schenkung von Ravenna nebst einigen Nachbarstädten und der Pentapolis zugesichert und im übrigen die Wiederherstellung der römischen Güter und Gerechtsame innerhalb der langobardischen Provinzen in Aussicht gestellt.

Zunächst forderte Pippin, dem weder an der Vernichtung des langobardischen Reiches noch an einem Vernichtungskriege gegen Ostrom gelegen war, nach der Biographie Stephans von Aistulf Herstellung des Friedens und Zurückerstattung der Rechte und Besitzungen der Kirche. Aber der Langobardenkönig konnte auf die Früchte eines vierjährigen Kampfes nicht verzichten, konnte sich nicht von einer fremden Macht Bedingungen vorschreiben lassen, die für immer die Entwickelung der langobardischen Macht aufhalten mußten. Er nahm den Fehdehandschuh auf, und im Jahre 754 begann der Krieg.

Nach einem Siege Pippins über die Langobarden im Thale von Susa flüchtete Aistulf nach Pavia, wo er zu einem Vertrage sich entschließen mußte. Er erkannte die fränkische Oberhoheit über das langobardische Reich an und verpflichtete sich, dem Papste die Stadt Ravenna und einige andere Gebietsteile abzutreten und ihn in den Genuß der ihm gehörenden Güter, welche außerhalb des Kirchenstaates lagen, zu setzen. Aber kaum hatte Pippin das Land verlassen, als Aistulf schon den Vertragsbestimmungen zum Trotz die Abtretung von Land an den Papst nicht nur verweigerte, sondern sogar mit Heeresmacht vor Rom zog. Wieder erschien im Frühjahr 756 Pippin in Italien, überwand die Langobarden und schloß den König in Pavia ein. Noch einmal unterwarf sich Aistulf. Seine Freunde im fränkischen Lager retteten ihm den Thron, aber reiche Geschenke, den dritten Teil des königlichen Schatzes in Pavia mußte der König an die Franken ausliefern und dem Papste die Städte abtreten, auf die er schon im ersten Frieden verzichtet hatte und zu denen jetzt noch Comacchio hinzu kam. Damit war der Grund zur weltlichen Macht des Papstes gelegt.

Aistulf sollte seine Niederlage nicht lange überleben. Ein Sturz vom Pferde brachte ihm noch im Jahre 756 den Tod.

Sein Nachfolger Desiderius, Herzog von Tuskien, erlangte den Thron

mit Hilfe des Papstes, vergaß aber bald seine Verpflichtungen gegen Rom und lenkte in die Bahn ein, welche andere nationale Könige vor ihm eingeschlagen hatten. Wieder erhob sich der Kampf gegen Rom und wieder rief das Oberhaupt der christlichen Kirche, der Herr des römischen Dukats und des Exarchats, den Frankenkönig herbei. Karl der Große, Pippins Nachfolger, brach, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, den Krieg zu vermeiden, im Jahre 773 in Italien ein, ein letztes Ringen begann, endlich fiel Pavia, der letzte Herrscher wanderte in Gefangenschaft über die Alpen, und sein Reich wurde dem gewaltigen Frankenreiche einverleibt, das jetzt fast alle germanischen Stämme unter Karls Scepter vereinigte.

15. König Desiderius und das Ende des Langobardenreiches.

Die Sage, welche dem Volke der Langobarden jeder Zeit hold gewesen ist und die ersten dunklen Zeiten seines historischen Lebens schmückte, überdeckt auch noch sein Grab mit üppigem Grün und duftigen Blüten.

Eine sinnige Sage von der Krönung des Desiderius finden wir in der Legende der heiligen Julia, wie sie uns Bischof Sicard von Cremona in seiner Chronik*) erzählt.

Daselbst heißt es:

„Es findet sich in der Legende der heiligen Jungfrau und Märtyrerin Julia folgende Erzählung über den König Desiderius: Es lebte einst in der Stadt Brexia ein edler Mann voll Treue und Frömmigkeit mit Namen Desiderius. Als nun in der Stadt Ticinum die Großen und Mächtigen des Langobardenreiches sich versammelt hatten, um einen König zu küren, da wandte sich Desiderius zu seinem Weibe Ansa und sagte: ‚Ich werde nach Ticinum gehen, wo die Fürsten der Langobarden zusammengekommen sind, einen König zu wählen.‘ Lachend erwiderte ihm aber sein Weib: ‚Gehe nur, vielleicht ernennen sie dich selbst zu ihrem Herrscher!‘ So zog er denn davon. Als er nun am ersten Tage an einen Ort gekommen war, welcher bis zum heutigen Tage Lenum heißt, und sich hier müde unter einem Baume zur Ruhe legte und entschlummerte, kam plötzlich eine Schlange hervor, kroch bis zu seinem Haupte und bildete, sich um dasselbe schlingend, einen Reifen, einer Krone gleich. Wohl bemerkte dies sein Diener, doch er wollte ihn nicht wecken, denn er fürchtete,

*) Sicardi episcopi chronicon. Muratori SS. T. VII. 577. Mediol. 1725.

die Schlange möchte seinem Herrn Schaden zufügen. Unterdessen aber lag Desiderius in tiefem Schlummer und träumte, daß man ihm das Diadem des Langobardenkönigs aufs Haupt setze. Darüber erwachte er, und als die Schlange, ohne ihn zu verletzen, davon kroch, sagte er zu seinem Diener: ‚Auf, laß uns nach Ticinum gehen, denn ein Traumbild läßt mich ahnen, daß ich König werde!' Sie machten darauf sich auf den Weg. Sein Diener aber erzählte ihm den Vorfall mit der Schlange.

Als er nun in den Hof der königlichen Pfalz trat, fand er hier eine große Menge versammelt, welche voll Erwartung war und zu wissen begehrte, auf wen die Wahl zum König gefallen sei, denn schon viele Tage hatte man über die Wahl hingebracht und sich für keinen unter den Großen entscheiden können. Die Männer aber, welche im Hofe warteten, riefen ihm zu: ‚Wohlauf, Desiderius, gehe zu ihnen und sage ihnen, daß wir des langen Wartens auf die Wahl müde sind!' Ruhig trat Desiderius in den Saal und berichtete den Fürsten von der Unzufriedenheit des Volkes, das auf den Ausgang der Wahl harre. Kaum aber hatten jene den Desiderius erblickt, dessen Namen bis dahin unter ihnen noch nicht erwähnt worden war, als einer laut vor allen Großen sagte: ‚Desiderius ist ein edler Mann, nicht reich zwar an Hab und Gut, aber tüchtig in den Waffen. Laßt uns ihn zum Könige wählen!' Schnell stimmten, wie durch den Willen Gottes bewogen, alle in die Wahl ein, und so wurde erfüllt an ihm, wie gesagt ist: ‚Unerwartet wird er die Krone tragen.' Darauf rief man ihn ins Konklave und legte ihm den königlichen Schmuck an. Da solches sich im Hofe verbreitete, war die Freude bei allen groß. Der König aber vergaß die Stelle nicht, wo die Schlange sich um sein Haupt geringelt und ihm zu einem Vorzeichen geworden war, sondern gründete hier zur Ehre unseres Herrn Jesu und des heiligen Benedikt des Bekenners ein großes und mächtiges Kloster, wo eine zahlreiche Menge von Mönchen in Frömmigkeit des heiligen Dienstes Gottes waltete, und stattete es mit Rechten, Dörfern und vielem Lande aus."

Das Volk ergreift zu allen Zeiten Partei für den Unterliegenden. Als daher das Langobardenreich unter dem Angriffe der Franken zusammenbrach, hat die Sage das Bild des frommen Königs Desiderius, vor dem die Thüren der Kirche sich selbst öffnen, und die gewaltige Riesengestalt seines Sohnes Adalgis oder Algis geschaffen, der die Knochen von Bären und Stieren zerbricht und das Mark aus ihnen saugt. Diese Sagen von dem Untergange des Langobardenreiches, vielleicht die schönsten,

welche das sagenreiche Volk aufzuweisen hat, sind uns in der Chronik des Klosters von Novalese erhalten, eines Klosters unweit Susa am Fuße des Mont Cenis. Ein Mönch war der Verfasser. Er schrieb in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts und schöpfte jene Sagen, die er uns erzählt, aus dem Munde des singenden Volkes.

Er*) berichtet:

„Als König Karl mit den Seinen das ganze Thal von Sigusia**) eingenommen hatte, gelangte er selbst nach dem hochberühmten Kloster von Novalicium, wo er so lange Rast machte, bis alle Vorräte und Lebensmittel der Mönche aufgezehrt worden waren. Nicht aber verweilte er hier ohne Grund, denn es war in jenen Tagen dieses Kloster überaus wohlhabend, reich an allen Dingen und von dem heiligen Abte trefflich verwaltet.

Als aber der Langobardenkönig Desiderius die Kunde vernahm, daß Karl wider ihn im Anzuge sei, sandte er zu all den Mächtigen und Großen seines Reiches und befragte sie um Rat, was er thun solle. Diese antworteten und sagten, dem könne man nicht mit geringer Heeresmacht entgegentreten, der mit so gewaltigem Kriegsvolke über ihn komme. ‚Jedoch befiehl,‘ so sprachen sie, ‚alle Thäler und Zugänge, durch welche man aus Gallien nach Italien zu ziehen vermag, durch eine Mauer von Stein und Mörtel, welche Berg mit Berg verbindet, zu schließen und also durch Bollwerke und Türme den Zugang zu verwehren!‘ Und also that er auch, und noch bis auf den heutigen Tag kann man den Untergrund der Mauer deutlich sehen. So zogen sie also eine Mauer vom Porcarianischen Berg***) bis zum Dorfe Cabrius†), wo auch in jenen Tagen eine Pfalz erbaut wurde.

Während nun Desiderius solches that und Karl nirgends einen Übergang finden konnte, sammelte sich allmählich das Heer der Franken, indem täglich zumeist eintausend, manchmal auch zweitausend heranzogen, und belagerte die Langobarden, welche von ihren Verschanzungen aus Widerstand leisteten.

Es hatte aber der König Desiderius einen Sohn, einen riesenstarken Jüngling, Algis mit Namen. Der pflegte in Kriegszeiten mit

*) Chronicon Novaliciense III. 8—14. Monumenta Germaniae SS. II.

**) Susa. Novalicium das heutige La Novalesa.

***) Monte Picare.

†) Chiavrie.

einem eisernen Stocke herumzureiten und damit kühnen Mutes die Feinde zu Boden zu schlagen. Wie aber dieser Jüngling, der des Tags und Nachts die Wacht hielt, sah, daß die Franken sich der Ruhe überließen, fiel er von links und rechts mit seinen Mannen über sie her und richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an.

Während sich nun solches Tag für Tag ereignete, da kam von ungefähr ein langobardischer Spielmann zu Karl und sang ihm angesichts der Seinen ein kleines Lied folgenden Inhalts:

‚Welcher Preis lohnt dem Manne, der Karl in das Reich Italien führt, auf Wegen, da keine Lanze sich wider ihn erhebt, kein Schild zurückgestoßen wird und keiner von den Seinen Schaden erleidet?‘

Da diese Worte dem Könige zu Ohren kamen, rief er den Sänger zu sich und versprach, ihm nach erlangtem Siege alles, was er fordern würde, zu geben.

Karl aber befahl darauf den Seinigen, sich für den nächsten Tag zum Abmarsch bereit zu halten . . .

Als nun das ganze Heer zusammenberufen worden war, sagte der König, indem er den Abt und alle Brüder bat, ihn in ihre Gebete einzuschließen, Lebewohl und zog davon. Der Spielmann mußte ihm vorausgehen. Der ließ alle die gewöhnlichen Wege bei Seite liegen und führte den König über einen Bergweg, der bis auf den heutigen Tag ‚der Frankensteig‘ genannt wird. Als sie nun von dem Berge herabstiegen, gelangten sie in eine Ebene bei dem Orte Gava*). Hier scharten sie sich zusammen und stellten sich zur Schlacht wider Desiderius auf. Der Langobardenkönig hatte erwartet, daß er Karl vor sich habe. Als er aber hörte, daß der König eilends den Berg herabsteige und ihn vom Rücken her angreife, warf er sich auf ein Roß und floh nach Papia. Darauf ergossen sich die Franken weit und breit über alles Land und eroberten und plünderten alles, Burgen und Städte.

Jetzt trat der Spielmann vor den König und bat ihn, sein Versprechen zu lösen. Karl sagte zu ihm: ‚Fordere, was du willst!‘ Jener antwortete: ‚Gut denn, ich werde auf einen dieser Berge steigen und gewaltig ins Horn stoßen, und soweit man mich hört, wirst du mir alles Land mit Männern und Weibern, die darin sind, als meinen Lohn zu eigen geben.‘ Der König erwiderte: ‚Es geschehe nach deinen Worten!‘ Darauf verneigte sich der Spielmann vor dem Könige, ging alsbald davon,

*) Giaveno.

und nachdem er auf einen Berg gestiegen war, that er, wie er gesagt hatte. Dann stieg er sogleich hinunter, ging durch Dörfer und Felder und fragte, wen er antraf: „Hast du ein Horn blasen hören?‘ Wenn ihm nun einer antwortete: „Ja, ich habe es gehört,‘ gab er ihm einen Backenstreich und sagte: ‚Du bist mein eigen.‘ So also verlieh Karl dem Spielmann alles Land, soweit man den Klang des Hornes gehört hatte, und jener behielt es und seine Söhne nach ihm, und seine Unterthanen heißen bis auf den heutigen Tag noch ‚die Zusammengeblasenen.‘

Karl eroberte sodann die Stadt der Tauriner*), und alle anderen Städte und Burgen. Da er nun vor Papia zog, lebte zu dieser Zeit gerade hier der heilige Theodor, welcher damals in der Stadt des bischöflichen Amtes waltete. Um seiner Verdienste willen wurde Karl durch eine Fügung des Himmels gehindert, so lange jener Bischof noch in diesem Leben wandelte, die Stadt zu erobern: also war nämlich Karl verkündet worden. So ging denn der König Karl hinweg und zog durch das Land und eroberte alle Städte, nämlich die Urbs Eporediensis, Vercelli, Novaria, Placentia, Mediolanum, Parma, Tertona**) und die, welche am Meere liegen, samt ihren Burgen. Nicht lange darauf starb jener heilige Bischof. Sobald Karl die Kunde von seinem Tode gebracht wurde, sammelte er sogleich sein ganzes Heer und zog vor Papia, schloß die Stadt ein und umlagerte sie. Hier aber weilte der flüchtige König Desiderius mit seinem Sohne Algis und einer Tochter. Es war Desiderius sehr demütig und gut, und es erzählen sogar einige, daß, wenn er täglich um Mitternacht sich erhob und mit den Seinigen zur Kirche des heiligen Michael oder des heiligen Syrus oder zu den anderen kam, sich sogleich die Thore selbst bei seinem Anblick öffneten. Wie nun die Stadt schon lange belagert wurde, da geschah es, daß die Tochter des Desiderius mit einer Armbrust einen Brief über den Ticinusfluß in das Lager des Königs schoß, in welchem sie schrieb, daß, wenn dieser sie zur Ehe nehmen wollte, sie ihm sogleich die Stadt und den ganzen Schatz des Vaters ausliefern würde. Karl antwortete ihr mit Worten, welche ihre Liebe zu ihm noch heftiger werden ließen. Darauf stahl sie heimlich die Schlüssel zu dem Thore der Stadt, welche zu Häupten des schlafenden Vaters lagen, und meldete wieder vermittelst der Armbrust dem König, er solle sich in dieser Nacht bereit halten, mit

*) Turin.

**) Ivrea, Vercelli, Novara, Piacenza, Mailand, Parma, Tortona.

den Seinen, sobald sie ihm das Zeichen gäbe, in die Stadt einzurücken. Dieser that also. Als nun inmitten der Nacht Karl sich dem Thor der Stadt näherte und durch dasselbe hineindrang, sprang ihm das Mädchen, glücklich, das Versprechen erfüllt zu sehen, entgegen, aber es geriet alsbald unter die Hufe der Rosse und hauchte, von diesen zerstampft, seine Seele aus, denn es war finstere Nacht. Da erwachte durch das Wiehern der Rosse, welche durch das Thor eindrangen, des Königs Sohn Algis. Er riß das Schwert aus der Scheide und erschlug alle Franken, welche hereinkamen, doch sogleich verwies ihm dies sein Vater, weil es Gottes Wille sei, daß die Stadt in die Hand der Feinde falle. Wie aber Algis sah, daß er es mit einem so großen Heere nicht aufnehmen könne, eilte er flüchtig davon*). Karl jedoch bemächtigte sich der Stadt, zog zur königlichen Pfalz, und nachdem er hierher die ganze Bürgerschaft entbieten und sie den Eid der Treue hatte schwören lassen, ging er wieder davon . . . Es erzählen aber einige, König Karl habe den Desiderius in der Stadt Ticinum, in welcher er gefangen wurde, blenden lassen."

Eine andere im Frankenlande entstandene Sage von der Einnahme Pavias durch Karl hat uns der Mönch von St. Gallen erhalten.

Sie lautet**):

„Als nach dem Tode des siegreichen Pippin die Langobarden Rom wieder angriffen, machte sich der unbesiegte Karl, obgleich er diesseits der Alpen sehr beschäftigt war, ohne Zögern auf den Marsch nach Italien und empfing nach einem unblutigen Kriege oder durch freiwillige Ergebung die Unterwerfung des Volkes. Um der Sicherheit willen, damit es niemals von dem Reiche der Franken sich trenne oder die Grenzen des heiligen Petrus irgendwie verletze, nahm er die Tochter des Langobardenfürsten Desiderius zur Ehe, doch nicht lange Zeit darauf verstieß er sie auf den Rat der heiligsten Priester, weil sie kränklich war und keine Nachkommenschaft versprach, wieder von sich wie eine Tote***). Da verbündete sich der erzürnte Vater seine Landsleute durch einen Eid und entschloß sich, indem er in den Mauern von Ticinum sich einschloß, einen Aufstand gegen den unbesieglichen Karl zu beginnen. Sobald Karl hiervon hörte, zog er eilends herbei. Es hatte sich aber ereignet,

*) Adalgis floh nach Konstaninopel, wo er als Patricius gestorben ist.

**) Monach. Sangall. II. 17. Bei Jaffé, Bibliotheca rerum Germanicarum. T. IV. Monumenta Carolina p. 691.

***) Mit der Tochter des Desiderius hatte sich Karl schon vor seinem ersten Zuge nach Italien vermählt.

daß einige Jahre zuvor einer seiner angesehensten Fürsten, Otker mit Namen, den Zorn des furchtbaren Kaisers erregt hatte und deshalb zu Desiderius geflohen war. Als nun die Kunde von der nahen Ankunft des furchtbaren Karl gebracht worden war, stiegen Desiderius und Otker auf einen hochragenden Turm, von dem aus man weit und breit die Heranziehenden erblicken konnte. Da nun der Troß erschien, der rüstiger war als die Heere des Darius oder Julius*), sprach Desiderius zu Otker: „Ist Karl vielleicht in diesem großen Heere?‘ Aber jener gab zur Antwort: ‚Noch nicht.‘ Darauf sah er das Heer der Völker, gesammelt aus dem gewaltigen Reiche, da wendete er sich zuversichtlich an Otker: ‚Wahrscheinlich ist Karl unter diesem Kriegsvolke?‘ Es erwiderte Otker: ‚Noch nicht und auch jetzt noch nicht.‘ Da begann jener zu beben und sprach: ‚Was sollen wir thun, wenn noch mehr mit ihm kommen?‘ Otker aber sagte: ‚Du wirst sehen, wie er kommt. Was jedoch mit uns geschieht, ich weiß es nicht.‘ Und siehe da, während sie noch sprechen, erscheint sein Hausgesinde, das nie unthätige. Wie Desiderius es bemerkt, ruft er voll Furcht aus: ‚Da ist Karl.‘ Doch Otker entgegnete: ‚Noch ist er es nicht und immer noch nicht.‘ Hierauf erblickte man die Bischöfe, die Äbte und Geistlichen, die Kapläne mit ihren Begleitern. Da stieß stammelnd der Fürst, jetzt schon des Lichtes Feind und nach dem Tode verlangend, die Worte hervor: ‚Laß uns hinabsteigen und uns unter der Erde verbergen gegen die Wut eines so entsetzlichen Feindes!‘ Doch es erwiderte ihm voll Bangen Otker, der einst die Kriegsrüstung des unvergleichlichen Karl kennen gelernt und in besserer Zeit mit ihr bekannt gewesen war: ‚Wenn du siehst, daß das Gefilde von einer eisernen Saat starrt und der Padus und Ticinus**) mit den von Eisen dunklen Meereswogen gegen die Mauern heranströmen, dann kannst du die Ankunft Karls erwarten!‘

Noch hatte er seine Worte nicht geendet, als es zuerst im Westen wie eine dunkle Wetterwolke heraufstieg, die den hellen Tag in düstere Nacht verwandelte. Aber näher und näher kam der Kaiser, und nun erglänzte den Belagerten von den funkelnden Waffen ein Tag entgegen, der für sie verhängnisvoller war als selbst die Nacht. Und nun sah man ihn selbst, den eisernen Karl, bedeckt mit eisernem Helm, mit eisernen Armschienen umkleidet, den eisernen Panzer um die eiserne Brust und die beiden Schultern. Eine eiserne hochragende Lanze hielt er in der

*) Gemeint sind das Perserheer und das Heer des Julius Cäsar.

**) Po und Ticinus.

Linken, denn die Rechte war immer bereit, den unbesiegten Stahl zu führen. Die Schenkel, welche des leichteren Besteigens des Pferdes wegen bei anderen ungepanzert zu sein pflegen, waren bei ihm mit eisernen Schuppen geschützt. Was soll ich von den Beinschienen sagen? Waren sie doch bei dem ganzen Heere von Eisen. Nichts sah man an seinem Schilde als Eisen. Auch sein Roß zeigte das Eisen in seinem Ungestüm und seiner Farbe. Wer voranzog, wer auf der Seite war, wer folgte, alle trugen dieselbe Rüstung, und nach Möglichkeit hatte das ganze Heer sich wie der König gewaffnet. Eisen erfüllte die Felder und Straßen, die Strahlen der Sonne widerspiegelten sich in dem Glanze des Eisens. Dem kalten Eisen bezeugte das vor Schrecken erstarrte Volk Ehre, und das glänzende Eisen verbreitete Furcht allenthalben. ‚O das Eisen, wehe das Eisen!‘ tönte die verworrene Klage der Bürger. Vor dem Eisen erzitterte die Festigkeit der Mauern, und der Mut der Jünglinge wie die Einsicht der Alten schwanden vor dem Eisen dahin. Das, was ich stammelnder, zahnloser Mann in träger Breite und unschöner Form zu erzählen versucht habe, das sah der wahrheitsliebende Späher Otker mit einem schnellen Blick, und sogleich wandte er sich zu Desiderius und sagte: ‚Siehe, da ist Karl, den du so lange eifrig gesucht hast!‘ und mit diesen Worten stürzte er fast leblos nieder.

Da aber an diesem Tage selbst die Bürger der Stadt teils wegen Verblendung, teils weil sie noch Hoffnung auf Widerstand hatten, ihn nicht aufnehmen wollten, sagte der erfindungsreiche Karl zu den Seinen: ‚Laßt uns heute etwas Bemerkenswertes thun, damit man uns nicht vorwerfe, wir hätten müßig den Tag verlebt. Laßt uns eilends eine Kapelle bauen, in der wir, wenn uns nicht bald die Stadt geöffnet wird, unseren Gottesdienst verrichten können!‘ Als er das gesagt hatte, lief der eine hierhin, der andere dorthin, um Kalk und Steine, die anderen, um Holz und Farben den Künstlern, welche den Kaiser immer begleiteten, herbeizubringen, und diese erbauten mit Hilfe der jungen Mannschaft und der Krieger von der vierten Stunde des Tages bis zur zwölften eine Kirche mit Mauern und Dach, mit kunstvollem Tafelwerk und Bildern derart, daß niemand, der sie sah, geglaubt hätte, daß sie anders als in Jahresfrist gebaut worden sei.

Mit welcher Leichtigkeit er aber am anderen Tage, da die einen von den Bürgern ihm die Thore öffneten, die anderen, wiewohl vergeblich, Widerstand leisten oder, richtiger gesagt, sich einschließen wollten, ohne Blutvergießen und allein nur durch seine Klugheit die Stadt in seinen Besitz brachte, das überlasse ich anderen zu erzählen.“

Wir kehren zu der Chronik von Novalese zurück, deren Verfasser, wiewohl er auf fränkischem Boden lebte, uns die Sage doch in einer den Langobarden günstigen Fassung bewahrt hat.

Sie erzählt*) uns von dem kraftvollen Sohn des Desiderius, dem Adalgis oder Algis, folgendes:

„Zu der Zeit, da Karl bereits im Frieden das ganze Reich Italien beherrschte und er zufällig in der Stadt Ticinum, welche mit anderem Namen Papia heißt, Hof hielt, wagte es Algis, des Desiderius Sohn, allein auf Kundschaft zu kommen, denn er wünschte zu wissen, was man hier that und sagte und ob er noch Hoffnung auf das Reich haben könne. Er war aber, wie wir schon gesagt haben, von Jugend auf voll Kraft und Kühnheit und kriegerischen Sinnes. Da er nun in die Stadt gekommen war, erkannte ihn niemand, denn er fuhr in einem Schiffe daher nicht wie ein Königssohn, sondern umgeben von einer kleinen Schar Leuten, als wäre er geringen Standes. Keiner von den Kriegsleuten erkannte ihn, zuletzt aber erkannte ihn ein Mann, der mit ihm sehr vertraut und dem Vater einst ein sehr treuer Diener gewesen war. Es war aber schon lange her, daß er Vater und Reich verloren hatte. Da er nun sah, daß er von jenem erkannt werde und nicht länger verborgen bleiben könne, begann er ihn flehentlich zu bitten und bei dem Eide, den er einst seinem Vater und ihm geschworen hatte, zu beschwören, daß er dem König Karl seine Anwesenheit nicht verrate. Jener gewährte ihm die Bitte und sprach: ‚Bei meiner Treue, ich werde dich nicht verraten, so lange ich dich zu verheimlichen vermag.‘ Weiter sagte Algis: ‚So bitte ich denn, o Freund, setze mich heute, wenn der König speist, an das Ende eines der Tische und sorge, daß alle Knochen, welche vom Tisch entfernt werden sollen, sei es, daß sie von Fleisch entblößt oder noch damit bedeckt sind, mir vorgesetzt werden.‘ Der Freund antwortete ihm: ‚Ich werde thun, wie du es wünschest.‘ Denn ihm selbst fiel die Aufgabe zu, die Speisen auf den Tisch des Königs zu setzen. Als nun die Stunde des Essens gekommen war, that jener, wie man ihm gesagt hatte. Algis aber zerbrach alle Knochen und aß das Mark heraus, gleichwie der Löwe zu thun pflegt, der seine Beute verzehrt, dann warf er sie unter den Tisch zu einem großen Haufen zusammen. Darauf erhob er sich und ging davon vor den übrigen. Als aber der König von der Tafel aufstand und den Haufen Knochen, der unter dem Tische lag, gewahr wurde, fragte er:

*) III. 21—23.

‚Wer um Gottes willen hat so viele Knochen zerbrochen?‘ Alle antworteten, sie wüßten es nicht, nur ein einziger Mann sprach: ‚Ich sah hier einen starken Kriegsmann sitzen, der all die Knochen von Hirschen, Bären und Ochsen zerbrach, als wären es Halme.‘ Sogleich wurde jener Mann herbeigerufen, welcher die Speisen vor den König setzt. Der König forschte: ‚Wer und woher war jener Krieger, der an diesem Platze saß und beim Essen alle diese Knochen zerbrach?‘ Der antwortete: ‚Ich weiß nicht, o Herr.‘ ‚Bei der Krone meines Hauptes,‘ rief der König, ‚du weißt es.‘ Als aber der Mann sich entdeckt sah, geriet er in Furcht und schwieg.

Es ahnte jedoch der König, daß Algis jener Kriegsmann gewesen sei. Darum geriet er in Zorn. Leid that es ihm, daß jener ungestraft davon gekommen wäre, und er sagte zu den Seinen: ‚Wohin entwich er?‘ Einer antwortete ihm: ‚Auf einem Schiffe kam er, o Herr, und ich denke, er wird auf diesem wieder davon fahren.‘ Ein anderer von den Mannen des Königs fragte: ‚Willst du, o Herr, daß ich jenen verfolge und töte?‘ ‚Auf welche Weise?‘ fragte Karl. ‚Gieb mir deine Armringe!‘ sagte jener, ‚damit will ich ihn berücken.‘ Es gab aber der König dem Manne seine goldenen Armspangen, und dieser machte sich auf die Verfolgung, den Algis zu töten.

Schnell eilte nun jener Mann zu Lande hinter ihm her, bis er ihn einholte, und als er ihn von ferne erblickte, rief er ihn bei seinem Namen. Da jener antwortete, erzählte er ihm, daß Karl ihm seine goldenen Armringe sende, und schalt ihn, daß er sich heimlich entfernt habe. Zugleich bat er, jener möchte sein Schiff ans Ufer lenken. Sofort näherte jener sich mit seinem Fahrzeuge dem Ufer. Als er aber ganz nahe war und sah, daß die Gabe ihm auf der Spitze einer Lanze dargereicht werde, erkannte er sogleich die Gefahr, die ihm drohte. Rasch warf er den Panzer über, und indem er zur Lanze griff, rief er: ‚Wenn du mit einer Lanze mir die Gabe reichst, werde ich sie auch mit der Lanzenspitze empfangen. Wenn übrigens dein Herr mir in arger List Geschenke sendet, damit du mich zu töten vermagst, so will ich nicht geringer erscheinen als er. Darum will auch ich ihm meine Gabe bieten.‘ Er gab ihm darauf seine Armspangen, damit er sie dem König Karl als Gegengabe bringe.

Darauf kehrte jener, getäuscht in seiner Hoffnung, zurück. Als er nun dem König Karl des Algis Armspangen brachte, zog dieser sie so-

gleich an, aber sie fielen ihm bis auf die Achseln zurück. Da rief Karl aus: ‚Wahrlich, es ist nicht zu verwundern, wenn jener Mann so gewaltige Kräfte hat.‘ Es fürchtete aber der König jederzeit den Algis, weil er ihn und seinen Vater des Reiches beraubt hatte. Und weil jener ein so gar riesenstarker Held war, hatte er den Mörder wider ihn ausgesendet.

Algis aber war der schweren Gefahr glücklich entgangen und kehrte zu seiner Mutter, Königin Ansa, zurück, welche damals um des Gebetes willen in jenes Land gekommen war und in der Stadt Brexia ein Bethaus der Heiligen Faustinus und Jovitta mit erstaunlicher Pracht baute und mit freigebigen Schenkungen an Land ein reiches Kloster begründete.“

Das Langobardenreich war erloschen, und damit der letzte von jenen hochbegabten Stämmen der Ostgermanen vernichtet, die auf altrömischem Boden germanische Reiche zu errichten getrachtet hatten.

Wohl flackerte hier und da noch das Feuer des Aufstandes empor und bedurfte Karl noch eines zweiten Kriegszuges nach Italien, um die unbotmäßigen Herzogtümer Friaul und Benevent seiner Herrschaft zu unterwerfen, aber das nationale Königtum war gebrochen, mit ihm das langobardische Volkstum, und als König gebot der Franke fortan auch in Italien. So hatte denn jenes Versprechen, welches Pippin dem Papst Stephan III. in Ponthion gegeben hatte, ihn gegen König Aistulf zu beschützen, die weitgehendsten Folgen gehabt. Die Karolinger hatten den Weg zum langobardischen Königtum, endlich zum römischen Kaiserthron betreten, und der Grund war gelegt worden zu jener engen Verbindung mit der Kirche, welche dereinst noch dem Papst die Gewalt geben sollte, die Macht, die ihn gerettet und beschützt hatte, zu zertrümmern und die Hand selbst nach der Weltherrschaft auszustrecken. So bezeichnet denn jenes Bündnis, das zur Zerstörung des Langobardenreiches führte, einen Wendepunkt in der Geschichte Europas, der gleich entscheidend für die gesamte abendländische Kultur und gleich verhängnisvoll für die nationale Entwickelung Deutschlands und Italiens werden sollte.

Sechstes Kapitel.

Die Franken.

1. Die Anfänge des fränkischen Volkes.

Wir haben bis jetzt nur von den Ostgermanen, den Angehörigen des gotisch-vandalischen Stammes, gesprochen und in den Berichten der Quellen darzulegen versucht, wie jene den anderen germanischen Stämmen an geistiger Anlage fast überlegenen Völker, durch den Einfall der Hunnen veranlaßt, ihre Wanderungen, die eine Zeit lang zum Stillstand gekommen, wieder aufnahmen, wie sie in den Provinzen des römischen Reiches erschienen, hier selbständige Staaten errichteten und zuletzt in der romanischen Bevölkerung sich verloren. Unterdessen waren auch die Westgermanen, die vorzugsweise deutschen Stämme, die Jahrhunderte lang an dem Pfahlgraben gesessen hatten und mit dem Verfall des römischen Reiches den hemmenden Wall überstiegen, um ihre wachsenden Massen über die fruchtbaren Gefilde der Rheinlandschaft zu ergießen, in Bewegung gekommen. Alemannen und Franken hatten sich der römischen Grenzländer bemächtigt, von Norden her hatten sich Sachsen, Angeln und Warner nach dem mittleren Deutschland hin ausgedehnt, während die Bayern nach Noricum und Rhätien eingewandert waren. So sind auch in dem eigentlichen Deutschland große Änderungen und Verschiebungen in den Wohnsitzen der Stämme während der Zeit der Völkerwanderung eingetreten, doch tragen diese Wanderungen einen wesentlich anderen Charakter als die älteren und die fast gleichzeitigen Züge der Oststämme, denn sie sind allenthalben von fortschreitenden Kolonisationen begleitet. Wo man festen Fuß gefaßt hatte, dort siedelte man sich an, erbaute Ortschaften und bestellte den Acker, und nicht mehr

setzte man wie früher nach der Erschöpfung des Bodens den Wanderstab weiter.

Unter den Stämmen des Westens nehmen die Franken den ersten Rang ein. Denn sie haben unter einem gewaltigen Fürsten, dem Merowinger Chlodowech, die größte Eroberung gemacht, haben es verstanden, Romanen und Germanen so mit einander zu vereinen, daß sie selbst ihre Nationalität nicht einbüßten wie Goten, Vandalen und Langobarden, sind wieder auf den alten Boden der germanischen Heimat zurückgegangen, um hier die anderen stammverwandten Völker mit sich zu verbinden, haben endlich die Traditionen des römischen Reiches wieder aufgenommen, und indem ihr Reich zur Grundlage für das ganze westeuropäische Staatensystem wurde, eine neue Periode der Geschichte begründet.

Das Stammland der Franken war auf dem rechten Rheinufer, an der Ruhr und der Lahn zog es sich aufwärts und grenzte im Norden an das Reich der Thüringer. Von hier aus unternahmen sie ihre Raubzüge und Eroberungen in das Land jenseits des Rheins und wurden ein Schrecken der Römer. Aber im Anfange des fünften Jahrhunderts haben sie den Strom überschritten, um sich dauernd auf dem römischen Boden anzusiedeln. Hier finden wir die salischen Franken im Lande zu beiden Seiten der Schelde aufwärts, die ripuarischen an den Ufern der Maas bis in die Eifelgegend hin. Neben diesen beiden Hauptstämmen der Franken erscheinen noch einige kleinere. So die Chamaven, welche das alte Stammland der Salier nördlich vom Rhein längs der Issel (Isala oder Sala) besetzten, die Chattuarier, die in späterer Zeit südlich davon zwischen dem Niederrhein und der Maas wohnten, und andere Bruchteile fremder Stämme. Nur ein schmaler, nach Süden zu breiter werdender Streifen blieb auf dem rechten Ufer des Rheines im Besitze der Franken.

Aus jenen Zeiten, da die salischen Franken im alten Belgien ihre Herrschaft begründeten, schon vielfach mit den Römern in Verbindung getreten waren, das Christentum aber noch nicht angenommen hatten, ist uns die Aufzeichnung des salischen Rechtes erhalten, welche uns ein deutliches Bild von den Zuständen und der Verfassung jenes Volkes giebt.

Wir sehen aus dem salischen Gesetze, daß die Franken auch in der neuen Heimat die Grundlagen des altgermanischen Rechts- und Staatslebens festgehalten haben, daß vieles noch den Einrichtungen, welche wir

in Tacitus' Bericht kennen lernten, entspricht, anderes jedoch durch die Berührung mit den Römern und den langen Aufenthalt am Pfahlgraben sich weiter entwickelt hat.

Wie in Tacitus' Zeit, so wohnt auch jetzt noch das Volk regelmäßig in Dörfern zusammen. Hier hat jeder einzelne sein Eigentum und seinen Anteil an dem Gemeindelande. Viehzucht und Ackerbau sind noch die Hauptmittel des Unterhaltes, doch finden wir im Gegensatz zu früher mancherlei Früchte, die man offenbar erst in der neuen Heimat kennen gelernt hat, auch Gartenkultur und Weinbau. Wir hören schon von Mühlen und erfahren, daß der Müller auch fremdes Korn mahlt, also nicht nur als Knecht, sondern selbständig auch für andere arbeitet. Schon werden geschickte Knechte, die in Gold und Eisen zu arbeiten verstehen, erwähnt.

Innerhalb der Gemeinde ist noch die verwandtschaftliche Verbindung von hoher Bedeutung. Auf ihr beruht das Recht zu erben, wie das Recht, für den erschlagenen Verwandten das Wergeld zu empfangen, und die Pflicht, dem schuldigen Verwandten vor Gericht zur Seite zu stehen und ihn bei der Zahlung des Wergeldes zu unterstützen.

Grundbesitz, fränkische Abstammung und volle Freiheit allein sind die Grundlage des Rechtes. Wer von den Römern Grund und Boden behalten hat, steht daher dem Liten oder Leten gleich, der wie des freien Eigentums so auch des vollen Rechtes der Freiheit entbehrt.

Nach Hundertschaften ist das Volk gegliedert, die unter ihrem Vorsteher, dem Centenarius oder Thunginus, regelmäßig alle acht Tage zur Versammlung, zum Mallus, zusammentreten, wo die Gemeindegenossen, hier Rachineburgen genannt, des Rechtsspruches walten*).

Das Königtum hat eine wichtige Ausbildung erfahren. Der König erscheint als der oberste Schirmer des Friedens und des Rechtes, zieht den, der sich dem Urteil der Gemeinde nicht beugen will, entweder selbst oder durch seine Grafen zur Verantwortung oder beraubt ihn selbst seines Schutzes. Seine Beamten und sein Gefolge sind durch ein dreifaches Wergeld ausgezeichnet. Sein Auftrag überhebt den Angeklagten des Zwanges, der gerichtlichen Ladung zu folgen, entschuldigt den Grafen, wenn er in gewissen Fällen der Volksgemeinde seinen amtlichen Beistand versagt, und gewährt selbst gegen den Widerspruch einer Dorfgemeinde dem einzelnen das Recht der Ansiedelung.

*) Die Herleitung des Wortes Thunginus ist zweifelhaft. Mallus hängt vermutlich mit dem got. mathl, dem ahd. madal zusammen und bedeutet ‚Sprache', ‚Besprechung'. Rachineburgen vom got. ragin ‚Rat' und bairan ‚bringen'.

Wir lassen einige der wichtigsten Bestimmungen des salischen Gesetzes hier folgen*). Und zwar mögen die Gesetze, welche das Eigentum betreffen, beginnen:

„LIX. Über das Erbe:

1. So einer stirbt und keine Söhne**) hinterläßt, soll die Mutter, falls sie noch lebt, ihn beerben***).

2. Ist die Mutter nicht mehr am Leben und hinterläßt er Bruder oder Schwester, so mögen diese ihm im Erbe folgen.

3. Sind auch solche nicht am Leben, so tritt der Mutter Schwester in das Erbe ein†).

4. Und weiter sollen die von den Familiengliedern, die ihm am nächsten stehen, im Erbe folgen.

5. Vom Land aber ist dem Weibe kein Erbe. Dies gehört ganz allein dem Manne zu und geht an die Brüder über††)."

Die Dorfbewohner bilden eine geschlossene Genossenschaft mit Gemeinland neben ihrem Sondereigen. Sie hatten daher ein Interesse daran, daß ihre Zahl nicht durch Ansiedelung Fremder vergrößert wurde. Welche gesetzliche Bestimmungen über Niederlassung Fremder gelten, mag uns der nächste Abschnitt darlegen:

„XLV. Über Zuwandernde:

1. So jemand in ein Dorf einzuwandern begehrt, einer oder einige von den Bewohnern des Dorfes auch gewillt sind, ihn aufzunehmen, so hat er doch, falls selbst nur einer dagegen Einspruch erhebt, keine Erlaubnis zur Niederlassung.

2. So er aber gegen den Einspruch eines oder zweier in dem Dorfe sich niederzulassen unterfängt, dann soll man eine förmliche Auf-

*) Lex Salica, herausg. v. J. Fr. Behrend nebst den Kapitularien zur Lex Salica, bearb. von Alfred Boretius. Berlin 1874.

**) Eingeschlossen sind vermutlich unter den filii, den Söhnen, auch die Töchter.

***) Da der Sohn wohl in der Regel bei Lebzeiten des Vaters kein zu vererbendes Gut besaß, so wird der Vater hier nicht genannt.

†) Eine Eigentümlichkeit ist es, daß die Mutterschwester im Erbe der Schwester des Vaters vorangeht. In ähnlicher Weise wird in dem weiter unten folgenden Abschnitte De chrenecruda die Mutterschwester als die erste nach Mutter und Geschwistern genannt, welche zusammen mit ihren Kindern zur Leistung des Wergeldes herangezogen werden soll, wenn der Schuldner selbst mit seinem Vermögen sein Verbrechen nicht sühnen kann.

††) In allem Grundbesitze mußte der Mannsstamm einen Vorzug haben, weil auf dem Grundbesitz die Stellung in der Gemeinde beruhte, die Teilnahme an ihren Rechten und ihren Pflichten.

forderung an ihn ergehen lassen, und wenn er dann noch abzuziehen sich weigert, dann soll der Mann, der ihm die Aufforderung bringt, unter Zeugen ihn also auffordern:

‚Das sage ich dir, daß du die nächste Nacht sitzen bleibest, wie es rechtens ist nach salischem Gesetz, doch fordere ich dich auf, binnen zehn Tagen aus dem Dorfe zu weichen.‘ Darauf soll er nach zehn Nächten wiederum zu ihm kommen und nochmals ihn auffordern, binnen zehn Nächten abzuziehen. Weigert er sich auch dann noch, soll man zum dritten Male zehn Nächte dem Gebote hinzufügen, so daß damit dreißig Nächte voll sind. Wenn er auch jetzt noch nicht sich entfernen will, dann möge der Mann, der ihn aufforderte, ihn vor Gericht laden und seine Zeugen, welche er über die einzelnen Gebote hat, mit sich nehmen. Will aber der Aufgeforderte auch jetzt nicht weichen und hält ihn kein vollgewichtiger Grund*) ab und sind alle jene oben erwähnten Aufforderungen nach dem Gesetze ergangen, dann soll der, welcher ihn aufforderte, die Sache auf seine Gefahr übernehmen und den Grafen herbeirufen, damit er zur Stelle komme und den Fremden von da vertreibe. Und da er auf das Gesetz nicht hat hören wollen, soll er zurücklassen, was er erarbeitet hat, und überdies 1200 Denare, das sind 30 Solidi**), zu bezahlen schuldig sein.

3. So aber jemand eingewandert ist und binnen zwölf Monaten kein Einspruch erfolgt, so möge er ruhig daselbst wohnen bleiben wie die anderen Nachbarn.“

Weiter gehört hierher:

„XLVI. Von der Übertragung des Eigentums.

1. Es soll beachtet werden, daß der Thunginus oder Centenarius die Versammlung beruft und den Schild in der Hand hält und drei Zeugen für jede der drei Handlungen bestellt***). Darauf soll man einen

*) Sunnis genannt: Königsdienst, Krankheit, Tod eines nahen Verwandten, Feuersbrunst u. anderes derart.

**) Es ist der Goldsolidus Konstantins I., von dem 72 auf ein Pfund Gold gehen. Die andere Münze ist der Silberdenar, an Wert der vierzigste Teil eines Goldsolidus. Als Strafen werden allein Geldbußen genannt. Die Todesstrafe wie die Freiheitsstrafe ist noch nicht gebräuchlich.

***) Das heißt, es soll die Versammlung feierlich eröffnet werden. Der Thunginus oder Centenarius ist der Vorsteher der Hundertschaft und von dieser gewählt. Er ist es, welcher alle Handlungen vornimmt, die des öffentlichen und feierlichen Vollzugs an gerichtlicher Stätte bedürfen. Der Graf dagegen, der vom Könige bestellte höchste Beamte im Gau, ist nicht im Gerichte selbst thätig, sondern besitzt nur die exekutive Gewalt. Er trägt für die Vollstreckung des Urteils Sorge und erhebt

Mann suchen, mit dem man keine Verbindung hat, und soll ihm einen Halm zuwerfen. Und der Mann, auf welchen der Halm geworfen wird, soll das, was man von seinem Gute geben will oder das ganze Gut, wenn man will, erhalten. Es muß aber der Mann, dem der Halm zugeworfen wird, in dem Hause*) selbst wohnen. Und er muß drei Gäste darin aufnehmen und muß über das Vermögen, welches ihm übertragen wird, freies Verfügungsrecht erhalten. Darauf soll der Mann, welchem das Gut anvertraut ist, alles jenes vor Zeugen thun und soll entweder vor dem Könige oder in der ungebotenen Gerichtsversammlung das Gut jenem, dem es zufallen soll, zurückgeben und zwar nehme er noch vor Ablauf von zwölf Monaten den Halm und werfe ihn auf den, dem das Erbe zukommen soll. Und nicht mehr und nicht weniger soll es sein, als ihm übertragen worden ist.

2. So nun hiergegen jemand Einspruch erhebt, sollen drei Zeugen unter Eid aussagen, daß sie in der Versammlung, welche der Thunginus oder Centenarius geboten, zugegen gewesen und gesehen hätten, wie jener Mann, der sein Vermögen einem anderen zuwenden wollte, den Halm auf einen anderen, den er sich erwählt, geworfen habe, und sie sollen beim Namen nennen den, der sein Vermögen mit dem Halme von sich that, und den, auf welchen der Halm geworfen wurde, und auch jenen, der der rechtmäßige Erbe sein sollte. Darauf sollen drei andere Zeugen unter Eid aussagen, daß in dem Hause desjenigen, welcher sich seines Vermögens entäußert hat, jener, auf den der Halm geworfen worden sei, geblieben und drei oder mehr Gäste daselbst aufgenommen und gespeist habe und daß jene drei oder mehr Gäste für die Aufnahme Dank gesagt und am Tische Brei gegessen und Zeugen dafür hätten. Dies alles sollen jene anderen drei Zeugen unter Eid aussagen, und daß in der Versammlung vor dem Könige oder in der regelmäßigen öffentlichen Gerichtsversammlung jener mit dem Halm das Vermögen erhalten habe oder vor dem Könige oder in der regelmäßigen öffentlichen Gerichtsversammlung, das ist auf dem Malloberg**), vor dem Thunginus jener wieder öffentlich vor allen den Halm auf den geworfen

im Namen des Königs das Friedensgeld, Fredum genannt, eine Sühne für den durch das Verbrechen begangenen Friedensbruch.

*) In dem Hause, das einem anderen übertragen werden soll.

**) Unter Malloberg versteht man den Ort der Versammlung. Nach alter deutscher Sitte wurde das Gericht nicht blos unter freiem Himmel, sondern auf besonders bezeichneten Stätten, oft auf Bergen oder Anhöhen abgehalten.

habe, welchem das Vermögen zufallen sollte: das alles sollen die neun Zeugen versichern."

Wir gehen zu den Strafbestimmungen über, und zwar beginnen wir mit den leichteren Vergehen:

„XXX. Über Schmähungen.

4. So einer den anderen einen Fuchs nennt, soll er es mit 120 Denaren, das sind 3 Solidi, büßen.

5. So einer den anderen einen Hasen nennt, soll er es mit 120 Denaren, das sind 3 Solidi, büßen.

6. Wer einem anderen vorwirft, er habe seinen Schild weggeworfen, und bleibt den Beweis dafür schuldig, der soll es mit 120 Denaren, das sind 3 Solidi, büßen.

7. Wer einen anderen als Angeber oder Fälscher bezeichnet und bleibt den Beweis dafür schuldig, der soll 600 Denare, das sind 15 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

LXIV. Über den Kesselträger.

1. So einer einen anderen Kesselträger nennt, das heißt einen Kesselträger in der Hexenküche oder einen, der den Kessel tragen soll, wo die Hexen kochen, der soll um 2500 Denare, das sind 63 Solidi, gebüßt werden.

2. So einer eine Frau Hexe nennt und bleibt den Beweis schuldig, der soll dreimal 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein."

Es mögen weiter Vergehen am Besitze anderer folgen:

„XXXIV.

2. So einer über ein fremdes Saatfeld, nachdem es bestellt ist, die Egge zieht oder mit einem Wagen ohne Weg hindurchfährt, soll er 120 Denare, das sind 3 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

3. So einer über ein fremdes Saatfeld, wenn es schon in die Halme schießt, ohne Weg geht, soll er 600 Denare, das sind 15 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

XXXIII. Über Jagden.

2. So einer einen zahmen und gezeichneten Hirsch stiehlt oder tötet, der schon zur Jagd abgerichtet und nach der Aussage von Zeugen von seinem Herrn schon zur Jagd verwendet worden ist und zwei oder drei Tiere erlegt hat, soll er 1800 Denare, das sind 45 Solidi, zu zahlen schuldig sein*).

*) Wie Hirsche, so richtete man auch schon Falken zur Jagd ab.

3. Ist aber der zahme Hirsch noch nicht auf der Jagd verwendet worden, soll der Dieb mit 1400 Denaren, das sind 35 Solidi, gebüßt werden.

II. Über den Diebstahl von Schweinen.

1. Wenn einer ein Milchschwein stiehlt, und es wird ihm nachgewiesen, soll er 120 Denare, das sind 3 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

2. Wenn einer ein junges Schwein auf dem Felde stiehlt, das ohne Mutter leben kann, und es wird ihm nachgewiesen, soll er 40 Denare, das ist 1 Solidus, zu zahlen schuldig sein . . .

7. Wenn einer drei oder mehr Schweine stiehlt, soll er 1400 Denare, das sind 35 Solidi, zu zahlen schuldig sein, abgesehen von Schadenersatz und Verzugszinsen . . .

III. Über den Diebstahl von Rindvieh.

1. So einer ein Kalb von der Kuh stiehlt, und es wird ihm nachgewiesen, so soll er 120 Denare, das sind 3 Solidi, zu zahlen schuldig sein, abgesehen von Schadenersatz und Verzugszinsen . . .

3. So einer eine Kuh mit dem Kalbe stiehlt, soll er 1400 Denare, das sind 35 Solidi, zu zahlen schuldig sein, abgesehen ꝛc.

4. Wenn einer einen Ochsen stiehlt, soll er 1400 Denare, das sind 35 Solidi, zu zahlen schuldig sein ꝛc.

7. Wenn einer zwölf Stück Vieh stiehlt, so daß keines von der Herde übrig bleibt, so soll er 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein ꝛc.

8. Wenn einer aber von einer größeren Herde 25 Stück Vieh stiehlt, so daß noch einige übrig bleiben, so soll er 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein."

Wir überspringen die vielfachen Strafen, die mit Unterscheidung der Zahl und Art der gestohlenen Tiere wie der Umstände beim Diebstahl den Dieb treffen, und gehen zu den Bußen über, welche auf Körperverletzungen stehen. Da der Deutsche von alters her im Zorne rasch geneigt ist, sich der Waffe zu bedienen, um Leib und Leben seines Gegners zu bedrohen, so darf es uns nicht wunder nehmen, wenn wir gerade in den Abschnitten, welche von Körperverletzung, Totschlag und Mord handeln, eine lange Reihe von Fällen unterschieden und mit niederen oder höheren Geldstrafen bedacht finden. Wir heben hervor:

„XIV. Vom Überfall und der Beraubung.

1. So einer einen Freien überfällt und plündert, der soll, wenn es ihm nachgewiesen ist, einer Buße von 2500 Denaren, das sind 63 Solidi, schuldig erachtet werden.

2. So ein Römer einen Salier plündert, soll das eben erwähnte Gesetz befolgt werden.

3. Hat dagegen ein Franke einen Römer beraubt, so soll er 1200 Denare, das sind 30 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

4. So jemand einen Mann, welcher sich niederlassen will und den Befehl dazu vom König hat und denselben in öffentlicher Versammlung vorweist, gegen des Königs Verordnung förmlich auffordert, zu weichen, so soll er 8000 Denare, das sind 200 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

5. So einer einen wandernden Mann überfällt, soll er 8000 Denare, das sind 200 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

6. So eine bewaffnete Schar einen fremden Hof überfällt, soll ein jeder, dem nachgewiesen wird, daß er in dieser Schar oder bei dem Überfall gewesen ist, 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

XVI. Über Brandstiftung.

1. So einer ein Haus über schlafenden Menschen anzündet, soll er für so viele, als darin waren, vor Gericht gezogen werden, und wenn einer darin verbrannt ist, so soll er 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

2. So einer ein Haus aus Flechtwerk angezündet hat und er der That überführt ist, so soll er 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen, schuldig sein.

3. So einer eine Scheuer oder einen Schuppen samt Getreide verbrannt hat, soll er 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

4. So einer eine Schweinehürde oder einen Stall, in welchem Tiere sich befanden, angezündet hat und dieser That überführt ist, soll er, abgesehen von dem Werterſatz und Verzugsintereſſen, 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

5. So einer einen Latten- oder Heckenzaun eines anderen verbrennt, soll er 600 Denare, das sind 15 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

XVII. Über Körperverletzungen.

1. So einer einen anderen hat töten wollen und der Schlag ging fehl und er ist dessen überführt, so soll er 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

2. So einer einen anderen mit einem vergifteten Pfeil zu durchbohren die Absicht hatte und der Pfeil verfehlte sein Ziel und er ist dessen überführt, so soll er 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

3. So einer einem anderen einen Schlag auf den Kopf versetzte, soll er 600 Denare, das sind 15 Solidi, zu zahlen schuldig sein. So aber die drei Knochen, welche über dem Gehirn selbst liegen, zu Tage treten, soll er um 1200 Denare, das sind 60 Solidi, gebüßt werden.

4. So aber einer einen anderen also zwischen die Rippen schlug, daß die Wunde bis in das Innere des Körpers ging, soll er 1200 Denare, das sind 30 Solidi, zu zahlen schuldig sein, außer 5 Solidi für die Heilung.

5. So einer einen Mann also schlug, daß das Blut auf die Erde floß, und er wird dessen überführt, so soll er schuldig sein, 600 Denare, das sind 15 Solidi, zu bezahlen.

6. So ein Freier einen Freien mit einem Stocke also schlug, daß das Blut nicht kam, so soll er bis zu drei Schlägen für jeden Schlag 120 Denare, das sind 3 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

7. Floß aber Blut, soll er es mit einer solchen Buße sühnen, als wenn er ihn mit dem Eisen getroffen hätte.

8. So einer einen anderen durch einen Faustschlag verwundete, soll er 360 Denare, das sind 9 Solidi, zu zahlen schuldig sein, derart, daß er für jeden Schlag immer 3 Solidi zahlt.

9. So einer einen anderen auf dem Wege zu berauben versuchte, jener aber sich durch die Flucht rettete, und er wird überführt, so soll er 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

XXIV. Über die Tötung von Kindern.

1. So einer einen Knaben unter zehn Jahren, bis zum zehnten Jahre einschließlich, tötete, und er wird dessen überführt, so soll er 24000 Denare, das sind 600 Solidi, zu zahlen schuldig sein*).

6. So einer ein freigeborenes Weib tötete, nachdem sie Kinder geboren hat, so soll er 24000 Denare, das sind 600 Solidi, zu zahlen schuldig sein. . .

XXI. Über die Tötung von Freien.

1. So einer einen freigeborenen Franken oder Barbaren**), der nach dem salischen Gesetze lebt, getötet hat, und er wird dessen überführt, so soll er 8000 Denare, das sind 200 Solidi, zu zahlen schuldig sein***).

---

*) Mit zehn, später mit zwölf Jahren wurde der Franke mündig.

**) Das heißt einen Deutschen, der unter den Saliern wohnte.

***) Die Blutrache war damit noch nicht ganz beseitigt. Forderte der Beleidigte, wenn sein Blutsverwandter erschlagen war, das Leben des Gegners zur Sühne und rächte er, die gerichtliche Klage verschmähend, den Tod seines Angehörigen durch den Tod

2. So er ihn aber noch in einen Brunnen oder ins Wasser geworfen oder ihn mit Zweigen und anderen Dingen bedeckt hat, um die That zu verheimlichen, so soll er 24000 Denare, das sind 600 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

3. So einer aber einen Mann, der im Königsdienste ist, oder ein freigeborenes Weib tötete, soll er 24000 Denare, das sind 600 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

4. So er aber den Leichnam ins Wasser oder in einen Brunnen geworfen oder mit Zweigen oder anderen Dingen bedeckt hat, um die That zu verbergen, so soll er um 72000 Denare, das sind 1800 Solidi, gebüßt werden.

5. So aber ein Römer, ein Tischgenosse des Königs, getötet worden ist, soll der Mann, der dessen überführt ist, 12000 Denare, das sind 300 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

6. Wenn es aber kein römischer Grundbesitzer und Gast des Königs war, der getötet worden ist, soll der Thäter 4000 Denare, das sind 100 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

7. So einer aber einen zinspflichtigen Römer*) tötete, soll er 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein**).

8. So einer einen Menschen auf dem Wege fand ohne Hände und Füße, den seine Feinde dahin geworfen haben, und er tötete ihn und wurde dessen überführt, so soll er 4000 Denare, das sind 100 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

9. So einer einen freigeborenen Mann in den Brunnen geworfen hat und dieser ist lebend herausgekommen, und der Thäter wird überführt, so soll er 4000 Denare, das sind 100 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

LIV. Über Tötung eines Grafen.

1. So einer einen Grafen getötet hat, soll er 24000 Denare, das sind 600 Solidi, zu zahlen, schuldig sein . . ."

---

des Mörders, so war in solchem Falle eine rechtliche Entscheidung überhaupt ausgeschlossen, denn wer durch Blut die Schuld gesühnt hatte, konnte nicht noch eine Buße fordern. Zunehmende Gesittung wies jedoch immer mehr auf gerichtlichen Austrag und Wergeld hin. Das Wergeld selbst hat nicht den Charakter einer Entschädigung, sondern es ist eine Strafe sowohl dem einzelnen als der Gemeinde gegenüber.

*) Das heißt einen zur Kopfsteuer verpflichteten eigentumslosen Römer.

**) Man sieht hieraus, wie die Höhe der Buße zugleich der Ausdruck für den Wert des Mannes ist. Wie das Wergeld des höher gestellten verdreifacht wird, so hat der minder berechtigte Römer und Lite nie dasselbe des freien Saliers.

Über die Verwendung des Wergeldes belehrt uns der Abschnitt LXII, welcher folgendermaßen lautet:

„Wenn der Vater einer Familie getötet ist, so sollen die eine Hälfte des Wergeldes die Söhne erhalten, die andere Hälfte sollen die nächsten Verwandten von Vater- und Mutterseite unter einander teilen. Wenn aber nun von einer Seite, der väterlichen oder mütterlichen, keine Verwandten vorhanden sind, fällt jener Teil dem Fiskus zu.“

Das Wergeld, welches für die Tötung eines Freien gezahlt werden mußte, war so hoch bemessen, daß es leicht den Wert der Hufe überstieg und der Thäter in Folge seines Verbrechens seine Habe und mit ihr seine bürgerlichen Rechte in der Gemeinde verlor. Über diesen Fall unterrichtet uns der Abschnitt LVIII, der die eigentümliche, schwer erklärbare Aufschrift De chrenecruda trägt. Er lautet:

„So einer einen Menschen getötet hat und sein ganzes Hab und Gut dahin gab und nichts mehr besitzt, um dem Gesetz voll Genüge zu leisten, so soll er zwölf Eideshelfer stellen, daß er weder über noch unter der Erde mehr Vermögen habe, als von ihm schon gegeben worden sei. Darauf gehe er in sein Haus hinein, sammele aus jeder der vier Ecken Erde mit der Hand und trete alsdann auf die Thürschwelle, und in die Wohnung zurückblickend, werfe er dann mit der linken Hand jene Erde rückwärts über seine Schulter auf seinen nächsten Verwandten*). Wenn nun Mutter und Brüder schon für ihn gezahlt haben, dann muß er die Erde auf seiner Mutter Schwester oder deren Söhne werfen und zwar auf drei von der Sippe der Mutter und drei von der Sippe des Vaters, die ihm am nächsten verwandt sind. Darauf soll er im Hemd, ohne Gurt und ohne Schuh, einen Stab in der Hand, über den Zaun springen, damit jene drei, was an dem Wergeld noch fehlt oder die Buße, welche das Gesetz vorschreibt, bezahlen. Und dies sollen auch jene anderen drei von der väterlichen Sippe thun.

2. So aber einer von jenen zu arm ist, um die ganze Schuld zu bezahlen, so soll jener, der zu arm ist, auf den, der von ihnen mehr hat, die Chrenecruda werfen, damit er die ganze Straffumme bezahlt.

3. So aber auch dieser nicht so viel hat, um die ganze Buße zu bezahlen, dann soll der Kläger jenen, der den Totschlag beging, bei sich behalten, an vier Gerichtstagen ausbieten, und dann möge man dem

*) Er giebt sein Recht an seinem Eigen auf und überträgt seinem Verwandten durch diese symbolische Handlung die Pflicht der Zahlung.

Beklagten die Verpflichtung abnehmen. Und wenn niemand ihm seine Verpflichtung abnimmt, daß heißt ihn loskauft von dem, was er nicht bezahlt hat, dann mag er haften mit seinem Leben*)."

Zum Schluß mögen noch einige Vorschriften des salischen Gesetzes folgen, welche das gerichtliche Verfahren veranschaulichen.

„I. Die Ladung vor Gericht.

1. So einer zum Gericht nach Königsrecht**) geladen ist und sich nicht stellt, so soll er schuldig sein, 600 Denare, das sind 15 Solidi, zu zahlen.

2. Wer aber einen anderen vor Gericht ladet und selbst nicht kommt, der soll, falls er nicht durch vollwichtiges Hindernis abgehalten war, dem Geladenen 600 Denare, das sind 15 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

3. Und jener, der einen anderen vor Gericht ladet, soll mit Zeugen zu jenes Hause gehen und, falls dieser nicht daheim sein sollte, entweder die Frau oder irgend jemand von der Familie dieses Mannes ansprechen, daß sie ihm die Ladung vor Gericht kund thun.

4. Wenn er aber im Königsdienst ist, kann er nicht geladen werden.

5. Ist er aber im Gau in eigener Angelegenheit, so kann er, wie wir früher gesagt haben, vor Gericht geladen werden.

L. Über Zahlungsversprechen.

1. Wenn ein Freier oder Lete einem anderen Zahlung zu leisten versprochen hat, so muß derjenige, dem das Versprechen geleistet worden ist, binnen vierzig Nächten***) oder wie die Frist ausgemacht worden ist, als das Versprechen gegeben wurde, zu dem Hause jenes Mannes, der zu zahlen versprochen hat, mit Zeugen oder denen, welche die Abschätzung der Mobilien vornehmen sollen, gehen. Und wenn er ihm die versprochene Zahlung nicht leisten will, ist er ihm schuldig, 600 Denare, das sind 15 Solidi, über die Schuld zu zahlen.

*) Sobald also die besonders genannten Verwandten und noch die drei nächsten Blutsfreunde väterlicher- und mütterlicherseits ihr Unvermögen zu zahlen erklärt haben, war es entfernteren Verwandten oder Freunden anheimgestellt, den Beklagten zu lösen. That es niemand, dann hing es von dem Kläger ab, mit dem Beklagten nach Gutdünken zu verfahren. Er konnte ihn töten oder als Knecht behandeln.

**) Es bedurfte also zu einer solchen völlig rechtskräftigen Ladung einer höheren Autorität. Der König oder sein Stellvertreter, der Graf, geben hierzu die Befugnis.

***) So lang war die Frist, falls zwischen den Parteien nichts anderes ausgemacht war.

2. Wenn er auch dann noch nicht Zahlung leisten will, muß er ihn vor Gericht fordern und die Ladung auf Bann also vornehmen: ‚Ich fordere dich auf, Thunginus, daß du meinen Gegner bannst, der mir ein Zahlungsversprechen geleistet hat und eine Schuld schuldet.‘ Und er muß sagen, welche Schuld er schuldet und wofür er ihm Zahlungsversprechen gegeben. Dann soll der Thunginus sagen: ‚Ich banne ihn zu dem, was das salische Gesetz*) verlangt.‘ Darauf muß der Kläger den Beklagten formell auffordern, keinem anderen Zahlung zu leisten oder ein Pfand zu geben, als bis er ihm gegenüber gethan, wozu er verpflichtet sei**). Und sofort soll er zum Hause jenes an jenem Tage noch, bevor die Sonne sinkt, mit Zeugen gehen und fragen, ob er ihm die Schuld zahlen wolle***). So dieser es zu thun sich weigert, warte er bis zum Sonnenuntergang. Ist die Sonne untergegangen, dann wachsen 120 Denare, das sind drei Solidi, über die Schuld. Das soll zu dreien Malen durch drei Wochen geschehen, und will er auch nach dem dritten Male nicht zahlen, mag die Straffumme bis 360 Denare, das sind neun Solidi, anwachsen, das heißt, für jede Ermahnung oder jeden Sonnenuntergang steigt die Schuld um drei Solidi†).

3. So einer die Zahlung auf der regelmäßigen Versammlung nicht bezahlen will, dann gehe der Kläger zum Grafen des Gaues, in welchem er wohnt, ergreife einen Halm††) und spreche also: ‚Du Graf, jener Mann hat mir Zahlungsversprechen geleistet und ist mir nach Fug und Recht verfallen nach dem, was das salische Gesetz sagt. Ich setze dir Leib und Gut zum Pfande, daß du sicher deine Hand nach seinem Vermögen ausstrecken kannst.‘ Dann nenne er das begangene Vergehen und die Summe, welche ihm dafür versprochen worden ist. Darauf möge der Graf sieben passende Rachineburgen mit sich nehmen, zu dem Hause des Beklagten gehen und an ihn, falls er zugegen ist, also die Aufforderung erlassen: ‚Der du zugegen bist, zahle mit deinem Willen, was du jenem Manne zu zahlen versprochen hast, und wähle dir zwei von jenen Rachineburgen, welche du willst, aus, damit sie in Geld abschätzen,

*) Das heißt: er giebt die Erlaubnis zu außergerichtlicher Pfändung.

**) Er legt also Beschlag auf die Güter des Schuldners.

***) Es wird also angenommen, daß der Schuldner sich nicht zur Versammlung gestellt hat.

†) Man läßt sich also die Weigerung lange gefallen, ehe man zur Exekution schreitet.

††) Das äußere Zeichen formeller Rede.

womit du zahlen willst, und das, was du schuldest, magst du nach rechtem Preise zahlen. Wenn er aber nicht hören will oder abwesend ist, dann mögen die Rachineburgen nach Schätzung des Preises, so viel wie die Schuld beträgt, von seinem Vermögen nehmen. Und zwar soll zwei Drittel dessen, was der Schuldner nach dem Gesetze zu zahlen pflichtig ist, der Kläger, ein Drittel aber der Graf als Friedensgeld empfangen*).

4. So der Graf von dem Kläger angerufen wurde und ihn kein vollgiltiger Grund und keine Herrenpflicht abhielt und er sich der Pflicht zu kommen entzog und keinen schickte, der Recht und Gesetz forderte, so soll er mit dem Leben oder dem vollen Wergeld dafür haften."

Was weiter geschah, wenn jemand beharrlich sich weigerte, eine Buße zu zahlen, das bestimmte der Abschnitt LVI, welcher den Titel führt: „Über den, welcher sich weigert, zum Gericht zu kommen." Hier lesen wir folgendes:

„So einer verachtet zu Gericht zu kommen oder sich der Erfüllung dessen, was ihm die Rachineburgen geurteilt haben, entzieht und sich weder zur Leistung der Buße, noch zur Übernahme der Kesselprobe**), noch irgendwie zu dem, was das Recht fordert, verpflichtet, dann soll der Kläger ihn vor den König fordern. Und zwar muß er zwölf Zeugen stellen, von denen jedesmal drei unter Eid aussagen sollen, daß sie zugegen waren, wie die Rachineburgen das Urteil sprachen, daß er zur Kesselprobe käme oder das Versprechen, die Buße zu zahlen, gäbe, und jener es vernachlässigte. Dann sollen drei andere schwören, daß sie ebenda waren, als die Rachineburgen das Urteil sprachen, daß er durch Kesselprobe oder Zahlung der Buße sich löse und daß man von jenem Tage ab vierzig Nächte auf die Erfüllung des Urteils gewartet und noch die Sonne habe untergehen lassen, der Beklagte aber dem Gesetze nicht nachgekommen sei. Dann soll er ihn vor den König fordern und zwar über vierzehn Tage und drei Zeugen sollen ihm beschwören, daß er ihn geladen habe. Wenn er auch dann noch nicht kommt, so mögen jene neun Zeugen, wie wir oben gesagt haben, es beschwören. Doch soll er in gleicher Weise an jenem Tage, wenn er nicht kommt, bis Sonnen-

*) So giebt also der königliche Beamte nur die Gewalt zur Vollstreckung des Rechtes, während die Wegnahme und die Abschätzung der Güter, mit denen der Gläubiger befriedigt wird, durch die freien Gemeindegenossen erfolgt.

**) Man mußte, um seine Unschuld zu beweisen, einen Ring oder Stein aus einem mit siedendem Wasser gefüllten Kessel unverletzten Armes herausholen.

untergang warten und drei Zeugen sich bestellen, welche dafür Zeugnis ablegen. Wenn nun der Ladende alle diese Bedingungen erfüllt hat und der Geladene sich noch weigert, vor irgend einem Gerichte zu erscheinen, dann mag ihm der König, vor den er gefordert ist, seinen Schutz entziehen*). Schuldig soll er dann sein und sein Hab und Gut dem Könige verfallen. Und so ihm einer Speise reicht oder ihn hauset, und wäre es sein eigenes Weib, soll er 600 Denare, das sind 15 Solidi, zu zahlen schuldig sein, bis er in allem, was das Gesetz von ihm verlangt, seine Pflicht erfüllt hat."

Die Ladung vor den König war also das letzte Mittel, um die Hartnäckigkeit des Beklagten zu brechen und den Rechtszustand aufrecht zu erhalten. Für den Beklagten hat das Gesetz viel Rücksicht, lange Fristen gewährt es ihm, der letzten Ausflucht seines Gegners zu entgehen. Aber zuletzt trifft ihn das äußerste Rechtsmittel, und das salische Gesetz läßt es eben da eintreten, wo eine eigentliche Exekution nicht stattfinden kann.

Das gerichtliche Verfahren der salischen Franken geht schon aus diesen wenigen Bestimmungen deutlich und klar hervor. Fast jeder einzelne Fall ist in Überlegung gezogen, und wird auch die Freiheit des Einzelnen geschont, so ist doch auf der anderen Seite auch das Recht allerorten gewahrt, so daß ein rechtloser Zustand nicht eintreten kann.

An dieser Stelle mögen noch einige kurze Bemerkungen Platz finden, welche Agathias, wo er von dem Einfalle des Butilin und Leutharis in Italien spricht, über die Bewaffnung der Franken macht. Sie mögen das Bild, welches das salische Gesetz uns von den Zuständen der Franken entwirft, noch vervollständigen.

Agathias**) sagt:

„Armselig ist die Bewaffnung der Franken. Sie bedarf nicht der Kunstfertigkeit verschiedener Handwerker, und wenn etwas daran beschädigt wird, bessert sie leicht der Mann, welcher sie trägt, selbst aus. Panzer und Beinschienen sind ihnen unbekannt, die Mehrzahl kämpft sogar ungedeckten Hauptes, und nur wenige sind es, die mit dem Helm auf dem Kopfe in die Schlacht ziehen. Brust und Rücken sind nackt bis zu den Lenden, die Beine aber mit Hosen aus Leinewand oder Leder bekleidet. Selten bedienen sie sich der Pferde; der alten Sitte der

*) Das heißt: er ist für friedlos erklärt, ausgestoßen aus der Gemeinschaft seines Volkes.

**) Agathiae Myr. Hist. II. 5. Corp. script. hist. Byz. III.

Väter und ihres Landes gemäß, ziehen sie den Kampf zu Fuß vor, und in diesem sind sie trefflich geübt. Von der Hüfte herab hängt ihnen das Schwert, und den Schild tragen sie auf der linken Seite. Weder Bogen noch Schleuder, noch andere fernhin treffende Geschosse führen sie, sondern zweischneidige Streitäxte und Angonen, die sie mit Vorliebe gebrauchen. Es sind diese Angonen eine Art Lanzen von mittlerer Größe, im Fernkampfe zum Schleudern und im Handgemenge und Angriff zum Stoße gleich trefflich zu verwenden. Fast ganz sind diese Lanzen mit Eisen beschlagen, so daß nur wenig vom Schafte sichtbar ist. An der Spitze des Wurfspeeres ragen zwei gekrümmte Klingen hervor, die sich gleich Angelhaken nach hinten umbiegen. Im Kampfe wirft der Franke diesen Speer mit großer Sicherheit. Trifft das Geschoß, so dringt die Spitze in den Körper, und es ist dann weder dem Verwundeten noch einem anderen leicht, den Speer aus der Wunde zu entfernen, denn die scharfen Widerhaken, welche tief in das Fleisch eingedrungen sind, halten ihn fest und bereiten dem Getroffenen so heftige Schmerzen, daß, selbst wenn die Wunde an sich nicht tötlich ist, er ihr unterliegt. Trifft aber die Waffe den Schild, so bleibt sie sogleich an ihm hängen und muß, während sie mit ihrem unteren Teile den Boden berührt, mit herumgetragen werden. Es kann aber der Getroffene weder die Lanze aus dem Schilde herausziehen, da die Widerhaken dies hindern, noch vermag er sie mit dem Schwerte zu durchhauen, da sie ganz mit Eisen umhüllt ist. Sobald überdies der Franke sieht, daß er den Schild des Feindes getroffen, springt er heran, und indem er mit seinen Füßen auf das Ende des Speeres tritt, drückt er durch sein Körpergewicht den Schild nieder, bis Haupt und Brust des Gegners, dem der Arm erlahmt und herabsinkt, ungedeckt sich zeigt. Dann tötet er den ungeschützten, wehrlosen Feind mit Leichtigkeit, sei es daß er mit der Axt ihm den Schädel spaltet oder mit einer anderen Lanze ihm die Kehle durchbohrt.

So sind die Franken bewaffnet und so ziehen sie zur Schlacht."

2. Childerich und Chlodowech.

Kein Abschnitt des salischen Gesetzes handelt ausdrücklich von den Rechten und dem Umfange der königlichen Gewalt, denn diese stand außerhalb der Grenzen, in welchen sich die gesetzlichen Bestimmungen bewegten. Aber was wir aus dem Gesetze sehen können, beweist den Einfluß des Herrschers. Der König wahrt das Recht oder läßt es durch

seine Stellvertreter, seine Beamten, die Grafen, ausüben. An sein Gericht kommt der Rechtsstreit, der im Gerichte der Hundertschaften keine Erledigung fand, und er ist es, der den hartnäckig sich weigernden Beklagten für friedlos erklärt. Die nahe Verbindung mit ihm gewährt dem einzelnen höhere Bedeutung, giebt ihm höhere Ehre. Wer von dem Könige ein Amt erhält, wer in sein Gefolge eintritt, ist durch höheres Wergeld vor den gemeinen Freien ausgezeichnet. Der König erhebt den Römer zu seinem Tischgenossen und verleiht ihm damit einen höheren Rang, er giebt endlich dem Unfreien die Freiheit.

Wohl steht ihm die Versammlung des Volkes zur Seite, aber ihr Einfluß auf die politischen Angelegenheiten kann kein großer gewesen sein.

Seit wann sich das Königtum bei den Franken ausgebildet hat, läßt sich mit Sicherheit nicht nachweisen. Als die Stämme noch im nordwestlichen Deutschland saßen, hatten sie noch keine Könige. Erst im Beginn des fünften Jahrhunderts mag sich in den lange dauernden Fehden und Kämpfen das Königtum aus dem Herzogtum entwickelt haben, und das nahe Verhältnis, in welchem die Franken so lange als Föderaten zu den Römern standen, war der Ausbildung einer einheitlichen Leitung nur günstig.

In der Bildung eines Königtums bei den Franken lag die Möglichkeit zur Gründung eines großen Reiches. Ein starkes Königtum konnte die zersplitterten Kräfte des fränkischen Volkes vereinen und die geeinte Macht zum Kampfe gegen den Rest des römischen Reiches in Gallien, wie gegen die Burgunder in Südosten und die Westgoten im Südwesten des Landes führen. Und hierzu lagen die Verhältnisse beim Ausgange des fünften Jahrhunderts nicht ungünstig. Die Zeit, in der es dem Aëtius nach harten und schweren Kämpfen gelang, die germanischen Bundesgenossen in ihrem Föderatenverhältnisse in Gallien niederzuhalten, zur Anerkennung der römischen Oberhoheit zu zwingen und mit ihnen über Attila einen Sieg davonzutragen, war vorüber. Aëtius war der Eifersucht und der Furcht des Kaisers Valentinian III. zum Opfer gefallen. An seine Stelle war Ägidius getreten, und als dieser im Jahre 464 starb, folgte der schwache Syagrius. Keinem der beiden gelang es, Roms Herrschaft in der alten Weise zu behaupten. Westgoten und Burgunder machten sich unabhängig und drangen erobernd nach dem Innern Galliens vor, so daß zuletzt die Römer nur auf ein Gebiet von geringem Umfange beschränkt waren. Die Franken allein blieben noch von den

Römern abhängig und führten in ihrem Dienste Kämpfe gegen aufständische Barbaren und äußere Feinde. Da trat der Sturz des römischen Reiches ein, und nun mußte notwendiger Weise auch die Stellung der Franken in Gallien eine andere werden.

Schon während der Regierung König Childerichs, dessen Wirken der beglaubigten Geschichte bereits angehört, wenn auch seine Schicksale noch ganz mit Sagen umhüllt sind, sehen wir, daß die Franken der katholischen Kirche gegenüber eine freundliche Stellung einnahmen, wie sie auf der anderen Seite das sinkende Römertum schirmten. Beides mußte ihnen die Sympathien der unterworfenen römischen Bevölkerung in Burgund und dem Reiche von Tolosa zuwenden, welche unter der Herrschaft arianischer Herrscher seufzte.

Der König, der es hier verstand, die Kräfte seines Volkes zu einigen, der durch Schonung der Römer und durch Annahme des katholischen Bekenntnisses die orthodoxen Unterthanen seiner Nebenbuhler in Gallien zu gewinnen vermochte, mußte der Herr des ganzen Landes werden. Und ein solcher König sollte den Franken in dem Merowinger Chlodowech oder Chlodwig kommen. Ausgerüstet mit allen Eigenschaften des Herrschers, von gewaltiger Körperkraft, voll Mut und Kriegslust, voll Ehrgeiz, mit durchdringendem Scharfblick begabt, voll Thatkraft für das, was er als das Richtige erkannt, aber auch um die Mittel, seine Pläne zu fördern, nicht verlegen, treulos, grausam und voll Tücke, hat er sein Ziel erreicht, hat er das kleine Reich, das ihm der Vater hinterließ und welches nicht einmal das ganze salische Land umfaßte, zu dem mächtigsten Reiche des Westens gemacht, das unter allen Schöpfungen der Germanen allein alle äußeren und inneren Stürme überdauern sollte. Zwar drohte der stolze Bau schon wieder unter seinen nächsten Nachfolgern zu zerfallen, aber der Grund, den Chlodowech gelegt hat, ist nie ganz zerstört worden, und was er zuerst anbahnte: eine Verschmelzung römischer und germanischer Kultur, eine Verbindung der Kirche mit dem Staate, endlich die Vereinigung aller germanischen Stämme unter dem Scepter des Frankenreiches, das hat nachmals Karl der Große glänzend vollenden können.

Die Gründung wie die ersten Zeiten des Frankenreiches hat uns Gregor von Tours geschildert.

Gregor stammt aus einer vornehmen römischen Familie der Auvergne und ist um das Jahr 540 geboren. Er trug ursprünglich den Namen Georgius Florentius, nannte sich aber später nach seinem mütterlichen

Ahnherrn, dem heiligen Gregorius, Bischof von Langres. Im Jahre 573 erhielt er von König Sigebert das Bistum Tours. Als einer der mächtigsten Bischöfe des römischen Reiches, wurde er in den späteren Bürgerkriegen in manche schwere Verwickelung hineingezogen, wußte sich aber mit großer Klugheit zu behaupten und mit Erfolg die Vorteile seines Sprengels wahrzunehmen. Als er im Jahre 594 starb, hinterließ er, allgemein betrauert, bei den Seinen ein dankbares Andenken.

Da Gregor von seiner frühesten Kindheit an, wo seine Heimat der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen den Königen Childebert und Chlothar war, bis zu dem blutigen Zwist der beiden Herrscherinnen Brunhilde und Fredegunde, zu dessen Zeit er zu den angesehensten Geistlichen des Reiches gehörte, Augenzeuge von mancherlei bedeutenden Ereignissen war, so entstand in ihm der Wunsch, was er erlebt oder erfahren hatte, zum Nutzen der Nachwelt aufzuzeichnen, und so schrieb er denn, während er seine Heiligenleben und Sammlung von Wundergeschichten verfaßte, zugleich seine zehn Bücher fränkischer Geschichte, denen wir unsere Kenntnisse von dem Reiche der Merowinger fast allein verdanken. Allmählich ist das Werk entstanden, und noch heute bemerkt man die Spuren späterer Nachträge, wie auch den Mangel einer letzten Vollendung.

Was Gregor bei der Abfassung seines Werkes für das eigentlich Wissenswürdige hielt, worauf er sein Augenmerk vor allem richtete, das legt er in der Vorrede dar. ‚Die Wildheit der Barbaren,‘ so heißt es dort, ‚tobt, die Wut der Könige ist heftig, die Kirche wird von den Ketzern angegriffen und von den Katholiken verteidigt. In vielen ist der christliche Glaube warm, in einigen aber erkaltet. Die Kirchen werden von den Frommen ausgestattet, von den Gottlosen aber beraubt — und niemand findet sich, der alles dies schildert.‘ Und im Eingange zum ersten Buche sagt der fromme Bischof, er wolle die Kämpfe der Könige mit feindlichen Völkern, der Märtyrer mit den Heiden, der Kirche mit den Ketzern beschreiben. So tritt also die Kirche überall in den Mittelpunkt seiner Erzählung, wie es auch bei dem Stande, dem der Erzähler angehört, und bei dem Charakter der Zeit nicht anders sein konnte.

Ein Geschichtschreiber im höchsten Sinne des Wortes ist Gregor nicht. Dazu fehlt ihm die vollständige Beherrschung des Stoffes und das Eindringen in den Zusammenhang der Dinge, denn oft genug reißt er, was innerlich zusammengehört, aus einander und verbindet er wieder Fremdartiges. Er begnügte sich vielmehr allein mit dem Zusammentragen einer unendlich reichen Fülle von Stoff, wie ihn eine wildbewegte,

stürmische Zeit mit vollen Händen bot, und wir müssen ihm dankbar sein, daß er mit schlichtem Sinn und ohne jede Leidenschaft, wie ohne Scheu vor den Mächtigen, deren Verbrechen er freimütig darlegt, was ihm bemerkenswert schien, in solcher Weise aufzeichnete und uns damit eine unerschöpfliche Fundgrube von charakteristischen Zügen und Erzählungen bietet, die ein helles Licht auf seine Zeit und ihre Sitten werfen.

Die Kenntnisse, die Gregor in der alten Litteratur hat, gehen nicht tief, sein Ausdruck ist unbeholfen und schwerfällig der Fluß seiner Rede, aber gerade dieser Mangel in der Beherrschung der Form, die manche seiner Zeitgenossen zu schwülstigem und geschraubtem Stil veranlaßt hat, ist für Gregor nur ein Vorteil. Ungeschminkt und wahrhaft ist die Sprache, in welcher er bald in behaglicher Breite, bald kurz berichtend, Vorfälle des gewöhnlichen Lebens, die ihm wichtig erschienen, mit bedeutenden politischen Ereignissen in bunter Fülle mischend, ein getreues Bild von den Zuständen des fränkischen Reiches entwirft.

So glaubwürdig nun auch Gregor für die spätere Zeit, deren Augenzeuge er war, sein mag: von der Gründung des Reiches, den Thaten der Könige Childerich und Chlodowech bringt er einen reich durch Sagen ausgeschmückten Bericht, den er wohl Liedern oder der Tradition, wie sie sich im Volke erhalten hatte, entlehnte. Mögen hier auch die äußeren Umrisse der Zeichnung der Wirklichkeit entsprechen, alles übrige ist sicher erst im Laufe der Jahre hinzugedichtet worden.

Gewaltig erscheint in diesen Sagen Chlodowech, fast über das Maß des Menschlichen erhaben. Wie er allmählich wuchs, seine Kräfte sammelte und mit kluger Politik und der Macht seines Schwertes das Reich schuf, welches die Grundlage einer neuen Entwickelung im Völkerleben werden sollte, das hören wir nicht. Mit einem Male erscheint der große Ländergründer, knüpft Krieg an Krieg, schlägt Römer, Burgunder, Alemannen und Westgoten darnieder und taucht mit kalter Überlegung seine Hand in das Blut der eigenen Verwandten. Der fromme Bischof von Tours legt an seine Thaten nicht den Maßstab, mit dem er sonst die Menschen zu messen pflegt. Ihm ist der König Chlodowech nur das Werkzeug in der Hand des Höchsten, und so konnte er denn, nachdem er eben erzählt, mit welch' teuflischer Grausamkeit der Frankenkönig seine eigenen Verwandten aus dem Wege geräumt hat, den vielberufenen Ausspruch thun: ‚Also warf Gott Tag für Tag seine Feinde vor ihm zu Boden und mehrte sein Reich, darum daß er rechten Herzens vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefiel.‘

Wir entnehmen Gregors fränkischen Geschichten*) zuerst den sagenhaften Bericht über die Könige Childerich und Chlodowech:

„Man erzählt, daß die Franken aus Pannonien gekommen und zuerst an den Ufern des Rheines sich niedergelassen hätten. Darauf seien sie über den Strom gesetzt, hätten das Thoringerland**) durchzogen und endlich hier nach Gauen und Gemeinden ihre Sitze genommen. Könige im Schmucke des wallenden Haupthaares***) hätten sie über sich gesetzt aus ihren ersten und sozusagen adeligen Geschlechtern ... Damals, berichtet man, sei Chlogio, ein wackerer und sehr edler Mann unter seinem Volke, König der Franken gewesen und habe zu Dispargum†) im Lande der Thoringer Hof gehalten. Es wohnten aber in jenem Lande nach Mittag zu die Römer bis zum Liger, jenseits des Liger herrschten die Goten und jenseits des Rhodanus, an welcher die Stadt Lugdunum liegt††), saßen die Burgundionen, welche auch der Irrlehre des Arius zugethan sind.

Chlogio sandte Kundschafter nach der Stadt Cameracum†††), und da sie alles durchforscht hatten, folgte er ihnen selbst nach, überwand die Römer und gewann die Stadt. Hier nahm er kurze Zeit seinen Sitz, und von hier aus bemächtigte er sich alles Landes bis zur Sumina.

Aus seinem Stamme, erzählen einige, sei der König Merowech entsprossen, dessen Sohn Childerich war ...

Dieses Geschlecht sah man stets vor den falschen Götzen sich beugen. Ohne Erkenntnis Gottes machte es sich Bilder von Wäldern und Quellen, von Vögeln und Tieren und Kräften der Natur, verehrte diese gleich Gottheiten und pflegte ihnen Opfer zu bringen ...

Es ergab sich aber Childerich, da er über das Volk der Franken

---

*) Sancti Georgii Florentii Gregorii episcopi Turonensis opera omnia necnon Fredegarii Scholastici epitome et chronicon etc. ed. Theod. Ruinart. Lutetiae Parisiorum. 1699. II. 9. 10. Übers. von Giesebrecht in den Gesch. d. d. Vorz. Heft 12 u. 16. II. 9. 12. 27.

**) Darunter kann nur das Land der Thoringer verstanden werden, welche an der Waal wohnten.

***) Ein Ehrenzeichen aller Merowinger war das lang herabfallende Haar, welches jedes Mitglied des Königshauses trug, während das übrige Volk bei den Franken es kurz zu schneiden pflegte.

†) Wird in dem heutigen Duysborch zwischen Brüssel und Löwen gesucht, läßt sich aber nicht mit Bestimmtheit nachweisen.

††) Lyon. Der Liger ist die Loire, der Rhodanus die Rhone.

†††) Cambrai. Der Suminafluß ist die Somme.

herrschte, einem sittenlosen Lebenswandel . . . Erzürnt hierüber stießen ihn die Franken vom Throne. Als er nun hörte, daß man ihm nach dem Leben trachte, entfloh er nach Thüringen, ließ aber, da er von dannen zog, einen Vertrauten*) zurück, der mit milden Worten die Gemüter der heftig Erzürnten zu versöhnen versuche. Auch gab er diesem ein Zeichen für den Fall, daß er in sein Vaterland zurückkehren könne, und zwar in folgender Weise. Sie teilten zusammen ein Goldstück. Den einen Teil nahm Childerich mit sich, den andern aber behielt sein Freund. ‚Wenn ich dir,‘ so sagte der Vertraute, ‚diese Hälfte sende und sie, mit deiner Hälfte verbunden, ein Goldstück ausmacht, dann darfst du ohne Furcht in dein Vaterland zurückkehren.‘

Darauf entwich Childerich nach Thüringen und fand hier bei dem Könige Bisinus und dessen Gemahlin Basina eine Zufluchtsstätte. Die Franken aber erhoben, nachdem sie jenen vertrieben hatten, den Ägidius, der von den Römern als Befehlshaber der Truppen nach Gallien gesendet worden war, einmütig zu ihrem Könige**). Als nun dieser acht Jahre über sie geherrscht hatte, schickte der Freund, dem es gelungen war, die Franken im Verborgenen für seinen Herrn wiederzugewinnen, Boten an Childerich mit jenem Teile des Goldstückes, welchen er zurückbehalten hatte. Jener aber sah darin den Beweis, daß die Franken seiner begehrten, und da sie ihn auch selbst zur Rückkehr aufforderten, zog er aus Thüringen wieder heim und wurde wieder in die Königsherrschaft eingesetzt.

Als diese***) aber zur selben Zeit regierten, verließ Basina ihren Gemahl und gelangte zu Childerich. Bekümmert fragte sie jener, weshalb sie aus so weiter Ferne zu ihm gekommen sei. Da soll sie zur Antwort gegeben haben: „Ich habe deine Tüchtigkeit erkannt, und weiß, daß du ein tapferer Mann bist: deshalb komme ich zu dir, um an deiner Seite zu leben; denn wisse, wäre mir jenseits des Meeres ein Mann bekannt, der wackerer wäre als du, sicherlich hätte ich darnach getrachtet, sein

*) Fredegar. Hist. Francor. epitom. c. 11. 12. nennt ihn Wiomadus und läßt ihn durch böse Ratschläge des Ägidius Herrschaft so sehr verhaßt machen, daß Childerich aus seiner Verbannung in Konstantinopel, wohin er nach dieser Überlieferung gegangen sein soll, wieder heimkehren konnte. Es liegt in seinem Berichte jedoch nur eine freiere, poetische Fortbildung des bei Gregor überlieferten Stoffes vor.

**) Von einem Königtum des römischen Feldherrn Ägidius über die Franken kann nicht die Rede sein. Vielleicht ist diese Tradition nur die Erinnerung an eine enge Vereinigung der Römer und Franken, die damals stattfand.

***) Gemeint sind vermutlich Bisinus und Childerich.

Weib zu werden.' Da freute sich jener ihrer Rede und nahm sie zur Ehe. Sie gebar ihm aber einen Sohn, den sie Chlodowech nannten. Der war gewaltig und ein großer Streiter . . .

Als Childerich starb*), übernahm Chlodowech, sein Sohn, die Herrschaft an seiner Stelle. Im fünften Jahre seiner Herrschaft zog König Chlodowech zugleich mit seinem Verwandten Ragnachar, der auch ein Königreich hatte, gegen den Syagrius, den König der Römer**), den Sohn des Ägidius, der in der Stadt der Suessionen***), wo einst sein Vater seinen Sitz hatte, regierte. Und da er dahin gelangte, forderte er ihn auf, ein Feld zur Schlacht zu bestimmen. Jener aber zögerte nicht, sondern entschloß sich zum Widerstande. So kam es zwischen ihnen zum Kampfe. Als aber Syagrius sein Heer zurückgedrängt sah, wandte er sich zur Flucht und eilte in schnellem Laufe nach Tolosa zu König Alarich. Darauf schickte Chlodowech Boten an Alarich und forderte, daß er den Syagrius ausliefere: weigere er sich, so werde er ihn mit Krieg überziehen, weil er seinem Feinde Schutz gewähre. Der Gotenkönig fürchtete um des Römers willen den Zorn der Franken sich zuzuziehen, wie denn überhaupt ängstliches Erwägen der Goten Art ist, und lieferte daher den Römer gebunden an die Gesandten aus. Chlodowech aber ließ ihn ins Gefängnis werfen und heimlich mit dem Schwerte töten und bemächtigte sich seines Reiches†).

Zur selben Zeit wurden viele Kirchen von dem Heere Chlodowechs verwüstet, denn noch war der König in den Banden heidnischer Irrtümer befangen. Bei einer solchen Gelegenheit hatten denn auch die Feinde aus einer Kirche einen Krug von wunderbarer Größe und Schönheit unter anderem kostbaren Schmucke kirchlichen Dienstes geraubt. Der Bischof††) jener Kirche aber sandte Boten an den König mit der Bitte, daß er, wenn er auch sonst nichts anderes von den heiligen Gefäßen seiner Kirche wiedererlange, doch wenigstens den Krug wieder bekäme. Da der König dies hörte, sagte er zu dem Boten: ‚Folge uns nach bis in die Stadt der Suessionen, denn dort wird alles, was erbeutet worden ist,

---

*) Childerich starb in seiner Hauptstadt Tournay im Jahre 481.

**) Er war nicht wie sein Vater, der 464 starb, magister militum, d. i. Oberbefehlshaber der römischen Truppen, sondern war, da es damals kein römisches Reich mehr gab, so gut wie selbständig. Darum nennt ihn auch Gregor einen König der Römer.

***) Soissons. In der Nähe dieser Stadt fand die folgende Schlacht im J. 486 statt.

†) Damals gewann Chlodowech das Land bis zur Seine, später erst wurde die Eroberung bis zur Loire fortgesetzt.

††) Bei Fredegar ist es der heilige Remigius von Rheims.

geteilt werden. Weist das Los mir jenes Gefäß zu, so werde ich den Wunsch des heiligen Vaters gern erfüllen.' Als der König nun nach Suessiones kam, wo die gesamte Beute zusammengetragen worden war, wandte er sich an die Franken und sprach, indem er auf den oben erwähnten Krug hinwies: „Ich bitte euch, tapfere Kampfgenossen, daß ihr mir wenigstens jenes Gefäß außer meinem Anteil gewähren möchtet.' Da dies der König sagte, antworteten die, welche verständigen Sinnes waren: ‚Alles, ruhmreicher König, was wir sehen, gehört dir zu, und wir selbst auch stehen unter deinem Gebote. Thue darum, was deines Willens ist, denn niemand vermag deiner Macht zu widerstehen!'

Als jene also gesprochen hatten, erhob ein leichtsinniger, neidischer und unbedachter Mensch sein Streitbeil und schlug damit auf den Krug, indem er mit lauter Stimme rief: ‚Nichts wirst du erhalten, als was das Los dir nach Fug und Recht zuweist!' Alle wurden von Staunen ergriffen, aber der König trug den Schimpf mit Geduld und Sanftmut, nahm den Krug und übergab ihn dem Boten des Bischofs, den Schmerz in seiner Brust bergend. Da aber ein Jahr vergangen war, befahl er, daß das Heer in voller Waffenrüstung zusammenkomme, um im Glanze der Waffen sich vor ihm zu zeigen*). Alle durchmusterte er, zuletzt traf er auf den Krieger, welcher den Krug zerschlagen hatte, und sagte zu ihm: ‚Keiner trägt so schlechte Waffen wie du, denn weder deine Lanze, noch dein Schwert, noch deine Streitaxt sind zum Kampfe nütze.' Damit entriß er ihm die Axt und warf sie zu Boden, und als jener sich ein wenig vornüber beugte, erhob der König seinen Arm und schlug ihm seine Axt ins Haupt. ‚So,' sagte er, ‚hast du es in der Suessionenstadt mit dem Kruge gethan.' Der Mann war tot. Die übrigen hieß der König hinweggehen.

Hierdurch aber bewirkte er, daß man ihn fürchtete."

3. Chlodowechs Vermählung.

Über Chlodowechs so folgenreiche Verbindung mit der katholischen Königstochter Chrotechildis oder Chlotildis von Burgund erzählt Gregor von Tours nur das Wesentliche in kurzen einfachen Zügen. Dagegen zeigt der sogenannte Scholasticus Fredegar, der ein halbes Jahrhundert nach Gregor im burgundischen Reiche und zwar in der Gegend von Genf eine Weltgeschichte schrieb, alle Kennzeichen eines sagenhaften Be-

*) Im März jedes Jahres fand die Volksversammlung statt.

richtes, epische Breite, Eingehen ins Einzelne, ausgeführte Wechselreden, jene charakteristischen Eigentümlichkeiten, welche wir an späteren, unter dem Einflusse der Volksüberlieferung ausgebildeten Quellen bemerken.

Er*) erzählt:

„Es hatte Gundioch, König der Burgundionen, aus dem Geschlechte König Athanarichs, vier Söhne: Gundobad, Godegisel, Chilperich und Godemar. Gundobad tötete seinen Bruder Chilperich mit dem Schwerte, hing der Gemahlin desselben einen Stein um den Hals und warf sie ins Wasser. Ihre beiden Söhne erschlug er, und ihre beiden Töchter strafte er mit Verbannung. Die ältere von ihnen, Saedeleuba genannt, nahm das geistliche Gewand und gelobte sich Gott, die jüngere wurde Chrotechildis geheißen.

Es sandte aber Chlodowech wiederholt Boten nach Burgund und warb um Chrotechildis. Da es diesen aber nicht gelang, vor das Antlitz der Jungfrau zu kommen, schickte Chlodowech den Aurelianus, einen Römer, aus, damit er durch eine List Chrotechildis zu sehen bekomme. Jener aber wanderte, allein, einem Bettler gleich den Sack auf dem Rücken, in armseligem Gewande nach Burgund und trug, damit er Glauben fände, einen Ring Chlodowechs bei sich. Als er nun nach der Stadt Genova**) kam, wo Chrotechildis damals mit ihrer Schwester Saedeleuba weilte, und die Schwestern, welche Fremden gastfreundliche Aufnahme gewährten, auch ihn um Gotteslohn bewirteten, da beugte sich Aurelianus, während Chrotechildis ihm die Füße wusch, zu ihr hinab und sagte ihr heimlich: ‚Herrin, ein großes Wort komme ich dir zu verkünden, wenn du geruhest, mir einen Ort zu bestimmen, wo ich unbelauscht mit dir sprechen kann.‘ Jene aber gewährte ihm dies und forderte ihn auf zu reden. Und es sprach Aurelianus: ‚Chlodowech, der Frankenkönig, sendet mich her zu dir. Ist es Gottes Wille, so will er dich zur Genossin seines Thrones machen, und auf daß du dessen gewiß seiest, sendet er dir diesen Ring.‘ Jene nahm das Kleinod entgegen. Große Freude ergriff ihr Herz, und sie gab zur Antwort: ‚Empfange hundert Goldstücke als Lohn deiner Mühe und diesen meinen Ring. Eilends kehre zurück zu deinem Herrn und melde ihm: Will er mich zum Weibe nehmen, so fordere er sogleich durch Gesandte mich von meinem Oheim Gundobad. Die Gesandten, welche kommen werden, sollen über alles sofort

*) Historia epitomata per Fredegarium Scholasticum. 17—19. Ausgabe zusammen mit Gregor von Ruinart. Paris 1699.

**) Genf.

einen Vertrag schließen und eine Zusammenkunft so bald wie möglich bestimmen. Wenn sie nicht eilen, ihren Auftrag zu vollenden, dann fürchte ich die Ankunft eines gewissen Aridius, eines Weisen von Konstantinopel, denn durch seinen Rat wird, wenn er früher kommt, Chlodowechs Plan vereitelt werden.'

Aurelianus kehrte in derselben Verkleidung, in der er gekommen war, in seine Heimat zurück, und da er sich dem Gebiete von Aurelianum*) genähert hatte und nicht weit von seinem Hause entfernt war, gesellte sich zu ihm ein armer Bettler auf dem Wege als Genosse der Wanderung und stahl ihm, als er von Müdigkeit übermannt sorglos einschlummerte, den Sack mit den Goldstücken. Als er nun vom Schlafe erwachte, ging er traurig eilenden Laufes in sein Haus und sandte seine Knechte aus, den Bettler zu suchen, der ihm den Sack geraubt hatte. Sie ergriffen ihn denn auch und führten ihn vor Aurelianus. Der ließ ihn dreimal wacker mit Ruten streichen und hieß ihn dann wieder betteln gehen.

Sogleich erzählte Aurelianus dem König Chlodowech genau, was er erlebt und wie er seinen Auftrag ausgeführt hatte. Da nun dem Chlodowech der Chrotechildis Rat nützlich dünkte, schickte er Gesandte an Gundobad und bat, daß er seines Bruders Tochter Chrotechildis ihm zur Ehe gebe. Jener fürchtete sich, die Bitte abzuschlagen, auch hoffte er durch diese Ehe ein Freundschaftsbündnis mit Chlodowech schließen zu können. Darum versprach er sie ihm zum Weibe zu geben. So boten denn die Gesandten Solidus und Denarius**), wie es der Franken Sitte ist, feierten im Namen Chlodowechs die Verlobung und forderten, daß sogleich eine Zusammenkunft festgesetzt werde, auf der man die Braut dem Chlodowech übergäbe. Ohne Verzug wurde eine Versammlung zu Cabillonum***) anberaumt und dann die Hochzeit gerüstet. Schnell kamen die Franken herbei und empfingen von Gundobad die Chrotechildis, erhoben sie in einen Wagen und führten sie samt vielen Schätzen zu Chlodowech. Chrotechildis aber, welche schon von der Rückkehr des Aridius aus dem Kaiserreiche gehört hatte, sprach also zu den Häuptern der Franken: ‚Wenn es euer Wille ist, mich vor das Angesicht eures

*) Orleans.

**) Der Kauf, unter dessen Formen die Verlobung stattfand, geschah nach fränkischer Sitte durch Zahlung der symbolischen Kaufsumme von einem Solidus und einem Denar.

***) Châlons an der Saône.

Herrn zu bringen, so hebet mich aus dem Gefährt und setzet mich auf ein Roß und beeilt euch, so schnell ihr nur könnt, in das Land eures Königs zu kommen, denn in diesem Wagen werde ich nimmer zu ihm gelangen. Da hoben die Franken Chrotechildis auf ein Roß und beeilten sich, Chlodowech zu erreichen.

Als Aridius dies gehört hatte und schleunig von Massilia zu Gundabad gekommen war, fragte ihn der Burgunderkönig: „Hast du gehört, daß wir Freundschaft mit den Franken geschlossen und ich meine Nichte dem Chlodowech zum Weibe gegeben habe?' Aridius antwortete und sprach: ‚Kein Bündnis der Freundschaft ist diese Ehe, sondern die Quelle unaufhörlicher Zwietracht. Du hättest dich erinnern müssen, mein Herr, daß du den Vater Chrotechildis', deinen Bruder Chilperich, mit dem Schwerte erschlagen hast und den Befehl gabst, ihre Mutter mit einem Stein am Halse zu ertränken, den Brüdern aber das Haupt abzuschlagen, und sie dann in den Brunnen zu werfen. Hat sie die Macht, so wird sie sicherlich den Mord ihrer Verwandten rächen. Sende daher ihr sogleich ein Heer nach und laß sie zurückführen, denn leichter wird es dir sein, den Hader der einen zu ertragen, als daß du und dein Volk zu allen Zeiten von den Franken Schaden erleide!'

Sowie dies Gundobad hörte, sandte er der Chrotechildis eine bewaffnete Schar nach, welche den Schätzen und dem Wagen folgen und alles zurückhalten sollte. Diese verfolgte sie denn auch und erreichte noch die Schätze und den Wagen und hielt alles zurück. Als nun Chrotechildis sich im Gebiete von Trecassinum dem Orte Villariacum*) näherte, in welchem damals Chlodowech Hof hielt, da bat sie, bevor sie noch die Grenzen Burgundiens überschritt, ihre Begleiter, sie möchten doch zwölf Leugen nach beiden Seiten hin von dem burgundischen Lande verwüsten und mit Brand heimsuchen. Chlodowech gab seine Erlaubnis, Chrotechildis aber rief aus: ‚Dank sage ich dir, o allmächtiger Gott, daß es mir vergönnt ist, den Anfang der Rache für meine Eltern und meine Brüder zu sehen.' Darauf wurde sie vor Chlodowech geführt. Der aber nahm sie zur Ehe, hielt sie in königlichen Ehren und liebte sie über die Maßen."

---

*) Villéry im Gebiete von Troyes.

4. Chlodowechs Bekehrung zum Christentume.

Die nahen Beziehungen, in welche Chlodowech fortan in dem ehemaligen Gebiete des Syagrius zu den Römern trat, mußten ihn allmählich dazu führen, den Glauben seiner neuen Unterthanen anzunehmen. Überdies gehörte Chrotechildis zu denjenigen Burgundern, welche den Arianismus abgelegt und sich dem Katholicismus zugewendet hatten. Ihren Bitten nachgebend, hatte er schon zwei Söhne taufen lassen. Aber sie waren gestorben, und darin sah der König einen Fluch seiner Götter, und das machte ihn wieder irre, ob denn der Gott der Christen wirklich der stärkere sei. Doch handelte es sich nur um eine kurze Zeit des Aufschubs. Das Drängen seiner Gemahlin und politische Erwägungen zogen ihn hinüber auf die Seite des siegreichen Glaubens, und da in der Feldschlacht ihn die alten Götter verließen und auf sein Anrufen der Gott der Christen ihm seinen Beistand gewährte, war der Entschluß, sich taufen zu lassen, gefaßt.

Gregor*) von Tours erzählt:

„Die Königin ließ nicht ab in den König zu dringen, daß er den wahren Gott erkenne und von den Götzen ablasse. Aber in keiner Weise konnte er zum Glauben bekehrt werden, bis endlich einst ein Krieg mit den Alemannen ausbrach. In diesem hieß ihn die Not das bekennen, was sein Herz vordem freiwillig verleugnet hatte. Es geschah aber, daß, als beide Heere aufeinander trafen, ein furchtbares Gemetzel begann und das Heer Chlodowechs der Vernichtung nahe war. Da jener dies sah, erhob er die Augen gen Himmel, sein Herz wurde gerührt, er brach in Thränen aus und rief: ‚Jesus Christus, Chrotechildis sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes, du brächtest Hilfe den Notleidenden und verliehest Sieg denen, die auf dich hoffen. Demütig beuge ich mich vor dir und flehe zu dir um deinen mächtigen Beistand. Gewährest du mir den Sieg über diese Feinde und erfahre ich so jenen Beistand, welchen das Volk, welches sich deinem Namen gelobt hat, von dir erhalten zu haben sich rühmt, so werde ich dich bekennen und mich taufen lassen auf deinen Namen, denn ich habe meine Götter angerufen, aber ich habe es erfahren müssen: sie nahen sich nicht, mir zu helfen. Deshalb glaube ich, daß sie ohnmächtig sind, weil sie denen, welche an sie glauben, nicht Hilfe bringen. Dich rufe ich jetzt an, und ich will an dich glauben,

*) A. a. O. II. 30. 31.

wenn du mich den Händen meiner Feinde entreißest.‘ So rief er aus. Die Alemannen aber begannen zu wanken und sich zur Flucht zu wenden, und als sie ihren König erschlagen sahen, unterwarfen sie sich Chlodowechs Macht und sagten: ‚Nicht länger sei der Vernichtung geweiht unser Volk, so flehen wir dich an, denn schon sind wir dein.‘ Darauf endete jener den Kampf und ließ die Waffen seines Volkes ruhen. In Frieden zog er nach Hause und hier erzählte er der Königin, wie er Christi Namen angerufen habe und so des Sieges gewürdigt worden sei*).

Da befahl die Königin, daß der heilige Remigius, der Bischof von Rheims, herbeigeholt werde, und sie bat ihn, den König das Wort des Heiles zu lehren. Der Bischof aber beschied ihn zu sich und begann im Geheimen ihn zu überreden, daß er an den wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, glaube und die Götzenbilder abthue, die weder ihm noch anderen Nutzen bringen könnten. Jener erwiderte ihm jedoch: ‚Wohl wünschte ich gern, heiligster Vater, deine Worte zu vernehmen, aber es bleibt mir das wichtige Bedenken, daß mein Volk, welches mir gehorcht, seine Götter nicht verläßt. Doch ich werde gehen und zu ihm sprechen nach deinen Worten.‘ Er trat vor die Seinen. Bevor er aber noch redete, bewirkte die Allmacht Gottes, daß alles Volk einmütig rief: ‚Wir verwerfen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit, dem unsterblichen Gott, den Remigius verkündet, zu gehorchen.‘ Dies wurde dem Bischof verkündigt, der von großer Freude ergriffen wurde und das Taufbad zu bereiten befahl. Mit bunten Teppichen wurden die Straßen behängt und das Haus Gottes mit weißen Vorhängen geschmückt. Das Taufbecken wird vorbereitet, Wohlgerüche verbreiten sich, hell schimmern die duftenden Kerzen und der ganze Raum um das Taufbecken herum erfüllt sich mit himmlischem Wohlgeruche. Und eine solche Gnade ließ Gott denen, die zugegen waren, zu teil werden, daß sie glaubten, in den Wohlgerüchen des Paradieses zu wandeln. Der König forderte zuerst von dem Bischofe getauft zu werden und ging, ein neuer Konstantin, zum Taufbade hin, um die Krankheiten des alten Aussatzes abzulegen und im frischen Wasser sich zu reinigen von den schmutzigen Flecken seiner früheren Thaten. Da er aber zur Taufe hintrat, redete

*) Der Kampf war im Jahre 496. Das Schlachtfeld nahm man früher bei Zülpich, südwestlich von Köln an, doch beruht diese Annahme nur auf einer Vermutung. Das ganze Alemannenvolk mußte sich unterwerfen, ein Teil des Landes am Main und Neckar wurde sogar dem Frankenreiche einverleibt. Flüchtiger Alemannen nahm sich Theoderich der Große an.

ihn der Heilige Gottes mit beredtem Munde also an: ‚Beuge in Demut deinen Nacken, Sicamber*), bete an, was du angezündet, zünde an, was du angebetet hast!‘ Es war aber der heilige Bischof Remigius ein Mann von hervorragendem Wissen und besonders in der Kunst der Beredsamkeit erfahren und zeichnete sich durch seine Heiligkeit so aus, daß er durch seine Wunderthaten dem heiligen Sylvester gleichkam. Noch jetzt besitzen wir ein Buch über sein Leben, welches berichtet, daß er einen Toten zum Leben auferweckt habe.

So bekannte der König den allmächtigen, dreieinigen Gott, wurde getauft auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und wurde gesalbt mit dem heiligen Öl unter dem Zeichen des Kreuzes Christi. Von seinem Heere aber wurden getauft mehr denn dreitausend. Getauft wurde auch seine Schwester Albofledis, welche nicht lange Zeit darauf zum Herrn einging. Da nun der König durch ihren Hintritt schmerzlich bewegt wurde, sandte ihm der heilige Remigius einen Trostbrief, der also anhob: ‚Es betrübt mich und schmerzt mich sehr der Grund Eurer Traurigkeit, daß nämlich Eure Schwester guten Angedenkens Albofledis heimgegangen ist. Aber wir können in diesem Schmerze uns mit dem Gedanken trösten, daß sie also von hinnen schied, daß man eher dankbar den Blick aufwärts lenken als trauern muß.‘ Bekehrt wurde auch noch eine andere Schwester, Lantechildis mit Namen, die bisher in dem Irrglauben arianischer Ketzerei gelebt hatte. Sie bekannte jetzt, daß der Sohn und der heilige Geist gleichen Wesens mit dem Vater sei, und wurde darauf gesalbt**).“

5. Chlodowechs Kampf mit den Burgundern.

Während die anderen Germanen der Lehre des Arius anhingen und dadurch in schroffem Gegensatz zu den Romanen standen, hat Chlodowech durch Annahme des orthodoxen Glaubens jene Schranke zwischen den Angehörigen seines Landes entfernt und die Geistlichkeit seines

*) Die Sugambrer waren durch Tiberius im Jahre 8 v. Chr. auf das linke Rheinufer verpflanzt worden, wo ihr Namen verschwindet. Die Erinnerung an das wehrhafte Volk war jedoch bei den Römern so eingewurzelt, daß der Name noch als Bezeichnung der Germanen überhaupt und im besonderen der Franken, welche zum Teil in denselben Gegenden saßen und sich nicht weniger furchtbar machten, fortlebte.

**) Die Taufe war am Weihnachtsfeste des Jahres 496. Die Sage, daß auf das Gebet des heil. Remigius eine Taube ein Ölfläschchen gebracht habe, findet sich erst später in Hinkmars Leben des heil. Remigius.

Reiches für sich gewonnen, die in ihm nun ihren Schützer anerkannte. Aber sehnsüchtig wandten auch die Romanen, die unter den arianischen Königen der Burgunder und Westgoten lebten, ihre Blicke auf den christlichen Beherrscher der Franken und ersehnten seinen Beistand. Ihre Sympathien unterstützten Chlodowech bei seinen folgenden Eroberungszügen.

Gregor*) hat uns über das feindliche Zusammentreffen Chlodowechs mit den Burgundern, folgenden sagenhaften Bericht überliefert.

„Damals beherrschten die Brüder Gundobad und Godegisel das Reich am Rhodanus und Arar und die Landschaft Massilia**). Sie folgten wie ihre Völker der arianischen Irrlehre. Da sie aber mit einander in Kampf gerieten, sandte Godegisel, der von König Chlodowechs Siegen hörte, zu ihm heimlich eine Gesandtschaft und ließ ihm sagen: ‚Wenn du mir zur Verfolgung meines Bruders Unterstützung gewährst, so daß ich im Kriege ihn töten oder aus dem Reiche vertreiben kann, werde ich dir einen jährlichen Tribut zahlen nach deinem Wunsche.‘ Jener hörte dies gern und versprach ihm Hilfe zu leisten, sobald es die Notwendigkeit erfordere, und als ein Zeitpunkt verabredet worden war, sandte er ein Heer wider Gundobad. Als Gundobad die Kunde hiervon vernahm, sandte er zu seinem Bruder, denn noch nicht kannte er dessen Anschlag, und ließ ihm sagen: ‚Eile zu meiner Hilfe herbei, denn die Franken kommen über uns und fallen in unser Land ein, um es zu gewinnen. Laß uns deshalb einträchtig gegen das feindliche Volk handeln, damit wir nicht, durch Zwietracht getrennt, das erleiden müssen, was andere Völker erduldet haben!‘ Jener aber antwortete: ‚Ich werde mit meinem Heere kommen und dir Hilfe bringen.‘

So ließen die drei Herrscher zugleich ihre Heere ausziehen und rückte Chlodowech gegen Gundobad und Godegisel ins Feld. Mit Heeresmacht gelangten sie zu der Stadt, welche Divio***) heißt. Als sie aber am Oscarafluß†) auf einander trafen, vereinigte sich Godegisel mit Chlodowech und fielen beide Heere auf Gundobads Volk. Da aber jener die List des Bruders gewahr wurde, die er nicht geahnt hatte, wandte er sich zur Flucht und warf sich, die Uferlandschaften und Sümpfe des

*) A. a. O. II, 32. 33.

**) Marseille. Die beiden Flüsse sind die Rhone und Saône.

***) Dijon.

†) An der Ouche, einem Nebenflusse der Saône, unweit Dijon, fand der Kampf im Jahre 500 statt. Godegisel ging übrigens nicht erst während des Kampfes über.

Rhodanus durcheilend, in die Stadt Avenio*). Godegisel versprach nach dem Siege dem Chlodowech einen Teil seines Königreiches, zog in Frieden davon und kam triumphierend nach Vienna**), gleich als wenn er schon Herr des ganzen Königreiches wäre. Chlodowech aber stärkte seine Macht und zog dem Gundobad nach, um ihn aus der Stadt***) herauszulocken und zu töten. Wie jener dies hörte, geriet er in großen Schrecken und fürchtete, daß ein schneller Tod ihn ereile. Er hatte aber bei sich den Aridius, einen Mann von hohem Range, Tapferkeit und Weisheit. Diesen beschied er zu sich und sagte ihm: ‚Schwierigkeiten umgeben mich von allen Seiten, und ich weiß mir keinen Rat, da diese Barbaren über uns gekommen sind, um uns zu töten und das ganze Land in ihre Gewalt zu bringen.‘ Darauf antwortete Aridius: ‚Du mußt die Wildheit dieses Mannes besänftigen, wenn du nicht umkommen willst. Ich werde daher, wenn mein Plan Gnade findet vor deinen Augen, mir den Anschein geben, als fliehe ich vor dir und ginge zu ihm über, und wenn ich bei ihm sein werde, so werde ich es dahin bringen, daß er weder dich noch dieses Land schädige. Mögest du nur dich bestreben, das zu erfüllen, was er dir auf meinen Rat abverlangen wird, bis der Herr in seiner Gnade geruht, dir Glück zu gewähren!‘ Jener erwiderte: ‚Ich werde thun, was du verlangen wirst.‘ Darauf sagte Aridius ihm Lebewohl und ging von dannen, und da er vor König Chlodowech trat, sprach er also zu ihm: ‚Siehe, als dein unterthäniger Knecht komme ich, gnädigster König, in deinen machtvollen Schutz und verlasse ich jenen armseligen Gundobad. Wenn du in Gnaden geruhest, meine Dienste anzunehmen, so wirst du an mir einen rechtschaffenen und treuen Diener finden, du selbst und deine Nachkommen.‘ Freundlich nahm ihn der König auf und behielt ihn bei sich, denn Aridius war ein kundiger Erzähler, wacker im Rate, gerecht im Urteil und erfüllte treu jeden Auftrag.

Da nun Chlodowech mit seinem ganzen Heere vor den Mauern der Stadt lag, sagte Aridius: ‚Wenn du, o König, im Ruhme deiner Erhabenheit gnädig wenige Worte deines niederen Knechtes anhören willst, so will ich dir, obwohl du meines Rates nicht bedarfst, mit treuem Herzen aufrichtig dienen, und es wird mein Rat dir und den Städten,

---

*) Avignon.

**) Vienne.

***) Die Belagerung von Avignon und Rettung durch die List des Aridius ist unhistorisch.

die du mit Krieg zu überziehen gedenkst, nützlich sein. Warum hältst du das Heer zurück, während dein Feind an einem sehr festen Orte sitzet? Du verheerst die Felder, läßt die Wiesen abweiden, verwüstest die Weinberge und befiehlst das Beil an die Wurzeln des Ölbaumes zu legen und vernichtest die Frucht der ganzen Gegend: doch kannst du jenem keinen Schaden zufügen. Sende ihm lieber Boten und verlange von ihm einen jährlichen Tribut, damit das Land vor Verwüstung gerettet werde und du über den Tributpflichtigen herrschest!' Der König nahm diesen Rat an und befahl dem Heere, in sein Land heimzukehren. Dann entsandte er Boten an Gundobad und verlangte einen jährlichen Zins. Dieser aber zahlte ihn sogleich und versprach, ihn auch in Zukunft zu geben.

Als nun aber Gundobad später an Macht wieder zunahm, verschmähte er es, dem König Chlodowech den versprochenen Tribut zu zahlen, und zog mit Heeresmacht wider Godegisel, seinen Bruder, und umlagerte ihn in der Stadt Vienna. Bald mangelte es in der eingeschlossenen Stadt an Lebensmitteln. Darum fürchtete Godegisel, auch ihn könne der Mangel bedrohen, und gab den Befehl, das arme Volk aus der Stadt zu treiben. Es befand sich aber unter denen, welche aus der Stadt gewiesen wurden, ein Goldschmied, dem sonst die Sorge über die Wasserleitung anvertraut war. Dieser war erbittert, daß er mit den anderen aus der Stadt vertrieben worden war, ging zornig zu Gundobad und hinterbrachte ihm, wie er in die Stadt eindringen und die Rache an seinem Bruder vollziehen könne. Unter seiner Führung stieg eine bewaffnete Schar in die Leitung. Voran gingen viele Männer mit eisernen Hebebäumen, welche unter Anleitung des Werkmeisters den großen Felsblock, mit dem der Gang der Wasserleitung verschlossen war, wegstießen. So brachen die Krieger in die Stadt ein und kamen den Verteidigern, welche von der Mauer her mit Pfeilen schossen, in den Rücken. Darauf wurde in der Mitte der Stadt ein Zeichen mit dem Horn gegeben, und nun stürmten die Belagerer die Thore und drangen durch sie in die Stadt ein.

Während inmitten beider Heere das Volk der Stadt von den Kämpfenden erschlagen wurde, floh Godegisel zur Kirche der Ketzer und wurde hier zugleich mit dem arianischen Bischof getötet. Zugleich zogen sich die Franken, welche bei Godegisel waren, in einen Turm zurück, aber Gundobad verbot, ihnen Schaden zuzufügen, und schickte sie, nachdem sie gefangen worden waren, nach Tolosa in die Verbannung zu König Alarich.

Die Senatoren*) jedoch und die Burgunder, welche dem Godegisel angehangen hatten, wurden getötet. Er selbst brachte nun alles Land, welches jetzt Burgund heißt, in seine Gewalt. Den Burgundern legte er mildere Gesetze auf und hinderte sie also die Römer zu bedrücken**)."

6. Chlodowechs Sieg über die Westgoten.

Schon oft hatte der Kampf zwischen Chlodowech und dem Westgotenkönige Alarich II. gedroht, denn neben dem erstarkenden Königreiche der Franken konnte auf dem Gebiete Galliens kein anderer Staat mehr bestehen. Zuerst schien es 486 zum Kriege zu kommen, als Chlodowech an Alarich das schmähliche Ansinnen stellte, den flüchtigen Syagrius auszuliefern, jedoch Alarich hatte sich dem Willen des Franken gebeugt und dadurch auch seine Schwäche kundgegeben.

Westgoten und Franken sahen sich aber fortan als Nebenbuhler an, und es bedurfte mehrmals der Vermittelung Theoderichs, der mit Besorgnis die Machterweiterung des Frankenkönigs bemerkte, den Frieden aufrecht zu erhalten. Als Nachfolger der römischen Kaiser, als der erste unter den germanischen Königen, hat der Ostgote den Sturm zu beschwören versucht. Doch auf die Länge war sein Bemühen nicht von Erfolg gekrönt. Wohl einten sich die Gegner nochmals und kamen auf einer Loireinsel unweit Amboise zusammen, aber kurze Zeit darauf erhob Chlodowech die Waffen, um im Bunde mit den Burgundern zum Angriff gegen die Westgoten zu schreiten.

Über Chlodowechs Kriegszug gegen die Westgoten berichtet Gregor***) folgendes:

„Als Alarich, der König der Goten sah, wie König Chlodowech Volk für Volk durch das Schwert sich unterthan machte, schickte er Gesandte zu ihm und ließ ihm sagen: ‚Wenn es meinem Bruder gefällt, so würde ich wünschen, daß wir uns unter Gottes gnädigem Schutze sähen.‘ Dieses Anerbieten wies Chlodowech nicht zurück, sondern er kam zu ihm. So trafen sie denn auf einer Insel des Ligeris, die in der Nähe der Stadt Ambacia liegt und zum Gebiete von Turones†) gehört, zusammen und hatten

*) Die vornehmen Römer.

**) Das noch erhaltene Recht der Burgunder, die Lex Gundobada, regelt auch das Verhältnis der Burgunder zu den Römern. Bei Streitigkeiten der römischen Bürger unter einander galt nach wie vor das römische Recht.

***) A. a. O. II, 35—37.

†) Ambacia d. h. Amboise. Turones, Urbs Turonica d. h. Tours.

hier eine Unterredung. Sie aßen und tranken und schieden, nachdem sie einander Freundschaft gelobt hatten, in Frieden von einander.

Schon damals sehnten viele Gallier die Herrschaft der Franken herbei. Dies war auch der Grund, warum Quintianus, der Bischof der Ruthener, aus seiner Stadt*) vertrieben wurde. Laut nämlich wurde ihm der Vorwurf gemacht: ‚Es ist dein Wunsch, daß dieses Land den Franken unterthan ist.‘ Als aber wenige Tage später zwischen ihm und den Bürgern ein Streit entstand, erwachte unter den Goten der Verdacht von neuem, und sie warfen dem Bischof vor, daß er sie unter die Herrschaft der Franken bringen wolle. Darum faßten sie alsbald einen Entschluß und gedachten ihn mit dem Schwerte zu durchbohren. Sobald dies dem Manne Gottes gemeldet wurde, erhob er sich zur Nachtzeit mit seinen treuesten Dienern, entfloh aus der Stadt der Ruthener und gelangte in die der Arverner**) . . .

König Chlodowech aber sagte zu den Seinen: ‚Wahrlich, sehr bekümmert es mich, daß diese Arianer einen Teil Galliens inne haben. Laßt uns unter Gottes Beistand wider sie ausziehen, sie überwinden und ihr Land unserer Herrschaft unterwerfen!‘ Als allen eine solche Rede wohlgefiel, brach das Heer auf und zog nach Pictava***), wo damals Alarich verweilte. Da aber ein Teil von Chlodowechs Heer durch das Gebiet von Turones ging, gab der König aus Hochachtung für den heiligen Martinus den Befehl, niemand solle aus jener Gegend etwas anderes als Gras zum Futter für die Tiere und Wasser nehmen. Ein Mann jedoch aus dem Heere fand das Haus eines Armen und sagte: ‚Hat nicht der König befohlen, daß man nur Gras nehme und nichts anderes? Dies aber ist ja doch Gras, und wir werden sein Gebot nicht überschreiten, wenn wir es hinwegführen.‘ Darauf brauchte er Gewalt wider den Armen und nahm ihm sein Heu. Es drang aber das Gerücht dieser That zum Könige. Sogleich ließ er den Thäter mit dem Schwerte hinrichten, indem er ausrief: ‚Wo wird für uns Hoffnung auf den Sieg sein, wenn der heilige Martin beleidigt wird?‘ Dies Beispiel genügte. Kein Raub fand mehr in dieser Gegend statt. Der König aber sandte selbst Boten zu der Kirche des Heiligen und gab ihnen den Auftrag: ‚Gehet, vielleicht daß ihr ein günstiges Vorzeichen des Sieges von dem heiligen Tempel mit hinwegnehmet!‘ Zugleich gab er Geschenke, welche sie an heiliger

*) Rhodez.

**) Jetzt Clermont in der Auvergne.

***) Poitiers.

Stätte niederlegen sollten, und sagte: ‚Wenn du, o Herr, mir deinen Beistand leihest und es dein Wille ist, dieses ungläubige Volk, welches dir immerdar feind ist, in meine Hände zu geben, so geruhe es beim Eintritt in die Kirche des heiligen Martin gnädig zu enthüllen, auf daß ich erkenne, daß du gnädig herabsiehest auf deinen Diener.‘ Da aber die Diener sich beeilten und nach dem Befehle des Königs jener Stätte sich genähert hatten, stimmte, während sie zufällig in die Kirche traten, der Vorsänger folgende Antiphonie an: ‚Du kannst mich, o Herr, rüsten mit Stärke zum Streite, du kannst unter mich werfen, die sich wider mich setzen. Du giebst mir meine Feinde in die Flucht, daß ich meine Hasser verstöre*).‘ Als sie diesen Gesang vernahmen, sagten sie dem Herrn Dank, thaten Gelübde dem heiligen Bekenner und brachten dem König fröhlich die Kunde von dem, was sie gehört hatten.

Da nun jener mit seinem Heere zum Flusse Vingenna gekommen war, wußte er nicht, an welcher Stelle er übergehen sollte, denn der Fluß war durch die Menge des gefallenen Regens hoch angeschwollen. Es rief aber Chlodowech in jener Nacht den Herrn im Gebete an: gnädig möge er ihm die Furt zeigen, auf welcher er das Wasser zu durchschreiten vermöchte, und als der Morgen graute, erblickte er eine Hirschkuh von wunderbarer Größe, welche auf Gottes Befehl durch den Fluß ging. Da erkannte das Volk die Stelle, wo es durch das Wasser schreiten konnte.

Auf den vokladischen Feldern, zehn Meilen von der Stadt Pictava**) entfernt, traf Chlodowech mit Alarich, dem Könige der Goten, zusammen. Im Fernkampf wie im Nahkampf wurde gestritten. Zuletzt errang König Chlodowech, als die Goten nach ihrer Sitte sich zur Flucht wandten, mit des Herrn Hilfe den Sieg. Er hatte aber zu seiner Hilfe den Sohn Sigeberts des Hinkenden, mit Namen Chloderich. Dieser Sigebert wurde in einem Kampfe gegen die Alemannen bei Tolbiacum***) am Knie verwundet und hinkte seitdem. Als nach der Flucht der Goten der König Chlodowech den König Alarich getötet hatte, stürmten plötzlich zwei der Gegner auf ihn herein und trafen mit ihren Lanzen seine Seite, aber durch die

*) Psalm 18. 40. 41.

**) Die Schlacht war bei Voullon unweit Poitiers im Jahre 507. Die Vingenna ist die h. Vienne, ein Nebenfluß der Loire.

***) Man hat aus dieser Stelle geschlossen, daß jene große Alemannenschlacht, welche Chlodowech zur Annahme des Christentums bewog, bei Zülpich (Tolbiacum) stattgefunden habe. Vgl. S. 460 in der Anm.

Festigkeit seines Panzers und die Schnelligkeit des Pferdes entrann er dem Verderben*).

Alsdann entsandte Chlodowech seinen Sohn Theoderich nach Albiga, Ruthena und Arvern**). Theoderich zog von dannen und unterwarf alle Städte von den Grenzen des gotischen Gebietes bis zum Lande der Burgunder der Herrschaft seines Vaters. Zweiundzwanzig Jahre lang hatte aber Alarich das Scepter geführt. Chlodowech verbrachte den Winter bei der Stadt Burdigala, die Schätze Alarichs nahm er aber von Tolosa hinweg und ging mit ihnen nach Ecolisma***). Hier erwies ihm Gott der Herr solche Huld, daß vor seinem Angesichte die Mauern der Stadt von selbst zusammenstürzten. Er verjagte alsdann die Goten und fügte die Stadt seiner Herrschaft zu. Noch einen Sieg erfocht er, dann kehrte er nach Turones zurück und brachte der Kirche des heiligen Martin reiche Geschenke dar.

Damals sandte Kaiser Anastasius dem Chlodowech ein Schreiben, worin er ihn zum Konsul ernannte. In der Kirche des heiligen Martin legte der König nun den Purpurrock und Mantel an und schmückte sein Haupt mit dem Diadem. Dann bestieg er sein Streitroß und streute auf dem Wege von dem Thore der Vorhalle der Basilika des heiligen Martin bis zur Kirche der Stadt mit eigener Hand freigebig unter das Volk Gold und Silber. Von diesem Tage an wurde er Konsul oder Augustus genannt. Von Turones ging Chlodowech nach Parisii†) und machte diese Stadt zur Hauptstadt seiner Herrschaft. Hierher kehrte auch Theoderich zu ihm zurück."

7. Die Einigung der Frankenstämme.

Alarich II. durfte darauf rechnen, daß in dem beginnenden Kampfe der große Gotenkönig Theoderich, der Vater seiner Gemahlin, ihn nicht ohne Unterstützung lasse. Aber die Ostgoten wurden durch Ostrom und andere Kämpfe zurückgehalten, und so fiel denn die Entscheidung zu gunsten des aufstrebenden Frankenreiches. Nachdem jedoch im Winter die Heere der Burgunder und Franken das westgotische Reich verlassen hatten,

---

*) Daß Chlodowech den König Alarich mit eigener Hand erschlagen habe, läßt sich aus diesem Ausdrucke noch nicht folgern.

**) Alby, Rhodez, Clermont.

***) Burdigala ist das h. Bordeaux, Ecolisma Angoulême, Tolosa Toulouse.

†) Paris.

erschienen im folgenden Jahre 508 die Ostgoten, verstärkten die westgotische Besatzung von Arles, so daß sich die Stadt hielt, und gingen selbst zum Angriff auf Burgund über. Entschieden wurde der Krieg erst im Jahre 510. Da schlug Theoderichs Feldherr, der Graf Ibba, die Verbündeten derart, daß Gundobad die Provence und sogar ein Stück seines alten Gebietes verlor und Chlodowech auf seine Eroberungen zum Teil Verzicht leisten mußte. Darauf stürzte Theoderich den Usurpator Gesalich, einen Sohn Alarichs von einer Nebenfrau, und übernahm die Vormundschaft für seinen unmündigen Enkel Amalarich*).

Aber an dem Ergebnis des Krieges war doch nur wenig geändert: die Westgoten waren aus dem größten Teile ihres Reiches in Gallien verdrängt, bis über die Garonne gebot Chlodowech und Byzanz erkannte seine Macht an.

Jetzt galt es noch die Stämme der Franken zu einen. Wie dies geschah, mag uns Gregor**) erzählen:

„Da aber König Chlodowech in Paris weilte, sandte er heimlich zum Sohne Sigeberts und ließ ihm sagen: ‚Siehe dein Vater ist alt und hinkt mit schwachem Fuße. Wenn jener sterben sollte, so würde dir mit unserer Freundschaft zugleich sein Reich zufallen.‘ Darauf wurde der Sohn Sigeberts von Herrschsucht ergriffen und sann auf den Tod des Vaters. Als nun jener einst die Stadt Colonia***) verlassen, den Rhein überschritten hatte und beabsichtigte durch den Wald Buchonia†) zu gehen und zur Mittagsstunde in seinem Zelte schlummerte, sandte der Sohn Mörder über ihn und ließ ihn töten, um die königliche Gewalt an sich zu reißen. Aber er fiel nach Gottes gerechtem Urteil selbst in die Grube, die er dem Vater feindselig gegraben hatte. Er schickte nämlich Boten zu König Chlodowech, welche ihm des Vaters Ende melden und also sprechen sollten: ‚Mein Vater ist gestorben und ich habe sein Reich und seine Schätze in meinem Besitze. Sende deine Diener zu mir: Was dir von jenes Schätzen gefällt, will ich freiwillig dir überlassen.‘ Jener gab zur Antwort: ‚Ich sage dir Dank für deinen guten Willen und bitte dich, daß du unseren Boten alles zeigest, was du selbst allein besitzen sollst.‘ Da die Boten kamen, zeigte er ihnen die Schätze des Vaters. Während

*) Vgl. S. 243—244.
**) A. a. O. II. 40—43.
***) Köln.
†) Vermutlich in Hessen bei Fulda.

sie nun die Reichtümer betrachteten, sagte er: „In diese Kiste pflegte mein Vater die Goldstücke zu legen.‘ ‚Strecke deine Hand aus,‘ sprachen jene, ‚bis auf den Grund, damit du alles zeigest!‘ Da der Sohn Sigeberts dies that und sich tief herabbeugte, erhob einer den Arm und schlug ihm die Streitaxt ins Haupt.

So erlitt der Böse dasselbe Schicksal, welches er seinem Vater angethan hatte.

Da aber Chlodowech hörte, daß Sigebert tot sei, wie auch sein Sohn, eilte er in das Land jener, rief alles Volk zusammen und sprach zu ihm also: ‚Vernehmt, was geschehen ist! Während ich auf dem Scaldisfluß*) fuhr, stellte Chloderich, meines Verwandten Sohn, seinem Vater nach, unter dem Vorgeben, ich wollte ihn töten. Und da jener durch den Wald Buchonia floh, sandte er ihm Mörder nach und ließ ihn erschlagen, er selbst aber fiel, während er seines Vaters Schätze ansah, von eines Unbekannten Hand. Unschuldig bin ich an dieser That, denn wie könnte ich das Blut meiner Verwandten vergießen? Gottlos wäre wahrlich ein solches Verbrechen! Aber da sich also dies ereignet hat, so biete ich euch meinen Rat an. Erscheint er euch annehmbar, so wendet euch zu mir und tretet unter meinen Schutz!‘

Die Franken aber hörten des Königs Worte, klirrend schlugen sie ihre Schilde zusammen, und laut riefen sie ihm Beifall zu. Sie hoben Chlodowech auf den Schild und setzten ihn zum Könige über sich.

So nahm er die Herrschaft und die Schätze Sigeberts an sich und unterwarf dessen Unterthanen seinem Scepter, denn täglich zwang Gott seine Feinde unter seine Hand und mehrte sein Königreich, weil er frommen Herzens vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohl gefiel.

Darauf wandte er sich gegen König Chararich, denn als er wider Syagrius gestritten hatte, hatte Chararich, der zu Chlodowechs Unterstützung herbeigerufen worden war, abseits gestanden und keinem der Gegner geholfen. Er hatte vielmehr die Entscheidung abgewartet, damit er mit demjenigen, dem der Sieg zufiele, in Freundschaft sich verbände. Deshalb hatte Chlodowech seinen Groll auf ihn geworfen und zog jetzt wider ihn aus. Durch List nahm er ihn samt seinem Sohne gefangen, ließ beide fesseln und scheren und hieß Chararich zum Presbyter, seinen Sohn aber zum Diakonus weihen. Als aber Chararich über diese De-

*) Die Schelde.

mütigung klagte und weinte, soll sein Sohn gesagt haben: ‚Vom grünen Holze ist das Laub abgefallen, aber es ist nicht dürr geworden, schnell wird es wieder sprossen und grünen. Möchte doch eben so bald der zu Grunde gehen, der solches gethan hat!‘ Dieses Wort tönte in Chlodowechs Ohren wieder: sie drohten also, sich das Haar wieder lang wachsen zu lassen und ihn zu töten. Er befahl daher beide zum Tode zu führen. Nach ihrem Tode aber gewann er ihr Land, ihre Schätze und ihr Volk.

Es lebte damals zu Cameracum*) König Ragnachar, ein Mann, der so zügellos den Lüsten ergeben war, daß er sogar nicht einmal die eigenen Verwandten verschonte. Zum Berater hatte er den Farro, einen Diener, der ihm an Lasterhaftigkeit gleichkam. Von diesem Könige erzählt man, daß, wenn ihm eine Speise oder ein Geschenk oder eine andere Sache überbracht wurde, er zu sagen pflegte, das genüge für ihn und seinen Farro. Deshalb schwoll das Herz der Franken von bitterem Groll. Chlodowech aber übersandte ihnen goldene Armspangen und Wehrgehänge; wenigstens sahen sie goldnen ganz ähnlich, sie waren aber nur von Erz und trügerischer Weise vergoldet. Diese also gab er den vornehmen Leuten, damit sie ihn herbeiriefen, ihren König zu bekriegen. Da nun Chlodowech ein Heer ausgerüstet hatte, sandte jener zum öfteren Kundschafter aus, um alles zu erforschen, und als sie zurückkehrten, fragte er sie, wie stark Chlodowechs Macht sei. Diese antworteten: ‚Für dich und deinen Farro ist es übergenug‘. Chlodowech aber rückte heran und stellte das Heer zum Kampfe gegen ihn auf. Wie aber Ragnachar sein Heer geschlagen sah, wollte er durch Flucht sein Leben retten. Doch die Seinigen ergriffen ihn, banden ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn zugleich mit Richar, seinem Bruder, vor Chlodowech. ‚Warum,‘ fragte der König, ‚hast du unser Geschlecht so erniedrigt, daß du dich binden ließest? Besser wäre es gewesen, du wärest gestorben!‘ Sprach's und zerschmetterte ihm mit dem Beile das Haupt. Darauf wandte er sich zu dem Bruder und sprach: ‚Hättest du deinem Bruder Hilfe geleistet, wahrlich, nimmer wäre er gebunden worden!‘ Und in gleicher Weise tötete er ihn mit der Streitaxt.

Nach dem Tode des Königs und seines Bruders erkannten die, welche sie verraten hatten, daß das Gold, welches ihnen vom Könige gegeben worden war, unecht sei. Sie wandten sich an Chlodowech und sagten es ihm. Der aber soll also geantwortet haben: Nach Verdienst

*) Cambrai.

empfange solches Gold zum Lohne, wer seinen Herrn geflissentlich ins Verderben führe. Sie sollten damit zufrieden sein, daß er ihnen das Leben schenke und sie nicht den schändlichen Verrat an ihrem Herrn büßen und unter Qualen töten lasse. Da jene dies hörten, wünschten sie seine Gunst zu erringen und sagten, sie seien zufrieden, wenn er ihnen nur zu leben verstatte.

Es waren aber diese Könige Verwandte Chlodowechs. Auch ihr Bruder, Rignomer mit Namen, wurde in der Stadt der Cenomanner*) auf Befehl Chlodowechs erschlagen. Nachdem alle diese getötet waren, bemächtigte sich Chlodowech ihrer Reiche und Schätze. Und noch viele andere Könige ließ er töten, darunter seine nächsten Verwandten, von denen er besorgte, sie möchten ihm nach seinem Reiche trachten. So breitete er seine Herrschaft über ganz Gallien aus.

Als er aber einst die Seinigen versammelt hatte, soll er also von seinen Verwandten, die er selbst getötet hatte, gesprochen haben: ‚Weh mir, der ich wie ein Fremdling unter Fremden zurückgeblieben bin und keinen Verwandten mehr habe, der mir, wenn mir ein Unglück zustößt, helfen könnte!‘ Dies sagte er jedoch nicht in Trauer über ihren Tod, sondern aus arger List, vielleicht, daß sich noch einer fände, den er aus dem Wege räumen könnte.

Nach solchen Thaten starb er in Parisii**) und wurde begraben in der Kirche der heiligen Apostel***), welche er mit der Königin Chrotechildis selbst erbaut hatte, im fünften Jahre nach der Schlacht auf dem vokladischen Felde, nachdem seine Herrschaft dreißig Jahre gewährt und er sein Leben auf fünfundvierzig Jahre gebracht hatte.“

8. Die Söhne Chlodowechs.

Mitten aus einer ruhmreichen Laufbahn hatte den König Chlodowech der Tod abberufen. Noch waren die Zustände seines Reiches nicht gefestigt, noch hatten die unterworfenen Völker das Bewußtsein alter Unabhängigkeit nicht eingebüßt, als der gewaltige Eroberer starb und die nach altgermanischem Brauche vorgenommene Teilung seines Erbes unter seine Söhne den Bestand des ganzen Reiches zu gefährden drohte. Wenn aber trotz der Zersplitterung, trotz des Haders, der die

*) Le Mans. **) Im Jahre 511.
***) Jetzt St. Geneviève.

verwandten Herrscher so oft feindlich trennte, und trotz der Schwäche einzelner Könige das Frankenreich alle übrigen germanischen Staatengründungen überdauert hat, so lag dies in den eigentümlichen Umständen, welche die Eroberungen der Franken begleitet hatten.

Zunächst unterschied sich die fränkische Ansiedelung von der Stiftung anderer germanischer Reiche dadurch, daß sie nicht plötzlich und nicht in einem Zuge erfolgte, sondern, ausgehend von zwei ursprünglich unter sich unabhängigen Stämmen, den Saliern und Ripuariern, über eine ganze Reihe von Jahren sich verbreitete. Anfänglich hatte es sich um eine Besitzergreifung römischen Territoriums zur Ansiedelung gehandelt, und man hatte die römische Bevölkerung verdrängt, um ihres Besitzes sich zu bemächtigen. Dabei war man in lebendigem Zusammenhange mit der Heimat geblieben und hatte von hier aus durch Nachrücken von Stammesgenossen immer neue Kräfte erhalten, welche die Romanisierung der Ausgewanderten in gleichem Maße hinderten, als die Loslösung von dem Boden der Väter sie bei Goten, Vandalen, Langobarden und Burgundern befördert hatte. Einen wesentlich anderen Charakter haben freilich Chlodowechs spätere Eroberungen an sich getragen; sie waren Erwerbungen weiter römischer Gebiete, welche mit Franken zu besiedeln dem Stamme der Eroberer unmöglich war. Aber Hand in Hand damit waren die Eroberungen im Westen gegangen. Die Alemannen waren bezwungen worden, die fränkischen Stämme unter einem Scepter vereinigt, und dieser Gewinn an germanischen Elementen hatte den Zuwachs an römischer Bevölkerung im Frankenreiche reichlich aufgewogen und das vollständige Aufgehen der Franken in den Romanen verhindert.

Hierzu kam aber noch ein Zweites. Das Vordringen der Franken in dem alten Gallien erfolgte zu einer Zeit, in welcher es kein weströmisches Reich mehr gab, und ohne Zusammenhang mit Ostrom. Darum hatten sie denn auch keine Rücksichten zu nehmen, wie die Westgoten auf Rom und die Ostgoten auf den byzantinischen Kaiser. Sie kamen als Eroberer und das trug viel dazu bei, von Anfang an das Verhältnis zu den römischen Provinzialen zu klären. Neben ihrem Staate gab es keinen anderen, auf welchen ihre Unterthanen mit Hoffnung blicken konnten. So vermochten sie denn ihre Heeres- und Gerichtsverfassung durchzuführen; sie gaben dem Römer Wergeld und Bürgerrecht und machten ihn dadurch zu einem Mitglied ihres Staates. Hatten auch anfänglich die Einwanderer römisches Land eingezogen, so änderte sich das im Laufe der weiteren Eroberungen: die Landteilungen kamen ganz in Wegfall. Ungeschädigt

in seinem Besitze, konnte der Römer unabhängiges Vermögen besitzen. Er trat selbst zu dem Könige in ein nahes Verhältnis und konnte im Hof- und Staatsdienste hohe Würden erhalten. So darf es uns nicht wundern, wenn die Provinzialen die eindringenden Franken nicht als Unterdrücker ansahen, wenn sie nach den Wirren und Schrecken früherer germanischer Einfälle und den Bedrückungen einer rechtlosen Zeit sich gern der Herrschaft der Merowinger fügten.

Endlich aber band auch Römer und Franken, was bisher noch stets die römischen Unterthanen von ihren germanischen Herren geschieden hatte, der Glaube. Die Ostgermanen bekannten sich zur Lehre des Arius und haben sie entweder erst zur Zeit, da die Verwelschung über sie unaufhaltsam hereinbrach, aufgegeben oder sind an dem unheilvollen Gegensatze, der ihre Unterthanen in Feinde verwandelte, zu Grunde gegangen. Die Franken dagegen traten allein sogleich zum Glauben Roms über, und das sicherte ihnen die Sympathien der römischen Bevölkerung, welche, seitdem die Einheit des Reiches verloren war, um so unerschütterlicher an der Einheit des Glaubens festhielten. Dies war es, was Chlodowechs Angriffe auf das Westgotenreich Alarichs II. und auf den burgundischen Staat nur als eine Befreiung von drückendem Joche erscheinen ließ und endlich zu dem sichersten Bindeglied zwischen Franken und Römern wurde.

So konnte denn in der That ohne Zwang Römisches und Germanisches in einander übergehen und sich gegenseitig ergänzen. Dieser gegenseitige Einfluß äußert sich vor allem im Recht und in der Gerichtsverfassung. Nach und nach verdrängte das deutsche Gerichtsverfahren viele römische Formen, und wie bei den Franken, so treten uns auch in den romanischen Landesteilen Graf und Rachineburgen entgegen und hören wir von Eid und Ordal, von Bürgen und Sunnis. Andererseits blieb auch das Recht der Germanen von römischen Einflüssen nicht unberührt. Wie im Recht, so äußerte sich die Wechselwirkung auch in der Sitte. Von den Romanen lernten die Franken Lesen. Mancher erhielt eine geistliche Erziehung oder gewann Geschmack an der römischen Literatur. Dagegen nahmen die Romanen von den Franken kriegerische Sitten an. Wie jene, so gingen auch sie fortan bewaffnet einher, pflegten bei erlittener Beleidigung das Fehderecht zu üben und Blut um Blut zu fordern, und auch in der häuslichen Lebensweise äußerte sich germanischer Einfluß, in der äußeren Tracht wie in den rohen unmäßigen Gelagen. Noch bemerken wir diese Wechselwirkung in der Sprache.

Hier hatten die Romanen allerdings große Vorteile voraus. Ihre Sprache war reich durch eine alte, entwickelte Literatur und in der Kirche ausschließlich in Gebrauch.

Schon im siebenten Jahrhundert finden wir die Anfänge dauernder Vereinigung im Frankenreiche, denn schon betrachten sich die hier lebenden Romanen und Germanen als eine Nation gegenüber den sie umgebenden wilden Stämmen, die nun allein als Barbaren bezeichnet werden. Im neunten Jahrhundert ist die Vermischung der beiden Nationalitäten völlig eingetreten. Es hat nicht das eine oder das andere Element überwogen, derart, daß das eine dem anderen sich unterordnen mußte, sondern beide vereinigten sich zu einem neuen Ganzen.

Natürlich konnte auch die königliche Gewalt bei den Franken nicht unverändert aus den Kämpfen mit Römern, Westgoten, Alemannen und Burgundern hervorgehen. Als Chlodowech die Krone empfing, war er nur König eines kleinen Teilreiches. Noch wagte er es nicht, wie uns eine charakteristische Geschichte erzählt, ein geraubtes Kirchengefäß ohne Einwilligung seiner Genossen für sich in Anspruch zu nehmen, und da einer den Krug ihm streitig macht, den Frechen stehenden Fußes zu züchtigen. Aber das ändert sich bald. Chlodowechs Macht wuchs mit den großen Erwerbungen, welche er machte, und indem er den Römern gegenüber in die Rechte des römischen Kaisers eintrat, mußte auch notwendiger Weise die Stellung eine andere werden, die er seinen Franken gegenüber einnahm. Hundert Jahre später glich sich dies wieder beinahe vollständig aus, und es waren dieselben Rechte, welche der König über die Provinzialen und Franken in Gallien ausübte. Darum war auch die Anerkennung des oströmischen Kaisers für Chlodowech von großer Wichtigkeit gewesen; sie gab in den Augen der römischen Bevölkerung seiner Herrschaft erst die gesetzliche Form, und die römischen Insignien, in welchen sich der König nach seinem Siege über Alarich vor allem Volke zeigte, sollten dies den römischen Unterthanen deutlich vor Augen stellen. In der folgenden Zeit haben die Verhältnisse die königliche Macht trotz der Teilungen noch mehr gefestigt.

Vier Söhne hatte Chlodowech hinterlassen: Theoderich, Chlodomer, Childebert und Chlothar. Sie teilten das Reich nach germanischer Sitte wie ein Erbgut unter sich und zwar so, daß man die großen Eroberungen möglichst beisammen ließ. Theoderich (511—533) erhielt die ripuarischen und oberfränkischen Gebiete, Chlodomer († 524) Aquitanien, das den Westgoten entrissene Land, Childebert († 558) Armorica, das heißt den Küsten-

strich zwischen Seine und Loire, Chlothar († 561) endlich den altsalischen Besitz. Im Mittelpunkte Galliens, einander nahe benachbart, lagen die Residenzen der Könige. In Metz hielt Theoderich Hof, Chlodomer in Orleans, Childebert in Paris und in Soissons Chlothar. Trotz der Teilung betrachteten doch die Brüder alle vier Reiche als ein zusammengehöriges Ganze. Gemeinschaftlich setzten sie die Kämpfe gegen ihre Nachbarn fort, denn die großen Impulse, welche Chlodowech gegeben, konnten mit seinem Tode nicht zum Stillstand kommen, die Bewegung mußte ihren Urheber überdauern.

Nach zwei Seiten hin haben Chlodowechs Söhne ihre Waffen getragen, gegen Burgund und gegen das Reich der Thüringer, und in beiden Kämpfen haben sie mit Glück des Vaters Eroberungspolitik weiter geführt.

Es ist schon oben dargelegt worden, in welcher Weise König Chlodowech gegen das Burgunderreich, dessen Bestand seinen auf die Eroberung ganz Galliens gerichteten Plänen hinderlich war, auftrat und wie der herrschende kirchliche Gegensatz in Burgund wie der Hader der königlichen Brüder ihm den Weg, wenn auch nicht zu vollständiger Unterwerfung, so doch zur Anerkennung der fränkischen Oberhoheit ebneten.

Die Burgunder gehörten nicht zu den Westgermanen, sie sind vielmehr gleich den Vandalen Angehörige des großen Gotenstammes. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts hatten sie nach einer schweren Niederlage, welche sie von ihren Nachbarn, den Gepiden, erlitten, ihre Sitze an der Ostsee verlassen und sich nach Süden gewendet. Zur Zeit des Kaisers Probus (276—282) erscheinen sie am oberen Main im Rücken der Alemannen. Hier blieben sie die nächsten Jahre, bis der Durchbruch der Vandalen über die römischen Grenzen auch sie mit fortriß und bewog, die zuletzt von ihnen bewohnten Gebiete aufzugeben. Bald darauf finden wir sie im Dienste der Römer am Mittelrhein in der Gegend von Worms und Mainz, wo noch heute der Namen Guntersblum wie der Rosengarten bei Worms an ihre Herrschaft erinnern. Das Nibelungenlied hat über jene Zeit seinen verklärenden Schimmer ausgegossen. Zum Christentum bekehrt, herrschen nach dem Epos die Burgunderkönige über ihr Volk, aber von einem selbständigen Königtum der Burgunder weiß nur die Sage, nicht die Geschichte zu berichten. Dagegen ist es richtig, daß die Burgunder sich hier am Mittelrhein zum Christentum bekehrten, und zwar zur Lehre Roms. Erst später hat sie die Annäherung an die Westgoten dazu veranlaßt, den Arianis-

mus anzunehmen. Nach wechselvollen Kämpfen wurden die Burgunder von den Römern um das Jahr 443 nach Sapaudia, dem heutigen Savoyen, versetzt, von wo aus sie sich nach Besiegung Attilas, an welcher sie an der Seite der Westgoten und Franken teilnahmen, nach Westen und Süden ausdehnten. Das Zusammenbrechen der römischen Macht erleichterte ihnen das Streben nach Unabhängigkeit, und der Sturz des Reiches gab ihnen die volle Freiheit.

Gundobad hatte sich von dem schweren Schlage, den ihm Chlodowechs Angriff zugefügt hatte, wieder erholt und seinen verräterischen Bruder besiegt und getötet. Als Alleinherrscher im Burgunderreiche hat er noch eine nicht geringe Stellung eingenommen. Aber dem Frankenkönige wagte er nicht wieder feindlich zu begegnen. Er vermied jeden Zwiespalt mit dem gefährlichen Nachbar, und als Chlodowech wider die Westgoten zog, hat er ihm Heeresfolge geleistet. Den Katholiken zeigte er sich fortan als wohlwollender Herrscher. Im Jahre 516 starb Gundobad, und nun begann sein Reich rasch zu sinken. Zwar trat gerade damals das Volk, unter welchem es schon immer Katholiken gegeben hatte, ganz zum Glauben Roms über und verschwand damit der kirchliche Gegensatz, aber ehrgeizige Bischöfe suchten die königliche Macht zu schwächen und erregten Uneinigkeit. Während dieser Zwistigkeiten mußte Burgund eine Beute der Frankenkönige werden.

Wir schildern den Untergang des Burgunderreiches in dem Berichte Gregors von Tours. Derselbe lautet:*)

„Nach dem Tode Gundobads erhielt das Reich sein Sohn Sigismund. Der erbaute mit großem Eifer das Kloster Agaun**) mit seinen Wohngebäuden und Kirchen. Es war ihm aber seine erste Gemahlin, eine Tochter des Königs Theoderich von Italien, mit Zurücklassung eines Sohnes, Namens Siegrich, gestorben und er hatte sich eine andere Gemahlin zur Ehe genommen, welche den Sohn, wie es der Stiefmütter Art ist, mit Härte behandelte und oft mit Scheltworten anließ. So kam es, daß der Knabe einst an einem Festtage, als er wahrnahm, daß sie die Kleider seiner Mutter trug, voll Bitterkeit zu ihr sagte: ‚Nicht bist du würdig, daß diese Kleider deinen Körper decken, denn sie gehörten, wie ich wohl weiß, meiner Mutter, deiner Herrin.‘ Da entbrannte jene von Ingrimm und berückte mit listigen Worten ihren Mann, also sprechend: ‚Dieser Böse-

*) A. a. O. III. 5. 6.

**) Jetzt St. Maurice am Fuße des Bernhard.

wicht strebt danach, deines Reiches sich zu bemächtigen und nach deiner Ermordung es bis nach Italien auszudehnen, denn er möchte auch die Herrschaft, welche einst sein Großvater Theoderich in Italien besaß, für sich gewinnen. Er weiß aber, daß er solches bei deinen Lebzeiten nicht erreichen kann, denn nur durch deinen Fall vermag er zu steigen.' Solche und ähnliche Worte bethörten den König. Er ging auf den Rat des ungerechten Weibes ein und wurde zum Frevler und Mörder seines Sohnes. Denn als einst Siegrich vom Weine trunken war, hieß er ihn nach dem Mittagsmahle sich zur Ruhe legen, und da er einschlummerte, befahl er, ihm ein Tuch um den Hals zu legen und es unter dem Kinne zu schürzen, und ließ dann zwei Knechte daran ziehen.

So wurde der Sohn erdrosselt, den Vater jedoch ergriff, als die That vollbracht war, zu spät die Reue. Er warf sich über den entseelten Leichnam und weinte bitterlich. Ein Greis aber soll zu ihm also gesprochen haben: Bejammere dich allein, der du durch üblen Rat zum frevelhaften Mörder deines Kindes geworden, denn nicht bedarf der Klage, wer unschuldig erwürgt worden ist.' Da ging der König zu den heiligen Männern von Agaun und verharrte viele Tage unter Thränen fastend und die Gnade Gottes anrufend. Dann stiftete er hier für alle Zeiten Psalmengesänge und kehrte nach Lugdunum zurück, doch auf den Fersen folgte ihm die Rache der beleidigten Gottheit.

Seine Tochter nahm der König Theoderich zur Ehe.

Die Königin Chrotechildis aber sprach zu Chlodomer und ihren übrigen Söhnen also: ‚Lasset es mich nicht gereuen, teure Söhne, daß ich euch mit Liebe aufgezogen habe. Ich bitte euch, gedenket mit Ingrimm meiner Schmach und rächet mit Eifer meines Vaters und meiner Mutter Tod!' Als die Söhne solches hörten, zogen sie aus wider die Burgunder und führten ihr Heer gegen Sigismund und seinen Bruder Godomar. Sie besiegten der Feinde Heer und warfen Godomar in die Flucht, Sigismund aber wurde, während er zu den frommen Vätern nach Agaun zu fliehen suchte, von Chlodomer mit Weib und Söhnen ergriffen und davongeführt und im Gebiet der Stadt Aurelianum in festen Gewahrsam gebracht*).

Als aber die Könige davongezogen waren, schöpfte Godomar wieder frischen Mut, sammelte die Burgunder und gewann sein Reich zurück. Da beschloß Chlodomer abermals wider ihn zu ziehen, vorher aber

*) Im Jahre 523.

Sigismund zu töten. Doch der heilige Avitus, Abt von Miciacum*), ein großer Priester in damaliger Zeit, erhob seine Stimme vor ihm: ‚Wenn du Gott vor Augen hast, deinen Entschluß änderst und jene Menschen nicht zum Tode führen läßt, so wird der Herr mit dir sein, und du wirst ausziehen und den Sieg gewinnen. Erbarmst du dich aber ihrer nicht, so wirst du selbst in die Hände der Feinde fallen und dir das gleiche Los zu teil werden und es wird dir, deinem Weibe und deinen Söhnen geschehen, was du Sigismund gethan hast, seinem Weibe und seinen Kindern.‘ Aber jener verschmähte den Rat und sagte: Thöricht wäre es, wollte ich Feinde daheim zurücklassen und gegen andere ausziehen. Diese könnten sich vom Rücken her, jene vor meinem Angesichte erheben, und ich würde dann in die Mitte zwischen zwei Heere geraten. Besser und leichter wird der Sieg errungen, wenn ich den einen vom anderen trenne, denn ist der eine gefallen, so wird auch der andere leicht dem Tode geweiht werden können.‘ Und sogleich tötete er den Sigismund mit Weib und Söhnen; bei Columna**), einem Dorfe im Gebiete von Aurelianum ließ er sie in einen Brunnen werfen. Dann rief er den König Theoderich zu Hilfe und zog gegen Burgund aus***). Dieser aber gedachte den Tod seines Schwiegervaters zu rächen und versprach zu kommen. Und da sie zusammen bei Virontia†), einem Orte im Gebiete von Vienna, ihre Heere vereinigt hatten, kam es mit Godomar zur Schlacht. Godomar floh mit seinem Kriegsvolke, und da Chlodomer sie verfolgte und eine beträchtliche Strecke sich von den Seinen entfernte, ahmten die Verfolgten sein Schlachtgeschrei nach und riefen ihm laut zu: ‚Hierher komme, hierher, denn wir gehören zu deinen Leuten!‘ Jener glaubte ihnen, ritt heran und geriet so mitten unter die Feinde. Sein Haupt wurde abgeschlagen, auf eine Lanze gesteckt und in die Höhe gehoben. Als es die Franken erblickten und Chlodomers Züge erkannten, sammelten sie aufs neue ihre Kräfte, schlugen Godomar in die Flucht, besiegten die Burgunder und brachten das Land in ihre Gewalt. Und sogleich nahm Chlothar das Weib seines Bruders, Guntheuka mit Namen, zur Ehe. Seine Söhne aber rief die Königin Chrotechildis, nachdem die Tage der Trauer vorübergegangen waren,

*) St. Mémin de Micy unweit Orleans.

**) Coulmiers.

***) Im Jahre 532.

†) Véseronce an der Rhone.

zu sich und behielt sie an ihrem Hofe. Von diesen hieß der eine Theodoald, der andere Gunthar, der dritte Chlodoald.

Dem Godomar aber gaben sie die Herrschaft zurück."

Zu derselben Zeit, da das Burgunderreich seine Selbständigkeit an die Franken verlor, eroberte König Theoderich im Bunde mit den Sachsen Thüringen. Schon einmal hatte Chlodowech seine Waffen gegen diesen Stamm getragen, der, gegen Westen sich ausbreitend, die altfränkischen Gebiete bedrohte, aber eine Entscheidung war nicht gefallen. Jetzt sollten innere Wirren den Franken Gelegenheit zur Einmischung geben und den Weg zur Eroberung des Landes ebnen (531).

Gregor*) berichtet:

„Drei Brüder herrschten zu damaliger Zeit über das Volk der Thüringer, Baderich, Herminfrid und Berthar. Aber Herminfrid überfiel mit Gewalt seinen Bruder Berthar und tötete ihn. Sterbend hinterließ dieser eine Tochter Radegunde als Waise und auch Söhne, von denen im folgenden noch die Rede sein wird**). Es war Herminfrids böses und grausames Weib Amalaberga, welche den Samen des Bürgerkrieges zwischen den Brüdern gesäet hatte; denn da einst ihr Gemahl zum Essen kam, fand er den Tisch nur zur Hälfte gedeckt, und als er sein Weib fragte, was dies bedeuten sollte, gab sie zur Antwort: ‚Wem die Hälfte seines Reiches fehlt, dem darf der Tisch auch nur zur Hälfte gedeckt sein.' Durch solche und ähnliche Worte aufgereizt, erhob sich zuletzt Herminfrid wider seinen Bruder Baderich und lud durch geheime Boten den König Theoderich ein, ihn gemeinschaftlich zu bekriegen. ‚Wenn du ihn tötest,' sagte er, ‚wollen wir sein Reich unter uns teilen.' Jener aber war erfreut, als er dies hörte, und stieß mit einem Heere zu ihm. Sie vereinigten sich also und gelobten einander Treue, dann zogen sie zum Kampfe aus, und als es zur Schlacht mit Baderich kam, vernichteten sie sein Heer und erschlugen ihn mit dem Schwerte. Theoderich zog nach dem Siege in sein Reich zurück, Herminfrid aber vergaß sogleich seines Eidschwures und gedachte nicht mehr daran, das zu erfüllen, was er dem König Theoderich gelobt hatte. So hob denn bald unter ihnen große Feindschaft an.

Theoderich ließ jedoch den Treubruch des Thüringerkönigs nicht ungerächt, sondern rüstete sich, wider ihn auszuziehen. Er rief seinen Bruder

*) A. a. O. III. 4. 7. 8.

**) Die Ermordung ihres Bruders durch Chlothar führte später Radegunde ins Kloster zu Poitiers.

Chlothar zu Hilfe und versprach ihm einen Teil der Beute, wenn Gott ihm das Geschenk des Sieges zu teil werden lasse . . .

Als aber die Franken gegen die Thüringer heranzogen, stellten diese ihnen eine Falle. Auf dem Felde, auf welchem der Kampf entschieden werden mußte, gruben sie tiefe Löcher, deren Öffnungen sie mit Rasenstücken zudeckten, so daß die Fläche gleichmäßig zu sein schien. Als nun die Schlacht begann, stürzten viele fränkische Reiter in diese Gruben, welche auch sonst ein großes Hindernis waren. Erst als man die List gewahr wurde, begann man achtsamer zu werden. Zuletzt wandten die Thüringer, als sie sahen, daß sie viele Verluste erlitten und ihr König Herminfrid floh, den Rücken und eilten nach dem Onestrudefluß*). Hier aber wurde unter ihnen ein solches Blutbad angerichtet, daß das Flußbett sich mit den Leichen der Erschlagenen füllte und die Franken über sie hinweg wie über eine Brücke an das jenseitige Ufer gelangen konnten.

Durch diesen Sieg brachten die Franken das Thüringerland in ihren Besitz. Chlothar aber führte bei seiner Rückkehr Radegunde, die Tochter König Berthars, als Gefangene mit sich und nahm sie alsdann zum Weibe . . .

Als aber Theoderich in sein Reich zurückgekommen war, beschied er Herminfrid zu sich, setzte sein Wort ihm zum Pfande, daß ihm nichts geschehen sollte, und überhäufte ihn mit reichen Geschenken. Es geschah aber, daß, da sie eines Tages auf den Mauern der Stadt Tolbiacum standen und zusammen sprachen, ein Unbekannter dem Thüringerkönig einen Stoß gab, so daß er von der Höhe hinab auf die Erde stürzte und seinen Geist aufgab. Wer ihn hinabgestoßen hat, wissen wir nicht, doch behauptet man, daß Theoderichs Hinterlist dies Werk vollbracht habe."

Die Sachsen erhielten als Lohn ihrer Hilfe den nördlichen Teil des Landes, das spätere Nordthüringen zwischen Saale, Elbe und Unstrut, zugewiesen, während die Franken das übrige Land sich unterwarfen.

So hatten die Söhne Chlodowechs die Politik ihres Vaters aufgenommen und nach Osten und Norden weithin ihr Reich ausgedehnt. Aber auch im Innern waren sie ländersüchtig auf Erweiterung ihres Gebietes bedacht, und auch darin sind sie die Erben von der Politik ihres Vaters gewesen. In welcher grausamen Weise Childebert und Chlothar die Söhne ihres Bruders Chlodomer aus dem Wege räumten, um sich

*) Unstrut.

in den Besitz seines Landes zu setzen, das erzählt uns der Geschichtschreiber*) der Franken folgendermaßen:

„Während Königin Chrotechildis zu Parisii lebte, sah Childebert, daß seine Mutter an den Söhnen Chlodomers mit warmer Liebe hing. Da ergriff ihn Neid und Furcht, daß jene durch der Königin Gunst zur Herrschaft gelangen könnten. Heimlich sandte er daher zu seinem Bruder, König Chlothar, und ließ ihm sagen: ‚Unsere Mutter hält die Söhne unseres Bruders bei sich und will ihnen das Reich zuwenden. Komm schnell zu mir nach Parisii, um gemeinsam mit mir zu beraten, was sich dagegen thun läßt, ob es besser ist, ihnen das Haar scheren zu lassen, auf daß sie dem übrigen Volke gleich geachtet werden, oder sie zu töten, damit wir unseres Bruders Reich unter uns zu gleichen Hälften teilen!‘ Jener aber freute sich über diese Worte und kam nach der Stadt.

Childebert hatte unterdessen unter dem Volke das Gerücht verbreitet, die Könige seien zusammengekommen, um jene Knaben auf den Thron zu erheben.

Gemeinsam sandten sie Boten zur Königin, welche sich damals zu Parisii aufhielt, und ließen ihr sagen: ‚Schicke die Knaben zu uns, damit wir sie in die Herrschaft einsetzen!‘ Jene aber ahnte die List ihrer Söhne nicht und freute sich in ihrem Herzen. Speise und Trank ließ sie den Knaben reichen und entließ sie alsdann mit den Worten: ‚Nicht ist es mir, als hätte ich meinen Sohn verloren, wenn ich euch auf seinem Throne sehe.‘ So gingen sie davon, aber sogleich wurden sie ergriffen und von ihren Dienern und Erziehern geschieden. Getrennt wurden sie von einander gefangen gehalten, Diener und Knaben.

Darauf schickten Childebert und Chlothar den Arkadius mit einer Schere und einem entblößten Schwerte zur Königin. Der aber kam, zeigte der Königin beides und sagte: ‚Deinen Willen, ruhmreiche Königin, erbitten deine Söhne, unsere Herren. Was meinst du, was mit den Knaben geschehen soll, befiehlst du, daß sie mit abgeschorenem Haar leben oder daß sie beide getötet werden?‘ Da ergriff die Königin Schrecken über diese Botschaft und ingrimmiger Schmerz, und weil sie das entblößte Schwert und die Schere vor sich sah, so klagte sie, Bitterkeit im Herzen und nicht wissend, was sie in ihrem Kummer sprach: ‚Besser wäre es, wenn sie ihr Reich nicht erhalten sollen, ich sähe sie tot, denn geschoren!‘ Der Bote aber kümmerte sich nicht um den Gram der

*) A. a. O. III. 18.

Herrscherin, noch wartete er ab, was sie in der Folge wählen würde, sondern kehrte schnell zu seinem Herrn zurück und sagte also: ‚Vollendet das begonnene Werk! Der Königin ist es genehm, denn sie selbst hegt den Wunsch, daß euer Plan ausgeführt werde.‘

Darauf ergriff Chlothar ohne Zögern den älteren der beiden Knaben am Arme, warf ihn zur Erde, stieß ihm ein Messer in die Schulter und tötete ihn mit wilder Grausamkeit. Als der Knabe laut aufschrie, warf sich sein Bruder zu Childeberts Füßen, umklammerte die Kniee des Oheims und flehte unter Thränen: ‚Schütze mich, teuerster Vater, damit ich nicht wie mein Bruder umkomme!‘ Da sagte Childebert, und Thränen rannen ihm über das Antlitz: ‚Ich bitte dich, mein lieber Bruder, schenke mir das Leben dieses Knaben. Was du von mir verlangst, alles will ich dir für sein Leben geben: nur töte ihn nicht!‘ Aber ingrimmig erwiderte Chlothar: ‚Stoße ihn von dir, oder wahrlich, du wirst an seiner Statt den Tod erleiden! Bist du es doch, der die Sache angezettelt hat, und nun wirst du so bald anderen Sinnes?‘ — Wie der König dies hörte, stieß er den Knaben von sich und dem Bruder zu. Der aber faßte ihn, durchbohrte ihm mit dem Messer die Seite und erschlug ihn so, wie er schon den Bruder getötet hatte. Darauf brachten sie die Diener und Erzieher ums Leben. Und als sie so alle getötet hatten, bestieg Chlothar sein Streitroß und ritt von dannen, ohne Reue über der Neffen Tod zu empfinden. Auch Childebert zog sich in eine Vorstadt von Parisii zurück. Die Königin aber legte die Körper der Knaben auf eine Bahre und geleitete sie unter Chorgesang in tiefer Trauer nach der Kirche des heiligen Petrus*), wo beide ihre Ruhestätten fanden. Zehn Jahre zählte der eine Knabe, der andere erst sieben. Den dritten Bruder Chlodoald vermochten sie nicht zu ergreifen, denn mit Hilfe wackerer Männer war er schon der Gefahr entronnen. Er verzichtete auf jedes Reich hienieden und wandte sich dem Herrn zu. Mit eigener Hand schor er sich das gelockte Haar, nahm das geistliche Gewand, und er widmete sich fortan guten Werken und schied als Priester aus dieser Welt**).

Die Brüder teilten darauf Chlodomers Reich unter sich zu gleichen Teilen.

Die Königin Chrotechildis aber führte einen solchen Lebenswandel, daß sie bei allen hohe Ehre genoß. Eifrig war sie im Almosengeben, unermüdlich wachsam im Gebet, und in Keuschheit und in frommer Zucht

*) St. Geneviève.

**) Es ist der nachmals heilig gesprochene St. Cloud, von dem das Kloster bei Paris den Namen hat, in welchem er 560 starb.

lebte sie dahin. Den Kirchen, Klöstern und allen heiligen Orten gab sie Güter und teilte sie gern und willig mit freigebiger Hand aus, so daß man zu dieser Zeit meinte, nicht wie eine Königin diene sie dem Herrn, sondern als sei sie ganz seine Magd."

Als König Theoderich im Jahre 533 starb, machten die Brüder Miene, seinem Sohne Theodebert sein Erbe zu entreißen, aber Theodebert wußte die Großen des Landes für sich zu gewinnen, und es gelang ihm, nicht nur in seinem Reiche sich mit Erfolg zu behaupten, sondern auch die Grenzen seines Besitzes weiter auszudehnen. Thüringen mußte sich ihm gänzlich unterwerfen, und wie Chlothar und Childebert die Provence besetzten und damit mühelos den Preis erwarben, um welchen der unglückliche Vitigis sich die Hilfe der mächtigen Frankenkönige zu erkaufen trachtete, so fiel dem König Theodebert die Schutzherrschaft über das südliche, bisher von fränkischer Eroberung verschonte Alemannien zu, auf welches das untergehende Gotenreich in gleicher Weise verzichten mußte. Zu derselben Zeit kamen auch die Bayern unter die fränkische Oberherrschaft. Schon konnte im Jahre 539 Theodebert daran denken, nach Italien zu ziehen, um Goten und Byzantinern das Land abzuringen und des großen Ostgoten Theoderich Erbschaft anzutreten. Aber Seuchen bewogen ihn zur Umkehr, und mitten unter großen Entwürfen raffte ihn der Tod 548 dahin. Mit seinem Sohne Theodebald starb 555 dieser Zweig von Chlodowechs Geschlecht aus. Das Land fiel Chlothar zu, welcher, als auch Childebert, ohne Erben zu hinterlassen, 558 verschied, das ganze Reich in seiner Hand vereinigen sollte.

9. Sittliche Zustände im Merowingerreiche.

Noch einmal war durch Chlothar I. Chlodowechs Reich auf kurze Zeit geeint worden und damit das Königtum zu unbeschränkter Gewalt gelangt, aber der Sohn Chlodowechs war ein Mann ohne Thatkraft. Ein zügelloser Despot, versäumte er es, Ruhe und Ordnung im Reiche und Sicherheit an der bedrohten Ostgrenze herzustellen, und so folgte der letzten Erhebung Verfall und Auflösung. Chlothars I. Söhne teilten 561 ihr Erbe wiederum. Charibert erhielt das westgotische Gallien mit der Hauptstadt Paris, Guntram Burgund mit Orleans, Sigebert Austrasien mit Rheims und Metz und Chilperich Neustrien mit Soissons. Nach fünfzigjähriger Trennung vereinigte endlich Chlothar II., Chilperichs Sohn, 613 das Frankenreich nochmals. Die Zeit, welche zwischen den

beiden Vereinigungen liegt, ist eine Zeit ununterbrochenen Bürgerkrieges und größter Zuchtlosigkeit. Wohl hatte auch Chlodowechs Söhnen oft genug die Einigkeit gemangelt, aber sie hatten doch an der Einheit des Reiches festgehalten. Fortan aber folgte Kampf auf Kampf unter den Gewalthabern, während von außen her drohend Langobarden und Avaren sich erhoben. Im Innern herrschte Unordnung und rohe Gewalt und wurden entsetzliche Greuel und Verbrechen verübt, zu denen in der fränkischen Bevölkerung sich römische Verderbtheit und germanische Roheit gleichsam die Hand reichten.

Wir heben aus Gregors fränkischer Geschichte eine Reihe von Erzählungen hervor, um den sittlichen Zustand des Zeitalters zu kennzeichnen. Der Bischof von Tours*) erzählt:

„Einst lebte ein Großer namens Rauching, ein Mann von großer Eitelkeit, von Stolz erfüllt und von Hochmut aufgeblasen. Der ging so mit seinen Untergebenen um, daß man erkennen konnte, keine Menschlichkeit wohne in ihm, und indem er über das gewöhnliche Maß menschlicher Bosheit und Thorheit gegen die Seinen wütete, verübte er unsägliche Frevel. Denn wenn, wie es zu geschehen pflegt, beim Gastmahle ihm ein Sklave eine brennende Kerze hielt, ließ er ihm die Beine entblößen und die Wachsfackel so lange gegen diese drücken, bis sie verlöschte. War sie wieder angezündet, begann er die Marter von neuem, bis die Beine des Knechtes über und über verbrannt waren. Versuchte der Unglückliche laut zu schreien oder seinen Platz zu verlassen und anderswohin zu gehen, bedrohte ihn sein Herr mit dem gezückten Schwerte, und je mehr jener jammerte, um so größer war seine Freude. Es erzählen nun einige, daß zu dieser Zeit zwei seiner Untergebenen, ein Knecht und eine Dienerin, wie das oft zu geschehen pflegt, einander in Liebe zugethan waren. Als nun dieses Liebesverhältnis schon zwei Jahre hindurch oder noch länger gewährt hatte, verbanden sie sich und nahmen zusammen ihre Zuflucht in eine Kirche. Sobald dies Rauching hörte, ging er zu dem Priester des Ortes und forderte, daß ihm sogleich seine Sklaven wieder ausgeliefert würden. Der Priester antwortete ihm: ‚Du weißt, welche Achtung man den Kirchen Gottes schuldig ist. Nicht kannst du die Deinen zurückerhalten, wenn du nicht eidlich ihre dauernde Vereinigung zusicherst und zugleich versprichst, sie frei von jeder körperlichen Strafe ausgehen zu lassen.‘ Lange schwieg jener überlegend, dann

---

*) A. a. O. V. 3.

wandte er sich zu dem Geistlichen, legte zum Schwure die Hand auf den Altar und sagte: ‚Nie sollen sie durch mich getrennt werden, vielmehr will ich alles thun, daß sie verbunden bleiben, denn wiewohl mir jenes unangenehm gewesen ist, daß sie ohne meine Zustimmung sich vereinigt haben, so ist es mir doch recht, daß dieser nicht eines anderen Magd und sie nicht eines anderen Knecht genommen hat.‘ Es schenkte der Geistliche arglos dem Versprechen des arglistigen Menschen Glauben und lieferte ihm die Leute aus. Jener nahm sie in Empfang und ging, nachdem er gedankt hatte, nach Hause. Hier befahl er sogleich, einen Baum zu fällen und den der Äste beraubten Stamm an beiden Enden durch Keile auseinanderzutreiben und dann auszuhöhlen. Darauf ließ er eine Grube von drei oder vier Fuß Tiefe graben und den ausgehöhlten Stamm hineinsenken. Dann wurde das Mädchen wie eine Tote hineingelegt, der Knecht darüber geworfen, und nun befahl Rauching die andere Hälfte des Stammes als Deckel darüber zu befestigen, die Grube wieder mit Erde zu füllen und die Unglücklichen lebendig zu begraben, indem er noch sagte: ‚Also habe ich meinen Schwur nicht gebrochen, denn die beiden werden in Ewigkeit vereinigt sein.‘ Als solches dem Priester zu Ohren kam, lief er eilig herbei und schalt den Wüterich, konnte es aber nur mit Mühe durchsetzen, daß die Armen wieder ausgegraben wurden. Der Knecht lebte noch, das Mädchen jedoch fand man schon erstickt.

In solchen Dingen bewies sich Rauching als ein nichtswürdiger Mensch, und zu nichts nützte er, als zu frechen Scherzen, heimtückischer List und allen verkehrten Streichen. Darum fand er denn auch mit Recht ein klägliches Ende.“

Aber nicht bloß weltliche Große verübten die grauenvollsten Gewaltthaten, auch von Bischöfen werden uns furchtbare Grausamkeiten berichtet. So erzählt*) Gregor von dem Bischof Cautinus folgenden unerhörten Frevel:

„Es lebte zu jener Zeit ein Priester, mit Namen Anastasius, ein freier Mann von Geburt. Der besaß durch einen Gnadenbrief der Königin Chrotechildis ruhmreichen Angedenkens ein Gut. Öfter kam nun zu diesem der Bischof und bat ihn demütig, er möchte ihm doch den Brief der Königin geben und ihm die Besitzung überlassen. Jener weigerte sich aber, den Wunsch seines Bischofs zu erfüllen. Da befahl

*) A. a. O. IV. 12.

dieser, nachdem er ihn bald durch Schmeicheleien zu gewinnen, bald durch Drohungen zu schrecken gesucht hatte, zuletzt, ihn mit Gewalt nach der Stadt zu bringen und hier mit Verhöhnung alles Rechtes festzuhalten. Ja er drohte ihm, er werde, wenn er die Schenkungsurkunde nicht herausgäbe, alle Unbill ihm anthun und ihn verhungern lassen. Doch jener widerstand voll männlichen Sinnes und verweigerte die Auslieferung der Urkunde, indem er sagte: ‚Besser ist es, ich leide eine Zeit lang Hunger, als wenn ich für die Zukunft meine Nachkommen im Elend lasse.‘ Da wurde er auf Geheiß des Bischofs den Schergen überantwortet, mit der Bestimmung, daß er, wenn er die Urkunde nicht herausgäbe, verhungern sollte. Es gab aber bei der Kirche des heiligen Märtyrers Cassius eine uralte abgelegene unterirdische Kapelle, in welcher ein großer Sarkophag aus parischem Marmor sich befand, in dem in alter Zeit der Leib eines Menschen beigesetzt worden war. In diesen Sarkophag wurde der Priester gelegt, der Lebendige auf den Toten, und dann der Sarg wieder mit der steinernen Platte verschlossen. Die Wächter, welche vor dem Thore blieben, vertrauten darauf, daß der Stein den Priester am Entweichen hindere, brannten sich, da es kalt war, ein Feuer an, machten sich Glühwein und schliefen zuletzt trunken ein. Unterdessen flehte der Gefangene wie ein neuer Jonas im Bauche der Hölle aus dem verschlossenen Grabe die Barmherzigkeit des Herrn an. Wohl konnte er, weil der Sarkophag geräumig war, seine Hände frei nach allen Seiten hin ausstrecken, wenn es auch ihm nicht möglich war, sich ganz umzudrehen, aber aus dem Totengebein strömte, wie er selbst zu erzählen pflegte, ein Leichengeruch, den er bis in seinem Innern empfand. Wenn er mit dem Mantel seine Nase bedeckte, fühlte er, so lange als er den Atem anhalten konnte, nicht den entsetzlichen Geruch, sobald er aber zu ersticken fürchtete und den Mantel nur ein wenig vom Gesichte wegzog, atmete er den Pesthauch nicht nur durch Mund und Nase, sondern auch, so zu sagen, durch beide Ohren ein. Endlich hatte die Gottheit mit ihm Mitleid. Er streckte die Hand nach dem Rande des Sarkophages aus und fand hier einen Hebebaum, der zwischen dem schlechtschließenden Deckel und dem Rande des Sarkophages stecken geblieben war. Als er ihn allgemach bewegte, so fühlte er mit Gottes Beistand den Stein weichen. Bald war die Platte so weit hinweggerückt, daß der Presbyter das Haupt hervorstrecken konnte, und nun machte er mit leichterer Mühe sich eine so weite Öffnung, daß er herauszusteigen vermochte. Schon hatten die Schatten der Nacht das Licht des Tages zurückgedrängt, wenn

auch noch nicht ganz verscheucht, als er einen anderen Ausgang aus der Kapelle suchte. Er fand eine Thüre, aber sie war mit starken Schlössern und festen Nägeln verschlossen, doch war sie nicht so dicht, daß er nicht hätte durch eine Spalte einen Menschen erblicken können. An diese Thür legt der Priester seinen Kopf, und er bemerkt einen Mann, der des Weges vorüber zieht. Mit leiser Stimme ruft er ihn heran. Jener hört ihn, zerschlägt flugs mit dem Beile, welches er in der Hand trägt, die hölzernen Bretter, an welche die Riegel befestigt waren, und öffnet so dem Priester einen Ausgang."

Klagend wandte sich der Priester an König Chlothar, und er fand sein Recht. Cautinus wurde überführt und mußte beschämt den Hof verlassen. Von einer Bestrafung hören wir jedoch nichts. Darf es uns daher Wunder nehmen, wenn Hoch und Gering ohne Zagen seiner Rachsucht fröhnte und vor keinem Greuel zurückbebte! Einen recht charakteristischen Zug derart erwähnt*) Gregor an anderer Stelle. Er erzählt:

„Als Desideratus, der Bischof von Viridunum**), starb, wurde von den Bürgern an seiner Statt ein gewisser Agiricus gewählt. Siagrius aber, ein Sohn des Verstorbenen, erinnerte sich, daß auf die Anklage eines gewissen Siriwald bei König Theoderich sein Vater nicht nur an Hab und Gut, sondern auch an seinem Leibe gestraft worden sei, und zog deshalb jetzt mit einer bewaffneten Schar aus, den Siriwald zu töten. Es brach eben der Morgen an und war alles noch in undurchdringlichen Nebel gehüllt, so daß man nicht deutlich zu sehen vermochte, als man im Gebiete von Divio zu dem Landgute Siriwalds kam, das Floriacum***) hieß. Als nun einer der Seinigen aus dem Hause heraus kam, meinten sie, Siriwald sei es, erschlugen ihn und kehrten, als wenn sie den Sieg über den Feind davongetragen hätten, zurück. Da verriet ihnen ein Knecht, daß sie nicht den Herrn, sondern einen Hörigen erschlagen hätten. Sogleich eilten sie zurück, suchten die Kammer, da er zu ruhen pflegte, fanden sie und wollten den Eingang erzwingen. Lange mühten sie sich an der Thür ab, vermochten sie aber nicht zu erbrechen. Da zertrümmerten sie auf der einen Seite die Mauer, stürmten dann hinein und erschlugen ihn.

Es fand aber diese Ermordung nach Theoderichs Tode statt."

---

*) A. a. O. III. 35.

) Verdun. *) Florey bei Dijon.

Ja, man war bemüht, erlittenes Unglück, selbst an Unschuldigen, noch über das Grab hinaus zu rächen, und schien zu glauben, daß das Mißgeschick härter treffe, falle kein Opfer. So forderte Königin Austrechild auf dem Sterbebette von ihrem Gemahl Guntram einen Schwur, daß er nach ihrem Tode ihre Ärzte hinrichten lassen wolle, damit sie nicht ohne Rache sterbe und die Freunde jener dasselbe Leid empfänden wie die ihrigen. Kam nun noch zu den Ausbrüchen roher Gewaltthätigkeit der Gedanke an Blutrache, so folgte Mord auf Mord und wurden entsetzliche Frevel verübt. Wir heben aus Gregors Geschichtswerk einige bezeichnende Beispiele von Blutrache hervor. Er erzählt*):

„Damals**) erhob sich unter den Bürgern von Turones***) ein wilder Bürgerkrieg. Sicharius nämlich, des verstorbenen Johannes Sohn, feierte das Fest der Geburt unseres Herrn mit Austregisil und den anderen Bezirksgenossen in dem Dorfe Montalomagum†). Es sandte aber der Priester des Ortes einen Knecht zu einigen Leuten aus und lud sie ein, in sein Haus zu einem Trinkgelage zu kommen. Da aber der Knecht sich nahte, zog einer der Eingeladenen das Schwert und unterfing sich, ihn damit zu schlagen. Sogleich aber stürzte dieser zu Boden und verschied. Als Sicharius hörte, daß der Knecht getötet sei, griff er, da er mit dem Priester in Freundschaft lebte, zu den Waffen und zog nach der Kirche, um Austregisil††) hier zu erwarten. Jener aber zog ihm mit einer bewaffneten Schar entgegen. Und da nun hier alle an einander gerieten und es zum Handgemenge kam, entfloh Sicharius mit Hilfe der Geistlichkeit nach seinem Landgute, ließ aber in dem Hause des Priesters Silbergerät, Kleidungsstücke und vier verwundete Knechte zurück. Austregisil aber erneute nach des Gegners Flucht den Angriff, tötete die Knechte und raubte das Gold, Silber und die übrige Habe des Sicharius.

Darauf kam man zum Gerichte der Bürger zusammen, welches entschied, daß Austregisil, welcher der Mörder war und nach Tötung der Knechte die Habe ohne Urteil und Recht geraubt hatte, zur gesetzlichen Buße verurteilt werde. Wenige Tage nach diesem Gerichte vernahm nun Sicharius, daß die von Austregisil geraubten Sachen bei Auno, bei seinem Sohne und seinem Bruder Eberulf sich befänden, und ohne sich an den Urteilsspruch zu kehren, verband er sich mit Audin, brach den Frieden und fiel über sie zu nächtlicher Zeit her. Er erbrach das Haus,

*) A. a. O. VII. 47. **) Im Jahre 585. ***) Turones d. h. Tours.

†) Mantelan bei Tours.

††) Demnach war dieser oder einer seiner Leute der Schuldige.

in welchem sie schliefen, tötete den Vater, den Bruder und Sohn und führte die Habe und ihr Vieh nach Ermordung der Sklaven hinweg. Als wir dies hörten, wurden wir sehr betrübt, zogen den Richter hinzu und schickten an sie eine Gesandtschaft, sie möchten vor uns erscheinen, sich vergleichen und in Frieden auseinander gehen, damit der Streit nicht weiter um sich greife.

Sie kamen denn auch, und in Gegenwart der Bürger sprach ich also zu ihnen: ‚Wollet nicht fortfahren, o Männer, in eurem Frevel, auf daß das Übel nicht weiter fresse! Denn wir haben Söhne der Kirche verloren und hegen Besorgnis, daß wir noch anderer in diesem Hader beraubt werden. Lebet, ich bitte euch darum, in Frieden mit einander! Wer aber Unrecht gethan hat, der sühne es um der Liebe willen, auf daß ihr friedfertig seid und würdig durch die Gnade des Herrn selbst das Reich Gottes zu empfangen. Denn er spricht: ‚Selig sind die Friedfertigen, denn das Himmelreich ist ihr*).‘ Und siehe, wenn der Schuldige kein Vermögen besitzt, seine Buße zu zahlen, soll man ihn mit dem Silber der Kirche lösen, damit seine Seele gerettet werde.‘ Mit diesen Worten bot ich das Silber der Kirche an, aber die Partei Chramnisinds**), welcher den Tod des Vaters, des Bruders und des Oheims zu rächen trachtete, verweigerte die Annahme.

So gingen sie hinweg, und Sicharius rüstete sich, zum Könige zu ziehen. Er begab sich aber erst nach Pictava***), um sein Weib zu besuchen. Als er nun hier einen Knecht zu schnellerer Arbeit antrieb, einen Stecken erhob und ihn züchtigte, da zog jener das Schwert und vermaß sich, seinen Herrn zu verwunden. Sichar stürzte zu Boden, seine Freunde aber liefen herbei, ergriffen den Knecht, geißelten ihn grausam und verurteilten ihn, nachdem er an Hand und Fuß verstümmelt worden war, zum Galgen. Unterdessen kommt nach Turones das Gerücht, Sicharius sei gestorben. Wie Chramnisind dies hört, da eilt er auf den Rat von Verwandten und Freunden zu dem Hause des Gegners, plündert es, erschlägt einige Knechte und führt, nachdem er alle Häuser des Ortes, des Sicharius wie die der übrigen Bewohner, angezündet hatte, mit sich das Vieh und alles, was er sonst noch fortbringen konnte, hinweg.

Darauf wurden die Parteien vor den Richter†) nach der Stadt

*) Matth. 5. 3. 9.

**) Ein zweiter Sohn Austregisils.

***) Poitiers.

†) Es war der Graf.

gefordert und führten hier ihre Sache. Die Richter aber fanden das Urteil, daß, wer vorher die Buße nicht habe annehmen wollen und das Haus angezündet habe, die Hälfte des Wergeldes, das ihm zugesprochen worden sei, verlieren solle. Und zwar hatte man solches dem Gesetze entgegen beschlossen, nur damit die Gegner zum Frieden bewogen würden. Die andere Hälfte der Buße sollte Sicharius tragen.

Darauf gab die Kirche das Geld her, nach dem Urteilsspruche wurde die Buße gezahlt, gegenseitig schwur man sich zu, daß zu keiner Zeit der eine Teil wider den anderen sich erheben solle, und so nahm der Streit denn ein Ende."

Der Frieden sollte aber nicht lange Bestand halten, wie uns Gregor an anderer Stelle berichtet*).

„Der Kampf zwischen den Bürgern von Turones, der, wie wir oben erzählt haben, gütlich beigelegt worden war, erhob sich wiederum mit neuer Wut. Nach der Ermordung der Verwandten Chramnisinds hatte Sicharius mit dem Feinde innige Freundschaft geschlossen, und zwar liebten sie einander so herzlich, daß sie meist zusammen speisten und auf einem Lager schliefen. Eines Tages hatte nun Chramnisind ein Gastmahl für die Nacht angerichtet und den Sicharius dazu geladen. Dieser kam, und beide setzten sich zum Gelage. Sicharius aber begann, vom Weine trunken, Chramnisind zu höhnen und soll zuletzt noch ihm zugerufen haben: ‚Du schuldest mir recht großen Dank, mein süßer Bruder, dafür, daß ich deine Verwandten erschlug, denn von dem Wergeld, welches du für diese That empfingst, hast du nun Gold und Silber in deinem Hause im Überfluß. Arm aber und dürftig wärest du, hätte dieser Handel dich nicht etwas zu Kräften gebracht.‘ Wie jener dies hörte, erwachte in seinem Herzen bitterer Groll über des Sicharius Worte, und er sagte sich: ‚Räche ich nicht meiner Verwandten Tod, so will ich den Namen eines Mannes verlieren und fortan ein schwaches Weib heißen!‘ Und alsbald löschte er die Lichter aus und spaltete Sichars Haupt mit dem Schwerte. Dieser stieß nur noch einen leisen Laut aus, fiel hin und war tot, während seine Knechte, die mit ihm gekommen waren, davon flohen. Darauf ließ Chramnisind den entseelten Körper entkleiden und ihn an einen Pfahl des Zaunes aufhängen. Er selbst stieg mit den Seinen zu Rosse und ritt zum König, und da er in die Kirche trat, warf er sich zu des Herrschers Füßen und sagte: ‚Um mein Leben bitte ich, ruhmreicher

*) A. a. O. IX. 19.

König, denn ich habe die Menschen getötet, die mir meine Verwandten heimtückisch erschlugen und all meine Habe raubten.' Und da er ausführlich berichtete, hörte die Königin Brunhilde mit Unwillen, daß Sicharius, der unter ihrem Schutze stand, also ums Leben gekommen sei, und begann heftig gegen den Mörder zu klagen. Als jener nun die Königin wider sich sah, floh er in den Gau Besages, der im Gebiete von Bituricum*) liegt, wo Verwandte von ihm lebten, denn im Reiche König Guntrams fand er nur Haß. Auch Tranquilla, des Sicharius Gattin, ließ ihre Söhne und ihres Mannes Habe in Turones und Pictava zurück und begab sich zu ihrer Sippe nach dem Dorfe Mauriopes, wo sie sich von neuem verheiratete.

Es starb Sicharius im Alter von vierzig Jahren. Er war ein Mann von leichten Sitten, ein Trunkenbold und Mörder, der manchem im Rausche Gewalt angethan hat. Chramnisind aber kam nochmals zum Könige, und das Urteil wurde nun dahin gesprochen, daß er den Beweis brächte, er habe seinen Gegner aus Blutrache erschlagen. Das hat er denn auch gethan. Aber da die Königin Brunhilde den Sicharius in ihren Schutz genommen hatte, so hatte sie den Befehl gegeben, Chramnisinds Habe einzuziehen. Später erhielt er jedoch sein Vermögen wieder zurück."

Bei einem anderen Hader wußte sich die Königin Fredegunde nur dadurch zu helfen, daß sie die streitenden Parteien beseitigte. Hierüber erzählt**) Gregor folgendes:

„Unter den Franken von Tornacum***) brach ein heftiger Streit aus folgendem Grunde aus. Der Sohn eines Mannes schalt eines anderen Sohn, der seine Schwester zur Ehe hatte, und warf ihm häufig vor, daß er sein Weib vernachlässige und die Ehe breche. Da aber eine Besserung nicht eintrat, so wuchs der Haß zwischen ihnen so heftig, daß der eine über seinen Verwandten herstürzte und ihn und viele der Seinigen erschlug, er selbst aber von den Genossen des Gegners getötet wurde und zuletzt von beiden kämpfenden Parteien nur ein einziger am Leben blieb, der keinen Gegner mehr fand.

Seitdem befehdeten sich die Väter beider, wie oft auch die Königin Fredegunde sie aufforderte, von ihrem Hader zu lassen und einträchtig mit einander zu leben, damit nicht aus der Hartnäckigkeit des Streites

*) Bourges.

**) A. a. O. X. 27.

***) Tournay.

noch größeres Ärgernis erwüchse. Da sie aber mit den Worten der Milde die Gegner nicht zu besänftigen vermochte, räumte sie beide mit dem Beile aus dem Wege. Sie lud nämlich viele Gäste zum Mahle ein und ließ die drei*) auf einer Bank sitzen. Das Gastmahl dehnte sich bis in die Nacht aus, der Tisch wurde abgetragen, und wie es der Franken Sitte ist, blieb ein jeder auf seinem Platze sitzen Man trank viel Wein, und berauschte sich so, daß die Diener der Gäste trunken in den Winkeln des Hauses zusammensanken und, wo gerade ein jeder hinfiel, einschliefen. Darauf traten auf Befehl der Königin drei Männer mit Beilen hinter die drei Gäste, und während jene noch zusammen sich unterhielten, erhoben die Männer die Äxte und schlugen wie mit einem Hiebe die drei nieder. Darauf ging man vom Mahle. Die Namen dieser drei Männer waren Charivald, Leodovald und Waldin. Als die Kunde von der Mordthat zu den Verwandten der Ermordeten kam, begannen sie auf Fredegunde scharfe Acht zu haben und entsandten Boten an König Childebert, damit er sie greifen und töten ließe. Es geriet auch das Volk der Campania**) in Bewegung, aber da jener zauderte, so entging ihm die Königin mit Hilfe der Ihrigen und entrann nach einem anderen Orte."

Kein Wunder, wenn in solcher Zeit der Gewaltthätigkeit und allgemeiner Sittenverderbnis, welche die heiligsten Bande des Blutes nicht achtete, auch das Band der Ehe nur für locker gehalten wurde. Ein Beispiel derart***), welches auf das sittliche Leben der damaligen Zeit Licht wirft, möge noch hier folgen:

„Der Graf Eulalius beging, wie es die Jugend zu thun pflegt, allerhand thörichte Streiche. Als nun seine Mutter ihn oft tadelte, warf er auf jene, die er hätte lieben sollen, seinen Haß. Da geschah es denn, daß sie zuletzt in der Kapelle ihres Hauses, in der sie oft dem Gebete sich hingab, um während ihre Diener schliefen, in härenem Gewande die Nacht in Gebet und Thränen zu durchwachen, erdrosselt aufgefunden wurde. Niemand wußte, wer die That verübt hatte, aber der Verdacht des Muttermordes fiel auf den Sohn. Wie dies dem Cautinus, dem Bischof von Arvern, zu Ohren kam, schloß er den Eulalius von der kirchlichen Gemeinschaft aus. Als aber die Bürger sich mit dem Bischof zum Feste des heiligen Märtyrers Julianus versammelt hatten, warf sich Eulalius dem Bischof zu Füßen und klagte,

*) Die beider Väter und vermutlich der von dem ersten Gemetzel übrig Gebliebene.
**) Champagne.
***) A. a. O. X. 8.

ungehört sei er aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen. Da gestattete ihm der Bischof, mit den übrigen der Feier der Messe beizuwohnen. Sobald man aber zum Abendmahl kam und Eulalius dem Altar nahte, sagte der Bischof: ‚Das Gerücht unter dem Volke nennt dich den Mörder deiner Mutter. Ich aber weiß nicht, ob du dies Verbrechen begingst oder nicht. Darum stelle ich das Urteil Gott und dem heiligen Märtyrer Julian anheim. Bist du, wie du behauptest, ohne Schuld, so tritt heran und nimm einen Teil des heiligen Brotes und iß ihn! Gott aber wird dir ins Herz schauen.' Jener aber nahm das Brot, aß es und ging davon*).

Es hatte Eulalius ein Weib, Tetradia, deren Mutter von hoher Geburt, deren Vater aber von niederem Stande war. Aber in seinem eigenen Hause lebte er noch zusammen mit anderen Frauen. Darum hielt er seine rechte Gattin nicht in Ehren. Oft, wenn er von jenen kam, mißhandelte er sie mit Schlägen, und weil er wegen seines ausschweifenden Lebenswandels viele Schulden machte, so nahm er, um sie zu bezahlen, den Schmuck und das Gold seiner Ehefrau. Wie nun Tetradia in solchem Elende lebte und alle Ehre, die sie bisher noch im Hause ihres Mannes genossen, verloren hatte, da begehrte sie Virus, ein Neffe ihres Mannes, zur Zeit da dieser am Hofe des Königs weilte, zur Ehe, denn sein Weib war ihm gestorben. Da aber Virus den Zorn seines Oheims fürchten mußte, sandte er die Tetradia zum Herzog Desiderius, um später sich mit ihr zu verbinden. Diese nahm aber die ganze Habe ihres Mannes an Gold, Silber und Gewändern und was sie sonst fortbringen konnte, wie auch ihren älteren Sohn mit sich, den jüngeren aber ließ sie im Hause zurück.

Als nun Eulalius von seiner Reise heimkehrte, erfuhr er, was vorgefallen war. Und als sein Schmerz sich etwas gemildert und er wieder Ruhe gefunden hatte, fiel er über seinen Neffen Virus und erschlug ihn in einem Hohlwege des Arvernergebirges. Sobald aber Desiderius, der kurz vorher sein Weib verloren hatte, die Kunde von dem Tode des Virus hörte, heiratete er selbst die Tetradia. Eulalius jedoch entführte aus dem Kloster von Lugdunum**) eine Jungfrau und nahm sie zur Ehe. Da reichten ihm die anderen Frauen aus Eifersucht, wie es heißt, einen Gifttrank und verwirrten ihm den Sinn. Geraume Zeit später überfiel

*) Es war dies eine häufige Art des Gottesgerichtes.

**) Lyon.

Eulalius heimlich den Emerius, einen Vetter der geraubten Jungfrau, und tötete ihn . . . Und viele andere Verbrechen verübte er, die aufzuzählen zu weit führen würde."

10. Das Ende der Königin Brunhilde.

Wie viel Anlaß aber auch zu Gewaltthaten gegeben wurde, an keinen Streit knüpft sich so viel Blutgier, Trug und Treulosigkeit wie an den Hader der beiden Königinnen Brunhilde und Fredegunde.

König Sigebert hatte sich mit der Tochter des westgotischen Königs Athanagild, der Brunhilde, vermählt, während seine Brüder mit Frauen anderer Abkunft zusammenlebten. Da entschloß sich Chilperich, Brunhildes Schwester Galswintha zur Ehe zu nehmen. Dies erbitterte die fränkische Fredegunde, die bis dahin sein Weib gewesen. Sie wußte den König wieder für sich zu gewinnen, und auf ihr Anstiften wurde Galswintha erdrosselt. Nun begann ein entsetzlicher, blutiger Krieg zwischen Brunhilde, welche jetzt nur von dem einen Gedanken, Rache zu nehmen für die ermordete Schwester, erfüllt war, und ihrer Gegnerin Fredegunde. Sigebert, den auch die Neustrier zu ihrem Könige erhoben hatten, starb (575) durch Meuchelmörder, welche Fredegunde gedungen. Wenige Jahre später (584) starb auch Chilperich durch Mörderhand, und wieder erhob sich der furchtbare Verdacht gegen Fredegunde: der Entdeckung ehebrecherischen Umganges habe sie durch den Mord des eigenen Gemahls zuvorkommen wollen. Sigebert hatte einen minderjährigen Sohn Childebert II. (575—596) hinterlassen, dessen sich sein Oheim Guntram von Burgund annahm. Da aber Childebert frühzeitig starb und seine beiden Söhne Theodebert und Theoderich Kinder waren, so machte sich eine vormundschaftliche Regierung nötig, die Brunhilde übernahm. Für Chilperichs Sohn Chlothar II. (584—628) führte Fredegunde die Vormundschaft. So wollte ein unseliger Zufall, daß die feindlichen Königinnen, die mit bitterem Hasse einander verfolgten, an die Spitze der beiden Parteien gestellt wurden, in die jetzt das unglückliche Volk zerfiel. Kurze Zeit nach Childeberts Tod konnte sich Brunhilde am Ziele ihrer Wünsche sehen. Ihre Enkel waren zur Herrschaft gelangt. Theodebert besaß Austrasien mit der Hauptstadt Metz, Theoderich Burgund mit Elsaß und Thurgau, während Chlothar nach dem Tode seiner Mutter Fredegunde auf ein geringes Gebiet beschränkt war. Da sollte unter Brunhildes Enkeln selbst Hader und Krieg entbrennen. Von der Großmutter angestachelt, zog

Theoderich wider seinen Bruder Theodebert ins Feld und vernichtete sein Heer in den blutigen Schlachten von Toul und Zülpich (612). Theodebert selbst hatte das Unglück, in seines Bruders Hände zu fallen, der ihn umbringen ließ. Aber schon im nächsten Jahre starb Theoderich eines plötzlichen Todes. Man hat Brunhilde beschuldigt, den Enkel vergiftet zu haben, um als Vormünderin für die Urenkel noch einmal der Gewalt sich bemächtigen und den Kampf gegen den Sohn ihrer Gegnerin, Chlothar II., aufnehmen zu können. In dem Kriege, zu welchem schon Theoderich die Zurüstungen getroffen, sollte Brunhilde ihre Strafe finden. Ihre eigenen Unterthanen riefen, ihrer Herrschaft müde, den neustrischen König Chlothar ins Land.

Wie Brunhilde durch schnöden Verrat ihre eigenen Anhänger in das feindliche Lager trieb und dann von allen verlassen ein trauriges Ende fand, das soll uns der sogenannte Scholasticus Fredegar*) erzählen:

„Unterdessen fiel Chlothar, von Arnulf, Pippin und anderen Großen dazu aufgefordert, in Austrasien ein. Und da er nach Antonnacum**) kam, sandte die Königin Brunhilde, welche mit den Söhnen Theoderichs zu Wormatia***) Hof hielt, Gesandte, mit Namen Chadoind und Erpo, zu Chlothar und ließ ihn auffordern, das Reich, welches Theoderich seinen Söhnen hinterlassen habe, zu räumen. Chlothar aber gab zur Antwort und ließ der Brunhilde melden, er verspräche, was bei einem Gerichte auserwählter Franken mit Gottes Hilfe beschlossen werden würde, zu erfüllen. Nun sandte Brunhilde den Sigebert, den ältesten Sohn des Theoderich, zugleich mit dem Majordomus Warnachar und dem Alboin und anderen Großen nach Thüringen, damit sie die Völker von jenseits des Rheines zum Widerstande gegen Chlothar gewännen. Hinter ihnen her schickte sie aber eine Botschaft, Alboin solle im Bunde mit den übrigen den Warnachar töten, denn er trachte danach, sich des Reiches Chlothars zu bemächtigen. Alboin las wohl das Schreiben, aber er zerriß es und warf es zu Boden. Hier fand es ein Diener Warnachars, der es auf einer mit Wachs bestrichenen Tafel wieder aufzog. Da nun Warnachar das Schreiben las und sah, daß er in Lebensgefahr schwebe, begann er alsbald zu überlegen, wie er Theoderichs Söhne beseitigen und Chlothar auf den Thron erheben könne. Und er erreichte es insgeheim, daß die Völker, die mit ihm sich ver-

*) Fredegarii Scholastici Chronicon. 38—42. ed. Bouquet. Rerum Gall. et Francic. scriptores II. p. 428.

) Andernach. *) Worms.

bunden hatten, von Brunhilde und Theoderichs Söhnen abfielen. Hierauf kehrten die Boten mit Brunhilde und den Söhnen Theoderichs nach Burgund zurück und riefen durch ausgeschickte Boten ganz Austrien zum Kriege zusammen. Die Herren Burgunds, Bischöfe wie weltliche Große fürchteten und haßten die Brunhilde und schlossen deshalb mit Warnachar einen Bund: keiner von Theoderichs Söhnen solle am Leben bleiben, auch Brunhilde sollte sterben und Chlothar das Reich erhalten. Und so geschah es denn auch, als auf Befehl Brunhildes und Sigeberts, des Sohnes Theoderichs, die Heere Burgunds und Austriens gegen Chlothar auszogen.

Da nun Sigebert nach Campanien*), in das Gebiet von Catalaunum**) und an den Fluß Axona kam, hatte Chlothar, der mit einem Heere sich ihm entgegenstellte, schon durch die Umtriebe des Majordomus Warnachar viele Austrasier für sich gewonnen. So stimmten ihm die Patrizier Aletheus und die Herzöge Rocco, Sigoald und Eudelan zu. Und als nun die Heere zu entscheidender Schlacht einander gegenübertreten sollten, da wandte, noch ehe das Treffen begann, das Heer Sigeberts sich auf ein Zeichen zur Flucht und kehrte in die Heimat zurück. Chlothar folgte ihm mit seinem Kriegsvolke, wie verabredet worden war, und gelangte so bis zum Flusse Arar oder Saoganna***). Drei Söhne Theoderichs nahm er hier gefangen, Sigebert, Corbus und Merovens, den er selbst aus der Taufe gehoben hatte. Childebert jedoch entkam durch die Flucht und ist nie wieder zurückgekehrt. Der Austrasier Heer aber kehrte unverletzt heim. Der Majordomus Warnachar setzte es mit fast allen Großen des burgundischen Reiches durch, daß Brunhilde, welche mit Theoderichs Schwester Theodelane in die jenseits des Jura liegende Stadt Urba†) geflohen war, von dem Marschall Erpo ergriffen und in dem Orte Rionava am Vincennaflusse††) vor Chlothar gebracht wurde. Sigebert und Corbus, Theoderichs Söhne, starben auf Chlothars Geheiß. Meroveus wurde aber auf des Königs Befehl nach Neptria†††) geführt, denn der König liebte ihn, weil er ihn aus der Taufe gehoben hatte. Man übergab ihn dem Grafen Ingobod, bei welchem er noch mehrere Jahre lebte.

---

*) Champagne.

**) Châlons an der Marne. Die Axona ist die Aisne.

***) Saone.

†) Orbe. ††) Rionne an der Vigenne.

†††) Das ist Neustrien.

Wie Brunhilde vor das Angesicht Chlothars geführt wurde, der sie grimmig haßte, da warf er ihr vor, daß zehn Könige der Franken durch sie das Leben verloren hätten, Sigebert, Meroveus, sein Vater Chilperich, Theodebert und sein Sohn Chlothar, dann Meroveus, Chlothars Sohn, Theoderich und dessen drei Söhne, die so eben umgebracht worden waren. Drei Tage lang ließ er sie durch verschiedene Martern quälen, zuerst auf einem Kameele sitzend durch das Lager führen, dann mit dem Haar, einem Fuß und einem Arm an den Schweif des wildesten Rosses binden, und so wurde sie durch den Hufschlag des dahinrasenden Pferdes zerrissen, daß Glied um Glied von ihrem Körper zerschmettert abfiel."

Noch einmal hatte Chlothar II. das ganze fränkische Reich vereinigt, aber er verdankte den Großen des Landes den Sieg, und diese forderten jetzt ihren Lohn. Dem Führer der burgundischen Großen, welche Brunhilde und den jungen König treulos verraten hatten, mußte Chlothar das Amt eines Majordomus verleihen und zugleich die Versicherung geben, daß er es Zeit seines Lebens bekleiden solle. Auch die Großen Austrasiens wollten sich nicht gänzlich dem neustrischen Herrscher beugen und die Gewalt, die sie in den Wirren der letzten Bürgerkriege sich angemaßt hatten, an den fremden König ausliefern. Sie forderten einen eigenen Herrn. Darum übergab Chlothar im Jahre 622 seinem Sohne Dagobert die Länder östlich von den Ardennen und Vogesen als Teilstaat mit der Hauptstadt Metz. Thatsächlich aber führten für Dagobert der heilige Arnulf, Bischof von Metz, und der Majordomus Pippin der Ältere die Regierung. Nach dem Tode seines Vaters (628) siedelte Dagobert nach Neustrien über und nahm seinen Sitz fortan in Paris. Noch einmal brach eine glänzende Zeit für das Merowingerreich herein. Damals eroberte Dagoberts Bruder Charibert das Land der Basken und dehnte dadurch die fränkische Herrschaft bis zu den Pyrenäen aus. Dagobert selbst wußte anfänglich mit Kraft und Geschick sein Regiment aufrecht zu erhalten. Er stellte Ruhe und Ordnung im Lande her und verstand es, die Macht der unbändigen Großen zu brechen. Den Thüringern setzte er den Radulf zum Herzog, den Bayern und Alemannen gab er Gesetzbücher und erinnerte so die Völker jenseits des Rheines an seine Herrschaft. Doch nicht dauernd waren hier die Erfolge des fränkischen Königtums. Im Osten der Elbe, in den Ländern an der Oder, Moldau und Donau, die seit der Wanderung der Germanen im

dritten Jahrhundert von slavischen Stämmen besetzt worden waren, hatte ein Franke, welcher als Kaufmann ins Land gekommen, Samo, ein großes Wendenreich begründet und bedrohte von hier aus die östlichen Grenzen. Es kam zwischen Wenden und Germanen zum Kampf. Bei Wogastisburg im Egerlande wurden im Jahre 630 die Franken in einer dreitägigen Schlacht aufs Haupt geschlagen, und seitdem wuchs den Slaven der Mut, der sich in fortwährenden Einfällen nach dem Frankenreiche kund that. Radulf, der in Thüringen den slavischen Angriffen am meisten ausgesetzt war, wehrte sich mit Erfolg und errang dadurch eine fast selbständige Stellung, und auch Bayern und Alemannen machten Miene, sich loszureißen. In dieser schwierigen Lage mußte Dagobert seinen Sohn Sigebert zum Könige Austrasiens machen und die Vormundschaft dem Bischof Kunibert von Köln und dem Herzog Adalgisel, dem Sohne des heiligen Arnulf und Schwiegersohn des älteren Pippin, übergeben. Seit dieser Zeit wurden die Wenden mit Erfolg zurückgetrieben. Als Dagobert 638 starb, folgte ihm in Neustrien sein jüngerer Sohn Chlodowech, in Austrasien der ältere Sigebert. Aber sie führten die Herrschaft nur dem Namen nach. Aus den Wirren und Fehden der Großen, welche in Austrasien sich das Hausmeieramt streitig machten, erhob sich nach schweren Kämpfen Pippin der Mittlere, Adalgisels Sohn und Enkel Arnulfs und Pippin des Älteren, zu einer herrschenden Stellung. Ursprünglich Führer einer Partei in Austrasien, ein Herzog der Austrier, erhielt er das Amt des Majordomus und war demnach ein Diener des Merowingischen Königs. Doch es war dies nur reine Form. Wohl hielt der König noch seine Gerichtssitzungen, empfing Gesandte und nahm die Heeresschau ab, aber Pippins Willen allein entschied: er allein war der Herrscher. Die Schwäche der Könige, wie der immer schroffer werdende nationale Gegensatz zwischen Neustrien und Austrasien hatten die Bildung einer solchen Gewalt im Hause der Pippiniden gefördert. Es blieb aber Pippins Macht nicht auf Austrasien beschränkt. Die Zerrüttung in Neustrien und Burgund, welche seit Chlothar II. vereinigt geblieben waren, wuchs zu erschreckender Höhe und gab Pippin Gelegenheit zur Einmischung. Bei Testri, unweit St. Quentin, errang 687 Pippin über König Theoderich von Neustrien und seinen Hausmeier Berthar einen blutigen Sieg, der ihn zum Herrn des ganzen Frankenreiches machte. Theoderich blieb zwar König, und als er starb, herrschten seine Söhne in Neustrien weiter, aber Pippin, jetzt in allen drei Reichen zum Majordomus bestellt, wußte durch kluge Politik auch den Hof des

Neustriers sich gefügig zu erhalten. In Austrasien lag der Schwerpunkt seiner Macht, hier hatte seine Familie altbegründetes Ansehen und reiche Güter. Mit Dagobert II. (674—678) hatte das Merowinger Geschlecht in Austrasien zu regieren aufgehört, war hier die eigentliche Grundlage der Gewalt das Herzogtum, und so kam denn zuerst hier der Titel Fürst und Herzog der Franken auf, den Pippin und seine Nachfolger führten.

Es war Pippin nicht vergönnt, das Werk der Neubegründung des fränkischen Reiches zu vollenden, aber er hat die Macht seines Hauses begründet und zu dem den Anfang gemacht, was unter seinen Nachfolgern so großartig dastand. Er vermochte es nicht zu hindern, daß das Land südlich der Loire sich fast gänzlich der Verbindung mit dem Reiche entzog, aber die deutschen Stämme, welche unter ihren Herzögen sich thatsächlich völliger Selbständigkeit erfreuten, unterwarf er von neuem. Mit dem Friesen Radbod hat er glücklich gekämpft, er hat den angelsächsischen Glaubensboten Willibrord unterstützt, der den Friesen das Evangelium verkündete. Doch als er im Jahre 714 die Augen schloß, da war allenthalben erst der Grund gelegt zu einer neuen Ordnung und blieb den Nachfolgern noch viel zu thun übrig.

Nicht wie ein königlicher Beamter, sondern wie ein unbeschränkter Fürst hat Pippin über das Reich bei seinem Tode verfügt. Da er das Unglück gehabt hatte, seine beiden Söhne in blühendem Alter zu verlieren, so ernannte er seinen sechsjährigen Enkel Theodoald zum Majordomus, ließ ihn feierlich mit dieser Würde bekleiden und bestellte seine Gattin Plectrude zum Vormund des Knaben. Was aber der Sterbende als seinen letzten Willen verkündete, das fand nicht bei allen Franken bereitwillige Anerkennung. Noch lebte ein Sohn Pippins von einer Nebenfrau, Karl, den die spätere Überlieferung Martell oder den Hammer genannt hat. Er lehnte sich wider den schwachen Theodoald auf, den die Neustrier schon vertrieben hatten, und als die Austrasier ihm zufielen, streckte er die Hand nach seines Vaters Erbe aus und schickte sich an, es gegen einheimische und fremde Feinde zu behaupten. Es war ein gewaltiger Kampf, den er aufnahm, aber siegreich führte er ihn durch und überwand durch Tapferkeit und Thatkraft nach und nach alle Schwierigkeiten. Die siegreiche Schlacht von Vincy (717) sicherte ihm den unbestrittenen Besitz Austrasiens, und zwei Jahre später gab ihm ein neuer Sieg über die Neustrier bei Soissons die Macht über Neustrien. Jahr für Jahr wurde gekämpft, um die Friesen und Sachsen zurückzuschlagen, um Alemannen,

und Bayern, die alle zur Zeit des Krieges zwischen Plectrude und Karl die lästigen Fesseln des Gehorsams abgestreift hatten, der fränkischen Hoheit zu unterwerfen und Aquitanien wieder zu gewinnen. Karl hat noch mehr gethan. Um seiner Herrschaft durch die Kirche Kraft zu verleihen, gewährte er den angelsächsischen Glaubensboten in Deutschland Schutz und Beistand. Wilfrid, Willibrord, Winfrid und andere Gottesmänner zogen zu Friesen, Hessen, Thüringern und Sachsen, dem Christentume neue Gebiete aufzuschließen, und zugleich wurden kirchliche Einrichtungen getroffen, welche für die Entwickelung des fränkischen Reiches von größter Bedeutung werden sollten. Und noch mehr: Karl sollte zum Retter der christlichen Welt werden. Während des Krieges mit dem Herzog von Aquitanien erschienen die Araber, deren stürmischem Angriffe eben das Westgotenreich unterlegen war, auf fränkischem Boden und bedrohten Westeuropa mit Unterwerfung und Bekehrung zum Islam. Die beiden großen Gewalten, die beide seit dem Verfall des römischen Reiches auf die Weltherrschaft Anspruch machten, Islam und Christentum, rüsteten sich zum Entscheidungskampfe. Karl trat dem Gegner mit der Kraft des geeinigten Frankenreiches entgegen und brachte ihm 732 bei Poitiers und 737 bei Narbonne solche Niederlagen bei, daß er den Angriff auf die christliche Welt des Westens fortan aufgab.

Im Jahre 741 starb Karl Martell. Zwei Söhne hinterließ er, Karlmann und Pippin, zwischen denen er das Reich teilte. Der ältere, Karlmann, erhielt die deutschen Länder, Austrasien, Alemannien und Thüringen, während dem jüngeren, Pippin, das romanische Gebiet, Neustrien, Burgund und die Provence zufielen. Nicht ohne Kampf sollten die Söhne das Reich übernehmen. Odilo von Bayern und Theutbald von Alemannien erhoben die Waffen. Aber Odilo von Bayern wurde besiegt und an seiner Stelle Thassilo zum Herzog eingesetzt, und die Alemannen mußten ihre Treulosigkeit mit einem blutigen Gericht bei Cannstadt büßen.

Da Karlmann der Herrschaft und dem weltlichen Leben 747 entsagte, um sich in dem Kloster Monte Casino frommen Werken zu widmen, so vereinigte Pippin das ganze Reich in seiner Hand. Wie dieses Reich auch aufgerichtet worden war, die Merowinger hatten keinen Teil an ihm gehabt. Unter ihnen war Land um Land verloren worden und hatten die Großen ihr Haupt erhoben und die königliche Macht gebrochen. Jetzt war im Inneren das Ansehen der Krone wieder hergestellt und waren die Abgefallenen zum Gehorsam zurückgeführt. Und mochte auch das neue Reich in mehr als einer Hinsicht seinen Zusammenhang mit

dem alten nicht verleugnen können, so waren doch auch wieder wichtige Veränderungen eingetreten, die es als etwas neues erscheinen ließen. Der Schwerpunkt der Herrschaft war nach Osten verlegt worden, und in der Unterwerfung und Bekehrung der deutschen Stämme hatten die neuen Herren des Landes ihre erste, wichtigste Aufgabe gefunden. An nichts von alledem hatten die schwachen Merowingerkönige ihre Kraft gesetzt, nicht an den Siegen über die germanischen Völker, nicht an der Mission, nicht an dem Triumph, den das Christentum über Mohammeds Anhänger auf den Schlachtfeldern in Südfrankreich errang, hatten sie Anteil. Nur ein Schimmer der alten Würde war ihnen geblieben.

„Dem Könige,“ sagt Einhard, „war nichts gelassen, als daß er, zufrieden mit dem königlichen Namen, mit herabhängendem Haar und langem Bart auf dem Throne saß und den äußeren Schein des Herrschers an sich hatte, die Gesandten, welche von rings her kamen, anhörte und ihnen beim Abgange wie aus eigener Machtvollkommenheit die Antworten erteilte, die ihm gelehrt oder ihm geradezu befohlen worden waren. Außer dem leeren Königsnamen und dem nötigen Lebensunterhalte, den ihm der Hausmeier nach Gutdünken anwies, besaß er weiter nichts als sein eigen als einen Hof, noch dazu von geringem Umfange, auf welchem er ein Haus hatte und Diener in geringer Anzahl, die ihm die notwendigsten Dienste leisteten und ihm zur Hand waren. Wohin er sich begab, fuhr er auf einem Wagen, der von Rindern gezogen und von einem Rinderknechte in ländlicher Weise geleitet wurde: so pflegte er in die Pfalz, so zu den öffentlichen Versammlungen des Volkes, die jährlich für die Reichsgeschäfte gehalten wurden, zu ziehen, so nach Hause zurückzukehren. Die Verwaltung des Reiches und alles, was daheim und nach außen zu thun und zu verfügen war, besorgte der Hausmeier.“

Fast muß man fragen, warum nicht schon früher der Versuch gemacht wurde, das Recht und die Verhältnisse mit einander in Einklang zu bringen und dem den königlichen Namen zu geben, der die Macht des Königs ausübte. Die Erinnerung an den unglücklichen Ausgang des Versuchs, den hundert Jahre früher der Majordomus Grimoald gemacht hatte, seinen Sohn an Stelle des Merowingers auf den Thron zu setzen, wie die geringe Aussicht, in Neustrien für eine solche Usurpation Anhänger zu gewinnen, hatten bisher die austrasischen Fürsten von dem letzten Schritte zurückgehalten. Jetzt lagen die Verhältnisse anders. Das Frankenreich schien fortan eine Schöpfung des karolingischen Hauses und

das Königtum der Merowinger war kein Recht mehr, es war zum Unrecht geworden. Der Sturz von Chlodowechs Hause ist von Pippin mit Hilfe des römischen Bischofs vollzogen worden. „Pippin,“ so erzählt eine alte Überlieferung, die größeren Lorscher Annalen, „schickte Gesandte an den Papst und ließ fragen wegen der Könige im Frankenlande, die zu jener Zeit waren, ohne königliche Gewalt zu haben, ob es gut sei oder nicht; und Zacharias meldete dem Pippin, daß es besser sei, der werde König genannt, welcher die Gewalt habe als der, welcher ohne königliche Gewalt geblieben, und damit die Ordnung nicht gestört werde, befahl er gemäß apostolischer Autorität, daß Pippin König werde.“

Auf einem Reichstage zu Soissons im Jahre 751 wurde Childerich III. abgesetzt und Pippin zum Könige gewählt. Bonifatius selbst, der Apostel der Deutschen, hat den neuen Herrscher und seine Gemahlin gesalbt. Im Jahre 754 kam Zacharias' Nachfolger, Papst Stephan II., über die Alpen, um Pippins Unterstützung anzurufen. Er wiederholte die feierliche Salbung an dem König und verpflichtete die fränkischen Großen unter Androhung der Excommunication, aus keinem anderen Geschlechte in Zukunft den König zu küren.

So war der Bund zwischen dem aufstrebenden Königtum der Karolinger und dem Papsttum geschlossen, waren die beiden Gewalten mit einander in nahe Verbindung getreten, welche von nun an durch das ganze Mittelalter die Grundlage jeder Entwickelung werden sollten.

Ehe wir aber der weiteren Erhebung des fränkischen Reiches folgen, ist es nötig, nochmals den Blick rückwärts zu wenden, um die Entfaltung der christlichen Kirche in ihren wichtigsten Stadien kurz darzustellen und die Verbreitung des christlichen Glaubens in Deutschland in den Berichten der Quellen zu schildern.

Siebentes Kapitel.

Das Christentum bei den Deutschen.

Die iro-schottischen und fränkischen Glaubensboten.

Während die Ostgermanen frühzeitig ihre Heimat verließen und auf römischem Boden mit ihrem Glauben auch ihr altes Volkstum verloren, bewahrten die Westgermanen, die Deutschen im eigentlichen Sinne, welche ihre Heimat nicht sowohl aufgaben als von ihr aus kolonisierend sich süd- und westwärts ausbreiteten, treu den Glauben ihrer Väter, für den ihre niedere Kultur wie der Charakter ihres Landes mit seinen wilden Berggipfeln und düsteren Wäldern und der von brandendem Meere umwogten Küste Vorbedingungen waren. Am Rhein blieben zwar die Westgermanen mit dem Christentume in dauernder Berührung, denn hier hatten christliche Gemeinden die Stürme der Völkerwanderung glücklich überstanden, aber erst mit dem Übertritt Chlodowechs faßte der christliche Glaube unter den Franken Wurzel. Als nun das Frankenreich erobernd auf das Gebiet der deutschen Stämme zurückgriff, da mußte es, wie es ja auch sonst in die Stelle des römischen Reiches eintrat, das Christentum schützen und die Mission bei Alemannen und Bayern, Hessen und Thüringern befördern. Doch langsamer, als man erwarten durfte, gelangte der neue Glaube in den deutschen Ländern zu Macht und Ansehen. Der Grund für diese seltsame Erscheinung lag nicht nur darin, daß nie rastender Hader unter den Söhnen und Enkeln des großen Chlodowech eine planmäßige Verbreitung des Evangeliums erschwerte und die geistige Verarmung, der Mangel an innerem Leben, Verweltlichung und einreißende Unsittlichkeit die Kraft der fränkischen Kirche lähmten, sondern es sind dabei auch andere Beweggründe thätig gewesen. So leicht es inmitten der römischen Bevölkerung und

unter ganz veränderten Lebensbedingungen den ausgewanderten Ostgermanen werden mußte, sich dem Glauben Christi zuzuwenden, ebenso schwer war es den Westgermanen, in der alten Heimat, welche tausendfältige Erinnerung an den alten Glauben bewahrte, in Verhältnissen, die unverändert und noch ganz von heidnischen Anschauungen durchdrungen waren, auf den geheiligten Glauben der Väter zu verzichten und einer neuen Lehre sich zuzuwenden, welche in fremdem Gewande, in der Sprache des römischen Feindes, zu ihnen redete und als eine Lehre des Friedens vor allem von ihnen Ablegung jener kriegerischen Gesinnung forderte, welche ihr Leben durchdrang und noch den Todwunden mit der Hoffnung auf Walhalla freudig erhob. Es mußte also die Annahme des Christentums nicht blos als ein Wechsel des Glaubens, sondern auch als ein Aufgeben des alten Volkstums erscheinen. So erklärt sich die Hartnäckigkeit, mit welcher sich selbst die den Franken verwandten und unterworfenen Stämme gegen das Christentum verschlossen. Doch auch für sie schlug endlich die Stunde, und wie es nur eine Frage der Zeit für die Franken gewesen war, wann sie sich auf dem ehemals gallischen Boden zu Christi Lehre bekehrten, so ließ sich bei längerer Verbindung der Germanen mit dem christlichen Frankenreiche mit Sicherheit voraus sehen, daß auch die binnendeutschen Stämme ihren Brüdern in der Annahme des Christentums nachfolgen würden.

Wenig wurde, wie wir schon oben erwähnten, von den Franken zur Bekehrung des rechtsrheinischen Gebietes gethan, und hatten die vereinzelten Versuche, welche von gallischen Bischöfen gemacht wurden, wirklich Erfolg, so ging doch die Mission in den kriegerischen Zeiten nach König Dagobert zu Grunde oder verwilderte, vom Heidentume überwuchert. Eine erfolgreichere Thätigkeit wurde von anderer Seite entwickelt, von Seiten der altbritischen Kirche.

Unter den Einfällen und Raubzügen der Pikten und Skoten und den Stürmen der Einwanderung von Angeln und Sachsen war in den ersten Jahrzehnten des fünften Jahrhunderts die christliche Kirche in England fast ganz vernichtet worden. Da geschah es, daß zur selben Zeit der heilige Patrik, der Sohn eines christlichen Mannes, aus England von Räuberscharen nach Irland geschleppt wurde. In die Heimat zurückgekehrt, faßte er den Entschluß, Irland für das Evangelium zu gewinnen. Lehrend und predigend durchzog er um die Mitte des Jahrhunderts die Insel und gründete hier der neuen Lehre eine feste Stätte. Die neue irische Kirche nahm etwa hundert Jahre später unter Columban

dem Älteren einen mächtigen Aufschwung. Klöster entstanden, in denen ein reiches, christliches Leben sich entfaltete und die Literatur blühte. War das Land der Lehre Christi gewonnen, so setzte ein Teil der Mönche den Wanderstab weiter, um an anderer Stelle das Heilswerk von neuem zu beginnen. Die Prediger führten Amt und Namen des Bischofs und blieben in einer gewissen Abhängigkeit von dem Kloster, von dem sie ausgegangen waren. Diese christliche Kirche, welche hier in Irland sich erhob, entwickelte sich zu einer Zeit, in welcher der römische Bischof nicht imstande war, in diesem fernsten Westen der Welt fördernd oder hemmend seine Macht geltend zu machen. Kein Wunder daher, wenn wir die irischen oder iro-schottischen Bischöfe, auch nach dem altirisch-gadelischen céle-dé Culdeer, das heißt Männer Gottes zubenannt, in mancherlei Dingen von der römischen Kirche abweichen sehen. Es bezogen sich diese Unterschiede freilich weniger auf den Glauben selbst als auf die Kirchenverfassung und äußere Gebräuche.

Noch im sechsten Jahrhundert verbreitete sich das Christentum, wie es Columban lehrte, von Irland zu den Schotten und Angelsachsen und gingen Apostelscharen über den trennenden Meeresarm hinüber nach dem Frankenreiche, um hier den Glauben von neuem zu beleben und von hier aus den Germanen das Christentum zu bringen. Ihr Führer war der jüngere Columban. Mit zwölf Gefährten verließ er das Kloster Bangor, um im Frankenlande zu predigen, und wo er zum Volke sprach, riß er durch feurige Beredsamkeit seine Hörer mit sich fort. Es verstummte selbst die ihm feindliche Geistlichkeit, welche den Unwillen der über den Verfall der Kirchenzucht erregten Menge fürchten mußte. Die Könige aber waren den frommen Mönchen günstig und unterstützten sie bei ihren Niederlassungen in den Vogesen. Bald wurden mitten in der Wildnis große, von zahlreichen Schülern besuchte Klöster gegründet, nicht stattliche Bauten, wie die Klöster späterer Zeit, sondern Haufen unscheinbarer Hütten, überragt von einem niederen Gotteshause, neben dem ein runder Turm sich erhob, der die Glocken trug und in Zeiten der Not eine Zufluchtsstätte bot.

Das Leben des heiligen Columban hat uns Jonas, der Abt des Klosters Bobbio, beschrieben. Drei Jahre nach Columbans Tode, ums Jahr 618, war der Biograph in das Kloster Bobbio als Mönch eingetreten, konnte daher noch aus einer lebendigen Tradition schöpfen. Schwülstig ist die Schreibart des gelehrten Abtes, sein Werk aber, auch wenn es uns gerade über das, was uns als das Wichtigste erscheint, über die

Missionsthätigkeit Columbans, nur unzureichend Kunde giebt, um seiner vielen kulturhistorischen Nachrichten willen wertvoll.

Nachdem Jonas die Jugend Columbans geschildert, fährt er*) fort:

„Aus dem Lande Britannien**) zogen die Apostel hinweg und wandten sich darauf nach Gallien, wo damals wegen der Menge äußerer Feinde und wegen der Säumigkeit der Bischöfe die Kraft der Religion fast erloschen war. Nur der christliche Glaube allein wurde bewahrt, aber die Heilmittel der Buße und das Verlangen nach Abtötung des Fleisches wurden nur selten gefunden. Wohin aber der ehrwürdige Mann kam, verkündete er das Wort des Evangeliums, und es gefiel dem Volke, daß die Lehre seiner Predigt durch den Schmuck der Beredsamkeit geziert und zugleich auch durch das Beispiel der Tugend bekräftigt wurde. So reich aber waren er und die Seinen an Demut, daß, wie die Menschen dieser Welt um Ehren und Würden sich abmühen, so er mit den Seinen wetteiferte in Unterwürfigkeit und jeder den anderen darin zu übertreffen suchte, eingedenk jener Vorschrift: ‚Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet'***), und der Worte des Jesaias†): ‚Ich sehe aber an den Elenden, und der zerbrochenen Geistes ist, und der sich fürchtet vor meinem Wort.' So große Frömmigkeit und Liebe war in allen, daß sie eins waren im Wollen und Nichtwollen, und Bescheidenheit schmückte sie, Mäßigkeit und Milde. Sie haßten das Laster der Trägheit und Zwietracht, züchtigten den Fehler des Stolzes und der Überhebung mit harten Kasteiungen und vertrieben schändlichen Haß und Neid mit weisem Streben, und so groß war ihre Geduld, ihre Liebe und Milde, daß du glauben konntest, der Gott der Sanftmut wohne unter ihnen. Wenn sie aber fanden, daß einer von ihnen in einen Fehler gefallen war, dann mühten sie sich ab, den Strauchelnden durch Vorwurf zu züchtigen.

Allen war alles gemeinsam. Versuchte einer sich etwas zu eigen zu machen, so wurde er von der Gemeinschaft mit den übrigen ausgeschlossen und durch die Buße gestraft. Keiner wagte dem Nächsten Böses mit Bösem zu vergelten, keiner harte Worte hervorzubringen. Man konnte glauben, daß sie in ihrem Wandel das Leben von Engeln führten. So

---

*) Vita S. Columbani 11. 12. 17. 33. 53. Acta Sanctorum S. Benedicti ed. Mabillon. Lutet. Paris 1669. Gesch. d. d. V. Lief. 5.

**) Gemeint ist hier die Bretagne, genannt nach den Briten, welche sich nach der angelsächsischen Eroberung an die Küste Galliens flüchteten.

***) Matth. 23, 12.

†) Jes. 66, 2.

große Gnade aber war über den heiligen Mann Columban ausgegossen, daß er, in wessen Haus er auch nur eine Zeit lang verweilte, aller Herzen zum Dienste Gottes gewann.

Es kam nun die Kunde von Columban an den Hof des Königs Sigebert, der zu dieser Zeit im Besitze der Reiche der Austrasier und Burgundionen über die Franken herrschte*). Dies Volk aber hat vor den übrigen Stämmen, welche Gallien bewohnen, einen hochberühmten Namen. Da der heilige Mann mit den Seinen zu ihm kam, gewann er wegen der Fülle seiner Beredsamkeit die Liebe des Königs und seiner Höflinge. Es begann aber der König ihn zu bitten, daß er im Gebiete von Gallien seinen Wohnsitz nehme und ihn nicht verlasse, um zu anderen Völkern zu wandern: alles, was er fordere, werde er ihm gewähren. Da antwortete er dem Herrscher, er könne nicht durch den Besitz von Gütern dieser Welt bereichert werden, sondern wolle, soweit die Schwachheit des Fleisches nicht entgegenstände, der Lehre des Evangeliums folgen, welche sagt**): ‚Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach.‘ Da er solches sprach, gab ihm der König zur Antwort: ‚Wenn du Christi Kreuz aufzunehmen und ihm zu folgen begehrst, so suche die Ruhe der Einöde. Nur verlasse unser Reich nicht, um zu anderen Völkern zu wandern, damit du deinen Lohn vergrößerst und für unser Heil Sorge trägst.‘ Als ihm nun so die Wahl gelassen worden, gehorchte er den Ermahnungen des Königs und zog in die Wildnis. Es gab aber damals eine gewaltige Einöde, Vosagus***) geheißen, in welcher sich ein vor Zeiten zerstörter Ort befand, den die Alten Anagrates†) nannten. Hierher wandte sich der Mann, wiewohl die Wildnis groß war und das Land durch Wüsteneien und Felsen abschreckte, und hier ließ er sich, zufrieden mit kärglicher Nahrung, nieder, eingedenk jenes Wortes: Nicht von Brot allein nähre sich der Mensch, sondern sättige sich mit dem Worte des Lebens und habe Überfluß an diesem Mahle, an welchem sich jeder sättigen kann für alle Ewigkeit††).

Da nun die Zahl der Mönche größer wurde, begann er nachzudenken, wie er einen besseren Ort in dieser Wildnis suche, an dem er

*) Dies ist ein Irrtum. Sigebert (561—575) war schon gestorben und nur Herr von Austrasien gewesen. Sein Sohn Childebert II. wurde 575 König von Austrasien und erbte 593 von König Guntram Burgund.

**) Luc. 9, 23.

***) Die Vogesen. †) Anegray. ††) 5. Mos. 8, 3.

ein Kloster erbauen könnte. Und er fand einen Ort, der ehedem stark befestigt war und von seiner bisherigen Wohnstätte ungefähr acht Meilen entfernt lag. In alter Zeit nannte man ihn Luxovium*). Hier gab es warme Bäder, die mit vieler Kunst gebaut waren, und im nahen Haine standen zahlreiche steinerne Götzenbilder, die ehedem in heidnischer Zeit mit thörichtem Brauch verehrt wurden. Hier rüstete sich der ehrwürdige Mann, ein Kloster zu bauen. Auf diese Kunde hin begann das Volk von allen Seiten herbeizuströmen und sich dem Dienste Gottes zu weihen, so daß bald die allzu große Menge der Mönche im Kloster nicht mehr Raum fand. Hierher kamen die Kinder der Edlen, um mit Verschmähung der Freuden dieser Welt und Verachtung irdischer Güter den Lohn des Himmels zu erwerben. Sobald aber der heilige Columban sah, daß das Volk von allen Seiten herbeikomme, die Gnadenmittel der Buße zu empfangen, und die Mauern eines Klosters die Menge der Kommenden nicht mehr fasse, suchte er einen anderen Ort, der ausgezeichnet war durch den Reichtum des Wassers. Hier erbaute er ein anderes Kloster, das er Fontanä nannte**) und dessen Leitung er Männern überließ, an deren Rechtgläubigkeit er nicht zweifelte. An beiden Orten brachte er die Schar seiner Mönche unter. Er selbst weilte abwechselnd in beiden Klöstern und faßte, erfüllt vom heiligen Geiste, die Regel ab, nach welcher sie leben sollten und an der ein jeglicher kluger Leser und Hörer erkennen kann, von welcher und wie großer Gelehrsamkeit der heilige Mann war."

Bald aber kam es zu mancherlei Streitigkeiten zwischen Columban und dem gallischen Klerus über die Berechnung des Osterfestes und andere kirchliche Einrichtungen. Anfänglich schützte den Apostel die königliche Macht, bis er im Jahre 610 dem Könige schwere Vorwürfe über seinen Lebenswandel machte und dadurch seinen Zorn in dem Maße erregte, daß er das Frankenland verlassen mußte, wie uns Jonas in folgendem erzählt:

„Brunhilde***) stachelte jetzt auf alle Weise das Herz des Königs†) wider Columban auf und trieb selbst die Vornehmen, die Höflinge und alle Großen an, daß sie den König gegen den Mann Gottes in Zorn

---

*) Luxeuil.

**) Fontaines.

***) Sigebert war 575 gestorben. Sein Nachfolger war sein Sohn Childebert und als dieser 596 starb, gelangten seine Söhne Theodebert und Theoderich unter ihrer Großmutter Brunhilde Leitung zur Herrschaft.

†) Gemeint ist Theoderich.

brächten. Auch reizte sie die Bischöfe an, daß sie die Art seiner Gottesverehrung herabsetzten und die Vorschriften, welche er seinen Mönchen gegeben, schmähten. Es gehorchten aber die Höflinge dem Rate der bösen Königin und brachten den König wider den Mann Gottes auf und verlangten, daß er entweder sein Kloster verließe oder seine Regel rechtfertige. Durch sie überredet, kam der König zum Manne Gottes nach Luxovium und warf ihm vor, daß er von den Gewohnheiten des Landes abweiche und nicht allen Christen den Zutritt zu den inneren Räumen des Klosters gestatte. Aber der heilige Columban, der kühn war und starken Herzens, antwortete dem Könige, der ihm solches vorwarf, daß er nicht die Gewohnheit habe, weltlichen und gottlosen Männern den Zutritt zu den Wohnungen der Knechte Gottes zu gewähren, denn er habe auch passende Gemächer, in denen jeder Aufnahme finden könne, der da komme. Weiter sagte der König: ‚Wenn du von uns freigebige Geschenke und unsere Hilfe haben willst, muß allen der Zutritt zu allen Gemächern offen stehen.‘ Es erwiderte der Gottesmann: ‚Wenn du zu verletzen versuchst, was bisher bei uns Gebot der Regel war, so will ich fernerhin weder deine Freigebigkeit noch deinen Schutz genießen. Und bist du hierher gekommen, um die Klöster der Knechte Gottes zu zerstören und die Klosterzucht aufzulösen, so, wisse nur, wird dein Reich bald zu Grunde gehen und mit ihm dein ganzes königliches Geschlecht!‘ Und dies hat sich denn auch später erfüllt. Schon war der König verwegen bis in das Refectorium eingedrungen. Jetzt aber lenkte er, durch diese Worte erschreckt, seine Schritte zurück. Aber der heilige Mann bedrängte ihn mit harten Scheltworten. ‚Du hoffst‘, sagte Theoderich, ‚daß ich dich mit der Krone des Märtyrertums schmücken werde: wisse, ich bin so thöricht nicht, ein solches Verbrechen zu begehen, sondern werde Rat schaffen, daß der Mann, der von der Gewohnheit des ganzen Landes abgeht, auf demselben Wege hinweg gehe, auf dem er gekommen!‘ Zugleich hört man laute Rufe der Hofleute: sie wollten nicht dulden, daß einer hier wohne, der sich gesondert von den anderen halte. Columban aber sagte, er würde das Kloster nie verlassen, man führe ihn denn mit Gewalt davon.

Darauf zog der König hinweg, ließ aber einen vornehmen Mann zurück, Baudulf mit Namen. Der vertrieb den Mann Gottes aus dem Kloster und führte ihn in die Verbannung nach Vesontium*), wo er bleiben sollte, bis der König über ihn entschied.“

*) Besançon.

Da aber Columban Besançon verließ und eigenmächtig in sein Kloster zurückkehrte, sollte er mit den Genossen, welche mit ihm aus der Heimat gekommen waren, nach Britannien zurückgeführt werden. Aber allerhand Wunder zeigten an, daß es Gottes Wille nicht sei, daß er aus dem Frankenreiche hinwegziehe. So ging denn der Glaubensbote zu Chlothar, dem Könige Neustriens, der sich freundlich seiner annahm und ihm sicheres Geleite zu dem mit Theoderich verfeindeten Theodebert gab. Theodebert aber gewährte ihm Unterstützung und bat ihn, das Evangelium in seinen Landen zu predigen. Darauf wandte sich der Heilige nach den Ufern des Oberrheins und Bodensees, um hier von neuem seines Predigtamtes zu walten. Wie es hier durch ein Wunder gelang, die Heiden zu bekehren, wird uns durch Jonas berichtet:

„Darauf gelangten sie in eine Gegend, die dem Manne Gottes wenig gefiel. Aber trotzdem gelobte er zur Verbreitung des Glaubens hier eine Zeit lang zu verweilen. Sueben sind es, die dort wohnen. Da Columban nun hier seinen Wohnsitz aufschlug und unter den Bewohnern jenes Ortes einherging, erfuhr er, daß sie ein heidnisches Fest zu feiern sich anschickten und daß sie ein großes Faß, Kupa*) bei ihnen geheißen, das ungefähr 26 Eimer enthielt und mit Bier gefüllt war, in die Mitte ihres Kreises niedergelegt hatten. Es trat darum der Mann Gottes zu ihnen und fragte sie, was sie damit wollten. Jene sagten, sie brächten ihrem Gotte Wodan, den andere Mercurius nennen, ein Opfer. Wie jener von dem scheußlichen Werke hört, da blies er das Gefäß an, und alsobald zersprang durch ein Wunder das Faß mit lautem Gekrach, zerlöste sich in viele Stücken, und mit lautem Brausen stürzte das Bier mächtig heraus. Da konnte man ganz offen sehen, daß der Teufel in dem Fasse gewesen sei, der durch das irdische Getränk die Seelen der Opfernden fangen wollte. Die Barbaren aber, die Zeugen dieses Wunders waren, erstaunten und sagten, der Mann Gottes müsse einen starken Atem haben, daß er ein in Reifen gebundenes Faß also auseinander zu sprengen vermöchte. Der aber schalt sie mit den Worten des Evangeliums und befahl ihnen, von solchen Opfern zu lassen und nach Hause zu gehen. Damals bekehrten sich viele auf den Rat des heiligen Mannes zum Glauben Christi und nahmen die Taufe. Andere aber, die schon die Taufe empfangen hatten, jedoch in Irrtum gefallen waren, führte er durch das helfende Wort der Kirche wie ein guter Hirte zum rechten Glauben zurück."

*) Kufe.

Unter mancherlei Mühsal lebte Columban eine Zeit lang mit seinen Gefährten in Bregenz. Dann zog er nach dem Siege Theoderichs über Theodebert nach Italien, wo ihn der Langobardenkönig Agilulf mit Ehren aufnahm. Hier gründete er unweit der Trebbia das berühmte Kloster Bobbio, das wie alle diese Klöster der iro-schottischen Mission eine Pflegestätte der Wissenschaft wurde.

Unter den Gefährten, welche einst mit Columban von Bangor aus nach dem Frankenreiche zogen, befand sich auch der heilige Gallus, der, als sein Meister über die Alpen nach Italien wanderte, in Alemannien zurückblieb, um hier weiter für die Ausbreitung des Evangeliums zu wirken. Er war es, der im wilden Steinachthale sich eine Hütte baute und damit den Anlaß zu jener Ansiedelung von Mönchen gab, aus der dann später das Kloster zu St. Gallen erwuchs. Als in der folgenden Zeit sich das Kloster immer mehr hob, wurde hier die Lebensbeschreibung des Stifters, etwa hundert Jahre nach seinem Tode, von einem ungenannten Mönche verfaßt. Auch sie ist für die Kulturgeschichte jener Zeit von hoher Bedeutung.

Wir übergehen die Thätigkeit, welche nach des Biographen Mitteilung Gallus in der Verkündigung des Christentums am Zürichsee und in Bregenz entfaltete, und heben hier nur die Erzählung*) von der Gründung des Klosters zu St. Gallen hervor:

„Hierauf wandte sich Gallus, der erwählte Mann Gottes, an einen Diakon, namens Hiltibad, den treuen Genossen des Priesters Willimar von Arbona**), da dieser sich vor allen anderen durch die Kenntnis jener einsamen Gegend auszeichnete, und sprach zu ihm: ‚Mein Sohn, hast du jemals in der Abgeschiedenheit dieser Einöde eine Stätte gefunden, welche sich zum Bau eines Bethauses und eines Klosters eignete? Denn es verlangt mein Herz mit Sehnsucht danach, meine Tage in der Einsamkeit zu verleben, da doch der Psalmist uns dazu ermuntert und sagt: ‚Siehe, fliehend habe ich es aufgeschoben und ich verblieb in der Einsamkeit und erwartete den, der mich gesund machte***)‘. Ihm erwiderte der Diakonus und sagte: ‚Mein Vater, rauh und wasserreich ist die Wildnis; hohe Berge enthält sie, enge Thäler und wildes Getier mancher Art, sehr viele Bären und Herden von Wölfen und Ebern, und ich fürchte, daß, wenn

*) Vita et miracula S. Galli. Ausgabe von G. Meyer von Knonau in den Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben vom histor. Verein zu St. Gallen. 12. Heft. 1870. K. 11—13. Gesch. d. Vorzeit. Heft 31.

) Arbon am Bodensee. *) Psalm 55, 8. 9.

ich dich dahin geleite, sie über dich herfallen.‘ Aber der Mann Gottes gab zur Antwort: ‚Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?*) Wer den Daniel aus der Löwengrube errettete, der ist auch mächtig, mich aus den Klauen wilder Tiere zu befreien.‘

Da der Levit solche Beharrlichkeit sah, sprach er: ‚Laß uns morgen in die Verborgenheit der Wälder eindringen, vielleicht daß wir eine passende Stätte auffinden, denn ich vertraue auf die Milde unseres Schöpfers, daß er uns würdig erachtet, den Führer des Tobias uns zuzusenden.‘ Nach gewohnter Weise verharrte der Gottesmann an diesem Tage im Gebete, ohne Speise zu sich zu nehmen. Als aber der Morgen anbrach, traten beide unter Gebet den Weg an. Schon war die dreimal dritte Stunde des Tages verstrichen, und der Levit fragte den Mann Gottes, ob er sich erquicken wolle, aber jener sagte, er wolle nichts zu sich nehmen, bevor sich nicht durch die Fügung Christi eine Stätte finde, da er wohnen könne. Wieder werden die schon ermüdeten Glieder angestrengt, bis man endlich zu einem Flüßchen kam, namens Petrosa**). Geeignet schien die Stelle, das Nachtlager aufzuschlagen, da sich hier eine Menge schuppentragenden Getieres zeigte, denn sie waren zu dem Orte gelangt, wo das Flüßchen sich vom Berge herabstürzt und eine Höhlung im Felsen gebildet hat***). Ein mitgebrachtes Netz wird in das Wasser gesenkt und eine nicht geringe Menge Fischlein gefangen. Feuer wird von dem Leviten aus einem Kiesel geschlagen und ein Mahl bereitet. Als nun der Mann Gottes das gewohnte Gebet suchte, stieß er mit dem Fuße an einen Dornbusch und stürzte. Der Diakon suchte ihn vom Boden zu erheben, hörte aber von ihm die Worte: ‚Laß mich, dies ist meine Ruhe ewiglich. Hier will ich wohnen, denn es gefällt mir wohl†).‘ Und da Gallus sich vom Gebete erhoben hatte, machte er ein Kreuz aus einer Haselrute und hing daran die Kapsel, darinnen die Reliquien der heiligen Jungfrau der Jungfrauen, des heiligen Desiderius und des erhabenen Heerführers Mauritius sich befanden. Darauf begannen beide von neuem zu beten, und demütig flehte der Mann Gottes: ‚Herr Jesus Christus, Schöpfer des Himmels, der du durch des Kreuzes Siegeszeichen zu Hilfe gekommen bist dem Menschengeschlechte, gieb zur Ehre deiner

*) Römer 8, 31.

**) Die Steinach.

***) Gemeint ist die nachmalige Stelle des Klosters unterhalb des jetzigen Mühletobels, durch das die Steinach herunterstürzt.

†) Psalm 132, 14.

Auserwählten diesen Ort, auf daß sie hier wohnen und dich preisen!‘ Bis zum Untergange der Sonne verharren sie im Gebet, und mit Danksagung wird die Speise eingenommen. Darauf geben sie sich der Ruhe hin, aber bald erhebt sich der Gottesmann schweigend und verrichtet vor der Kapsel sein Gebet, während sein Begleiter im Geheimen wacht. Da kommt ein Bär vom Gebirge herab und verschlingt die Überreste ihres Mahles, doch der Erwählte Gottes ruft ihm zu: ‚Untier, im Namen unseres Herrn Jesu Christi befehle ich dir: nimm das Holz und wirf es ins Feuer!‘ Sogleich aber kehrte der Bär um, ergriff einen schweren Holzklotz und trug ihn ins Feuer. Da bot ihm der Gottesmann zum Lohne ein Brot an, fügte aber einen Befehl hinzu und sagte: ‚Im Namen meines Herrn Jesu Christi, weiche aus diesem Thale. Berge und Hügel mögen dein Gebiet sein, hier aber sollst du kein Tier und keinen Menschen mehr verletzen!‘ Wie dies sein Gefährte sah, stand er auf, warf sich dem Heiligen zu Füßen und sagte: ‚Nun weiß ich, daß der Herr mit dir ist, denn die Tiere der Wildnis erfüllen dein Gebot.‘ Er aber antwortete sogleich: ‚Sage dies keinem, bis du den Ruhm Gottes schaust.‘“

Wir übergehen die weiteren Schicksale des heiligen Gallus und seiner Stiftung. Das reiche wissenschaftliche Leben, welches in dem Kloster St. Gallen emporblühte, wird uns oft genug noch nach der Stätte des iro-schottischen Glaubensboten zurückführen.

Neben den Sendboten der altbritischen Kirche wollen wir an dieser Stelle noch des fränkischen Apostels Rupert gedenken, der gegen Ende des siebenten Jahrhunderts nach Bayern zog, um hier den Samen des Evangeliums auszustreuen, und den bischöflichen Sitz in Salzburg begründete. Die Geschichte von der Gründung des Bistums in der alten Römerstadt an der Salzach hat ein ungenannter Geistlicher der salzburger Kirche zur Zeit des Erzbischofs Adalwin, der im Jahre 873 starb, aufgezeichnet. Ist daher die Überlieferung auch späterer Zeit angehörig, so ist sie doch sicherlich älteren, glaubwürdigen Quellen, die uns verloren gegangen sind, entsprungen und aus diesem Grunde wertvoll. Es führt uns dieser Bericht in den Osten Deutschlands, in jene Gegenden, die dem Lande benachbart lagen, in welchem der heilige Severin einst, die Reste der christlichen Bevölkerung und der römischen Macht schirmend, waltete.

Der Biograph*) Ruperts erzählt:

*) Monum. Germ. hist. SS. XI. p. 4.

„Zur Zeit des Frankenkönigs Childebert*), und zwar im zweiten Jahre seiner Regierung, lebte der ehrwürdige Bekenner Christi Rupert als Bischof in der Stadt Wormatia**). Aus dem königlichen Stamme der Franken entsprossen, war er berühmt als Lehrer des katholischen Glaubens, der evangelischen Lehre und jeglicher Tugend. Er war ein bescheidener Mann, fromm und klug, wahrhaft in Worten, gerecht in seinem Urteil, voll Voraussicht im Rate, thatkräftig im Handeln, reich an christlicher Liebe und zeichnete sich aus durch Unsträflichkeit seines Lebens. Darum kamen unzählige Schüler, seine heilige Lehre zu empfangen, und erhielten von ihm die Beweise ewigen Heiles. Da nun der Ruf seines heiligen Wandels sich weit und breit verbreitet hatte, drang auch die Kunde hiervon zu dem Herzoge Bayerns, Namens Theodo. Dieser suchte durch eifrige Bitten, so gut als er konnte, den Mann Gottes zu bewegen, daß er in sein Land käme und durch seine heilige Lehre es erleuchte. Der Prediger willigte, von der Liebe zu Gott getrieben, ein. Zuerst sandte er seine Boten, dann aber erschien er selbst zum Segen der Herde Christi. Als solches der Herzog hörte, ergriff ihn große Freude, mit den Seinen zog er ihm entgegen und nahm den heiligen Mann und Lehrer des Evangeliums mit aller Ehre und Würde auf in seiner Stadt Ratispona***). Es begann darauf der Gottesmann ihn über christlichen Wandel zu belehren und im katholischen Glauben zu unterrichten. Nicht lange darauf bekehrte er ihn und viele andere Edle und Unedle dieses Volkes zum wahren Glauben Christi, einigte sie in der heiligen Taufe und kräftigte sie in der heiligen Religion. Es gab dann der Fürst dem frommen Manne die Erlaubnis, sich einen geeigneten Ort für sich und die Seinen auszuwählen, und wo es ihm in diesem Lande gefiele, Kirchen zu bauen und alles, was zum geistlichen Leben gehörte, einzurichten. Darauf ging der Mann Gottes, auf dem Donaufluß hinabschiffend und das Samenkorn des Lebens ausstreuend, bis nach dem unteren Pannonien, kehrte alsdann wieder nach der Stadt Lauriacum†) zurück und heilte hier durch die Kraft des Herrn viele Schwache und von mancherlei Krankheit Befallene durch sein Gebet. Dann machte er sich nochmals auf den Weg und gelangte zu einem Orte namens Walarium††), wo er eine Kirche zu Ehren des heiligen Apostelfürsten Petrus baute und weihte.

---

*) Childebert III. 695—711. **) Worms.

***) Regensburg.

†) Lorch.

††) Seekirchen am Wallersee.

Hier gab ihm der Herzog zuerst im Umkreis einige Güter zu eigen. Später aber kam dem heiligen Bischof Rupert zu Ohren, es gebe nahe dem Flusse Ivarus*) einen Ort, der mit seinem alten Namen Juvavia**) heiße. Hier fände man viele Häuser von wunderbarem Bau aus alter Zeit, aber fast alles sei jetzt in Trümmer zerfallen und vom Walde überwuchert. Als der Mann Gottes dies hörte, wünschte er mit eigenen Augen zu sehen, was an der Sache Wahres sei, und begann den Herzog Theodo auf göttlichen Antrieb zum Heile der gläubigen Seelen zu bitten, daß er ihm die Gewalt über jenen Ort übertrage und ihm erlaube, die Wälder zu lichten und zu roden, und wie es ihm beliebe, den kirchlichen Dienst zu ordnen. Der Herzog gab seine Zustimmung und erteilte ihm von jenem Lande zwei Meilen in der Länge und Breite zum Besitze, damit er darüber nach Gutdünken zum Nutzen jener heiligen Kirche verfüge. Da begann denn der fromme Mann jene Gegenden zu säubern, erbaute hier Gott eine schöne Kirche, welche er zu Ehren des heiligen Petrus weihte, und errichtete ein Kloster mit den übrigen Wohnungen der Kleriker, wie es gebräuchlich ist. Darauf setzte er den priesterlichen Dienst fest und ließ hier täglich in richtiger Ordnung den Gottesdienst feiern.

Da aber der Lehrer Rupert einige Gefährten zur Verbreitung der evangelischen Wahrheit zu haben wünschte, ging er zurück in seine Heimat. Mit zwölf Schülern kehrte er wieder und brachte zugleich mit sich eine Magd Christi, namens Erindrud. Ihr gab er in der oberen Burg von Juvavia eine Wohnstätte, sammelte hier eine Schar von Nonnen und regelte, wie es die kanonische Ordnung verlangt, ihren Wandel. Er selbst wanderte ununterbrochen durch das Land, indem er die Seelen der Christen stärkte und sie ermunterte, mit Festigkeit im Glauben auszuhalten. Er lehrte sie mit Worten und vollbrachte wunderbare Thaten.

Als er aber Kirchen erbaut und geweiht und Priester unteren und oberen Grades eingesetzt hatte, bestellte er sich selbst einen Nachfolger, und da er schon lange voraus den Tag seiner Abberufung ahnte, stärkte er seine Schüler im Glauben und kehrte zu seinem Sitze***) zurück. Hier hauchte er nach der göttlichen Predigt in Gegenwart der Brüder während der Worte des Gebetes in Frieden seinen Geist aus am Tage der Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi. An seinem Grabe vollziehen sich

*) Die Salzach.

**) Juvavia o. Juvavum d. heutige Salzburg.

***) D. h. nach Salzburg.

noch bis auf den heutigen Tag eine Menge von Heilungen für alle, welche gläubig darum bitten, durch den Gott, der da lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Neben Rupert ist Emmeran von Poitiers zu nennen, der in der Gegend von Regensburg das Christentum lehrte, der heilige Corbinian, der in der Gegend von Freising, der heilige Pirmin, welcher in der Pfalz und am oberen Rhein das Werk des Heils auf sich nahm. Auch unter den Hessen und Thüringern gewann der neue Glauben an Boden, doch blieb die Mehrzahl des Volkes heidnisch und die Gläubigen verfielen an vielen Orten in Irrtümer. Hier hatte der heilige Kilian gewirkt, bis er in Würzburg ein frühzeitiges Martyrium fand. Noch fehlte aber den in Deutschland gegründeten Kirchen der Zusammenhang untereinander, eine feste hierarchische Ordnung und die Verbindung mit Rom. Alles dies aber war damals notwendig, sollte das Christentum nicht verwildern, sollten nicht neu entstehende Sekten einer weiteren Verbreitung des Evangeliums hindernd entgegentreten. Die kirchliche Organisation konnten jedoch die iro-schottischen Mönche in Deutschland nicht vollenden, denn ihre Kirche selbst ermangelte einer festen, einheitlichen Gestaltung. Ihre fruchtbringende Thätigkeit soll deswegen nicht herabgesetzt werden, kommt ihnen doch das große Verdienst zu, allenthalben den Boden bereitet zu haben, auf dem dann der christliche Glaube gedeihen und die Kirche sich erheben konnte.

2. Die englische Mission und Bonifatius.

Durch Jahrhunderte hat das Christentum mit dem römischen Weltreich gerungen, bis es nach einem Kampfe, ohnegleichen in der Geschichte, erst Duldung sich erstritt und zuletzt die unbeschränkte Herrschaft erlangte. Die weite Ausdehnung des römischen Gebietes, dessen Grenzen mit denen der damals bekannten Welt zusammenfielen, sein lebendiger Verkehr und Handel, die den Standort oft wechselnden Legionen mußten Verbreitung des christlichen Glaubens befördern, und so gab es, noch ehe die Kaiser sich zur Anerkennung des Christentums entschlossen, Anhänger des Evangeliums in allen Teilen des ungeheuren Reiches. Mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion vollzog sich aber ein wichtiger Umschwung im Leben der Völker. Bisher hatte der Staat, der allein den religiösen Kult in seine Dienste zwang, das menschliche Leben bestimmt. Jetzt war neben ihm eine neue, rein geist-

liche Macht erwachsen, welche, an Inhalt und an Gewalt von ihm wesentlich unterschieden, fortan um die Herrschaft über die Menschen mit ihm den Kampf aufnehmen sollte. So traten von jetzt ab Kirche und Staat einander gegenüber, und auf diesem Gegensatze beruhte von nun im Abendlande jedwede Entwickelung.

Ungleichartig sollte sich in den beiden Reichshälften die Kirche entfalten und nicht mit einem Male konnte sie ihre Macht erringen. Zunächst gedachten die Kaiser die Kirche nicht aus ihrer Gewalt zu lassen. Als weltliche Schutzherren, wie als Richter über die unaufhörlich um sich greifenden Zwistigkeiten der Sekten, gaben sie noch ihrer weltlichen Macht die Oberhand über ein ehrgeizig aufstrebendes Priestertum. Der Kaiser war es, welcher als der oberste Herr der Geistlichkeit angesehen wurde, der die geistlichen Ämter besetzte und die kirchlichen Versammlungen berief und im Gegensatze zu der kirchlichen Tradition, welche schon frühe behauptete, daß die Bischöfe als Jünger der Apostel und der römische Bischof an ihrer Spitze, als Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, die Kirche zu regieren und in ihrer Einheit zu vertreten hätten, thatsächlich die Kirche leitete. So mußte die christliche Kirche ihre Anerkennung als Staatskirche um teuren Preis erkaufen, sie sollte ihre Freiheit dahin geben und auf selbständiges Leben Verzicht leisten. In der Kirche des Ostens ist auch thatsächlich der Kaiser der gebietende Herr geblieben. Anders mußten sich im Westen die Verhältnisse gestalten. Seit der Teilung des Reiches unter die schwachen Söhne des Theodosius hatte das Westreich nur ein kümmerliches Dasein gefristet und in verzweifelten Versuchen, sich der Angriffe der barbarischen Völker zu erwehren, seine Kraft erschöpft. Westgoten, Burgunder, Vandalen, Sueben hatten sich in seinem Gebiete niedergelassen, Glied um Glied vom Körper des alternden Reiches abgerissen, bis der Machtspruch des auf die Unterstützung seiner Söldnerscharen pochenden Odovakar den letzten purpurgeschmückten Träger römischer Kaisergewalt im Westen von dem Throne herab in ruhmlose Verborgenheit wies. Mit dem Sturze der Kaisermacht fiel aber auch das größte Hindernis, welches der Entwickelung der römischen Papstgewalt feindlich entgegen stand. Die kaiserliche Leitung der Kirche kam damit in Wegfall, und zugleich verschwanden für Rom die Rivalen, neben welchen Rom bei altbegründetem Ansehen zu führender Stellung sich nicht aufschwingen konnte, Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und die anderen Städte des Ostens, deren geistliche Häupter bisher als Mittelpunkte kirchlicher Provinzen angesehen worden waren. Der Osten

ging fortan einen anderen Weg, im Abendlande aber gab es keine Kirche, welche, an Zahl der Märtyrer oder an geschichtlicher Bedeutung Rom gewachsen, den Ansprüchen der heiligen Stadt auf die Dauer sich zu widersetzen vermocht hätte.

Dazu waren die dem Sturze des römischen Reiches folgenden Stürme wohl geeignet, das Ansehen der römischen Kirche zu kräftigen. Die römischen Provinzen wurden von den Germanen überflutet, welche der unterworfenen Bevölkerung als Barbaren und Arianer gleich verhaßt waren. Um so fester schlossen sie sich, da sie Jahrhunderte lang sich in dem Reiche als eine Einheit gefühlt hatten und so bald sich dieses Gefühls nicht entledigen konnten, an den römischen Bischof an. War das politische Band, das sie zusammengehalten, auch zerrissen, so bot die Kirche doch einen Ersatz. In der Einheit des Glaubens sah die unterdrückte romanische Welt noch ihre Einheit, Bildung und Macht fortleben, und der römische Bischof war es, der als der Vertreter des in der Idee fortlebenden römischen Reiches erschien, als der sichtbare Mittelpunkt der religiösen Gemeinschaft, die an die Stelle des staatlichen Verbandes getreten.

So viele germanische Reiche es gab, so viele Landeskirchen waren entstanden, aber die römische Kirche überwand sie alle. Die Vandalen und Ostgoten, welche den Katholiken Afrikas und Italiens am gefährlichsten gewesen waren, erlagen Belisars und Narses' Feldherrnkunst, die Burgunder wandten sich im Anfange des sechsten Jahrhunderts dem Glauben ihrer Unterthanen zu. Ihnen folgten die Westgoten in Spanien unter König Reccared 587, zuletzt noch die Langobarden um 650. Die Franken allein unter den germanischen Völkern hatten sich gleich von Anfang an zum katholischen Glauben bekannt. In bewußtem Gegensatze zu ihren arianischen Stammverwandten, warfen sie sich zu Vorkämpfern der orthodoxen romanischen Bevölkerung auf und traten zu dem römischen Bischof in eine nahe folgenschwere Verbindung. So hatten äußere Verhältnisse das Aufstreben der päpstlichen Macht in jeder Weise gefördert. Aber auch Roms Bischöfe sind eifrig bemüht gewesen, ein gebietendes Ansehen im Westen sich zu erwerben. Leo I. war es, der seine Ansprüche den übrigen Bischöfen gegenüber durch die Stellung zu begründen suchte, welche Petrus den übrigen Aposteln gegenüber eingenommen hat. Nach seiner Auffassung war Petrus der Erbe von Christi Gewalt und Roms Bischöfe wieder die Erben Petri und sprach durch sie der Apostelfürst zu den Gläubigen. Wohlbegründeter Widerstand gegen den Vorrang des

römischen Bistums vor den übrigen ist erhoben worden. Zuletzt aber gewöhnte man sich doch in Gallien, Spanien und Italien daran, dem Bischof Roms eine höhere Gewalt zuzuerkennen und in seinem Rate oder seinem Urteile die endgiltige Entscheidung zu erblicken. Unter den Päpsten, welche ausdauernder Kraft und weitschauenden Blickes die Macht der römischen Kirche förderten, ist zu jener Zeit keiner Gregor I. (590—604) zu vergleichen. Was bis dahin Sitte war in Verfassung und Kultur der Kirche, in ihrem Leben und Glauben, das hat er zu festem Gesetze kraftvoll erhoben und damit den unwandelbaren Grundstein zu neuem Aufbau gelegt. Er wurde in einen heftigen Kampf mit dem Patriarchen von Konstantinopel, Johannes, verwickelt. Um die wichtigste Frage wurde gestritten, welcher der beiden Kirchen der Vorrang gezieme, Rom oder Konstantinopel. Damals nahm Johannes den Titel eines allgemeinen Bischofs an. Im Gegensatze hierzu nannte sich Gregor Knecht der Knechte Gottes, wiewohl schon damals der Bischof Roms im Abendlande Papst geheißen wurde. Der Streit blieb erfolglos, aber den einen Gewinn hatte Gregor doch, daß er darüber zu voller Klarheit gelangte, daß ein Anspruch auf die Leitung der ganzen Kirche undurchführbar sei, und daß er nun um so mehr seine ganze Kraft darauf verwenden müsse, der Oberherrschaft des römischen Bischofs in den engeren Grenzen des Abendlandes eine festere Gestalt zu geben. Dadurch ist er recht eigentlich Begründer des Papsttums geworden. Ganz erfüllt von dem werbenden Eifer, der damals in der Kirche auflebte, faßte er den Plan, die Mission in größerem Umfange wieder aufzunehmen und so sein geistliches Reich zu vergrößern. Und zwar sollten, während bis dahin die Einheit der christlichen Kirche nur eine innere gewesen war und das Übergewicht des römischen Stuhles mehr auf freiwilliger Anerkennung als auf Zwang beruht hatte, die dem Heidentum entrissenen Länder unmittelbar von Rom abhängig gemacht werden und eine hierarchische Ordnung erhalten, welche in Rom ihre Spitze fand.

Die neue Welt nun, welche dem Evangelium gewonnen und zugleich eine feste Stütze des Papsttums werden sollte, war die germanische, so weit sie noch in den Banden des Heidentums lag oder nur vereinzelte Missionen aufwies. Bei der Verbreitung der christlichen Lehre sollten aber die Angelsachsen dem Papste getreue und willfährige Gehilfen sein. Zu ihnen hat Gregor seine Glaubensboten gesendet, und der Acker, den er hier bestellen ließ, hat ihm reichliche Frucht getragen.

Als im Beginn des fünften Jahrhunderts Stilicho, um die bedrohten

Grenzen Italiens zu retten, die römischen Truppen aus Britannien zurückgezogen hatte, waren Jahr für Jahr Pikten und Skoten über die Grenzwälle, durch welche die Kaiser die Provinz einst sicherten, gestiegen, um das wehrlose, in den Waffen ungeübte Land mit räuberischen Einfällen heimzusuchen. In ihrer Not, so berichtet die Sage, wandten sich die Briten an die Angeln und Sachsen. Unter den Führern Hengist und Horsa kamen diese Germanen aus ihren Sitzen auf der jütischen Halbinsel herbei, um den Angegriffenen beizustehen, aber bald wandelten sich die schlachtgewöhnten Helfer zu Unterdrückern. Durch nachrückende Scharen verstärkt, gründeten die Germanen sich die Einzelreiche Kent, Sussex, Essex, Wessex, Ostangeln, Mercia, Deira und Bernicia und unterwarfen die romanisierten Ureinwohner der Insel. Mancher verließ damals die Heimat, um an der benachbarten Küste Galliens sich neue Wohnsitze zu suchen und seine Selbständigkeit zu wahren. Andere zogen sich in die unwirtlichen Gegenden von Wales zurück und führten von hier aus zur Verteidigung ihrer Freiheit einen Verzweiflungskampf gegen die Bedränger. Mit der römischen Kultur verfiel aber auch das Christentum in dem eroberten Lande. Erst von Irland aus, wo es Patrik predigte, kehrte das Evangelium zu den Angelsachsen zurück. Die iroschottischen Mönche lehrten es und gründeten zugleich als Mittelpunkte ihrer Missionsbezirke ihre blühenden Klöster. Daneben aber gab es noch ganze heidnische Reiche.

Wie Gregor darauf verfiel, sein Heilswerk mit den Angelsachsen zu beginnen, das erzählt nach einer alten Legende der englische Geschichtschreiber Beda in anschaulicher Weise. Sein Bericht*) lautet:

„Ich möchte nicht mit Stillschweigen jene Erzählung von dem heiligen Gregorius übergehen, welche unsere Vorfahren uns erhalten haben, und welche zeigt, durch welche Veranlassung der Papst**) bewogen wurde, so eifrig für das Seelenheil unseres Volkes zu sorgen. Man berichtet nämlich, daß, als eines Tages Kaufleute mit vielen Waren auf dem Forum***) erschienen und viel Volk zum Kaufe zusammengeströmt sei, auch Gregorius seine Schritte dahin gelenkt habe. Da habe er unter anderen Dingen Knaben gesehen, die man zum Kaufe ausgestellt hatte, die sich durch schönes Antlitz, blendende Haut und herrliches, auf vornehme Abstammung deutendes Haupthaar auszeichneten. Als er sie erblickte,

*) Bedae venerabilis Historiae ecclesiast. gentis Anglorum l. V. Cura et studio Johannis Smith. Cantabrigiae. 1722. II. 1.

) Gregor I. *) Zu Rom.

fragte er sie, wie man erzählt, aus welchem Lande sie herbeigeführt worden wären. Man antwortete, sie stammten von der Insel Britannien, deren Bewohner dieses Aussehen hätten. Wieder fragte er, ob diese Inselbewohner Christen oder verstrickt in den Irrtümern des Heidentums seien. ‚Sie sind Heiden,‘ lautete die Antwort. Da seufzte jener aus der Tiefe seines Herzens und sagte: ‚Ach wie schmerzlich ist es, daß über Menschen von so leuchtendem Angesicht der Meister der Finsterniß herrscht und daß die Begnadigung mit solchem Angesicht nicht mit der Begnadigung inneren Lichtes verknüpft ist!‘ Weiter forscht er, mit welchem Namen man jenes Volk nenne, und man berichtet ihm, daß sie Engelländer heißen. ‚Wahrhaftig mit Recht,‘ so sagt er, ‚denn sie haben ein engelgleiches Angesicht und sollten der Engel Miterben in den himmlischen Reichen sein. Welchen Namen aber führt jene Landschaft, woher sie kommen?‘ Man giebt ihm den Bescheid, daß sie Deira heißt. ‚Wohl,‘ sagt er, ‚mögen sie de ira, das heißt, vom Zorne Gottes erlöst und zur Barmherzigkeit Christi berufen sein. Wie aber nennt sich der König jenes Landes?‘ ‚Aella,‘ antwortet man ihm. Da sprach er, an den Klang jenes Namens gedenkend: ‚Allelujah, das Lob Gottes des Schöpfers soll in jenen Landen gesungen werden!‘

Und er ging zum Bischof des römischen und apostolischen Sitzes, denn er selbst war noch nicht Papst zu jener Zeit, und bat ihn, daß er zum Volke der Angeln nach Britannien einige Diener des Wortes Gottes sende, durch welche das Land zu Christus bekehrt werde: er selbst sei bereit, mit Hilfe des Herrn das Werk zu vollenden, wenn es dem apostolischen Vater genehm sei. Doch sollte sein Begehr nicht in Erfüllung gehen, denn wenn auch der Papst seine Bitte genehmigte, so gestatteten ihm doch die Bürger Roms nicht, daß er so lange von der Stadt sich entferne, und bald darauf wurde er zum Papste gewählt. Er sandte darum andere Glaubensboten, unterstützte aber ihre Predigt und machte sie fruchtbar durch Ermahnung und sein Gebet.“

Gregors des Großen Unternehmen fand eine wesentliche Unterstützung durch die politischen Verhältnisse. König Ethelbert von Kent († 616) war mit einer katholischen Fürstin, der Tochter des fränkischen Königs Charibert I. und Enkelin Chlothars I., vermählt, und die rechtgläubige Christin wirkte gegen die iro-schottische Geistlichkeit für den Anschluß an Rom. So wurde denn gerade hundert Jahre nach jenem denkwürdigen Übertritt Chlodowechs die Mission in England begonnen, und mit so glücklichem Erfolge hat man sie weiter geführt, daß im Laufe der nächsten

hundert Jahre das gesamte angelsächsische Volk sich zum Christentume bekehrte.

Es war der Bischof Augustinus, den Gregor nach England sandte. Als Primas aller Kirchen in Britannien sollte der Apostel die Kirche in dem ganzen Lande nach römischem Herkommen gestalten. Da in England die Bestrebungen des Papstes nicht feindlich mit einer starken Staatsgewalt zusammenstießen, so konnte Gregor hoffen, hier von Anfang an seine Stellung so zu begründen, daß sie nicht als ein auf Herkommen beruhender Ehrenvorrang, sondern als ein anerkanntes Recht angesehen wurde. König Ethelbert von Kent wurde zuerst von den Aposteln Roms gewonnen. Wie es einem anderen von den Sendlingen Gregors, dem Paulinus, gelang, den König Eadwin zu bekehren, das schildert uns recht anschaulich Beda*) in folgender Erzählung:

„Aber auch ein himmlisches Gesicht, welches die Gnade Gottes ihm, da er einst bei dem Könige der Angeln, Reduald, in der Verbannung lebte, zu enthüllen geruhte, trug viel dazu bei, König Eadwins Sinn empfänglich zu machen, die Ermahnungen der Heilslehre anzuhören und zu verstehen. Da nämlich Paulinus sah, daß der stolze Geist des Königs sich schwer zur Demut des Heilsweges und zur Aufnahme des Geheimnisses des lebendigen Kreuzes beugen könne, und er selbst für das Heil Eadwins und seines Volkes, durch das Wort der Ermahnung vor den Menschen und das Wort des Gebetes vor dem Angesicht des gnädigen Gottes eifrig bemüht war, da endlich wurde sein Geist erleuchtet, jenes Gesicht zu deuten, welches einst der Himmel dem Könige gesandt hatte. Ohne Zögern forderte er deshalb den König auf, das Gelübde zu erfüllen, welches er bei jener Erscheinung gelobt hatte, sobald er, von den Mühen jener Zeit errettet, wieder an die Spitze seines Reiches gelange.

Es war aber das Gesicht von folgender Art: Als den König Eadwin einst Ädilfrid, der vor ihm herrschte, verfolgte und er durch Länder und Reiche versteckt und flüchtig irrte, gelangte er auch zu König Reduald und beschwor ihn, sein Leben vor den Nachstellungen der Verfolger zu beschützen. Gern nahm ihn dieser auf und gelobte ihm, seine Bitte zu gewähren. Als aber Ädilfrid vernahm, daß Eadwin in jenem Lande erschienen sei und mit seinen Genossen bei dem Könige des Landes Aufnahme gefunden habe, sandte er Boten zu Reduald und bot ihm eine große Geldsumme, wenn er Eadwin töte. Er erreichte jedoch nichts.

*) A. a. O. II. 12—14.

Darauf sandte er zum zweiten und dritten Male, versprach immer reichere Geschenke und drohte überdies, wenn Redwald sich noch weigere, mit Krieg. Sei es daß diesen nun die Drohungen einschüchterten, sei es daß das Geld ihn bestach, er gab endlich nach und verhieß, Eadwin entweder selbst zu töten oder ihn den Gesandten zu überantworten. Als aber ein treuer Freund des Flüchtigen hiervon vernahm, trat er in das Schlafgemach, wo jener ruhen wollte. Es war um die erste Stunde der Nacht. Er rief Eadwin heraus und unterrichtete ihn von dem, was der König wider ihn sinne. Dazu sagte er: ‚Willst du, so führe ich dich noch zu dieser Stunde aus diesem Lande heraus und an einen Ort, wo weder Redwald noch Ädilfrid dich jemals finden werden‘. Der Verfolgte aber sagte: ‚Dank für deine Güte, doch kann ich nicht thun, was du mir rätst, da ich sonst den Vertrag, den ich mit Redwald geschlossen habe, selbst zuerst brechen würde, ohne daß mir doch jener ein Übel zugefügt, noch mich feindselig behandelt hat. Ist es mir einmal bestimmt, daß ich sterben muß, so mag lieber als irgend ein geringer Mann er mich töten. Wohin nämlich soll ich jetzt meine Schritte wenden, da ich durch alle Lande Britanniens irrend jahrelang flüchtig den Nachstellungen meiner Feinde zu entgehen versucht habe?‘

Der Freund ging davon, und allein blieb Eadwin zurück. Traurig saß er vor der Pfalz, in Menge stürmten die Sorgen auf ihn. Was sollte er thun, wohin seine Schritte wenden? Nirgends fand er Rettung. Lange hatte er schweigend, von Angst verzehrt und wildem Gram gefoltert, dagesessen, da plötzlich sah er vor sich in der Stille der Nacht einen Menschen, dessen Antlitz und Gewand ihm unbekannt waren, und weil er ihn nicht kannte und er unerwartet sich nahte, erfaßte ihn Schrecken. Jener aber trat heran, grüßte ihn und fragte, warum er in dieser Stunde, da alle übrigen ruhten und in tiefem Schlafe lägen, allein wach auf einem Steine trauernd sitze. Eadwin hingegen wollte wissen, was er thue und ob er drinnen oder draußen die Nacht zubringe. Da antwortete der fremde Mann: ‚Meine nicht, daß ich den Grund deiner Trauer und Schlaflosigkeit und deines einsamen Sitzens hier draußen nicht kenne. Ich weiß wohl, wer du bist, warum du trauerst, und welches nahende Unheil du erwartest. Aber sage nur, welchen Lohn versprichst du dem zu geben, der dich befreit von diesen Sorgen und Redwald überredet, weder dir ein Übel anzuthun noch dich zum Tode deinen Feinden auszuliefern?‘ Als nun jener antwortete, daß er alles, was er nur hätte, dafür zum Lohne verheißen würde, fuhr der Unbekannte

fort: ‚Wie nun, wenn man dir in Wahrheit weissagt, daß alle deine Feinde dir unterliegen werden und daß du nicht bloß den väterlichen Thron wiedergewinnen, sondern auch alle deine Vorfahren und alle, welche vor dir im Volke der Angeln Könige waren, an Macht übertreffen sollst?‘ Zuversichtlicher durch das Fragen gemacht, gab Eadwin zur Antwort, daß er den Mann, der ihm zu solchem verhelfen würde, mit reichem Danke belohnen werde. Da fragte jener zum dritten Male: ‚Wenn nun aber der Mann, der dir ein solches Glück in Wahrheit voraussagt, dir nun auch einen Rat giebt für dein Heil und dein Leben, wie ihn besser und nützlicher keiner deiner Vorfahren gehört hat, willst du ihm gehorchen und seiner heilsamen Ermahnung Folge leisten?‘ Ohne Zögern versprach Eadwin, daß er in allen Dingen dem gehorchen werde, der ihn so vielen und großen Leiden entrisse und auf den Thron zurückführe. Da legte der Unbekannte ihm seine Rechte aufs Haupt und sagte: ‚Wenn dir die Erfüllung gekommen sein wird, so gedenke dieses Zeichens und unseres Gesprächs und zögere dann nicht, was du versprochen hast, zu vollenden!‘ Nach diesen Worten verschwand der Unbekannte. Eadwin aber erkannte wohl, daß es kein Mensch gewesen, sondern ein Geist, der ihm erschienen.

Und da der königliche Jüngling noch auf dem Steine saß und sich des Trostes freute, der ihm geworden war, aber erregt im Herzen darüber nachdachte, wer jener sein und woher er kommen könnte, der zu ihm gesprochen, nahte sich plötzlich wieder sein Freund und sagte ihm fröhlichen Angesichts: ‚Auf, komme herein, laß Sorgen und Qual und gieb Körper und Geist Ruhe, denn der Sinn Redualds hat sich gewandelt! Nicht mehr will er Böses dir thun, sondern die versprochene Treue bewahren. Als er jenen bösen Gedanken, von dem ich dir früher sprach, im Geheimen seiner Gemahlin enthüllte, brachte ihn diese von seiner Absicht zurück, indem sie ihn darauf verwies, daß es einem Könige nicht gezieme, seinen besten Freund in der Not um Gold zu verkaufen und die Treue, die wertvoller sei als alle Schätze, um Goldes willen zu brechen.‘

Darauf that auch Redualb also. Er lieferte den Flüchtling den Feinden nicht nur nicht aus, sondern half ihm auch, sein Reich wiederzugewinnen. Denn während die Boten nach Hause zurückkehrten, sammelte er zur Bekämpfung Ädilfrids ein großes Heer, und da jener mit ungleichen Kräften ihm entgegenzog, ließ er ihm nicht Zeit, sein ganzes Heer zu sammeln, sondern schlug ihn im Gebiete des Volkes von Mercia,

östlich von einem Flusse, der Idlä*) heißt. In diesem Treffen fiel auch Redualds Sohn Raegenheri. Und so ist Eadwin nach jener Weissagung, die er empfangen hatte, nicht nur den Nachstellungen des feindlichen Herrschers entgangen, sondern folgte ihm auch nach seinem Tode zum Ruhme des Reiches in der Herrschaft.

Da nun Paulinus das Wort Gottes predigte und der König immer noch zögerte, sich zum rechten Glauben zu bekehren, und einst in einsamer Nacht allein gedankenvoll saß und beriet, was er thun und welchem Glauben er sich zuwenden sollte, da trat der Mann Gottes zu ihm, legte ihm die Rechte aufs Haupt und fragte ihn: ‚König Eadwin, erkennest du dies Zeichen?‘ Wie nun jener sich ihm zitternd zu Füßen werfen wollte, erhob er ihn und sprach mit freundlichen Worten: ‚Siehe, den Händen deiner Feinde bist du durch Gottes Fügung entronnen, siehe, das Reich, welches du ersehntest, hast du durch sein Geschenk erhalten. Denke daran, ohne Zögern das dritte, was du versprochen hast, zu thun, bekehre dich zu seinem Glauben und gehorche seinen Geboten, denn er hat dich von den zeitlichen Übeln erlöst und dich mit der Ehre irdischen Königtums geschmückt, und wenn du seinem Willen, den er dir durch mich verkündet, gehorchst, so wird er dich auch von den ewigen Qualen befreien und dich im Himmelreiche seiner Seligkeit teilhaftig machen!‘

Da der König solches hörte, antwortete er, er wolle und müsse sich zu dem Glauben bekennen, welchen Paulinus verkünde, doch wolle er noch vorher mit seinen Freunden, den Fürsten und Räten sich darüber bereden, damit, wenn sie mit ihm übereinstimmten, alle zugleich in der Quelle des Lebens, in Christus, die Taufe empfingen. So versammelte er denn die Weisen seines Volkes um sich und richtete an jeden einzelnen die Frage, was er von der neuen, bisher nie gehörten Lehre und von der neuen Gottesverehrung, die man predige, halte.

Da antwortete der erste seiner Priester, Coifi mit Namen, ihm also: ‚Siehe selbst, o König, was die neue Lehre vermag. Ich will dir der Wahrheit gemäß das, was ich erkannt habe, bekennen. Keine Kraft, keinen Nutzen hat die Religion, die wir bisher bekannt haben, denn keiner unter den Deinigen hat eifriger dem Dienste unserer Götter obgelegen als ich, und trotzdem giebt es viele, die reichere Spenden von dir erhalten haben als ich selbst, mit höheren Würden bedacht und jeder Zeit von größerem Glücke begünstigt werden in allem, was

*) Bei Idleton.

sie thun. Hätten aber die Götter Macht, so müßten sie sich eher gnädig meiner annehmen, der ich doch mit Eifer ihnen gedient habe. Wenn nun also die neue Lehre, welche uns jetzt gepredigt wird, sich nach deiner Prüfung als die bessere und stärkere erweist, dann wollen wir uns ohne Zögern zu ihr bekennen.' Ein anderer von den Großen des Königs stimmte diesem Rate und diesen klugen Worten bei und sagte: ‚Mir scheint, o König, das Leben der Menschen hienieden gleicht der schnell vorübereilenden Zeit. Wenn du beim Mahle mit deinen Herzögen und Dienern zur Winterszeit sitzest, in der Mitte auf dem Herde ein Feuer brennt und die Halle durchwärmt, während draußen der Wind heult und Regen oder Schnee fällt, fliegt wohl eilig ein Vöglein durchs Haus. Durch eine Öffnung kam es in die Halle, durch eine andere fliegt es von dannen. In dem Augenblicke, da es drinnen ist, fühlt es keine Kälte, aber kaum ist der Augenblick vorüber, so entschwindet es, aus der Winternacht in die Winternacht zurückkehrend, deinen Blicken. Gleich dem Fluge des Vögleins durch das warme Gemach erscheint mir auch der Menschen Leben: was folgt, was vorausging, wir wissen es nicht. Bringt uns aber die neue Lehre Kunde hiervon, dann verdient sie von uns angenommen zu werden.'

Ähnliches sprachen auch die anderen Alten und die Räte des Königs durch göttliche Eingebung. Darauf sagte Coifi, daß er selbst Paulinus über den Gott, den er verkündete, predigen hören wollte. Da dieser aber auf des Königs Geheiß gepredigt hatte, rief er aus: ‚Schon lange hatte ich erkannt, nichtig seien unsere Götter, und je eifriger ich in dem Gottesdienste die Wahrheit suchte, um so weniger fand ich sie. Nun aber bekenne ich offen, daß in dieser Predigt die Wahrheit offenbar wird, die uns vermag das Geschenk des Lebens, des Heiles und ewiger Glückseligkeit zu geben. Darum, o König, bitte ich dich, die Tempel und Altäre, welche wir ohne Gewinn heilig gehalten haben, schnell der Verdammung und dem Feuer zu überantworten.' Öffentlich stimmte nun der König dem heiligen Paulinus, der das Evangelium lehrte, zu, legte den Götzendienst ab und bekannte sich zum Glauben Christi. Als er nun an seinen Priester die Frage richtete, wer die Altäre und Tempel der Götzen mit den Schranken, die sie umgeben, zuerst zerstören solle, antwortete jener: ‚Ich, denn wer möchte das, was ich in Thorheit verehrt habe, nun zu aller Beispiel besser vernichten als ich, dem Gott jetzt die Weisheit gegeben hat, die Wahrheit zu erkennen.' Sogleich warf er den thörichten Wahn von sich ab und bat den König um Waffen und

einen Schlachthengst, um ihn zu besteigen und davon zu reiten, die Götzenbilder zu zerstören. Es war aber dem Oberpriester nicht gestattet, Waffen zu tragen, und nur erlaubt, sich von einer Stute tragen zu lassen. Umgürtet mit dem Schwerte, nahm er die Lanze in die Hand, bestieg den Hengst des Königs und sprengte zu den Götzenbildern. Wie das Volk solches sah, meinte es, er rase, aber jener verhöhnte das heidnische Heiligtum und schleuderte gegen den Tempel seine Lanze. Er freute sich der Anerkennung des wahren Gottes und befahl seinen Gefährten, das Heiligtum mit all seiner Umgebung zu zerstören und anzubrennen. Es wird aber noch heute der Ort, da die Stätte der Götzenbilder stand, gezeigt. Nicht weit von Eburacum*) nach Osten hin liegt sie, jenseits des Flusses Dorwentio und heißt heute noch Godmunddingaham**), wo der Oberpriester selbst auf Gottes Eingebung seine Kraft bewies und die Altäre zerstörte, die er einst geweiht hatte.

So empfing König Eadwin mit dem ganzen Adel seines Volkes und dem größten Teile des letzteren das Wort und die Taufe heiliger Wiedergeburt im elften Jahre seiner Herrschaft, im Jahre 627 der Menschwerdung Christi und ungefähr 180 Jahre nach der Ankunft der Angeln in Britannien. Getauft wurde er aber zu Eburacum am heiligen Ostertage, am 12. April, in der Kirche des heiligen Apostels Petrus, welche er daselbst, während er vorbereitet und zum Empfängnis der Taufe gelehrt wurde, schnell aus Holz hatte bauen lassen. In dieser Stadt schenkte er selbst seinem Lehrer und Meister Paulinus die bischöfliche Würde."

Als Gregor dem Augustinus die Vollmacht gab, die Kirche in England nach der Weise der römischen Kirche zu gestalten, hatte er der schon blühenden iro-schottischen Mission keine Erwähnung gethan. Notwendiger Weise mußte daher zwischen den Klöstern der Culdeer und den römischen Glaubensboten ein Kampf um die Herrschaft entbrennen. Augustin forderte von den Culdeern die Annahme der in Rom geltenden Osterberechnung, die Abstellung der Eigentümlichkeiten bei der Taufe und gemeinsames Wirken bei der Bekehrung, das hieß die Unterwerfung unter Augustinus' Primat. Die altbritische Kirche hat sich gegen diese Zumutungen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln gewehrt. Sie konnte auf eine reiche Vergangenheit zurückblicken, ihre Klöster waren Stätten blühenden wissenschaftlichen Lebens, ihre Selbständigkeit war

*) York. **) Godmundham. Dorwentio d. heut. Derwent in Yorkshire.

eine wohlverdiente und die Unterordnung schien ihr durch nichts gerechtfertigt. Im weiteren Verlaufe des Streites ist der Kampf um die Osterberechnung in den Vordergrund gerückt worden. Mit Leidenschaftlichkeit ist diese Frage immer wieder erörtert worden, denn unter ihr verbarg sich das wesentliche Moment, das Aufgeben der Selbständigkeit. Da die Könige der angelsächsischen Reiche teils für Rom, teils für die altbritische Mission sich entschieden, so schwankte der Kampf hin und her. Schroff traten die Bekenner einander gegenüber und kämpften mit einander in steigender Erbitterung, in deren Sturm die Stimmen der Gemäßigten, welche zum Frieden predigten, wirkungslos verhallten. Selbst das Leben des Gegners schonte man nicht. So hat gleich im Anfange ein König, den Rom für sich gewonnen hatte, 1200 Mönche von dem Kloster zu Bangor erschlagen. Wurde die römische Osterberechnung in einem Lande eingeführt, dann schüttelten sich eifrige Culdeer den Staub von den Füßen und setzten ihren Wanderstab weiter. Kein Gefäß berührten ihre Lippen, aus welchem einer von der römischen Partei getrunken hatte, wenn es nicht zuvor mit Sand ausgescheuert worden war. Nicht unter demselben Dache verweilten sie mit dem Gegner, noch vereinigten sie sich mit ihm im Gebet, und mit gleicher Unduldsamkeit und Härte hat man es ihnen vergolten.

In jener Zeit erbitterten Hasses ist Bonifatius, der größte unter den angelsächsischen Aposteln, aufgewachsen, in der Zeit des heißesten Kampfes zwischen iro-schottischem und römischem Kirchentum.

Um das Jahr 680 wurde Winfrid*), wie Bonifatius anfänglich hieß, in Wessex geboren. Frühe trat er in das nicht mehr nachweisbare Kloster Adescancestre, wo er so rasche Fortschritte machte, daß er bald bei dem Unterrichten der Schwächeren Verwendung finden konnte. Von hier aus kam Winfrid nach dem Kloster Nhutscelle, jetzt Nursling bei Winchester, wo er bald als Lehrer und Schriftsteller thätig war. Der Kreis von Menschen, der ihn damals umgab, gehörte dem römischen Kirchentume an, ja, gerade der einzige, von dem wir wissen, daß Winfrid unter seiner Leitung stand, der Abt und spätere Bischof Aldhelm, ging in seinem Fanatismus so weit, daß er die iro-schottische Kirchengemeinschaft für ein Teufelswerk erklärte und ihren Gliedern die Seligkeit absprach. Mit dreißig Jahren hat Bonifatius die Weihe als Presbyter empfangen. Schon hatte er einen weitbekannten Namen durch seine

*) Eigentlich Wynfreth, die lat. Übersetzung davon ist Bonifatius.

Lehrthätigkeit sich erworben, als ihn der fromme Eifer, welcher in der jugendfrischen Kirche lebte, erfaßte und veranlaßte, seine Zelle zu verlassen, um das Christentum unter den Heiden zu lehren. Im Jahre 716 verließ er die Heimat und erschien zum ersten Male in Friesland, dessen Herzog Ratbod kurze Zeit vorher die Franken vertrieben und die christlichen Ansiedelungen zerstört hatte. Obwohl Bonifatius die Erlaubnis zum Bekehrungswerke erhielt, kehrte er noch in demselben Jahre nach England zurück. Hier wählten ihn die Mönche seines Klosters nach dem Ableben ihres Oberen zum Abte, aber der Apostel lehnte die Würde ab. Er schloß sich einer Pilgerschar an, welche nach Rom wallfahrtete, und kam selbst, mit Empfehlungsschreiben versehen, im Jahre 718 zu Papst Gregor. Aber seine Absicht war nicht nur, an der Stätte der Apostel zu beten und sich die Kraft zu seinem schweren Werke durch Gebet zu erflehen, sondern er wollte von dem Papste sich eine förmliche Vollmacht für die Mission in Deutschland auswirken: nur so, hat er gemeint, könne er seine Aufgabe allein mit Erfolg durchführen.

Das Leben des heiligen Bonifatius hat ein Presbyter zu St. Viktor in Mainz, Namens Willibald, im Auftrage des Bischofs Lullus von Mainz und des Bischofs Megingoz von Würzburg, zweier Schüler Winfrids, in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts aufgezeichnet. Mitteilungen über das Leben des Heiligen konnte er noch von Bonifatius' Schülern empfangen, und das giebt seinem Werke einen unbestrittenen Vorrang. Leider erfahren wir aber aus dem Leben des Apostels vieles nicht, was in uns besonderes Interesse erwecken würde. Allzu kurz behandelt der Verfasser die Jugendschicksale, die Erziehung, die verwandtschaftlichen Beziehungen Winfrids, ja, er vergißt selbst, uns das Äußere des bedeutenden Mannes zu beschreiben. Es scheint fast, als sollte das rein Menschliche ganz in den Hintergrund treten und nur der Heilige mit seinen frommen Werken uns vor Augen stehen. Überdies bleibt uns manches bei der Verkündigung des Christentums in Deutschland, in dem Verhältnis zu der iro-schottischen Mission unklar, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Auftraggeber des Willibald hier absichtlich dem Biographen Stillschweigen auferlegten. Trotz aller dieser Lücken müssen wir dankbar sein, daß das in schwülstiger Sprache geschriebene Werk des Mainzer Geistlichen bis auf unsere Zeit gekommen ist.

Wir heben aus Willibalds Biographie des Bonifatius einige der wichtigsten Abschnitte, welche vor allem von seiner Missionsthätigkeit

handeln und zugleich uns einen Einblick in die Verhältnisse Deutschlands gestatten, hervor:

Willibald*) erzählt:

„Als der Monat Nisan, das heißt der April, verstrichen war und schon Jari, das ist der Mai, seine Thore öffnete, da wurde auch Bonifatius nachdem er den Segen und Briefe des apostolischen Stuhles nach seiner Bitte empfangen hatte, von dem heiligen Papste ausgesendet, um zu den wilden Völkern Germaniens zu wandeln und zu sehen, ob die unbebauten Gefilde ihres Herzens der Pflugschar des Evangeliums offen ständen und das Samenkorn der Predigt empfangen wollten. Und sogleich sammelte er eine zahlreiche Menge von Reliquien, machte sich mit seinen Gefährten auf die Rückreise, betrat das Gebiet Italiens**) und brachte Geschenke des Friedens an den trefflichen Langobardenkönig Liutprand zum Gruße. Ehrenvoll wurde er von dem Könige aufgenommen und vermochte an seinem Hofe die von der Reise ermüdeten Glieder zu stärken. Darauf durchwanderte er, mit Geschenken entlassen, die Gebirge und die weiten Flächen des Landes und überstieg die steilen Joche der Alpen.

Er betrat des Bayerlandes und des benachbarten Germaniens unbekannte Gebiete und wanderte im Auftrage des apostolischen Stuhles nach Thüringen, um dort, gleich der klugen Biene, zu forschen, welche durch die Gefilde spürend hin und her fliegt, leise mit gefiedertem Flügel die große Menge duftender Kräuter summend umflattert, mit saugendem Rüssel prüft, wo sich der honigsüße Nektar birgt, und ihn mit gänzlicher Verschmähung bitteren und tödlichen Saftes in ihrem Stocke sammelt und, um das Wort der apostolischen Lehre damit zu vergleichen, alles prüfet und das Gute behält***). So sprach jener heilige Mann im Thüringerlande nach dem Auftrage, der ihm vom apostolischen Stuhle geworden war, zu den Führern der Stämme und des ganzen Volkes Fürsten mit geistlichen Worten und rief sie auf den wahren Weg der Erkenntnis und zum Lichte der Einsicht zurück, das sie schon seit langem und zum größten Teile, verführt durch schlechte Lehrer, verloren hatten. Aber auch Geistliche und Priester, von denen die einen noch dem Dienste des allmächtigen Gottes oblagen, die anderen aber durch zuchtloses Leben die Enthaltsamkeit, welche sie als Diener der heiligen Altäre hätten be-

*) Willibaldi vita S. Bonifatii in Bibliotheca rerum germanic. ed. Philippus Jaffé. III. Monumenta Moguntina. Berol. 1866. Gesch. d. d. Vorz. Heft 44. Kap. 5. 8.

**) Oberitalien.

***) 1. Thess. 5, 21.

wahren sollen, verloren hatten, ermahnte er durch evangelische Worte, so viel er vermochte, von der Bosheit und Schlechtigkeit sich zum gerechten Wandel nach den kanonischen Satzungen zu bekehren und belehrte sie. Darauf zog er unter Begleitung seiner Brüder nach dem Frankenlande. Sobald er aber die Kunde von des Friesenkönigs Ratbod Tod vernahm, ergriff ihn große Freude*). Er bestieg einen Kahn und fuhr den Fluß**) hinunter und kam, beseelt von dem Wunsche, daß auch das Friesenland das Wort Gottes vernehmen möge, in Gegenden, welche noch nicht mit himmlischer Predigt bestellt waren. Und da die Verfolgung des grausamen Königs Ratbod aufgehört hatte, so vermochte er die Saat der Himmelslehre auszustreuen. Er stillte den Hunger nach dem Worte Gottes und erquickte die Menge, welche bisher dem heidnischen Aberglauben gedient hatte, mit der Speise der ewigen Predigt. Und da ein plötzlicher Erfolg dem Werke folgte, das er im Herzen ersehnte, und das geweihte Licht der gesandten Lehre durch die Fügung des Herrn zu leuchten begann und des ruhmreichen Herzogs Karl Macht über die Friesen erstarkt war, da ertönte die Posaune des himmlischen Wortes und erklang aus dem Munde der Prediger die Verheißung, während der Tau des Himmels sein Gedeihen dazu gab. Schon fand durch den verheißungswürdigen Mann Willibrord und seine Mitarbeiter das Evangelium Verbreitung. Aber da er sah, daß die Ernte groß und der Arbeiter dabei wenige seien, wurde der heilige Knecht Gottes Bonifatius drei Jahre hindurch ein thätiger Gehilfe des Erzbischofs Willibrord und erwarb in eifriger Mühe um Christi willen dem Herrn nicht geringes Volk, zerstörte die Tempel der Heiden und erbaute unter Mitwirkung des Bischofs Kirchen zum Gebet."

Es war Willibrords Wunsch, den Glaubensboten Bonifatius zum dauernden Genossen zu haben und später ihn als seinen Nachfolger im Amte zu wissen. Aber der angelsächsische Mönch weigerte sich in Hinsicht auf den ihm vom Papste gewordenen Auftrag, den Wunsch des greisen Bischofs zu erfüllen. Wieder griff er zum Wanderstabe und zog, das Evangelium verkündend, zu den Hessen, in deren Lande er zu Amöneburg ein Kloster gründete. Eingeladen durch päpstliche Briefe, wandte er sich von hier im Jahre 723 zum zweiten Male nach Rom. Gnädig nahm der Papst nach den Worten Willibalds des Heiligen Glaubensbekenntnis ent-

*) Im Jahre 719.

**) Der Rhein.

gegen und gab ihm alsdann die Schrift, die seinen reinen, unverdorbenen, wahren Glauben zeigte, zurück, ihn mit heilsamer Lehre ermunternd, daß er ohne Unterlaß die Waffen unverfälschten Glaubens sich wahren und anderen nach bestem Wissen predigen möchte. Gleichzeitig wurde Winfrid die Würde des Bischofs verliehen und er über die Völker gesetzt, die, wie sein Biograph sagt, früher, die Sorge eines geistlichen Hauptes entbehrend, nach den Worten unseres Herrn Gottes da lagen wie die Schafe*), die keinen Hirten haben.

Was Bonifatius weiter vollführte, mag uns Willibalds Bericht erzählen:

„Er durchwanderte darauf die weiten Krümmungen der Wege und betrat vieler Völker Gebiete, bis er zu dem genannten Fürsten der Franken kam. Ehrerbietig wurde er von diesem aufgenommen. Darauf überreichte er dem Herzog Karl die Briefe von dem genannten römischen Bischof und vom apostolischen Stuhl, und nachdem er sich seiner Herrschaft und seinem Schutze unterworfen hatte, kehrte er mit Erlaubnis des Herzogs Karl zu den schon früher betretenen Gebieten der Hessen zurück. Damals aber empfingen viele Hessen, die sich dem katholischen Glauben unterwarfen und durch die Gnade des siebengestalteten Geistes**) stark geworden waren, die Handauflegung, während andere, die im Geiste noch nicht stark geworden waren, sich weigerten, des rechten Glaubens Beweise reinen Herzens anzuhören. Denn noch opferten sie Bäumen und Quellen im Verborgenen oder auch offen, andere übten noch Seherei und Wahrsagung, Wunder und Zauberkünste im Geheimen und vor den Menschen, andere schauten auf den Flug der Vögel und die Zukunft kündende Vorzeichen und erfüllten mannigfachen Opferbrauch, andere aber, deren Geist schon zur Besserung sich neigte, legten ab, was von heidnischem Aberglauben an ihnen war, und thaten nichts von alledem. Auf den Rat und mit Unterstützung der Gläubigen unternahm er es, eine Eiche von wunderbarer Größe, die nach einer alten Bezeichnung der Heiden Joviseiche genannt wurde und an einem Orte stand, der da Gäsmere***) heißt, im Beisein der Knechte Gottes zu fällen. Und da er standhaften

*) Matth. 9. 36.

**) Jes. 11. 1. 2: „Und es wird eine Rute aufgehen vom Stamme Isai und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen, auf welchem wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rats und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn."

***) Geismar bei Fritzlar.

und mutigen Sinnes die Axt an den Stamm legte, war wohl eine große Menge der Heiden zugegen, die ihn als einen Feind ihrer Götter im Innern leidenschaftlich verwünschten. Aber kaum war die Eiche ein wenig getroffen, als plötzlich die ungeheure Masse, vom Windhauche Gottes getroffen, mit zerschmettertem Wipfel zusammenstürzte und sie wie auf des Herrn Befehl in vier Teile zerbarst, so daß vier ungeheure Balken von gleicher Länge allen sichtbar am Boden lagen, ohne daß nur einer der umstehenden Brüder die Hand gerührt hätte.

Als dies die Heiden sahen, die vorher voll Verwünschungen waren, da wandelten sie sich, vergaßen aller Lästerung und priesen, zum Glauben sich bekehrend, den Herrn. Der heilige Priester aber erbaute, nachdem er mit den Brüdern des Rats gepflogen, aus dem Stamme jenes Baumes ein hölzernes Bethaus und weihte es zu Ehren des heiligen Apostels Petrus.

Als er alles dies, was wir erzählt haben, vollendet und unter Gottes Beistand vollbracht hatte, eilte er sogleich nach Thüringen und sprach hier zu den Vorstehern der Gemeinden und den Fürsten des Volkes und forderte sie auf, ihre Blindheit und Unwissenheit abzulegen und zu dem schon früher empfangenen Christentume sich zu bekennen. Denn da die Macht ihrer Könige gebrochen wurde, waren eine große Menge ihrer Grafen unter der gefahrvollen Herrschaft des Theotbald und Heden, welche über sie die Gewalt unrechtmäßigen Herzogtums, die mehr auf feindlichem, hartem Druck als auf Unterwerfung beruhte, grausam ausübten, entweder durch den Tod abberufen oder auf Kriegszügen in Gefangenschaft geraten oder durch allerhand Unglück so bedrängt worden, daß die Überbleibsel des Volkes sich den Sachsen unterwarfen.

Da nun die Herrschaft christlicher Herzöge aufhörte, erlosch auch bei den Thüringern der Eifer für das Christentum und den Glauben und drangen falsche Brüder ein, um das Volk zu verführen und unter dem Vorwande des Glaubens den Abfall und das Verderben der Ketzerei zu predigen. Unter diesen waren Torchtwine und Berehthere, Eanbercht und Hunraed, Ehebrecher und Buhler, die nach dem Worte des Apostels der Herr gerichtet hat*). Diese Männer erregten einen großen Aufstand wider den Mann Gottes, aber besiegt durch die Wahrheit des Wortes, das er ihnen entgegen hielt, empfingen sie das gerechte Urteil der Vergeltung.

Da nun von neuem das Licht des Glaubens dem Volke leuchtete

*) Hebr. 13, 4.

und die Menge dem mächtigen Fallstrick des Irrtums entrissen worden war, da die Freunde des weltlichen Feindes und die Verführer des Volkes vertrieben waren, begann Bonifatius die reiche Ernte nur mit wenigen Schnittern anzutreten, und obwohl er anfangs oft den Mangel und die Not dieser Welt zu ertragen hatte und durch mancherlei Angst und Pein gehemmt wurde, so verbreitete er doch den Samen des göttlichen Wortes. Als aber die Menge der Gläubigen allmählich zunahm und auch die Zahl der Prediger sich vervielfältigte, da erhoben sich auch wieder schnell die Kirchen und ergoß sich vielfältig die Lehre, welche er verkündete. Er erbaute ein Kloster an einem Orte, der da Ordorp*) heißt, und sammelte hier eine Schar von Knechten Gottes und Mönchen von der höchsten Heiligkeit des Lebenswandels, welche nach dem Beispiele der Apostel mit eigener Hand in emsiger Arbeit Brot und Kleidung sich erwarben.

Der Ruhm seiner heiligen Predigt verbreitete sich in alle Welt und wuchs so sehr, daß sein Name schon fast durch ganz Europa genannt wurde und aus den Ländern Britanniens zu ihm die Knechte Gottes in großer Menge zusammenströmten, Männer, die im Lesen und Schreiben wohl unterrichtet waren. Von diesen unterwarfen sich die meisten seiner Leitung und riefen das Volk an vielen Orten zurück von den Irrlehren des Heidentums. Andere wieder verkündeten in dem Lande der Hessen, andere auch in Thüringen weit und breit zerstreut unter dem Volke in Gauen und Dörfern das Wort des Herrn.

Und da nun eine ungeheure Menge von beiden Völkern die Sakramente des Glaubens empfangen hatte und viele Tausende von Menschen getauft waren, und da Papst Gregorius, seligen Angedenkens, des apostolischen Stuhles Zweiter, gestorben war und der ruhmreiche jüngere Gregor**) auf dem genannten Stuhle und dem erhabenen päpstlichen Throne saß, gingen von neuem des Bonifatius Boten nach Rom, begrüßten den heiligen Bischof des apostolischen Stuhles und sprachen ihm von den Banden der Freundschaft, welche in früherer Zeit sein heiliger Vorgänger in seiner Gnade mit Bonifatius und seiner Gemeinde geschlossen hatte. Aber sie fügten auch hinzu, wie Bonifatius in Zukunft dem apostolischen Stuhle in frommer Demut ergeben sein werde, und baten alsdann, wie ihnen aufgetragen worden war, daß er auch fernerhin der Freundschaft und Gemeinschaft

*) Ohrdruf, südl. von Gotha.
**) Gregor III. 731—741.

mit dem heiligen Bischof und dem ganzen apostolischen Stuhle demütig unterworfen sein dürfe. Sogleich gab der heilige Vater eine gnädige Antwort und beschenkte mit seiner und des apostolischen Stuhles Gemeinschaft und Freundschaft sowohl den heiligen Bonifatius wie auch seine Untergebenen. Auch nahm er das erzbischöfliche Pallium und entließ die Gesandten mit diesem, mit Geschenken und verschiedenen Reliquien der Heiligen ehrenvoll in ihr Vaterland. Als nun aber die Boten heimkamen und die gnädige Antwort des apostolischen Mannes an Bonifatius überbrachten, da wünschte er sich Glück, daß er durch die Hilfe des apostolischen Stuhles also gestärkt sei, und erbaute, durch den Beistand der göttlichen Gnade begeistert, dem Herrn zwei Kirchen, die eine zu Frideslare, welche er zu Ehren des heiligen Apostelfürsten Petrus weihte, die andere zu Amanaburch*) zu Ehren des heiligen Erzengels Michael. Zwei Klösterlein fügte er den beiden Kirchen zu und versammelte in ihnen eine nicht geringe Menge von Dienern Gottes, so daß dort bis zum heutigen Tage Ruhm und Preis und Danksagung dem Herrn demütigen Herzens dargebracht wird.

Nachdem er dies alles den Vorschriften gemäß vollendet hatte, zog er in das Land der Bayern zu Zeiten des Herzogs Hucpert, übte hier das Amt der Predigt mit großem Fleiße und wanderte umher, viele Kirchen zu besuchen. Und mit so großem Eifer gottgegebenen Mutes wurde er gewaffnet, daß er einen Schismatiker, der durch die Bosheit der Ketzerei geblendet worden war, Eremwulf mit Namen, nach den kanonischen Bestimmungen verurteilte und ausstieß und das Volk von seiner sündhaften ketzerischen Irrlehre zum Besseren geleitete. Darauf wanderte er zu den Brüdern, welche in seiner Diöcese seiner Leitung untergeben waren, zurück, denn er hatte nach den Worten des Apostels**) Verlangen, zu seinen Brüdern zu kommen."

Zum dritten Male begab sich Bonifatius nach Rom im Jahre 738, wohl um sich für die weiteren kirchlichen Einrichtungen der Zustimmung des Papstes zu versichern. Einen großen Teil des Jahres verbrachte er, von dem Papste geehrt und den Römern gefeiert, in der heiligen Stadt. Dann ging er nach Bayern, um hier das Wort Gottes zu predigen und eingerissene Unordnungen zu beseitigen. Mit Erlaubnis Herzog Odilos (737—748) teilte er das Land in die vier Sprengel von Salzburg, Freising, Regensburg und Passau und kehrte darauf nach dem nordwestlichen Deutsch-

*) Fritzlar und Amöneburg in Hessen.
**) Röm. 15, 23.

land zurück, um auch hier die Einrichtung von Bistümern vorzubereiten. In jene Zeit fällt ein wichtiges Ereignis. Der Majordomus Karl Martell, welcher das abendländische Christentum vor den Angriffen der Araber durch die Schlachten bei Tours und Narbonne gerettet hatte, starb. Karl, welcher die Herrschaft an Stelle der schwachen Merowinger führte, war der Schützer des Bonifatius gewesen, denn, ein weitschauender Staatsmann wie Feldherr, hatte er wohl erkannt, daß nur durch die Bekehrung zum Christentum das östliche Frankenreich politisch im Bunde mit dem Westen bleiben könnte. Jetzt schied Karl aus dem Leben, ehe er noch nach all seinen ruhmvollen Kämpfen zu einer planmäßigen Organisation des Reiches gelangt war, und an seine Stelle traten seine Söhne, Karlmann in Austrasien und Pippin in Neustrien. Beide setzten das Werk ihres Vaters fort, und wie sie bemüht waren, ihre weltliche Macht zu sichern, so faßten sie auch die Ordnung und Reform der fränkischen Kirche ins Auge. Keines besseren Mannes konnten sie bei diesen Bestrebungen sich bedienen als des Bonifatius, in dessen Leben jetzt mit dieser neuen Aufgabe ein Wendepunkt eintrat. Der Apostel, der bis dahin lediglich den Glauben verkündend das Land durchzogen hatte, wurde der Gehilfe und Ratgeber der fränkischen Herzöge. Es war ein schweres Werk, welches auf Winfrids Schultern hiermit gelegt wurde. Es galt nicht bloß, der Roheit einer durch lange Kriege verwilderten Geistlichkeit gegenüber zu treten, sondern es handelte sich auch darum, die fränkische Kirche dem römischen Primat unterzuordnen und dabei die Abneigung zu überwinden, welche man den angelsächsischen Geistlichen im Frankenreiche entgegen trug. In dieser engen Verbindung mit den fränkischen Fürsten hat Bonifatius noch Großes geschaffen. Zunächst lag es ihm am Herzen, die Organisation der Bistümer zu vollenden. Vier Bistümer gedachte er zu gründen, Erfurt für Nordthüringen, Büraburg für Hessen, Würzburg für Thüringen südlich des Waldes und Eichstädt für den Südosten. Die Errichtung von Erfurt unterblieb freilich, wohl weil der Ort damals zu unbedeutend war, und Büraburg, auf dem Bürberge bei Fritzlar, ließ man aus demselben Grunde wieder eingehen. Aber Würzburg und Eichstädt wurden wirklich gestiftet und haben sich bis auf die Gegenwart erhalten. Zu gleicher Zeit mit der Gründung der Bistümer begann Bonifatius eine andere geistliche Stiftung zu erwecken, die von hoher Bedeutung werden sollte, das Kloster zu Fulda, dessen Entstehen wir aus einem umfänglichen Berichte in Eigils Leben des Abtes Sturmi kennen lernen werden.

So hatte Bonifatius Bewundernswürdiges erreicht, und voll Zufriedenheit konnte er auf sein Werk zurückblicken. Gegenden, welche bis jetzt kaum der Fuß eines Apostels betreten hatte, bekannten sich zum Christentum, wilde Schößlinge, welche am Stamme des Glaubens empor wucherten, waren gewaltsam beseitigt worden und die Kirchen der Iro-Schotten und Franken, welche zusammenhanglos neben einander nicht stark genug ihre Kräfte zu entfalten vermochten, durch strenge Zucht vereint und in Zusammenhang mit Rom, dem Herde der Kultur und des Glaubens, gesetzt. Aber mancherlei drückte doch den Glaubensboten tief darnieder. Die Verbindung mit Karlmann und, als dieser ins Kloster ging, mit seinem Bruder Pippin zwang ihn vielfach, seine Wünsche den gebietenden Forderungen fränkischer Politik nachzustellen. Manche Enttäuschung mußte der Greis verwinden. Köln hatte er sich als seinen erzbischöflichen Sitz ausersehen, aber die Rücksicht auf die kirchliche Ordnung in dem damals eben erworbenen Alemannenreiche bewog Pippin, ihm das jenem Lande näher liegende Mainz anzuweisen. Nicht als ein Diener der Kirche, sondern als ein fränkischer Unterthan mochte er sich erscheinen, und war auch der Papst mit seinem Wirken zufrieden, sicher ist es, daß die Neuordnung der Kirche nicht dem Ideal entsprach, das Bonifatius einst sich erträumt. Er sehnte sich aus dem ränkevollen Treiben zurück zu seiner Mission, dem eigentlichen Werke seines Lebens, dem er seine Mannesjahre geopfert.

Bei der Wiederaufnahme seiner Aufgabe sollte ihn der Tod erreichen. Willibald erzählt:

„Da er nun allen Ständen den Spiegel des kanonischen Gesetzes zum Muster eines guten Lebenswandels vorgehalten und allen den Weg der Wahrheit gezeigt hatte, faßte er, gebeugt durch das Greisenalter, für sich und seine Schwachheit einen heilsamen Entschluß und gab nach den Bestimmungen der kirchlichen Vorschriften den Völkern Lehrer und Hirten, damit bei seinen Lebzeiten wie nach seinem Tode das Volk der heilbringenden Thätigkeit der Hirten nicht entbehre. Zwei Männer von trefflichem Walten erhob er zur bischöflichen Würde, Willibald und Burchard, und teilte ihrer Aufsicht die ihm übergebenen Kirchen im Innern Ostfrankens und Bayerns zu. Dem Willibald übertrug er als Hauptsitz seines Sprengels einen Ort, der Eichstat heißt, dem Burchard aber gab er an einem Orte, der Wirzaburch heißt, Amt und Würde und übertrug seiner Aufsicht die Kirchen in den Grenzländern der Franken, Sachsen und Slaven. Und bis zu dem glorreichen Tage seines Hinscheidens

wies er ununterbrochen den Völkern den schmalen Pfad, der zum himmlischen Reiche führt.

Als aber Pippin, der glückliche Nachfolger seines Bruders, durch die Gnade des Herrn die königliche Herrschaft über die Franken übernommen und in kurzer Zeit den Aufruhr der Völker unterdrückt hatte, begann er sorgfältiger die vor Gott abgelegten Gelübde zu erfüllen, den Synodalbeschlüssen sogleich Kraft zu verleihen und den Kirchendienst, der von seinem Bruder nach der Ermahnung des heiligen Erzbischofs Bonifatius begonnen worden war, zu vollenden. Auch pflegte er den Mann Gottes selbst durch freundliche Begegnung und Ehren auszuzeichnen und seinen Vorschriften im Herrn zu gehorchen. Als nun zu dieser Zeit der heilige Mann, durch die Schwachheit seines Leibes beschwert, nicht mehr alle Synodalversammlungen zu besuchen vermochte, entschloß er sich jetzt auf das Zureden und den Rat des ruhmreichen Königs Pippin einen passenden Diener über seine Herde zu setzen. Und er bestellte den Lullus, seinen mit reichen Anlagen des Geistes ausgerüsteten Schüler, auf daß er die große Menge des Volkes lehre, erhob ihn zum Bischof, weihte ihn und übergab ihm das Erbe, das er in ausdauernder Arbeit um Christi willen erworben hatte. Er war sein im Herrn getreuer Begleiter auf seinen Wanderungen gewesen und ein Zeuge in beiden, im Leiden und im Troste.

Da aber der Herr seinen Knecht der Versuchung dieser Welt entziehen und von der Angst und Not des zeitlichen Lebens erlösen wollte, bestimmte er nach seinem Willen, daß Bonifatius und die Knechte Gottes mit ihm nach Friesland zögen, das einst von ihm mit dem Körper, nicht aber mit dem Herzen verlassen worden war, so daß er an derselben Stelle, wo er zuerst zu predigen anhob und seine Ernte begann, auch aus dem Leben scheiden und seinen Lohn empfangen sollte.

Aber mit wunderbarer, gleichsam prophetischer Weissagung verkündete der Apostel dem Bischof Lullus den Tag seines Hinganges, teilte ihm mit, in welcher Weise er von hinnen scheiden werde, und unterwies ihn genau im Bau der Kirchen und der Lehre des Volkes. ‚Mein Wunsch ist es,‘ so sprach er, ‚die Wanderung, die mir bestimmt ist, zu vollenden. Nichts kann mich zurückhalten von der ersehnten Reise, denn schon steht der Tag meiner Auflösung bevor und naht die Zeit meines Heimganges. Bald werde ich, befreit von den Banden des irdischen Leibes, eingehen zum Lohne der ewigen Vergeltung. Aber du, mein geliebter Sohn, führe den von mir in Thüringen begonnenen Kirchenbau zu Ende und

rufe ohne Aufhören das Volk von den Abwegen des Irrtums zurück. Vollende den von mir an der Fulda begonnenen Bau einer Basilika und dorthin führe auch meinen durch vieler Jahre Lauf gealterten Leib!' Dieser Rede fügte er noch weitere Worte der Art hinzu, indem er sagte: ‚Mein Sohn, sorge in deiner klugen Umsicht dafür, daß alles, was uns auf dieser unserer Reise notwendig ist, zusammengelegt werde. Aber auch ein Leintuch thue in meine Bücherkiste, darin mein verfallener Leib gelegt werde.'

Als der Bischof Lullus über solchen Jammer seine Seufzer nicht zurückhalten konnte, sondern sogleich in Thränen ausbrach, endete der heilige Bonifatius dies Gespräch und kam auf andere Dinge zu sprechen. Wenige Tage darauf ließ er sich aber von der geplanten Reise nicht mehr zurückhalten, sondern rief seine Gefährten zu sich, bestieg ein Schiff und fuhr den Rheinstrom hinunter, nur des Nachts einen Hafen aufsuchend, bis er in der Friesen wasserreiches Land gelangte und über jenen See, der in ihrer Sprache Älmere*) heißt, wohlbehalten kam und rings umher die noch nicht vom göttlichen Samen befruchteten Ufer durchforschen konnte. Da er nun den Fährnissen der Flüsse, des Meeres und der großen Seen entgangen war, begab er sich, bisher von keiner Not getroffen, in die Gefahr und besuchte das heidnische Volk der Friesen.

Er zog aber durch ganz Friesland und verkündete, nachdem er den heidnischen Götzendienst und des Heidentums Irrlehre zerstört hatte, ohne Aufhören das Wort des Herrn und erbaute nach der Vernichtung der Götzenbilder mit heißem Eifer Kirchen. Schon hatte er viele Tausend Menschen getauft, Männer, Frauen und Kinder, mit Beihilfe seiner Gefährten, des Chorbischofs Eoban, den er sich, nachdem er ihm das Bistum in der Stadt Trehct**) über die Friesen gegeben, zum Genossen erwählt hatte, und der Presbyter und Diakonen, deren Namen folgendermaßen lauteten: Wintrung, Waltheri und Äthelheri, welche mit dem priesterlichen Amte eines Presbyters betraut waren, Hamund, Scirbald und Bosa, die des Dienstes der Leviten walteten, und Wacchar und Gundaecer, Illehere und Hathowlf, welche oblagen dem klösterlichen Dienste der Mönche.

Derart aber streuten jene das Samenkorn des ewigen Lebens mit dem heiligen Bonifatius weit und breit durch das Volk aus unter Gottes

*) Der Zuydersee, „das edle Meer".

**) Utrecht.

gnädigem Beistande, daß ihnen, die nach der Vorschrift der apostolischen Lehre ein Herz und eine Seele waren, auch eine und dieselbe Palme des Märtyrertums und der Lohn eines Triumphes zu teil wurde.

Als nun, wie wir erzählt haben, durch das Friesenland des Glaubens Licht leuchtete und das Lebensende des heiligen Mannes sich nahen sollte, schlug er am Ufer des Flusses, der Bordne*) heißt und im Gebiete derer liegt, welche in der Sprache des Landes Ostar und Westeräche heißen, nur von der Schar seiner Getreuen begleitet, seine Zelte auf. Er hatte aber den festlichen Tag der Firmelung und Handauflegung der Neugetauften durch den Bischof dem Volke angekündigt, das schon weit und breit zerstreut war, und ein jeder war nach seinem Hause zurückgekehrt, um nach dem Willen des heiligen Bischofs sich zusammen mit allen anderen an dem für die Firmelung festgesetzten Tage wieder einzufinden.

Der bestimmte Tag brach an, und die lichte Morgenröte erglänzte mit der aufgehenden Sonne, aber anstatt der Freunde eilten Feinde und anstatt der neuen Bekenner des Glaubens Häscher herbei, denn eine große Menge von Feinden stürmte, die Waffen schwingend und bewaffnet mit Lanze und Schild, ins Lager. Plötzlich dringen von der anderen Seite die Mannen aus dem Lager hervor, überall suchen sie nach Waffen und bemühen sich, die zu Märtyrern Bestimmten gegen die wütende Macht des rasenden Volkes zu sichern, aber der Mann Gottes rief, als er den Lärm des tobenden Haufens hörte, sogleich seine Kleriker zu sich, ergriff die Reliquien der Heiligen, welche er ohne Unterlaß mit sich zu führen gewöhnt war, und schritt aus seinem Zelte hervor. Und alsogleich schalt er seine Mannen, verbot ihnen die Gegenwehr und sagte: ‚Lasset ab, ihr Männer, vom Kampfe und thut die Waffen des Krieges von euch, denn es lehrt in Wahrheit das Zeugnis der Schrift, nicht Böses mit Bösem, sondern Böses mit Gutem zu vergelten! Jetzt endlich ist der lang ersehnte Tag herbeigekommen, und ist die herrliche Zeit unseres Abscheidens vorhanden**). Darum seid stark im Herrn und traget mit Dankbarkeit, was er uns in seiner Gnade sendet! Hoffet auf ihn, denn er wird eure Seele erlösen!‘ Aber auch zu den nahestehenden Presbytern und Diakonen und Männern niederen Grades, die dem Dienste Gottes unterthan waren, sprach er Worte väterlicher Ermahnung: ‚Männer und Brüder, seid tapferen Mutes und fürchtet euch nicht vor

*) In der Nähe des heutigen Dokkum. **) 2. Timoth. 4. 6.

denen, welche den Leib töten, die Seele aber, welche unvergänglich währen wird, nicht zu töten vermögen*). Freuet euch im Herrn und befestigt den Anker eurer Hoffnung in Gott, denn sogleich wird er euch den Lohn ewiger Wiedervergeltung geben und euch in den himmlischen Höfen einen Wohnsitz anweisen neben den hohen Engeln. Seid nicht Knechte der niedrigen Freuden dieser Welt, erfreut euch nicht an den hinfälligen Ehren der Menschen, sondern ertraget mit Standhaftigkeit den hier drohenden zeitlichen Tod, damit ihr mit Christus herrschen könnet in Ewigkeit!' Mit solchen Worten der Ermahnung und Lehre trieb er seine Schüler an, die Krone des Märtyrertums sich zu verdienen!

Sogleich aber warf sich der wütende Haufe der Heiden über sie mit Schwertern und in voller Kriegsrüstung und befleckte seine Leiber mit dem heiligen Blute der Märtyrer**)."

Der Presbyter Willibald läßt die Mörder, trunken von dem Weine, den sie im Lager fanden, einander töten und so das Strafgericht selbst an sich vollziehen. Die Kunde aber von dem Tode des Apostels verbreitete sich alsbald durch die Gaue Deutschlands und rief einen ungeheuren Eindruck hervor. Als die Leiche unter großen Feierlichkeiten rheinaufwärts nach Mainz und von da nach Fulda gebracht wurde, strömte ehrfurchtsvoll das Volk von allen Seiten herbei, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen, und auch die Männer, welche ihm im Leben feindlich gegenüber gestanden hatten, mußten jetzt, wo der verklärende Tod so manche Härte vergessen machte, die der Lebende gegen abweichende Meinungen gezeigt, die Bedeutung des Dahingeschiedenen erkennen.

Noch bleibt uns übrig, der Gründung des Klosters zu Fulda zu gedenken, zu welcher Bonifatius zu gleicher Zeit, als er sich mit der Ordnung der deutschen Bistümer beschäftigte, Anregung gab. Von Jugend auf war der Apostel an das Klosterleben gewöhnt, und so mochte er wohl, als sein Werk nahezu vollendet schien und zugleich manche harte Enttäuschung ihn traf, daran denken, fern vom Getümmel der Welt, in der Waldeinsamkeit sich eine Stätte zu bereiten, wo er den Rest seines Lebens in frommen Bußübungen zubringen könnte. Aber noch ein anderes Verlangen trieb ihn zur Stiftung des Klosters. Schon als Knabe hatte sich Winfrid in klösterlicher Stille mit den Wissenschaften beschäftigt und solche Fortschritte gemacht, daß der Ruf seiner Gelehr-

*) Matth. 10. 28.
**) Am 5. Juni 755.

samkeit sich rasch verbreitete und er bald zu einem gefeierten Lehrer wurde. Während seiner Thätigkeit in Deutschland hat er nie aufgehört, mit seinen Schülern in England einen regen Verkehr zu unterhalten und auf sie einzuwirken, er selbst aber war gezwungen gewesen, auf die ihm so lieb gewordene Beschäftigung zu verzichten. Jetzt gedachte er nun zugleich in dem Kloster eine Bildungsstätte für Geistliche hervorzurufen, und zu einer solchen schien die Einsamkeit im Buchonischen Walde geeigneter als die älteren Stiftungen zu Amöneburg, Fritzlar und Ohrdruf. Die Hoffnungen, mit welchen einst Bonifatius die Gründung des Klosters zu Fulda begrüßte, sind später über seine Wünsche hinaus in glänzende Erfüllung gegangen, denn die neue Stiftung wurde nicht bloß eine Stätte frommer Andacht und eine Schule der Geistlichkeit, sondern Künste und Wissenschaften gediehen in den Mauern des Klosters, welchem später das Grab des Apostels noch höhere Bedeutung verlieh, zu so hoher Blüte, daß von hier aus ein Jahrhundert lang das Licht des christlichen Glaubens und der Bildung über ganz Deutschland leuchten konnte.

Mit der Auswahl einer passenden Stelle wurde Sturmi beauftragt, den Bonifatius als Knaben aus Bayern mit nach Fritzlar gebracht hatte und hier erziehen ließ. Zum Priester geweiht, hatte Sturmi drei Jahre lang des Predigtamtes gewartet, als ihn ein innerer Drang zu Bonifatius führte und ihn die Bitte aussprechen ließ, daß es ihm gestattet sein möchte, in der Einsamkeit sich ganz dem Herrn hingeben zu dürfen. Damals war es, daß der Apostel ihn hieß, eine Stätte für ein neues Kloster zu suchen. Die Wanderungen, welche der Priester zu diesem Zwecke unternahm, sind für uns deshalb besonders merkwürdig, weil sie uns einen Einblick in die damalige Beschaffenheit der Gegenden an der Fulda gewähren. Es ist ein anschaulicher Bericht über die Reisen Sturmis von seinem Schüler und Biographen Eigil geschrieben worden, der ihm in der Leitung des Klosters zu Fulda folgte.

Wir heben aus dieser Erzählung diejenigen Abschnitte hervor, welche von Sturmis Versuchen, eine für die Klostergründung geeignete Stätte zu finden, handeln.

Eigil*) erzählt:

„Als er fast drei Jahre hindurch durch Lehre und Taufe im Volke seines priesterlichen Amtes gewartet hatte, da erwachte durch Eingebung

*) Vita S. Sturmi 4—10. 13. Mon. Germ. SS. II. Gesch. d. d. Vorz., Heft 44.

Gottes in seinem Herzen der Gedanke, das harte und rauhe Leben eines Einsiedlers zu führen. In jedem Augenblicke, jeder Stunde bewahrte er diesen drängenden Gedanken in seiner Brust, bis er, gestärkt durch die Mahnung des Herrn, dem Manne Gottes Bonifatius, dem Erzbischof, seinem geistlichen Lehrer, enthüllte, was im Geheimen er beschlossen hatte. Es erkannte aber der heilige Mann, daß diese Eingebung von Gott herrühre, und indem er sich freute, daß der Herr ihn begnadet hatte, jenen zu unterweisen, unterstützte er freudig und bereitwillig seinen Plan. Er gab ihm darauf zwei Gefährten mit, unterwies sie alle mit Eifer, betete, sprach den Segen über sie und sagte: „Ziehet hin in die Einöde, welche Buchonia*) heißt, und forschet nach einem Orte, der geeignet ist, die Knechte Gottes zu beherbergen, denn Gott ist mächtig, seinen Dienern in der Wüste eine Stätte zu bereiten.‘ So wanderten denn jene davon in die Wüste und betraten die wilden Gefilde der Einöde, sie sahen fast nichts als Himmel und Erde und Bäume von gewaltigem Wuchs und baten in Demut Christus, daß er ihre Schritte zum Pfade des Friedens lenke.

Am dritten Tage kamen sie zu einem Orte, der heutigen Tages noch Hersfeld heißt. Hier beschauten und durchforschten sie die Gegend, flehten zu Christus, daß er die Stätte segnen möge zur Wohnung für sie, und erbauten an jener Stelle, wo jetzt das Kloster liegt, kleine mit Baumrinde gedeckte Hütten. Hier rasteten sie geraume Zeit, mit Fasten und Beten dem Herrn frommen Sinnes dienend.

Nach einiger Zeit verließ voll heiligen Eifers Sturmi die Einöde und wanderte zu dem heiligen Erzbischof Bonifatius, um ihm die Lage des Ortes, die Beschaffenheit des Landes, den Lauf der Gewässer, Quellen und Thäler und alles, was sich sonst noch auf die Örtlichkeit bezog, der Ordnung gemäß auseinander zu setzen. Aufmerksam und voll kluger Erwägung hörte der heilige Mann ihm zu, nahm den Einsiedler mit warmer Liebe auf und hieß ihn eine Zeit lang bei ihm sich aufhalten. Nach der süßen Unterredung aber, die er mit seinem Lehrer hatte, und nachdem reicher Trost aus den heiligen Schriften von ihnen geschöpft worden war, sprach der Bischof also zu ihm: ‚Gefährlich erscheint es mir, den Ort, welchen ihr gefunden habt, wegen der Nachbarschaft des barbarischen Volkes zu bewohnen, denn nahe sind, wie du weißt, jener Stätte die wilden Sachsen. Darum suchet euch tiefer in der Einöde eine andere abgelegenere Wohnstätte, welche ihr ohne Gefahr für euch bewohnen

*) Der ganze Waldstrich von der Wetterau bis zur Rhön.

könnt!' Da zog der heilige Mann Sturmi, allem gehorchend, was ihm vom Bischof befohlen worden war, erfüllt von seinen heiligen Lehren und gestärkt im Geiste, in die Einöde schnell von dannen, voll Eifer, eine Stätte zu suchen. Da er nun zu seinen Gefährten gelangte, fand er sie in ihren Hütten voll Besorgnis auf seine Ankunft wartend, begrüßte sie mit den ihm vom Bischof aufgetragenen Worten des Friedens und brachte ihnen Trost durch seine Ankunft und durch das, was er vom Bischof erzählte. Und nachdem er ihnen ausführlich von den Worten des heiligen Bischofs berichtet hatte, nahm er mit sich zwei von den Brüdern und bestieg ein Fahrzeug, um nach den stromaufwärts liegenden Gegenden zu fahren. So begannen sie entlang der Fulda zu schiffen und beschauten überall die an den Mündungen der Bäche und Quellen gelegenen Orte. Darauf verließen sie ihr Schiff, durchzogen die Gegend rings umher, durchforschten Land, Berge und Hügel und besichtigten alles oberhalb und unterhalb des Flusses, um die Stätte zu finden, die der Herr ihnen zur Wohnung in der Einöde bestimmt hätte. Endlich am dritten Tage erreichten sie einen Ort, wo ein Fluß, die Luodera*) genannt, in die Fulda mündet. Hier kehrten sie mit ihrem Schiffe um und begannen nach der heimatlichen Zelle zurückzuziehen, da sie nichts gefunden hatten, was ihre Blicke befriedigen konnte, ausgenommen, daß sie kurze Zeit an einem Orte verweilten, der Ruochenbach**) heißt. Hier schien ihnen die Gegend für die Knechte Gottes geeignet zu sein, doch glaubten sie nicht, daß der Ort in allen Stücken dem verehrungswürdigen Bischof gefalle. Da sie aber den Fluß hinabfuhren, gelangten sie nach kurzer Zeit zu ihren armseligen Wohnungen. Dort aber baten sie zu allen Zeiten Christus, daß er ihnen die ersehnte Wohnstätte in der Einöde zeigen möge, wo sie nach der Vorschrift des frommen Bischofs Bonifatius gemeinsam in Frieden dem Herrn zu dienen vermöchten, und indem sie so dem Herrn dienend treu ausharrten im Fasten, Nachtwachen und Gebet, hörten sie nicht auf, sich Gottes zu erinnern, indem sie in ihrem Herzen sprachen***): ‚Ich habe den Herrn allezeit vor Augen, denn er ist mir zur Rechten, darum werde ich wohl bleiben.' Auch das Lob Christi tönte ununterbrochen in ihrem Munde und ihrem Herzen, und sie erfüllten die Worte des Psalmisten†): ‚Ich will den Herrn loben allezeit, sein Lob soll immerdar in meinem Munde sein.'

*) Die Ludera.

**) Auf dem rechten Fuldaufer unterhalb der Einmündung der Ludera.

***) Psalm 16, 8. †) Psalm 34, 2.

Zu jener Zeit erinnerte sich der heilige Bischof Bonifatius seines Einsiedlers Sturmi, und indem er bewunderte, was er bei der Erforschung eines zum Kloster geeigneten Ortes gethan, sandte er einen Boten, der ihn auffordern sollte, eilig zu ihm zu kommen. Schnell kam der Bote und fand ihn in seiner Hütte. Ehrerbietig grüßte er ihn und sagte: ‚Unser ehrwürdiger Vater, der Bischof, wünscht dich zu sehen und bittet dich, wenn es dir nicht beschwerlich fällt, zu ihm zu kommen, denn er hat notwendiger Weise mit dir über viele Dinge zu sprechen.‘ Als der eifrige Mann Sturmi diese Worte hörte, antwortete er voll Demut: ‚Ich sage Christus Dank, daß ein so großer Bischof, meiner Niedrigkeit eingedenk, zu mir in die Einsamkeit seinen Boten zu schicken geruht.‘ Darauf berief er die Brüder zu sich und befahl, die Pflicht der Liebe dem Boten gegenüber zu erfüllen. Diese kamen eifrig dem Befehle nach, setzten ihm einen Tisch vor und trugen ihm, was sie an Speise hatten, auf und erbaten für ihn, nachdem er sich gestärkt hatte, die Erlaubnis zur Rückkehr. Da rief der Mann Gottes den Boten zu sich, sagte ihm Dank für seine Mühe und sprach: ‚Grüße den heiligen Bischof Bonifatius von uns, seinen Knechten, mit den Worten des Friedens und melde ihm, daß ich dir, so schnell als ich vermag, folgen werde.‘ Darauf segnete er ihn und erlaubte ihm, davon zu ziehen. Am folgenden Tage aber erbat sich Sturmi, der Mann Gottes, von den Brüdern den Segen und machte sich eilends auf den Weg nach Seleheim*), wo, wie er gehört hatte, der heilige Bischof weilte. Am zweiten Tage aber nach seiner Abreise gelangte er, zu Fuß wandernd, zu dem Bischof, den er in Frideslar antraf. Da nun dem Bischof gemeldet wurde, daß der Einsiedler Sturmi zugegen sei, ließ er ihn sogleich zu sich führen. Demütig warf sich dieser ihm zu Füßen, begrüßte ihn und bat um seinen Segen. Nachdem ihm Bonifatius seinen Segen gegeben und seinen Gruß erwidert hatte, hieß er ihn näher kommen, küßte ihn und befahl ihm, sich an seine Seite zu setzen. Er freute sich mit aller Liebe seiner Ankunft und bat ihn, daß er eine Zeit lang ihm und seiner Gegenwart zu Liebe von dem gewohnten Fasten ablasse. Dies that der Mann Gottes mit großer Bescheidenheit und stimmte aus Ehrfurcht dem hohen Priester und Lehrer zu. ‚Alles,‘ sagte er, ‚halte ich für heilig, was von euch mir auferlegt wird.‘ Sogleich wurde ihm in Gegenwart des Bischofs ein Tisch hingesetzt, Speisen aufgetragen und er in ehrenvoller Weise aufgefordert, zu

*) Großseelheim bei Amöneburg.

essen. Da er sich gesättigt hatte und das Essen abgetragen war, erhob sich der Bischof und führte ihn mit sich an einen einsam gelegenen Ort, wo sie allein zusammen lange Zeit über geistliche Dinge und über den Wandel sich unterhielten. Es war aber der heilige Bischof eifrig bemüht, wie nachher deutlich sich zeigte, das Mönchsleben in der Einsamkeit zu befördern, darum fragte er ihn auch im Laufe des Gespräches, was er in der Erforschung einer Wohnstätte gethan habe. Ihm entgegnete der Einsiedler Sturmi: ‚Wir sind mehrere Tage lang die Fulda aufwärts gefahren, aber nichts haben wir erschaut, was wir euch anempfehlen könnten.‘ Da erkannte denn der heilige Bischof, daß der von Gott bestimmte Ort noch nicht gefunden sei, und prophetischen Geistes sagte er zu ihm: ‚Es giebt eine Stätte in jener Einöde, die Gott auserlesen hat, und so Christus will, wird er sie seinen Knechten zeigen. Darum lasse nicht ab, zu forschen, denn wisse und glaube, daß du die Stätte ganz gewiß finden wirst!‘ Nachdem er ihn so über die Auffindung des Ortes beruhigt, ihn in seiner Liebe zum Mönchsleben gestärkt und im Kampfe des Geistes gegen den Teufel ermuntert hatte, ließ er ihn in die geliebte Einöde heimziehen.

Als nun Sturmi zu seiner Zelle kam, welche in dem oben erwähnten Orte Hersfeld erbaut war, begrüßte er die Brüder, die er hier traf, und setzte ihnen Befehl und Willen des Bischofs auseinander, und da er sich ein wenig bei den Seinen von den Anstrengungen erholt hatte, sattelte er seinen Esel, nahm für die Reise Lebensmittel zu sich und zog allein von dannen, seinen Weg Christus empfehlend, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, und auf seinem Esel sitzend begann er allein durch die stille Einöde zu wandern. Da musterte er eifrig forschend überall mit scharfem Blick gebirgige und ebene Strecken, beschaute Berge, Hügel und Thäler und betrachtete Quellen, Berge und Flüsse. Psalmen führte er im Munde und mit Seufzen flehte er, den Geist auf den Himmel gerichtet, zu Gott, und nur dann ruhete er, wenn die Nacht ihn zur Rast zwang. Wenn er aber übernachtete, schlug er mit dem Eisen, das er bei sich führte, Holz ab und häufte es ringsumher im Kreise zum Zaun zum Schutze seines Tieres, damit es nicht den wilden Tieren, deren es dort eine große Menge gab, zum Opfer fiele. Er selbst aber schlief in Frieden, nachdem er im Namen Gottes das Zeichen des Kreuzes Christi auf seine Stirne gezeichnet hatte. So zog der heilige Kämpfer, gerüstet mit geistlichen Waffen, mit dem Panzer der Gerechtigkeit angethan und die Brust mit dem Schilde des Glaubens bewehrt, das Haupt

mit dem Helm des Heiles geschützt und umgürtet mit dem Schwerte des Wortes Gottes, zum Kampfe wider den Teufel aus.

Darauf wanderte der Gottesmann durch die entsetzliche Einöde, wo er außer wilden Tieren, deren es hier eine ungeheure Menge gab, außer Schwärmen von Vögeln und gewaltigen Bäumen und öden Wildnissen nichts erblickte. Am vierten Tage endlich kam er an der Stelle vorüber, wo jetzt das Kloster liegt, und zog nach den weiter oben gelegenen Gegenden, wo ein Fluß, Gysilaha*) genannt, sich in die Fulda ergießt. Noch ein wenig weiter wandelnd, gelangte er nach Sonnenuntergang an einen Fußpfad, der mit seinem alten Namen Ortesveca**) genannt wurde, und war hier bedacht, sich und seinen Esel gegen nächtliche Angriffe zu sichern. Plötzlich jedoch hörte er in der Ferne ein Geräusch, wußte aber nicht, ob es von Tieren oder Menschen herrührte. Lautlos stand er und eifrig horchend. Wiederum erklang in der Ferne ein Ton. Da aber der Mann Gottes nicht laut rufen wollte, so schlug er mit dem Eisen, das er in seiner Hand führte, an einen hohlen Baum, denn er wurde gewahr, daß Gott ihm einen Menschen zuführte. Jener aber hörte die Schläge, eilte herbei und antwortete mit lauter Stimme, und als sie einander sahen, so begrüßten sie sich. Da aber der Mann Gottes ihn fragte, woher er käme, antwortete er, er komme von Wedereiba***) und führe das Roß seines Herrn Ortes an der Hand. Sie sprachen mit einander und blieben zusammen in jener Nacht. Es war aber jener Mann wohl bewandert in jenen Einöden, und da der Mann Gottes ihm seine Absicht und sein Thun mitteilte, begann er ihm die Namen der Örtlichkeiten zu nennen und den Lauf der Bäche und Flüsse zu beschreiben. Als sie nun an jenem Orte, der mit seinem alten Namen Aichloch†) hieß, verweilt hatten, brachen sie am Morgen ab, segneten einander und sogleich begann der weltliche Mann seines Weges weiter nach dem Grabfeld zu ziehen.

Der Knecht Gottes, Sturmi kehrte von hier zurück, empfahl dem Herrn Christus seinen Weg und alle seine Hoffnung und begann allein nach seiner Weise durch die Wüste zu wandern. Als er Aichloch durchzog, wo ihm das Land wenig gefiel, kam er auch an einen Bach, der heute noch Grezzibach genannt wird. Hier beschaute er sich die Lage

*) Ein wenig oberhalb des Klosters.

**) Ortesweg, der Weg des Ortes, von dem dann die Rede ist.

***) Wetterau.

†) Eichenwald.

des Ortes und die Beschaffenheit der Erde und verweilte kurze Zeit. Von dort aus schritt er ein klein wenig zurück und gelangte nun an den gesegneten und von Gott schon lange vorbereiteten Ort, wo jetzt das heilige Kloster steht. Da nun wurde das Herz des heiligen Mannes Sturmi mit Freude erfüllt, fröhlich und gehoben ging er einher. Denn jetzt erkannte er, daß ihm diese Stätte durch die Verdienste und Gebete des heiligen Bischofs Bonifatius enthüllt worden sei. Er schritt rings umher durch die Gegend und sagte für alles, was er erblickte, Gott seinen Dank, und je weiter und länger er ging, desto mehr wünschte er sich Glück, und da er, erfreut durch die Schönheit des Landes, einen großen Teiles des Tages herumgeschweift und erforscht hatte, segnete er den Ort, bezeichnete ihn sorgfältig und zog freudig von dannen.

Zwei Tage später kam der Mann Gottes nach Hersfeld zurück, wo er seine Genossen mit eifrigem Gebet beschäftigt antraf. Er berichtete ihnen von der Auffindung des Ortes und befahl ihnen, mit ihm dahin zu wandern. Er selbst begab sich, nachdem er die Fürbitte der Brüder erbeten, nach Seleheim, um den Bischof um die Erlaubnis hierzu zu bitten. Als er nun nach wenigen Tagen zu ihm gekommen war und gütige Aufnahme gefunden hatte, begann er ihm den gefundenen Ort unter Lobeserhebungen zu schildern. „Ich glaube,‘ sagte er, ‚daß der Ort, der dir gefällt, nun gefunden ist.‘ Und als er nun die Lage des Ortes, die Beschaffenheit des Landes und den Lauf des Wassers, die noch heute den Bedürfnissen des Klosters genügen, geschildert hatte, erfüllte es den Bischof mit großer Freude. Vereint wünschten sie sich Glück und dankten dem Herrn und hatten zusammen ein langes und süßes Gespräch über das Leben und den Wandel der Mönche.“

Bei der Besitznahme des Bodens stieß Sturmi auf Widerstand, allein Bonifatius wandte sich an Karlmann, und dieser gab dem Kloster den ganzen Eichenwald in der Wildnis Buchonia, ein Gebiet mit einem Umfange von viertausend Schritten im Geviert, zum Eigentum, einen Besitz, der sich durch weitere Schenkungen von Grafen und Herren in kurzer Zeit noch bedeutend vergrößerte.

Wie der Bau des Klosters begonnen wurde, soll uns noch Eigils Bericht erzählen:

„Als nun diese Übertragung bestätigt und jene Stätte aus dem Rechte der Menschen in das Recht Gottes übergegangen war, wanderte der heilige Sturmi nach Drychlar zu den Brüdern, nahm hier sieben Gefährten mit sich und zog dann nach dem Orte, wo jetzt das heilige

Kloster steht, und betrat im Jahre der Fleischwerdung Christi 744, zur Zeit, da die beiden Brüder Karlmann und Pippin in diesem Frankenreiche das Scepter führten, in der zwölften Indiktion, dem zwölften Tage des ersten Monats, den heiligen und schon lange bestimmten Ort. Den Herrn Christus flehten sie an, denselben immerdar zu beschützen und mit seiner unbesiegbaren Macht zu verteidigen, und sie dienten dem Herrn mit dem Gesange heiliger Psalmen, mit Fasten, Wachen und Gebet bei Tag und Nacht und begannen mit eigener Hand den Wald zu fällen und den Ort zu säubern, so gut sie vermochten. Nach zwei Monaten kam der ehrwürdige Erzbischof Bonifatius mit einer großen Menschenmenge zu ihnen, und nachdem er alle Vorteile jenes Ortes erschaut und den unermeßlichen Nutzen desselben erkannt hatte, jauchzte er im heiligen Geiste auf, brachte Christus Lob und Dank, daß er geruht habe, seinen Knechten in der Einsamkeit eine solche Wohnung zu gewähren. Den Männern aber, welche mit ihm an jenen Ort gekommen waren, befahl er an der Stätte, da es ihm und den Knechten Gottes gut erschien, den Wald auszuroden und das Buschwerk zu fällen. Er selbst begab sich nach dem Berge, welcher heute noch Bischofsberg*) genannt wird, wo er zu Gott flehte und mit heißem Eifer in den heiligen Büchern forschte; und deshalb wurde diesem Berge der Name gegeben. Nachdem in einer Woche unzählige Wälder und Bäume gefällt und Rasen zum Kalkbrennen zusammengehäuft war, segnete der Bischof die Brüder, empfahl den Ort dem Herrn und zog mit den Arbeitern, mit welchen er gekommen war, von dannen."

Als die neue Stiftung begründet war, sandte Bonifatius den Abt Sturmi nach Italien, um hier die Einrichtungen des Klosterlebens kennen zu lernen, wie sie der heilige Benediktus von Nursia in dem hochberühmten Kloster zu Monte Casino getroffen hatte. Die Regel Benedikts wurde darauf in Fulda eingeführt.

Es war ein Teil der von Bonifatius im fränkischen Reiche durchgeführten Reform gewesen, daß die Klöster allenthalben unter die Aufsicht der Bischöfe gestellt wurden. Als es sich jedoch darum handelte, dem neuen Kloster zu Fulda seine Stellung anzuweisen, ließ sich der Apostel durch die Vorliebe für seine Lieblingsstiftung bestimmen, die Regel zu durchbrechen. Das Kloster zu Fulda wurde von der Aufsicht des Mainzer Bischofs befreit und unmittelbar unter den Papst gestellt.

*) Der heutige Frauenberg.

Dies hat später zu einem erbitterten Kampfe zwischen den beiden dem Heiligen am nächsten stehenden Schülern, Lullus, dem Bischof von Mainz, und Sturmi, dem Abt des Klosters, geführt. Im Verlaufe dieses Streites wurde Sturmi bei dem Könige des Verrats verdächtigt und in ein anderes Kloster in Gewahrsam gebracht, Fulda selbst, durch den Sturz des Abtes gebrochen, dem Mainzer Erzbischof überantwortet. Später aber gewann Sturmi seine Freiheit und die Gunst des Herrschers wieder und sicherte mit Erfolg die Unabhängigkeit seines Stifts.

Wir schließen hiermit die Darstellung von der Thätigkeit Winfrids, um noch mit wenigen Worten der Bedeutung des angelsächsischen Mönches für die deutsche Geschichte zu gedenken. Bonifatius hat dem deutschen Volke das Christentum verkündet und ihm damit die Bahnen höherer Gesittung erschlossen, das ist sein erstes großes Verdienst. Aber er hat auch durch Begünstigung der Wissenschaft den Weg zu den Schätzen des klassischen Altertums gewiesen und damit dem deutschen Geistesleben auf Jahrhunderte die Richtung gegeben. Endlich aber ist durch seine Mission die Einheit des deutschen Volkes mächtig gefördert worden. Die deutschen Stämme jenseits des Rheines waren von den noch selbständigen Völkern diesseits des Stromes durch nichts mehr geschieden als durch den Glauben, und wie hier das Beharren im Heidentum jede Entwickelung hemmte, so war der christliche Glaube dort ein mächtiger Hebel zur Romanisierung. Bonifatius hat in Bayern und Franken, in Hessen und Thüringen dem Christentum zum Siege verholfen und die kirchliche Organisation durch das ganze Frankenreich im Bunde mit Karlmann und Pippin durchgeführt, und diese Gemeinsamkeit des Glaubens hat die deutschen Stämme enger an einander geschlossen, hat hier das deutsche Volkstum gegen Verwelschung gestärkt und dort höhere Gesittung und Bildung verbreitet. Darum verehrt auch heute noch mit Recht das deutsche Volk in dem angelsächsischen Glaubensboten nicht nur seinen Apostel, sondern es zählt ihn auch voll Dankes zu jenen großen Männern, die seinem Geschick neue, heilbringende Bahnen angewiesen haben.

Bonifatius' Thätigkeit läßt sich dem Walten der ersten Karolinger an die Seite stellen, die sein Missionswerk unterstützten und bei der Aufrichtung und Hebung der Kirche seiner Mitarbeit sich bedienten. Wie jene aus den Trümmern von Chlodowechs Reich eine neue Schöpfung erstehen ließen, wie sie das in zwei Hälften auseinander fallende Reich mit mächtiger Hand zusammenhielten, jede Sonderbestrebung unter-

drückten, dem Ansturme des bis dahin noch unbesiegten Islam Schranken setzten und mit dem römischen Bischof in eine nahe, folgenschwere Verbindung traten, so hat der große angelsächsische Mönch die zersplitterten Kirchen Deutschlands zu einem starken Bunde zusammengefügt, in weiten bis dahin noch vom Heidentum beherrschten Gebieten den Samen des Christentums ausgestreut und die der neuen Lehre gewonnenen Länder mit Rom eng vereinigt. Der fromme Glaubensbote wie die Karolinger waren von germanischer Abkunft und doch war ihre ganze Thätigkeit, entgegengesetzt dem den germanischen Völkern innewohnenden Zuge, in enger begrenzten Kreisen das Leben zu gestalten, auf eine höhere, das ganze Abendland umfassende Einheit, gerichtet. Und auch darin lassen sie sich vergleichen, daß ihr Werk, wie andere schon den Grund gelegt hatten, so auch des Abschlusses entbehrte. Noch war bei einem deutschen Stamme, den Sachsen, das Zeichen des Kreuzes nicht aufgerichtet, noch waren Bayern und Langobarden dem Frankenreiche nicht ganz unterworfen, noch hatte die Vereinigung zwischen Papst und Frankenkönig nicht ihre Vollendung durch die Übertragung der Kaiserkrone erhalten.

Aber schon reifte alles der Wiederherstellung des abendländischen Kaisertums entgegen, der Aufrichtung eines römischen Reiches, in welchem fortan das dem Christentume erschlossene Germanien Kern und Mittelpunkt und nicht mehr eine unterworfene Provinz sein sollte, und schon erstrahlte im Glanze der Jugend der Herrscher, der bestimmt war, seiner Vorfahren und Bonifatius' Werk in gleicher Weise zum Abschluß zu führen und sein Haupt mit der neuen Kaiserkrone zu schmücken.

einzig dastehendes Werk. Dasselbe führt nämlich die Quellen selbstredend ein. Es läßt die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit selbst die deutsche Geschichte erzählen. Dr. Erler versieht nur die den Quellen entnommenen Abschnitte mit kurzen, den Zusammenhang der Ereignisse darlegenden, und wie wir aus der ersten Lieferung ersehen, guten Einleitungen. Das Werk erhält dadurch eine originelle Frische und Wärme des Tons und erschließt der großen Mehrheit des Volkes ein noch unbekanntes Gebiet. Wir sind der Überzeugung, daß auch dieses schöne nationale Unternehmen von den weitesten Kreisen freudig begrüßt und daß es insbesondere dem Geschichtslehrer hochwillkommen sein wird.

(Neueste Nachrichten u. Münchener Anz.)

— — Die Auswahl, welche der Herr Verfasser aus den Quellenschriften getroffen hat, verdient alle Anerkennung, und was die Darstellung betrifft, so hat er recht, wenn er sagt: „Wie unvollkommen oft unsere Quellen auch sein mögen, wie oft sie das Gepräge einer rohen Zeit tragen, in der sie entstanden sind, für alle Mängel entschädigt uns doch der Vorteil, daß sie unter dem unmittelbaren Eindrucke der dargestellten Ereignisse entstanden und daher am ersten geeignet sind, diesen Eindruck auf den Leser weiter zu übertragen.“ Das Werk wird Geschichtslehrern auf oberen Stufen ein vorzügliches Hülfsmittel für die Präparation sein.

(Repertorium der Pädagogik. Ulm.)

Die Klage, daß unsre Jugend weit besser in der Geschichte von Griechenland und Rom zu Hause sei als in der unsern, ist alt, und wenn sich auch in den letzten Jahrzehnten, seit die neuere Geschichtswissenschaft eine kräftige Rückwirkung auf die Schulen äußert, manches in dieser Hinsicht gebessert hat, so wird es in der Hauptsache doch nicht eher anders werden, als bis die deutsche Geschichte ebenso wie die Geschichte des Altertums durch Einführung in ihre Quellen den Lernenden lebensvoller vor Augen gerückt wird. Wir begrüßen daher jeden derartigen Versuch und so auch das Werk, dessen erste Lieferung vor uns liegt, mit Freude. In drei Bänden will der Verfasser die gesamte Geschichte des deutschen Mittelalters in der Gestalt von Auszügen aus den besten Quellen, denen er nichts als einen knappen, verbindenden Text hinzufügt, darstellen. Selbstverständlich ist das Buch nicht für den Gelehrten bestimmt; auch derjenige Geschichtslehrer, der sich mit der Quellenkunde des Mittelalters durch eigenes Studium vertraut gemacht hat, wird es entbehren können, wenn ihm die nötigen litterarischen Hilfsmittel erreichbar sind. Aber wie oft ist dies nicht der Fall, wie oft steht dem Lehrer auch beim besten Willen nicht die Zeit zu Gebote, sich unmittelbar aus den Quellen auf den Unterricht vorzubereiten. Hier ist ihm der Stoff schon geordnet geboten; er kann ihn nicht bloß zu seinem Vortrage benutzen, sondern wird das Buch auch ohne Zweifel mit großem Erfolge seinen reiferen Schülern zum Selbststudium anempfehlen können. Auch für den Geschichtsunterricht in Mittelschulen und Volksschulen kann Erlers Werk, verständig benutzt, sehr nützlich werden. — — Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich, der Preis — es soll in ca. 18 monatlichen Lieferungen à 1 M. erscheinen — überaus mäßig.

(Leipziger Zeitung.)

Die erste Lieferung dieses auf ca. 18 Monatslieferungen berechneten Werkes liegt uns vor; wir haben dasselbe mit größtem Interesse gelesen und uns überzeugt, daß der eigenartige Plan des Verfassers die allgemeinste Beachtung verdient. — — Die Übersetzungen sind gut, so daß sich das Werk vortrefflich liest und in seiner packenden Wirkung sich den Gustav Freytagschen Bildern aus unsrer Geschichte zur Seite stellt; Das Werk soll drei Bände umfassen und die deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Tode Maximilians I. führen. Wir werden auf dasselbe zurückkommen, zweifeln aber schon heute nicht daran, daß das schöne, vom besten nationalen Geiste getragene Werk ein auch durch seine Verbreitung populäres werden wird.

(Hannöverscher Courier.)

Die vaterländische Geschichte nach den historiographischen Quellen der deutschen Vorzeit in treuer Übersetzung und mit passenden Einleitungen zu erzählen, das ist ein durchaus eigenartiges Unternehmen, welches zwar in den meisten Partien sich auf treffliche Vorarbeiten und gediegene Monographien stützen konnte, aber in diesem Umfange erst von dem quellenkundigen Verfasser des originellen Geschichtscyklus ausgeführt wird, dessen 1. Lieferung hier vorliegt. — — Das ungemeine Interesse, welches unsre Zeit tüchtigen Quellenwerken, namentlich solchen, welche Leben und Schicksale unserer Vorfahren vergegenwärtigen, in steigendem Maße entgegenbringt, dürfte auch dieser historischen Anthologie zu gut kommen und derselben eine günstige Aufnahme in den weitesten Kreisen verbürgen.

(Staatsanzeiger für Württemberg. Stuttgart.)

Leipzig, Druck von Otto Dürr.